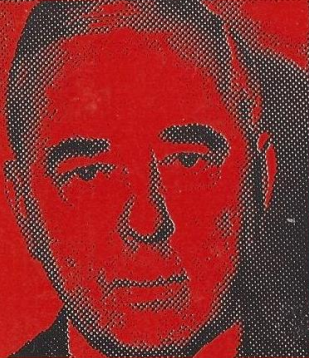


**Rolf
Badstübner
Siegfried
Thomas**

**Entstehung
und
Entwicklung
der BRD
Restauration
und Spaltung**

1945-1955



**Kleine
Bibliothek**

**Pahl-
Rugenstein**

Zweite, durchgesehene Auflage 1979
Erste Auflage 1975 unter dem Titel: Restauration und Spaltung. Entstehung
und Entwicklung der BRD 1945-1955
© 1975/1979 by Pahl-Rugenstein Verlag, Köln. Alle Rechte vorbehalten
Umschlagentwurf: Wolfgang Freitag, Düsseldorf
Archivfotos: Konrad Adenauer, Hermann Josef Abs,
Roben Pferdenges, Ludwig Erhard
Druck: Finnprint, Helsinki
ISBN 3-7609-0156-5
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

| | |
|--|-----|
| <i>Vorwort</i> | 11 |
| I. Die Befreiung des deutschen Volkes vom Hitlerfaschismus und die Besetzung Deutschlands durch die Truppen der Antihitlerkoalition | |
| 1. <i>Die Besetzung Deutschlands</i> | 13 |
| 2. <i>Das Potsdamer Abkommen</i> | 15 |
| 3. <i>Ansätze einer koordinierten alliierten Politik</i> | 23 |
| II. Der Aufschwung des antifaschistisch-demokratischen Ringens des deutschen Volkes | |
| 1. <i>Das Verhältnis des deutschen Volkes zu den Besatzungsmächten</i> | 30 |
| 2. <i>Das politische Kräfteverhältnis</i> | 33 |
| 3. <i>Die Aktionseinheit der Arbeiterklasse</i> | 35 |
| 4. <i>Antifaschistisch-demokratische Bestrebungen bürgerlicher Kreise</i> | 46 |
| 5. <i>Antifaschistisch-demokratische Umwälzungen und die Gründung der SED</i> | 53 |
| 6. <i>Ansätze einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung in den Westzonen</i> | 55 |
| III. Die Kriegszielpolitik der Westmächte gegenüber Deutschland | |
| 1. <i>Imperialistische Politik in der Klemme</i> | 62 |
| 2. <i>Anglo-amerikanische Deutschlandpläne</i> | 65 |
| 3. <i>Die Anfänge des antisowjetischen Kurswechsels</i> | 76 |
| 4. <i>Die Anfänge westlicher Besatzungspolitik</i> | 80 |
| IV. Der Übergang der deutschen Monopolbourgeoisie vom Krieg zum Frieden | |
| 1. <i>Politische Konzeptionen</i> | 89 |
| 2. <i>Konzerne als «Ordnungszellen»</i> | 95 |
| 3. <i>Antipreussentum und «westliche Demokratie»</i> | 99 |
| 4. <i>«Westorientierung» und «Sozialpartnerschaft»</i> | 104 |

V. « . . . die Reichen blieben »

| | |
|---|-----|
| 1. <i>Grosskapital und Grossgrundbesitz</i> | 112 |
| 2. <i>Reorganisation der Unternehmerverbände</i> | 115 |
| 3. <i>Ernährungssabotage und Korruptionsschachmanöver</i> | 121 |

VI. Reaktionäre Entwicklungstendenzen in der Staatsfrage

| | |
|--|-----|
| 7. <i>Die Restauration der reaktionären Verwaltungsbürokratie</i> | 128 |
| 2. <i>Die Torpedierung von Säuberungsmassnahmen und Entnazifizierung</i> | 136 |
| 3. <i>Kompetenzbeschränkungen der gewählten Landtage</i> | 147 |

VII. Die SPD als «dritte Kraft» und die erneute Spaltung der Arbeiterklasse

| | |
|---|-----|
| 1. <i>Rechtssozialdemokratische Positionen in der Nachkriegssituation</i> | 151 |
| 2. <i>Gegen die Aktionseinheit und die Gründung der SED</i> | 161 |
| 3. <i>Die Schwächung der westzonalen Arbeiterbewegung</i> | 166 |

VIII. Die parteipolitische Taktik der grossbürgerlichen Reaktion

| | |
|---|-----|
| 1. <i>Die Rolle reaktionärer Führungskräfte in den bürgerlichen Parteien</i> | 173 |
| 2. <i>Westzonenseparatismus und restaurativer Föderalismus</i> | 178 |
| 3. <i>Losungen und Leitlinien «christlicher* Politik in der ersten Nachkriegsetappe</i> | 185 |
| 4. <i>«Christlicher Sozialismus»? </i> | 197 |
| 5. <i>Rolle und Einfluss der CDU/CSU</i> | 201 |

IX. Anglo-amerikanischer Kurswechsel, Bizone und Machtfrage

| | |
|--|-----|
| 1. <i>Anglo-amerikanischer Kurswechsel</i> | 205 |
| 2. <i>Die Bildung der Bizone und ihre Konsequenzen</i> | 210 |

X. Umfang und Bedeutung der demokratischen Massenbewegung 1946/47

| | |
|---|-----|
| 1. <i>Der Aufschwung des demokratischen Massenkampfes</i> | 217 |
| 2. <i>Der Generalstreik der Ruhrbergarbeiter</i> | 221 |

XI. Die Politik gezielter Zugeständnisse und das Ahlener Programm

1. *Entflechtung und Mitbestimmung* 229
2. *Das Ahlener Programm* 237

XII. Der Übergang zu einer zielstrebigem Politik der Abspaltung der Westzonen und ihre restaurative Ausgestaltung

1. *Der Kalte Krieg, der Marshallplan und Deutschland* 245
2. *Die Konferenz des Rates der Aussenminister in Moskau* 252
3. *Hoover-Bericht und Direktive ICS 1779* 257
4. *Die Bildung des bizonalen Wirtschaftsrates* 261
5. *Die restaurative Offensive* 267

XIII. Das Ringen um eine demokratische Alternative zur restaurativen Separatstaatbildung

1. *Für einen einheitlichen deutschen demokratischen Staat* 277
2. *Für und wider eine nationale Repräsentation* 280
3. *Die Münchner Konferenz der Ministerpräsidenten* 285
4. *Das Verbot der Volkskongressbewegung
und das Dokument «M*»* 290

XIV. Westblock, Londoner Empfehlungen und das Ende des Alliierten Kontrollrats

1. *Die Torpedierung der Londoner Konferenz
und der Ausbau des Wirtschaftsrates* 296
2. *Londoner Konferenz, Brüsseler Pakt und OEEC* 300
3. *Die Londoner Empfehlungen. Das Ende des Alliierten
Kontrollrats* 306
4. *Volksbegehren und Warschauer Konferenz* 309
5. *Die Frankfurter Direktiven* 313

XV. Die Verhinderung gesellschaftspolitischer Veränderungen und die restaurativen Entscheidungen

1. *Die separate Währungsreform* 317
2. *Die Berlin-Krise* 320
3. *Das Gesetz Nr. 75* 325
4. *Unterdrückung fortschrittlicher Landtagsgesetze* 328
5. *Die nichtstattgefundene Bodenreform* 333

XVI. Auf dem Wege zur Bundesrepublik

1. *Die Bildung der NATO* 339
2. *Die Beratungen des Parlamentarischen Rates* 342
3. *Das Ruhrstatut* 347
4. *Verabschiedung von Grundgesetz und Besatzungsstatut* 349
5. *Die Pariser Konferenz der Aussenminister* 357

XVII. Konstituierung der BRD

1. *Wahlen und Regierungsbildung* 364
2. *Das Regierungsprogramm der Adenauer-Regierung* 371
3. *Die Gründung der DDR. Bonner
Alleinvertretungsanspruch* 376

XVIII. Konsolidierung des Herrschaftssystems

1. *Auf- und Ausbau des Staatsapparats* 382
2. *Das 131er Gesetz* 385
3. *Staat und Wirtschaft* 389

XIX. Aussenpolitik im Zeichen der «westeuropäischen Integration»

1. *Das Petersberger Abkommen* 394
2. *Der Schumanplan* 400

XX. Die Remilitarisierung und ihre ersten Folgen

1. *Entscheidung über die Wiederbewaffnung* 409
2. *Der Widerstand gegen die Remilitarisierung
und die Haltung der SPD-Führung* 421
3. *Rehabilitierung der faschistischen Wehrmacht* 429
4. *Verfolgung der Remilitarisierungsgegner* 434

XXI. Restauration der wirtschaftlichen

Macht- und Eigentumsverhältnisse

1. *Ende und Ergebnis der «Dekartellisierung»* 438
2. *Das Ende der «Neuordnungspläne»* 441
3. *Das Betriebsverfassungsgesetz* 444

XXII. Militärische «Integration» und
«Wiedervereinigung»

- | | |
|--|-----|
| 1. <i>EVG und Deutschlandvertrag</i> | 454 |
| 2. <i>Politik der Stärke und «Wiedervereinigung»</i> | 462 |

XXIII. Festschreibung der deutschen Zweistaatlichkeit

- | | |
|--|-----|
| 1. <i>Die Pariser Verträge</i> | 476 |
| 2. <i>Widerstand und Ratifizierung</i> | 481 |

Schluss 490

Literaturübersicht 493

Personenregister 508

Vorwort

Die Frage nach den Ursachen, gesellschaftlichen Wirkungsbedingungen, verantwortlichen Kräften und Mächten für die Verhinderung einer geschichtlichen Wende in den Westzonen Deutschlands nach 1945, für die Durchsetzung einer restaurativen Entwicklung, die Schaffung der BRD und die Aufspaltung Deutschlands in gegensätzliche Staats- und Gesellschaftsordnungen ist nicht nur von historisch-wissenschaftlicher, sondern auch von unmittelbar aktuell-politischer Bedeutung. Heute, nachdem in drei Jahrzehnten irreversible historische Gegebenheiten entstanden sind, geht es nicht mehr darum, diese Spaltung rückgängig machen zu wollen. Aber angesichts des hartnäckigen Festhaltens der Bundesregierung an einer angeblich noch existierenden «Einheit der Nation» und der Verbreitung eines diese Version stützenden Geschichtsbildes ist es nicht unwichtig, die historische Wahrheit über diese jüngste Geschichtsperiode aufzudecken. Es ist auch wichtig zu zeigen, wie es – entgegen dem bei der Mehrheit der Bevölkerung in den Westzonen Deutschlands in den ersten Nachkriegsjahren verbreiteten fortschrittlichen gesellschaftspolitischen Anliegen – zu einer restaurativen Entwicklung kommen konnte und welche Lehren daraus für den antimonopolistisch-demokratischen Kampf zu ziehen sind.

Vorliegende Publikation möchte eine Antwort auf diese Fragen geben.

Forschungsgegenstand und zur Verfügung stehender Raum zwingen zu einer thematischen Beschränkung auf die Darlegung von Grundlinien und Grundfragen, Schwer- und Knotenpunkten der Entwicklung. Eine umfassende marxistische Gesamtdarstellung der Entstehung und Entwicklung der BRD, in der vieles detaillierter

bzw. viel mehr Einzelfragen behandelt werden können, steht noch aus. Auch müssen noch viele Einzeluntersuchungen vorgenommen werden, eine Aufgabe, die unter den in der BRD herrschenden Verhältnissen und dem versperrten Zugang zu Quellenmaterial für marxistische Forscher jedoch in absehbarer Zeit kaum bewältigt werden kann.

Die Verfasser konnten sich auf frühere Publikationen stützen, vor allem auf die beiden Bücher:

Rolf Badstübner: Restauration in Westdeutschland 1945 bis 1949, Berlin 1965, und Rolf Badstübner/Siegfried Thomas: Die Spaltung Deutschlands, Berlin 1966.

Aus ihnen konnten einige Abschnitte und Passagen – auf den neuesten Stand gebracht – übernommen werden. Die Teile des Manuskripts bis 1949 wurden von Rolf Badstübner, von 1949 bis 1955 von Siegfried Thomas ausgearbeitet bzw. fertiggestellt.

Bei dieser Arbeit erwies das Werk «Klassenkampf – Tradition – Sozialismus. Von den Anfängen des deutschen Volkes bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik. Grundriss, Berlin 1974» seine grundlegende Bedeutung, vor allem in konzeptioneller Hinsicht. Der Anmerkungsapparat wurde so knapp wie möglich gehalten.

Wir danken allen, die durch Hinweise und durch wissenschaftlich-technische Arbeiten die Fertigstellung des Manuskriptes förderten.

Die Verfasser

I. Die Befreiung des deutschen Volkes vom Hitlerfaschismus und die Besetzung Deutschlands durch die Truppen der Antihitlerkoalition

1. Die Besetzung Deutschlands

Im Mai 1945 war der faschistische deutsche Staat, der angetreten war, Deutschland zu einer Weltmacht zu expandieren, unter den Schlägen der Sowjetarmee und der mit ihr in der Antihitlerkoalition verbündeten Armeen völlig zerschlagen. Reichsregierung und Wehrmacht kapitulierten bedingungslos. Deutschland wurde von den Truppen der Antihitlerkoalition vollständig besetzt und in Besatzungszonen aufgeteilt. Die Oberbefehlshaber der Sowjetunion, der USA, Grossbritanniens und Frankreichs übten in ihren Besatzungszonen die oberste Regierungsgewalt aus. Ein Alliiertes Kontrollrat in Berlin hatte die Zuständigkeit in allen Deutschland als Ganzes betreffenden Angelegenheiten und die Aufgabe, die Politik der Besatzungsmächte zu koordinieren. Die Besetzung Deutschlands bedeutete, wie die vier Mächte in einer Erklärung in Anbetracht der Niederlage Deutschlands am 5. Juni 1945 feststellten, nicht seine Vernichtung oder Annexion oder eine Versklavung des deutschen Volkes. Die Ausübung der obersten Regierungsgewalt durch die Besatzungsmächte wurde notwendig, weil es zurzeit der Kapitulation nicht möglich war, sofort eine repräsentative deutsche antifaschistische Regierung zu bilden, die über einen Verwaltungsapparat verfügte, der Ordnung und Sicherheit und die Erreichung der Ziele des Kampfes der Völker der Antihitlerkoalition gewährleistete. Eine demokratische deutsche Verwaltung musste von den Gemeinden und Ländern her neu aufgebaut werden. Besetzung und Ausübung der obersten Regierungsgewalt durch die Alliierten dienten dem Zweck, die alliierten Kriegsziele durchzusetzen. Sie waren hinsichtlich Deutschlands auf der Gipfelkonferenz von Jalta vom Februar 1945 folgendermassen umrissen worden:

«Es ist unser unbeugsamer Wille, den deutschen Militarismus und Nationalsozialismus zu zerstören und dafür Sorge zu tragen, dass Deutschland nie wieder imstande ist, den Weltfrieden zu stören. Wir sind entschlossen, alle deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen; den deutschen Generalstab, der wiederholt die Wiederaufrichtung des deutschen Militarismus zu Wege gebracht hat, für alle Zeiten zu zerschlagen; sämtliche deutschen militärischen Einrichtungen zu entfernen oder zu zerstören; die gesamte deutsche Industrie, die für militärische Produktion benutzt werden könnte, zu beseitigen oder unter Kontrolle zu stellen; alle Kriegsverbrecher vor Gericht zu bringen und einer schnellen Bestrafung zuzuführen sowie eine in gleichem Umfang erfolgende Wiedergutmachung der von den Deutschen verursachten Zerstörungen zu bewirken; die Nationalsozialistische Partei, die nationalsozialistischen Gesetze, Organisationen und Einrichtungen zu beseitigen, alle nationalsozialistischen und militärischen Einflüsse aus den öffentlichen Dienststellen sowie dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes auszuschalten und in Übereinstimmung miteinander solche Massnahmen in Deutschland zu ergreifen, die für den zukünftigen Frieden und die Sicherheit der Welt notwendig sind.

Es ist nicht unsere Absicht, das deutsche Volk zu vernichten, aber nur dann, wenn der Nationalsozialismus und Militarismus ausgerottet sind, wird für die Deutschen Hoffnung auf ein würdiges Leben und einen Platz in der Völkergemeinschaft bestehen.»¹

Die Ausrottung von Nazismus und Militarismus mitsamt ihren gesellschaftlichen Grundlagen war nicht eine Deutschland von den Siegermächten oktroyierte Aufgabe, sondern entsprach dem Grundanliegen des deutschen Volkes, den Wünschen und Bestrebungen nach Entmachtung derjenigen Kräfte der deutschen Vergangenheit, die Deutschland wiederholt in Kriege und nationale Katastrophen gestürzt hatten. Die Völker der Antihitlerkoalition hatten einen gerechten Krieg gegen die Aggressionen des deutschen Faschismus und Militarismus geführt, der durch einen gerechten und

¹ Amtsblatt des Kontrollrates in Deutschland. Ergänzungsblatt Nr. 1. Sammlung von Urkunden betreffend die Errichtung der Alliierten Kontrollbehörde, Berlin (1946), S. 4.

dauerhaften Frieden gekrönt werden sollte. Trotz der riesigen Verbrechen, die im Namen Deutschlands an den Völkern begangen worden waren, trotz der Mitschuld der Mehrheit des deutschen Volkes wurde Deutschland am Ende des Zweiten Weltkrieges kein Rache- und Diktatfrieden nach dem Muster von Versailles auferlegt. Das war ein Ausdruck des veränderten internationalen Kräfteverhältnisses, der kriegsentscheidenden Rolle der Sowjetunion, ihrer Macht und ihres internationalen Einflusses sowie des Einflusses des Befreiungskampfes der Völker auf Verlauf und Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges. Natürlich musste das deutsche Volk – auch unter den harten Nachkriegsbedingungen – Wiedergutmachungsleistungen erbringen. Die antifaschistisch-demokratischen Kräfte des deutschen Volkes betrachteten das als eine Ehrenpflicht und als unbedingte Notwendigkeit, um das moralische Ansehen des deutschen Volkes wieder herzustellen. Im Interesse der Sicherheit des neuen Polens und damit Europas und gleichzeitig als eine Wiedergutmachung historischen Unrechts war es auch notwendig, die deutsche Ostgrenze entlang von Oder und Neisse festzulegen.

Deutschland wurde zeitweilig besetzt, um die Welt und damit auch das deutsche Volk selbst von der Geißel des raub- und mordlüsternen deutschen Faschismus und Militarismus zu befreien. Das entsprach den Zielen des Kampfes der deutschen Widerstandsbewegung gegen den Faschismus, wie er von den Besten des deutschen Volkes mit grossen Blutopfern geführt worden war, allen voran von der KPD, von Sozialdemokraten und Gewerkschaftern, von aufrechten bürgerlichen Demokraten und Patrioten.

2. Das Potsdamer Abkommen

Die Übereinstimmung zwischen der Antihitlerkoalition der Völker und den Grundinteressen des deutschen Volkes kam besonders prägnant im Potsdamer Abkommen zum Ausdruck, das die Regierungschefs der Sowjetunion, der USA und Grossbritanniens im August 1945 abschlossen.

In hartnäckigem Ringen entstand in den Potsdamer Verhandlungen

gen ein Programm für die einheitliche Behandlung Deutschlands während der Besetzung und für die Errichtung einer dauerhaften Friedensordnung, dem demokratische Prinzipien des Völkerrechts zugrundelagen und das die Achtung des demokratischen Selbstbestimmungsrechtes des deutschen Volkes einschloss. Einleitend hiess es: «Es ist nicht die Absicht der Alliierten, das deutsche Volk zu vernichten oder zu versklaven. Die Alliierten wollen dem deutschen Volk die Möglichkeit geben, sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage von Neuem wiederaufzubauen. Wenn die *eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes* unablässig auf die Erreichung dieses Zieles gerichtet sein werden, wird es ihm möglich sein, zu gegebener Zeit seinen Platz unter den freien und friedlichen Völkern der Welt einzunehmen.»²

Die Besatzungsmächte verpflichteten sich durch die Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens, während der zeitweiligen Besetzung Deutschlands eine Reihe von Massnahmen durchzuführen, um den deutschen Militarismus und Faschismus zu vernichten und zu gewährleisten, dass Deutschland «niemals mehr seine Nachbarn oder die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt bedrohen kann».³ Dabei sollten die Besatzungsmächte koordiniert vorgehen und die deutsche Bevölkerung in ganz Deutschland in gleicher Weise behandeln.

Als Ziele und Prinzipien der Besetzung Deutschlands wurden genannt:

Völlige Abrüstung und Entmilitarisierung Deutschlands und Ausschaltung des industriellen Kriegspotentials;

Überzeugung des deutschen Volkes von der totalen militärischen Niederlage Deutschlands, der Verantwortung der Nazis für Chaos und Elend und seiner eigenen Mitschuld;

Vernichtung der NSDAP und aller faschistischen Organisationen und Einrichtungen und Schaffung von Sicherheiten gegen ihr Wiedererstehen;

Vorbereitung der endgültigen Umgestaltung des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage;

2 Ebenda, S. 14.

3 Ebenda.

Aufhebung aller grundlegenden oder diskriminierenden faschistischen Gesetze;

Verhaftung und Bestrafung von Nazi- und Kriegsverbrechern, Internierung aller anderen für die Besetzung und ihre Ziele gefährlichen Personen;

Demokratisierung des Erziehungswesens und der Justiz;

Ausrottung nazistischer und militaristischer Doktrinen und Ermöglichung der Entwicklung demokratischer Ideen;

Entfernung aller aktiven Faschisten, der Nutzniesser und Förderer des Faschismus, aller Militaristen sowie aller anderen Personen, «die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen»⁴ aus dem öffentlichen Leben Deutschlands, aus leitenden Stellungen in Wirtschaft und Politik und ihre Ersetzung durch wirkliche Antifaschisten und Demokraten;

Unterstützung des deutschen Volkes beim schrittweisen Wiederaufbau seines politischen Lebens und seiner staatlichen Ordnung auf demokratischer Grundlage;

Behandlung Deutschlands als wirtschaftliche Einheit und Aufstellung gemeinsamer wirtschaftlicher Richtlinien;

Organisation des deutschen Wirtschaftslebens auf der Grundlage der Entwicklung der Landwirtschaft und der Friedensindustrie;

Beseitigung von Monopolvereinigungen;

Verpflichtung Deutschlands, in grösstmöglichem Ausmass für die Verluste und Leiden, die es den Vereinten Nationen verursacht hat, Ausgleich zu schaffen, Reparationen zu leisten.

Im Potsdamer Abkommen wurde das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes anerkannt und damit auch sein Recht auf die Herstellung eines deutschen demokratischen Staates.

Den Potsdamer Beschlüssen über Deutschland lag das Prinzip zugrunde, Deutschland als ein einheitliches Ganzes zu behandeln. Die Entwicklung in den einzelnen Besatzungszonen sollte in den Grundzügen übereinstimmen, die Tätigkeit demokratischer Parteien und Gewerkschaften sollten sich auf ganz Deutschland er-

4 Ebenda, S. 15.

strecken dürfen, die Bildung einer deutschen Zentralregierung wurde für einen nicht allzu fernen Zeitpunkt in Aussicht gestellt.

Wenn auch gegenwärtig noch keine zentrale deutsche Regierung gebildet werden sollte, so sollten jedoch sofort einige wichtige zentrale deutsche Verwaltungsstellen mit Staatssekretären an der Spitze errichtet werden, *insbesondere* für Finanzen, Verkehrswesen, Post- und Fernmeldewesen, Aussenhandel und Industrie.⁵

Im zweiten, die wirtschaftlichen Prinzipien der Behandlung Deutschlands umfassenden, Teil des Potsdamer Abkommens wurde ebenfalls das Prinzip betont, «Deutschland als eine wirtschaftliche Einheit»⁶ zu betrachten.

Während der amerikanischen Delegation an Vereinbarungen über eine wirtschaftliche Einheit Deutschlands gelegen war, da sie hoffte, dass so die USA mit Hilfe ihrer Wirtschaftskraft bestimmenden Einfluss auf die gesamte deutsche Wirtschaft erlangen könnte, widerstrebte sie ganz offensichtlich einer politischen Zentralisierung. Die ihrer Haltung zugrundeliegenden Ziele einer politischen Aufgliederung beziehungsweise Zwangsföderalisierung richteten sich gegen eine demokratische deutsche Zentralgewalt, die von sich aus in der Lage war, die Entwicklung in den Besatzungszonen zusammenzufassen und zu vereinheitlichen. Deshalb wurde der sowjetische Vorschlag zu dieser Frage zu Fall gebracht. Er sah vor, eine provisorische deutsche Regierung zu bilden. Diese Regierung sollte die Aktivität der Provinzialregierungen koordinieren, um die Durchführung der Beschlüsse des Kontrollrates zu gewährleisten. Eine solche Regierung hätte zweifellos den staatlichen Zusammenhalt Deutschlands ausserordentlich gefestigt und die Nichtdurchführung von Kontrollratsbeschlüssen in einzelnen Besatzungszonen wesentlich erschwert.

Die Grundlage für die Errichtung eines einheitlichen deutschen demokratischen Staates bestand nach dem Potsdamer Abkommen in der Entnazifizierung, Entmilitarisierung und Demokratisierung.

⁵Die gültige Formulierung im authentischen englischen, russischen und französischen Text des Abkommens schränkte die geplanten zentralen deutschen Verwaltungsstellen nicht auf die fünf hervorgehobenen ein, wie das durch den falschen Gebrauch von «und zwar» im deutschen Text geschieht.

⁶ Ebenda, S. 16.

Eine konsequente demokratische Umgestaltung Deutschlands, in dem die politischen und gesellschaftlichen Ursachen der deutschen Kriegspolitik beseitigt waren, entsprach den Forderungen des demokratischen Völkerrechts, die im Potsdamer Abkommen ihren Niederschlag fanden. Sie stimmten mit den nationalen Interessen des deutschen Volkes grundlegend überein und begünstigten seinen antiimperialistischen Kampf für die Errichtung einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung in ganz Deutschland.

Das Potsdamer Abkommen erschloss die Möglichkeit und steckte den Weg ab für die Errichtung einer europäischen Nachkriegsordnung, die einen stabilen Frieden und kollektive Sicherheit garantierte und eine gleichberechtigte Zusammenarbeit auch von Staaten unterschiedlicher sozialer und politischer Ordnung, zum gegenseitigen Vorteil einschloss. Es enthielt das Prinzip, das Selbstbestimmungsrecht jedes Volkes zu achten, über seine soziale und politische Existenzform selbst zu entscheiden. Auch hinsichtlich Deutschlands liess das Potsdamer Abkommen im abgesteckten Rahmen der Entnazifizierung, Entmilitarisierung und Demokratisierung die Entscheidung über die Gesellschaftsordnung offen. Für den Kampf des deutschen Volkes für die Errichtung eines demokratischen und friedliebenden Staates war das Potsdamer Abkommen unter den Besatzungsbedingungen und auch danach ein grundlegendes völkerrechtliches Dokument und eine wichtige Orientierungshilfe. Es bildete eine wichtige rechtliche Grundlage auch gegenüber imperialistischen Bestrebungen der herrschenden Kreise der westlichen Besatzungsmächte.

Die Potsdamer Vereinbarungen über Deutschland beinhalteten, wie das Abkommen als Ganzes, einen Verhandlungskompromiss. Die Westmächte hatten keineswegs vor der Sowjetunion kapituliert und Deutschland faktisch dem «Kommunismus» ausgeliefert, wie in zweckbedingten westdeutschen Darstellungen behauptet wird.

Die anglo-amerikanischen Mächte hatten in der Ablehnung der Bildung einer deutschen Zentralregierung, in Regelungen zur Beschränkung der Entwicklung der deutschen Friedensindustrie und in der Verhinderung der Errichtung einer Viermächteverwaltung des Ruhrgebietes ihren Auffassungen Geltung verschaffen können. Das war weitgehend auch in der Frage der Reparationen der Fall.

«Das Potsdamer Abkommen trug den Charakter eines Kompromisses. Darin lag jedoch nicht die Quelle der Schwäche des Abkommens. Ein aussenpolitischer Kompromiss, das sind beiderseitige Zugeständnisse auf der Basis eines beiderseitigen Vorteils. Die Vorteilhaftigkeit für beide Seiten ist die Gewähr für die Stabilität eines Kompromisses, denn die Verletzung der Verpflichtungen durch eine Seite führt unvermeidlich zur Aufhebung der Verpflichtungen der anderen Seite. Unter den konkreten Bedingungen jener Zeit bedeutete dies, dass die Westmächte, die bis zu einem gewissen Grade an der Einhaltung der Abmachungen in ihrer Gesamtheit interessiert waren, in diesem oder jenem Grade gezwungen waren, in geringerem oder grösserem Masse auch jene Teile einzuhalten, die die Politik in Deutschland betrafen.»⁷

Die Potsdamer Konferenz war «das grösste Ereignis in der Geschichte der internationalen Beziehungen unserer Zeit».⁸ Der Erfolg der Konferenz war nicht schlechthin ein Erfolg für die Sowjetunion, aber er war ein Erfolg für das von ihr verfochtene Prinzip der friedlichen Koexistenz, für die Interessen eines demokratischen Friedens und einer dauerhaften und gerechten Friedensordnung. Dieser Charakter der Potsdamer Konferenz und ihre Ergebnisse bekräftigten und präzisierten eine gemeinsame Deutschlandpolitik der drei Grossmächte. Sie unterstrichen, dass Deutschland weder bereits geteilt war, noch zwangsläufig gespalten werden musste.

Die Verlierer von Potsdam waren die aggressiven imperialistischen Kreise, die unverbesserlichen antisowjetischen München-Politiker, die von der Wiederherstellung Deutschlands als antikommunistisches Bollwerk beziehungsweise als Stosskeil gegen die Sowjetunion träumten. Die Hauptverlierer jedoch waren unzweifelhaft die geschlagenen deutschen Monopolherren, Grossgrundbesitzer, Militaristen, Faschisten und Nationalisten, über die mit den Potsdamer Vereinbarungen ein vernichtendes völkerrechtliches Urteil gefällt wurde. Zugleich entzog ihnen die in Potsdam bekräftigte Fortsetzung einer gemeinsamen Politik der Westmächte mit der Sowjet-

7. A. A. Galkin: Das Potsdamer Abkommen und einige Besonderheiten der Besatzungspolitik der Westmächte; in: Das Potsdamer Abkommen und das Problem der europäischen Sicherheit, in: Dokumentation der Zeit (Berlin), Heft 338 1965, S. 46.

8 Ebenda, S. 5.

union die entscheidenden Grundlagen für ihre politischen Nachkriegshoffnungen und -pläne.

Die Durchführung des Potsdamer Abkommens hätte zu weitreichenden positiven Ergebnissen für die europäischen Völker geführt. Ihnen wäre die antisowjetische Blockbildung durch den Imperialismus und damit der Kalte Krieg und die massive militärische Aufrüstung erspart geblieben. Eine Vier-Mächte-Einigung über den Abschluss eines deutschen Friedensvertrages hätte die Errichtung und -prosperitäre Entwicklung eines demokratischen deutschen Staates auf dem gesamten deutschen Territorium ermöglicht, in dem die Hauptverantwortlichen für Faschismus und Militarismus bestraft und für immer ihrer Machtposition verlustig gegangen wären. Kein Wunder, dass diese in der BRD erneut herrschenden Kreise und ihre Ideologen das Potsdamer Abkommen von Anfang an mit erbittertem Hass diffamierten. Es ist hier nicht möglich, auf die kaum mehr überschaubare Literatur hierzu, die in der BRD und anderen westlichen Ländern erschienen ist, näher einzugehen und es lohnt meist auch nicht; denn es werden in der Regel nicht objektive wissenschaftliche Analysen geboten, sondern vorgefasste Meinungen expliziert. Offen gesteht einer der profilierten bürgerlichen Historiker, Hans Rothfels, von der Sicht des grosskapitalistischen Klassensundpunktes aus: «Verglichen mit Potsdam . . . war die Teilung (Deutschlands – d. Verf.) nicht das Schlimmste, was 1945 und in den folgenden Jahren sich ereignen konnte.»⁹

Leider bringen auch eine Reihe nach links tendierende Kräfte in der BRD oft nicht genug Verständnis für die Bedeutung des Potsdamer Abkommens und für die mit ihm verbundene Problematik auf. Vielfach wird der Kurs der Sowjetunion auf Verständigung und Zusammenarbeit mit den Westmächten bei der Lösung der anstehenden internationalen Fragen entstellt und von linksradikalen Positionen kritisiert.¹⁰ Diese gehen daran vorbei, dass die Erhaltung und Festigung des Friedens eine wichtige Aufgabe revolutionärer sozialistischer Aussenpolitik war und ist und dass die friedliche Koexistenz für

⁹ Hans Rothfels: Zeitgeschichtliche Betrachtungen. Vorträge und Aufsätze, Göttingen (1959), S. 250.

¹⁰ Ute Schmidt/Tilman Fichter: Der erzwungene Kapitalismus. Klassenkämpfe in den Westzonen 1945-1948 (Rotbuch 27), 2. Aufl., Berlin 1972, S. 81 ff.

den sozialen Fortschritt in den kapitalistischen Ländern auf lange Sicht die günstigsten Klassenkampfbedingungen schafft.

Die Haltung zu den Beschlüssen des Potsdamer Abkommens war nicht nur für die alliierten Besatzungsmächte, sondern auch für die verschiedenen Klassen und Schichten des deutschen Volkes und ihre politischen Parteien und Fraktionen ein entscheidendes politisches Kriterium.

Als Repräsentant der demokratischen Kräfte des deutschen Volkes und Sprecher auch für die westzonale Bevölkerung, der das Recht auf eine politische Willensbildung noch versagt war, bekannte sich der Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien in der deutschen Hauptstadt am 12. August 1945 in einer auf Initiative der Arbeiterparteien erfolgten Erklärung¹¹ nachdrücklich zum Potsdamer Abkommen. In ihr hiess es, dass die Einheitsfront die Fehler von 1918 verhüten und gemeinsam den «Weg der Demokratie, des Rechts und der Freiheit, des Friedens und der Achtung vor anderen Völkern» unter Ausschaltung der «verhängnisvollen Kräfte der Vergangenheit», der «Kräfte des Militarismus, der Reaktion und des Hitlerismus» gehen werde. «Die Beschlüsse der Berliner Konferenz stehen am Anfang dieses neuen Weges. Sie geben die Möglichkeit zur friedlichen Erneuerung unseres Vaterlandes.» Gegenüber nationalistischen Argumentationen erfolgte die eindeutige Ablehnung einer Klage über die durch die faschistischen Verbrechen verursachte Härte der Bedingungen, verbunden mit der Anerkennung der Verpflichtung zur Wiedergutmachung.

Auf dem 15. Parteitag der KPD im April 1946 erläuterte ihr Vorsitzender Wilhelm Pieck nochmals die Haltung der KPD zum Potsdamer Abkommen mit den Worten: «Wir haben uns in einmütiger Weise für die Erhaltung der nationalen Einheit Deutschlands ausgesprochen und uns ebenso einmütig zu den Potsdamer Beschlüssen der Alliierten Mächte geäussert. Wir sind uns völlig dessen bewusst, dass die Potsdamer Beschlüsse für lange Zeit die Grundlagen unseres Handelns bilden. Wir haben uns mit Vorbedacht auf den Boden dieser Beschlüsse gestellt; denn wir wissen, dass Geist und Buchstabe

¹¹ Abgedruckt in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe III, Bd. 1, Berlin 1959, S. 90/91.

die Ausrottung des Nazismus, Militarismus und Imperialismus fordern, um die Welt vor einer neuen Aggression des deutschen Monopolkapitals zu bewahren. Diese Aufgaben entsprechen voll und ganz den Interessen unseres Volkes. Darum wünschen wir nur, dass uns im Kampfe für die Verwirklichung dieser Aufgaben keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Wir sind entschlossen, Garantien für den Aufbau eines demokratischen, freiheitlichen und friedlichen Deutschlands zu schaffen.»¹²

3. Ansätze einer koordinierten alliierten Besatzungspolitik

Im Sommer und Herbst 1945 zeitigte die Zusammenarbeit der vier Besatzungsmächte in Deutschland recht hoffnungsvolle erste Ergebnisse. Die antifaschistisch-demokratische Entwicklung machte in allen Besatzungszonen, wenn auch mit nicht geringen Unterschieden, Fortschritte.

Schon kurze Zeit nach Aufnahme seiner Tätigkeit erliess der Kontrollrat eine Reihe bedeutsamer Proklamationen, Gesetze und Direktiven, die wichtige Grundlagen für eine gemeinsame Politik aller Besatzungsmächte schufen.

Am 20. September erliess der Kontrollrat im Anschluss an die Erklärungen vom 5. Juni 1945 die Proklamation Nr. 2 «Zusätzlich an Deutschland gestellte Forderungen». Sie ordnete an: vollständige und endgültige Auflösung aller deutschen Streitkräfte, der NSDAP, aller nazistischen und militaristischen Organisationen, einschliesslich des deutschen Generalstabs; Aufhebung aller von Deutschland eingegangenen Verträge, politischer und wirtschaftlicher Beziehungen mit anderen Ländern, Auflösung der betreffenden Einrichtungen, Übergabe des Nachrichtennetzes an die Alliierten; Unterstellung der gesamten Wirtschaft unter die Kontrolle der Alliierten; Blockierung der Verfügung über das Eigentum des deutschen Staates, noch zu bestimmender Monopole und anderer Kategorien; Aus-

¹² Bericht über die Verhandlungen des 15. Parteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands, 19. und 20. April 1946 in Berlin, Berlin 1946, S. 199.

lieferung allen Goldes, Silbers und Platins; Kontrolle der Ein- und Ausfuhr sowie Ein- und Ausreise durch die Alliierten; Übernahme von Verpflichtungen hinsichtlich der Besatzungskosten und der Wiedergutmachung durch Deutschland; Auskunfts- und Gehorsamkeitspflicht der deutschen Behörden gegenüber alliierten Forderungen und Besetzungszielen.

Am gleichen Tage wurden durch Gesetz Fslr. 1 des Kontrollrates alle Nazigesetze politischer Natur oder Ausnahme Gesetze, auf welchen das Naziregime beruht hatte, aufgehoben und der wichtige Grundsatz proklamiert, dass keinerlei deutsche Gesetzesverfügung angewandt werden dürfe, die dem Vorteil des Nationalsozialismus und dem Nachteil seiner Verfolgten und Gegner diene. Gesetz Nr. 2 des Kontrollrates vom 10. Oktober 1945 behandelte eingehend die Auflösung und Liquidierung aller Naziorganisationen. Daran anschließend erliess der Kontrollrat die Proklamation Nr. 3 vom 20. Oktober und das Gesetz Nr. 4 vom 30. Oktober 1945, die eine demokratische Umgestaltung des deutschen Rechtswesens und des Gerichtswesens anordneten. An die Stelle des terroristischen Systems der Nazigerichte sollte eine Rechtspflege treten, «die sich auf die Errungenschaften der Demokratie, Zivilisation und Gerechtigkeit gründet».¹³

«Zwecks Durchführung der Umgestaltung des deutschen Gerichtswesens müssen alle früheren Mitglieder der Nazi-Partei, die sich aktiv für deren Tätigkeit eingesetzt haben, und alle anderen Personen, die an den Strafmethoden des Hitlerregimes direkten Anteil hatten, ihres Amtes als Richter und Staatsanwälte enthoben werden und dürfen nicht zu solchen Ämtern zugelassen werden.»¹⁴

Auch zu dem bedeutsamen Fragenkomplex der Säuberung des öffentlichen Lebens in Deutschland, leitender Stellungen in Wirtschaft, Politik und Kultur von Personen und Einflüssen des Nationalsozialismus und Militarismus, der Verhaftung und Bestrafung von Nazi- und Kriegsverbrechen fasste der Kontrollrat gemeinsame Beschlüsse.

13 Amtsblatt des Kontrollrates in Deutschland (Berlin), Nr. 1 vom 25.10.1945, S. 22.

14 Amtsblatt, a. a. O., Nr. 2 vom 30. 11. 1945, S. 27.

Die Bestrafung von Personen, die sich Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen den Frieden oder gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht haben, wurde im Gesetz Nr. 10 am 20. Dezember 1945 angeordnet. Die Direktive Nr. 24 vom 12. Januar 1946 ordnete die Entfernung von Nationalsozialisten, Militaristen und Personen, die den Alliierten feindlich gegenüberstehen, aus Ämtern und verantwortlichen Stellungen, einschliesslich privater Unternehmungen, an. In dieser Direktive werden 99 Kategorien von Personen aufgezählt, die zwangsweise zu entfernen waren: Neben Kriegsverbrechern und Kategorien von Nazifunktionären auch zahlreiche Kategorien von Beamten, die nach dem 30. Januar 1933 die betreffenden Stellungen bekleidet hatten. Darunter fielen Beamte der wichtigsten Reichsministerien von Ministern bis zu Ministerialdirigenten; Beamte ehemaliger deutscher Botschaften und Missionen bis herunter zum Range eines Attachés; sämtliche Beamte mit höherem Rang als dem eines Referenten im Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion; die wichtigsten Amtsträger des Reichsnährstandes; alle Beamten der Länder bis herunter zu Bürgermeistern und Landräten. Gleichfalls zwangsweise zu entfernen waren alle Wehrwirtschaftsführer und alle Vorsitzenden, Präsidenten, Stellvertreter und Geschäftsführer aller Reichsgruppen der gewerblichen Wirtschaft und Reichsvereinigungen der deutschen Industrie; alle Personen, die zu irgendeiner Zeit dem deutschen Generalstab angehört hatten. Hinzu kamen zahlreiche Kategorien von Juristen; ferner alle Personen, die Gegner des Faschismus denunziert oder zu ihrer Verhaftung beigetragen beziehungsweise gegen Gegner und Verfolgte des Naziregimes Gewaltakte verübt hatten.

Ausserdem wurde festgelegt: «Die Ausmerzung des Nationalsozialismus und Militarismus macht es erforderlich, Personen, die voraussichtlich undemokratische Traditionen verewigen würden, von allen ausschlaggebenden oder einflussreichen Stellungen zu entfernen und auszuschliessen.»¹⁵

In diesem Zusammenhang wurden ehemalige Berufsoffiziere der Wehrmacht und «Personen, die die preussische Junkertradition verkörpern», hervorgehoben und wurde auf preussische, pommersche

15 Amtsblatt, a. a. O., Nr. 5 vom 31.3.1946, S. 112.

und andere Adelsfamilien, auf Mitglieder ehemaliger Studentenkorporationen (Bonner Borussen) und ehemaliger ostpreussischer und schlesischer Landsmannschaften verwiesen. Ihre Entfernung sei angemessen, «da sie voraussichtlich die deutsche militaristische Tradition fortsetzen werden».¹⁶

Weitere Personenkreise beziehungsweise Kriterien zur Klärung der Ermessensfrage nach der Entfernung von Personen waren solche, wie finanzielle und politische Unterstützung der NSDAP vor und nach 1933 (zum Beispiel die Parteifinanzierungsfonds der Industrie; die Parteien und Organisationen der Harzburger Front und andere Parteien); Direktoren und Chefsingenieure, leitende Angestellte bedeutender wirtschaftlicher Betriebe usw. Die Direktive endete mit der Proklamierung des Grundsatzes: «*Es ist wesentlich, dass die leitenden deutschen Beamten an der Spitze von Provinzen, Regierungsbezirken und Kreisen erwiesene Gegner des Nationalsozialismus sind, selbst wenn dies die Anstellung von Personen nach sich zieht, deren Eignung, ihren Aufgabenkreis zu erfüllen, geringer ist.*»¹⁷

Im Zusammenhang mit diesem wichtigen Gesetzgebungswerk muss auf ein weiteres Ereignis hingewiesen werden, das geeignet war, den Sektor der Viermächtepolitik in Deutschland auf ein festes Fundament einheitlicher und demokratischer Prinzipien zu stellen. Am 18. Oktober 1945 trat der Internationale Militärgerichtshof der vier Grossmächte in Berlin zusammen und erhob Anklage gegen die faschistischen Hauptkriegsverbrecher. In seinem Statut waren neue Grundsätze des demokratischen Völkerrechts verankert, wie die Verurteilung der Vorbereitung und Entfesselung von Angriffskriegen, die Haftung einzelner für Staatshandlungen, die nichtbindende Wirkung von politischen und militärischen Befehlen zur Begehung eines Verbrechens, die Verurteilung von Organisationen als verbrecherisch.

Das Verfahren gegen die Hauptkriegsverbrecher wurde am 20. November 1945 mit der Verlesung von im Prinzip übereinstimmenden Anklagen der Vertreter der vier Besatzungsmächte in Nürnberg eröffnet.

¹⁶ Ebenda, S. 113.

¹⁷ Ebenda, S. 115.

Der Kontrollrat gelangte auch im Fall der IG Farben zu einem ersten gemeinsamen Beschluss bei der Verwirklichung des Zieles, die deutschen Monopolvereinigungen zu beseitigen. Er beschlagnahmte am 30. November mit Gesetz Nr. 9 sämtliche in Deutschland gelegenen Anlagen und Vermögenswerte, die sich im Eigentum oder unter der Kontrolle des IG-Farben-Konzerns befanden. Diese Massnahme erfolgte, um «jede zukünftige Bedrohung seiner Nachbarn oder des Weltfriedens durch Deutschland unmöglich zu machen, und mit Rücksicht auf die Tatsache, dass die IG Farbenindustrie sich wissentlich und in hervorragendem Masse mit dem Ausbau und der Erhaltung des deutschen Kriegspotentials befasst hat».¹⁸

Es wurde bestimmt, dass alle Rechte auf den Kontrollrat übergehen, der einen Viermächtekontrollausschuss bildet. Als Endziele dieser Kontrolle sollten verwirklicht werden: Bereitstellung von Teilen der Anlagen und Vermögenswerte für Reparationen, Zerstörung des ausschliesslichen Kriegspotentials, Aufspaltung der Eigentumsrechte an den verbleibenden Anlagen und Vermögenswerten, Liquidierung aller Kartellbeziehungen, Kontrolle der Forschungs- und Produktionstätigkeit.

Das Gesetz Nr. 9 stellte zweifellos einen wichtigen Schritt auf dem Wege der Verwirklichung des Artikels 12, Abschnitt III B, des Potsdamer Abkommens dar. Gleichzeitig spiegelt sich der Kompromisscharakter dieses Abkommens auch im Gesetz Nr. 9 und den anderen erwähnten Beschlüssen des Kontrollrates wider. Das war jedoch nicht ein Ausdruck der Schwäche des Kontrollrates, sondern im Gegenteil, ein Beweis seiner Lebensfähigkeit und der Erfolgsmöglichkeit der Viermächteverwaltung in Deutschland. Trotz zweifellos unterschiedlicher Vorstellungen zwischen den vier Mächten über Inhalt, Wege und Formen der Aufgabe, den deutschen Faschismus und Militarismus, die deutschen Monopolvereinigungen zu vernichten und demokratische Lebensformen in Deutschland zu entwickeln, erwies es sich als durchaus möglich, Kompromissformeln für gemeinsame Beschlüsse zu finden. Der Zusammenbruch der Viermächteverwaltung erfolgte nicht zwangsläufig, infolge von Undurchführbarkeit einer gemeinsamen Besatzungspolitik. Die hi-

18 Amtsblatt . . . , a. a. O., Nr. 2 vom 30. 11. 1945, S. 34.

storischen Tatsachen widerlegen eindeutig die pseudowissenschaftliche These Hans Rothfels' und anderer, dass eine gemeinsame Verwaltung Deutschlands durch Besatzungsmächte von Staaten unterschiedlicher gesellschaftlicher Ordnung und politischer Maxime von vornherein unmöglich gewesen sei.

Man müsse sich fragen, meint Rothfels, «ob eine gemeinsame Verwaltung durch drei «kapitalistisch» und einen kommunistisch regierten Staat bei erforderter Übereinstimmung überhaupt möglich war, ob nicht aus dem Ost-West-Gegensatz an sich schon, und zwar als das geringere Übel, die Teilung hervorgehen musste, um sich dann durch eben diesen Gegensatz immer mehr zu verfestigen».¹⁹

Jeder unvoreingenommene Betrachter jedoch, der die Beschlüsse der Antihitlerkoalition zur deutschen Frage, insbesondere die Abkommen von Jalta und Potsdam sowie die erwähnten ersten Befehle, Proklamationen, Gesetze und Direktiven des Kontrollrates, aufmerksam studiert, wird eines Besseren belehrt.

Die Sowjetunion verfolgte zwar von Anfang an eine ausserordentlich zielstrebige Besatzungspolitik, die jedoch keinen Export der Revolution, keinerlei «Sowjetisierung» Ostdeutschlands, sondern nicht mehr und nicht weniger als eine strikte Verfolgung der gemeinsamen Ziele der Antihitlerkoalition, allerdings mit aller Konsequenz, zum Inhalt hatte.

Das Schlagwort von der angeblichen Sowjetisierung Ostdeutschlands entbehrt jeglicher Grundlage. Es war und ist nichts weiter als eine demagogische Schutzbehauptung derjenigen, die die separatstaatliche Entwicklung der Westzonen und eine Restauration der gesellschaftlichen Verhältnisse entgegen dem Willen der Mehrheit der Bevölkerung durchführten beziehungsweise auf dem Boden dieser Entwicklung stehen und sie verteidigen. Es bedeutet, die historischen Tatsachen völlig auf den Kopf zu stellen, wenn in diesem Zusammenhang, wie von Thilo Vogelsang, entschuldigend argumentiert wird, man sei in den Westzonen gezwungen gewesen, sich von den angeblich kommunistischen Umwälzungen «abzuheben», und das hätte zur Folge gehabt, dass «die gesellschaftliche Struktur in Westdeutschland . . . unversehrt blieb».²⁰

19 Hans Rothfels, Zeitgeschichtliche Betrachtungen, S. 249.

20 Thilo Vogelsang: Das geteilte Deutschland, München 1966, S. 163.

Nicht die antifaschistisch-demokratischen Umgestaltungen in der sowjetischen Besatzungszone, sondern die über sie verbreiteten Entstellungen haben bestenfalls solche Wirkungen hervorgerufen. Die Hauptursachen für die separatistische und restaurative Entwicklung der Westzonen liegen in diesen selbst beziehungsweise in dem Wirken dort agierender Besatzungsmächte und Klassenkräfte.

II. Der Aufschwung des antifaschistisch-demokratischen Ringens des deutschen Volkes

1. Das Verhältnis des deutschen Volkes zu den Besatzungsmächten

Die Lage des deutschen Volkes am Ende des Zweiten Weltkrieges unterschied sich wesentlich von derjenigen vor 27 Jahren, als der Erste Weltkrieg zu Ende gegangen war. Die Kriegsverwüstungen und die allgemeine Not waren bedeutend grösser. Sie erreichten jedoch nicht den Grad wie in den vom Faschismus eroberten und verheerten Gebieten der Sowjetunion, Polens u.a. Das materielle Erbe, das der Faschismus hinterlassen hatte, war eine schwere Hypothek für einen demokratischen Neuaufbau, noch schwerwiegender jedoch wog das geistige Erbe. Verwirrung, Demoralisierung und Verzweiflung waren gross, politische Apathie weit verbreitet. Der entscheidende Unterschied zur Lage am Ende des Ersten Weltkrieges kam jedoch nicht in diesen negativen Faktoren zum Ausdruck. Entscheidend waren die bedeutenden Veränderungen des internationalen Kräfteverhältnisses zugunsten der Kräfte des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus. Die Sowjetunion hatte in einem heroischen Kampf die Hauptkräfte des Hitlerfaschismus geschlagen, Lebenskraft und Überlegenheit der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung demonstriert. So erfüllte sie in einer Reihe von Ländern ihre internationalistische Befreiungsmision und bahnte damit der Arbeiterklasse und den fortschrittlichen und demokratischen Kräften den Weg für einen erfolgreichen Kampf um Frieden, nationale Unabhängigkeit und Wiedergeburt, Demokratie und sozialen Fortschritt. Macht und Ansehen und der internationale Einfluss der Sowjetunion waren so gross wie niemals zuvor. Dieser Sachverhalt trug wesentlich zum Aufschwung des Kampfes der Arbeiterklasse, antifaschistisch-demokratischer Kräfte in der Mehrzahl der kapitalistischen Länder sowie des nationalen Befreiungskampfes der kolo-

nialen und unterdrückten Völker bei. Und die Sowjetunion tat alles in ihren Kräften Stehende, um den antiimperialistischen Kampf der Volksmassen solidarisch zu unterstützen. Allerdings befand sie sich selbst zunächst in einer sehr schwierigen wirtschaftlichen Lage. Die Überwindung der Kriegsschäden und die Erreichung und Überschreitung des Vorkriegsstandes der Produktion erforderte Jahre angespanntesten Ringens der sowjetischen Arbeiter und Bauern unter Führung der KPdSU. Die Sowjetunion demobilisierte Millionen Soldaten und reihte sie in das grosse Aufbauwerk ein. Bei Vergegenwärtigung dieser Situation wird die ganze Absurdität der von den reaktionären Kreisen der Westmächte schon bei Kriegsende beschworenen Gefahr einer Eroberung Westeuropas durch die Sowjetarmee deutlich, mit der die Politik antisowjetischer Blockbildung und des Kalten Krieges bemäntelt wurde. Als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges und der damit verbundenen Vertiefung der allgemeinen Krise des Kapitalismus wurde eine neue Stufe des weltrevolutionären Prozesses des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus eingeleitet. Die Auseinandersetzung zwischen den Kräften des Friedens, der nationalen Unabhängigkeit, der Demokratie und des sozialen Fortschritts und denen des Imperialismus und der politischen Reaktion erreichte einen neuen Aufschwung und wurde weltumspannend. Deutschland lag im europäischen Brennpunkt dieser Auseinandersetzung. Seine Entwicklung verflocht sich so eng wie nie zuvor mit dem internationalen Klassenkampf, standen sich doch die Weltmächte des Kapitalismus und Sozialismus hier unmittelbar als Besatzungsmächte gegenüber. Das bedeutete eine historisch völlig neue Qualität des Verhältnisses von Nationalem und Internationalem in der deutschen Geschichte, was jedoch nicht gleichzusetzen war mit einer sogenannten «Omnipotenz der Besatzungsmächte», wie sie in der systemkonformen Geschichtsschreibung der BRD behauptet wird. Die Ausübung der obersten Regierungsgewalt durch die Besatzungsmächte war ein wesentlicher Faktor für die deutsche Nachkriegsentwicklung und ging als Komponente in die Entwicklung des Kräfteverhältnisses der Klassen beziehungsweise des politischen Kräfteverhältnisses ein – nicht mehr und nicht weniger. Die Sowjetarmee zerschlug die entscheidenden Machtorgane des faschistischen Staates, die SMAD löste die faschistischen Grossban-

ken auf, sequestrierte die Betriebe und das Eigentum der Nazi- und Kriegsverbrecher und übergab sie in die Verfügungsgewalt der deutschen Verwaltungsorgane. Die SMAD unterband die Tätigkeit faschistischer sowie aller reaktionären Kräfte, die sich gegen Ziele und Prinzipien des Potsdamer Abkommens richtete. Sie förderte und unterstützte im Geiste des proletarischen Internationalismus die Entwicklung der deutschen Arbeiterklasse und aller mit ihr verbündeten Klassen und Schichten und ihren antifaschistisch-demokratischen Kampf, den Aufbau und die Arbeit der deutschen demokratischen Selbstverwaltungsorgane, die antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen. Im Zuge der Befreiungsmision der Sowjetarmee wurden somit eine Reihe grundlegender Aufgaben bereits gelöst, die die deutsche Arbeiterklasse im Kampf um die Beseitigung des Faschismus zu bewältigen hatte. Die revolutionäre Umwälzung der gesellschaftlichen Grundlagen, die Überwindung des faschistischen Erbes und der Aufbau einer neuen Gesellschafts- und Staatsordnung war primär die Aufgabe der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten, konnte nur als Werk der geschichtsbildenden Kraft der Volksmassen vollzogen werden. Anwesenheit und Tätigkeit der sozialistischen Besatzungsmacht, die Übermittlung sowjetischer Erfahrungen, waren dafür bedeutsame Hilfe und Unterstützung.

Demgegenüber war die Anwesenheit und das konterrevolutionäre Wirken der Westmächte in ihren Besatzungszonen die entscheidende politische Potenz bei der Verhinderung einer geschichtlichen Wende und der Durchsetzung einer restaurativen Entwicklung im Gegensatz zu den Wünschen und Bestrebungen der Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung. Aber auch hier kann nicht von einer Omnipotenz, sondern lediglich von einer dominierenden Komponente im System derjenigen Klassen und Kräfte gesprochen werden, die sich einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung entgegenstimmten.

2. Das politische Kräfteverhältnis

Die deutsche Arbeiterklasse trug 1945 die Hauptverantwortung für die restlose Beseitigung des Faschismus und Militarismus und den Vollzug einer grundlegenden geschichtlichen Wende. Auch in der deutschen Arbeiterklasse hatten die zwölf Jahre Faschismus und Krieg Spuren hinterlassen. Viele Mitglieder und Funktionäre der deutschen Arbeiterbewegung waren Faschismus und Krieg zum Opfer gefallen. Das Klassenbewusstsein war in Teilen der Arbeiterklasse verschüttet worden. Doch im Unterschied zur Situation am Ende des Ersten Weltkrieges verfügte die deutsche Arbeiterklasse 1945 über eine marxistisch-leninistische Vorhut, der es gelungen war, sich im heroischen antifaschistischen Widerstandskampf gleichzeitig gründlich auf die Nachkriegssituation vorzubereiten.

Die dringendste Aufgabe war es, die KPD in ganz Deutschland wiederaufzubauen und zu einer Massenpartei zu entwickeln. Eine starke kommunistische Partei war für die Überwindung des deutschen Imperialismus und für die Errichtung einer neuen antifaschistisch-demokratischen Ordnung unbedingt notwendig. Denn die Arbeiterklasse, deren revolutionäre Vorhut die KPD war, verkörperte nicht nur die sozialistische Alternative zum Kapitalismus, sondern war die entscheidende, mit Abstand stärkste antiimperialistisch-demokratische Potenz in Nachkriegsdeutschland. Deshalb war auch die Frage der politischen Einheit der Arbeiterklasse, der Einheitsgewerkschaften und der Aktionseinheit von KPD und SPD die Schlüsselfrage für den Verlauf der Klassenkämpfe.

Der Opportunismus in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung befand sich bei Kriegsende in einer Krise.

Die ökonomische Macht des grossbürgerlichen Hauptfeindes einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung war 1945 gelähmt, seine politische Macht lag am Boden. Die Grossbourgeoisie war politisch kompromittiert, ebenso das vofaschistische bürgerliche Parteiensystem. Die deutsche Grossbourgeoisie sah sich als Förderer und Nutzniesser des Faschismus, als kriegstreiberische und kriegsverbrecherische Kraft angeklagt. Auch aus herrschenden Kreisen der Westmächte wurde diese Tatsache betont, so wie in der Stellungnahme eines Ausschusses des US-Senats unter Vorsitz von

Senator Kilgore. In ihr hiess es: «Es ist nicht wahr, dass die deutschen Grossindustriellen sich erst im letzten Augenblick und halb gezwungen dem Nationalsozialismus angeschlossen haben. Sie waren von Anfang an seine begeisterten Förderer.

Die Unterstützung seitens der deutschen Schwerindustrie und Hochfinanz ermöglichte den Nationalsozialisten die Machtergreifung.

Die Umstellung der deutschen Wirtschaft auf die Kriegswirtschaft und die fieberhafte Rüstung zum Angriffskrieg erfolgte unter der unmittelbaren Leitung der deutschen Industriellen.»¹ In einer ergänzenden Erklärung von Senator Kilgore heisst es: «Die Tatsachen machen diese Industriellen einwandfrei mitschuldig an den von den Nationalsozialisten in ihrer Sucht nach Weltherrschaft gegen die Völker der Erde verübten Verbrechen.»^{1 2}

Die deutsche Grossbourgeoisie und ihre politischen Interessenvertreter befanden sich in einer schwierigen Situation. Sie waren jedoch noch keineswegs entmachtet. Sie setzten-wie noch darzulegen sein wird – ihre ganze Hoffnung auf das Zerschlagen der Antihitlerkoalition, einen antisowjetischen Kurswechsel der Westmächte und den damit verbundenen Bruch des Potsdamer Abkommens, auf die konterrevolutionäre Potenz der westlichen Militärregierungen.

Neben Arbeiterklasse und Grossbourgeoisie als den sich antagonistisch gegenüberstehenden Grundklassen existieren noch werktätige Bauern, Handwerker, Gewerbetreibende, Angehörige der Intelligenz, Grossbauern und Angehörige des nichtmonopolistischen Bürgertums. Sie machten zwischen einem Viertel und einem Drittel der werktätigen Bevölkerung aus. Die Mehrzahl von ihnen, insbesondere die werktätigen Schichten, hatten ebenfalls unter Faschismus und Krieg beziehungsweise ihren Folgen schwer gelitten. Ihrer Lage nach hatten sie ein echtes Interesse an der gründlichen Beseitigung von Faschismus und Militarismus und an einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung. Allerdings war ihre subjektive Verfassung ausserordentlich kompliziert. War schon in Teilen der

1 Allgemeine Zeitung (Berlin), hrsg. von der amerikanischen Armee, 12. Oktober 1945.

2 Ebenda.

Arbeiterklasse das Klassenbewusstsein verschüttet, so hatte das politische Bewusstsein der Mehrzahl dieser Schichten einen Tiefpunkt erreicht. Obwohl der Faschismus bei ihnen kompromittiert war, spukten doch noch eine ganze Menge reaktionärer Ideen, Antisowjetismus, Arbeiterfeindlichkeit, Elitedenken, Nationalismus u.ä. in ihren Köpfen. Die politische Skala reichte von Apathie und politischer Abstinenz bis zu kleinbürgerlich-radikalen Tendenzen mit einer deutlichen antimonopolistischen Stossrichtung.

Es war eine Grundfrage deutscher Nachkriegsentwicklung, ob es der Arbeiterklasse und ihrer Vorhut gelang, die Initiative des Handelns an sich zu bringen und die nichtproletarischen Klassen und Schichten um sich zu gruppieren, oder ob es der Grossbourgeoisie gelang, kleinbürgerliche und bürgerliche Kreise von der Arbeiterklasse abzugrenzen, zu neutralisieren beziehungsweise unter ihren Einfluss zu bringen. Die demokratischen Kräfte bürgerlicher und kleinbürgerlicher Provinienz hatten in Abgrenzung oder gar Frontstellung gegenüber der Arbeiterklasse von Anfang an keine echte Chance, sich gegen die geballte Kraft der Grossbourgeoisie durchzusetzen und «ohne Klassenkampf», auf dem Wege des Parlamentarismus, grundlegende demokratische Reformen durchzusetzen. Abgesehen davon waren ihre demokratischen Konzeptionen, von denen noch zu reden sein wird, in sich widersprüchlich und unreal. Wenn sie nicht in ihrem Grundanliegen scheitern und sich zum demokratischen Feigenblatt einer restaurativen Politik degradieren wollten, mussten sie ihren Weg an der Seite der Arbeiterklasse suchen.

3. Um die Aktionseinheit der Arbeiterklasse

Der Aufruf an das deutsche Volk³, mit dem die KPD am 11. Juni 1945 als erste Partei in Deutschland nach dem Kriege mit einem richtungweisenden Aktionsprogramm hervortrat und der über den Berliner Rundfunk sowie mit Flugblättern auch in den Westzonen

³ Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe III, Bd. 1, Berlin 1959, S. 14 ff.

starke Verbreitung fand, umriss die Aufgaben und zeigte den Weg zur Bewältigung der Grundfragen demokratischer deutscher Nachkriegspolitik.

Die KPD zog eine umfassende Bilanz. Sie stellte fest, dass als Schuldige nicht nur die führenden Hitlerfaschisten und die Militaristen, sondern vor allem auch die grosskapitalistischen Rüstungsmagnaten und Kriegsverbrecher sowie das Junkertum und alle reaktionären Helfershelfer des Naziregimes zu entmachten und zu bestrafen seien. Um das zu ermöglichen, galt es, die Fehler von 1918 und 1933 nicht zu wiederholen: die Einheit der Arbeiterklasse herzustellen und alle Hitlergegner, demokratische Parteien und Organisationen in einem Block zur Errichtung eines antifaschistisch-demokratischen Regimes zusammenzuschliessen. Das von der KPD propagierte Ziel bestand in der Errichtung einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen demokratischen Rechten und Freiheiten für das Volk. Ein Zehnpunktesofortprogramm formulierte die nächsten Aufgaben auf diesem Weg (Entnazifizierung, Schaffung demokratischer Verwaltungsorgane, Enteignung des Vermögens der Nazibonzen und Kriegsverbrecher, Bodenreform, Schulreform) und verband sie mit den vordringlichen Aufgaben zur Überwindung von Chaos, Zerstörung und Not, für die Ingangbringung der Produktion. Die Anerkennung der Pflicht des deutschen Volkes zur Wiedergutmachung wurde hervorgehoben und ein «entschiedener Bruch mit der Politik der Aggression und der Gewalt gegenüber anderen Völkern» gefordert. Mit der Vernichtung des Hitlerismus gelte es gleichzeitig, eine konsequente Demokratisierung Deutschlands durchzuführen, den preussisch-deutschen Militarismus und Imperialismus zu vernichten, um «eine dritte Wiederholung der imperialistischen Katastrophenpolitik unmöglich» zu machen, stellte die KPD fest.

Die dem Aufruf zugrundeliegende Konzeption verband den Kampf um die antifaschistisch-demokratischen Gegenwartsaufgaben mit dem Kampf der Arbeiterklasse für den Sozialismus. Die Führung der KPD schätzte real ein, dass die gegebene Situation keine Voraussetzungen für den unmittelbaren Übergang zum Sozialismus bot. Im konsequenten antiimperialistischen, demokratischen Kampf, mit der Beseitigung des Imperialismus, würden erste Ele-

mente des Sozialismus entstehen, konnte die Arbeiterklasse ihre politische Macht als Voraussetzung für den planmäßigen sozialistischen Aufbau entwickeln – das war der einzig reale Weg zum Sozialismus.

Das Aktionsprogramm der KPD war kein «bürgerliches Programm», wie Kurt Schumacher und in seinem Gefolge westdeutsche Geschichtsschreiber demagogisch behaupteten, sondern das konsequent demokratische Programm der deutschen Arbeiterklasse, das eine schöpferische Anwendung der Leninschen Revolutionstheorie auf die deutschen Verhältnisse darstellte. Es bot die Plattform für die Herstellung der Aktionseinheit der Arbeiterklasse und die Schaffung eines breiten Bündnisses aller antifaschistisch-demokratischen Kräfte.

Das Aktionsprogramm der KPD war kein Programm, das jenseits der sowjetischen Besatzungszone ausgerichtet war und eine separate Zonenpolitik zum Inhalt hatte. Sein Ziel war die Errichtung einer deutschen demokratischen Republik auf dem gesamten Territorium. Die grundsätzliche Übereinstimmung der formulierten Aufgaben mit den Zielen und Prinzipien des Potsdamer Abkommens gab dem Kampf um ihre Verwirklichung auch in den Westzonen einen völkerrechtlichen Rückhalt. Die KPD stellte sich darauf ein, ihr Aktionsprogramm in einem langwierigen Kampf in ganz Deutschland durchzusetzen. Sie orientierte auf eine offene politische Auseinandersetzung auf dem Wege der Errichtung eines deutschen demokratischen Staates und im Zuge seiner Entwicklung. Die sowjetische Besatzungszone, in der die günstigsten Bedingungen für die antifaschistisch-demokratische Entwicklung bestanden, konnte für diesen Kampf eine fortgeschrittene Bastion sein, die die Gesamtentwicklung immer nachhaltiger beeinflusste.

Berlin wurde nicht nur zum Ausgangspunkt des Wiederaufbaus der KPD in ganz Deutschland, sondern auch der Wiedegründung der SPD. Anknüpfend an das vom letzten Parteivorstand der SPD für die illegale Arbeit in Deutschland 1933 eingesetzte Führungsorgan, in dem Max Fechner und Richard Weimann mitgewirkt hatten, bildete sich am 15. Juni 1945 aus bewährten sozialdemokratischen Antifaschisten ein Zentralausschuss der SPD. In diesem zunächst provisorischen Führungszentrum, dem unter anderem Otto Grote-

wohl, Bernhard Göring, Josef Orlopp, Helmut Lehmann und Hermann Schlimme angehörten, erlangten erstmals seit Jahrzehnten klassenbewusste Sozialdemokraten, die sich auf den revolutionären Marxismus orientierten, bestimmenden Einfluss auf die sozialdemokratische Politik in Deutschland. Der vom Zentrallausschuss der SPD verabschiedete Aufruf bekannte sich zur Einheit der deutschen Arbeiterklasse und forderte den Aufbau eines antifaschistisch-demokratischen Deutschlands. Die grundsätzliche Übereinstimmung mit dem Aktionsprogramm der KPD wurde hervorgehoben und durch die aufgestellten neun Gegenwartsforderungen unterstrichen. Am 17. Juni 1945 wurden der Zentrallausschuss, der Aufruf und ein Parteistatut auf einer Funktionärskonferenz, an der 1'500 Funktionäre aus Berlin und 300 aus der sowjetischen Besatzungszone und aus den Westzonen Deutschlands teilnahmen, bestätigt.

Am 19. Juni 1945 bildeten KPD und SPD in Berlin einen gemeinsamen Arbeitsausschuss aus je fünf Vertretern und beschlossen eine feste Aktionseinheit im Kampf um die Verwirklichung der gemeinsam festgelegten antifaschistisch-demokratischen Aufgaben mit dem Ziel einer späteren Vereinigung der beiden Parteien. Die rasche Einigung der Arbeiterklasse in Berlin wie in der gesamten sowjetischen Besatzungszone erwies sich als der Schlüssel für die Lösung aller komplizierten Aufgaben des antifaschistisch-demokratischen Neuaufbaus. Die Aktionseinheit der Arbeiterklasse in Ostdeutschland wurde zum Fundament für die Mobilisierung breiter Massen, für die Herstellung eines festen Bündnisses der Arbeiterklasse mit der Bauernschaft, den Mittelschichten und antihitlerischen bürgerlichen Kreisen.

Auch in den Westzonen waren die Anfänge des gesellschaftlichen und politischen Lebens wesentlich geprägt vom Streben nach Aktionseinheit zwischen KPD und SPD, nach einer politisch einheitlich handelnden Arbeiterklasse, von Forderungen nach grundlegenden gesellschaftspolitischen Umgestaltungen, die Militarismus und Faschismus und ihre im staatsmonopolistischen Kapitalismus wurzelnden gesellschaftlichen Grundlagen für immer beseitigten, von Forderungen nach einer progressiven Demokratie, in der die Arbeiterklasse einen entscheidenden Einfluss ausübt. Die Nachkriegsentwicklung in den Westzonen Deutschlands begann keineswegs in den

antikommunistischen Bahnen, wie sie später für die Herausbildung und Entwicklung der BRD charakteristisch waren. Trotz geistiger Nachwirkungen der nazistischen Hetze gegen die Sowjetunion und den Kommunismus fanden die Aktionsprogramme und die Wirksamkeit der KPD eine grosse, zunehmende Resonanz unter breiten Kreisen der Bevölkerung. Die Kommunisten wirkten auch in den Westzonen beispielgebend mit grossem politischen Einsatz beim wirtschaftlichen und politischen Neuaufbau. Wenn auch noch Misstrauen und Vorbehalte bei vielen Sozialdemokraten gegenüber ihren kommunistischen Kampfgefährten vorhanden waren, so fand doch allgemein die KPD als antifaschistische und demokratische Kraft, als konsequenter Interessenvertreter der Arbeiterklasse Anerkennung. Es war das eine Zeit, wo auf dem Boden der BRD Kommunisten in zahlreichen Betriebsräten über eine Mehrheit verfügten, trotz aller Benachteiligungen in Gemeinden, Städten, Kreisen und schliesslich Landesregierungen wichtige Positionen einnahmen.

Auch in den Ländern der Westzonen Deutschlands erwies sich die organisierte Arbeiterklasse als die entscheidende gesellschaftliche Potenz für einen Neuaufbau auf antifaschistisch-demokratischer Grundlage.

Vielorts und in den meisten Betrieben übernahmen die Arbeiter die Initiative zum Aufbau einer neuen, demokratischen Ordnung. Noch bevor die alten Betriebsleitungen wieder Einzug hielten, ergriffen, vor allem in den Konzernbetrieben Arbeiter und Angestellte die Initiative, bildeten Betriebsausschüsse, die dem Chaos zu Leibe gingen und die Produktion organisierten. «Am 16. April 1945 (also sechs Tage nach dem Einmarsch der Alliierten) war bereits der grösste Teil der Belegschaft wieder an den Arbeitsplätzen, aber ohne Brot, ohne Arbeitskleidung, ohne Wohnungen»,⁴ heisst es rückblickend in der konzerneigenen «Hüttenzeitung» des Bochumer Vereins. Durch das selbständige Eingreifen der Vertrauensleute der Bergarbeiter wurden die Kohlengruben des Ruhrgebietes vor dem Absaufen bewahrt. Während sich die meisten Monopolherren und andere Eigentümer verkrochen, ihre Betriebe im Stich liessen, sich

⁴ Erich Potthoff: Der Kampf um die Montan-Mitbestimmung, Köln-Deutz (1957), S. 24/25.

den Aufbaupflichten entzogen, vollbrachte die Mehrheit der Arbeiterklasse aufopferungsvolle Bautaten. Betriebsausschüsse, gewerkschaftliche Aktionskomitees, antifaschistische Aktionsausschüsse, deren Träger vor allem Angehörige der Arbeiterbewegung waren, vollbrachten in Betrieben und Orten Westdeutschlands im Kampf gegen das Chaos und beim Wiederaufbau grosse Leistungen. Sie setzten nicht nur die Produktion wieder in Gang, sondern kümmerten sich um die gesamte Ernährung und Versorgung, um viele wesentliche gesellschaftliche Aufgaben.

Damit die Arbeiterklasse ihrer Verantwortung gerecht werden konnte, war es vor allem notwendig, dass sie sich organisierte und fest zusammenschloss. Dem Aufbau einer neuen Gewerkschaftsbewegung kam dabei grosse Bedeutung zu. Vor ihr standen wichtige, neue und grössere Aufgaben als früher. Auch durch ihre Tätigkeit musste die führende Rolle der Arbeiterklasse verwirklicht und gefestigt werden.

Fortschrittliche Gewerkschafter – unter ihnen viele Mitglieder der KPD und der SPD – ergriffen in den Westzonen bereits im April 1945 in zahlreichen Betrieben die Initiative und organisierten Wahlen von Betriebsräten, noch bevor Genehmigungen der Besatzungsbehörden vorlagen. Diese Wahlen waren eindeutige Bekenntnisse zur Gewerkschafts- und Aktionseinheit der Arbeiterklasse; denn es wurden mit überwältigender Mehrheit fortschrittliche Gewerkschafter gewählt, die sich zur Arbeitereinheit bekannten. Die Arbeiter erkannten in ihnen die besten Vertreter ihrer Interessen. Im westdeutschen Bergbau war ihr Einfluss besonders stark.

Bereits am 19. April 1945 fand in Gelsenkirchen-Buer eine Tagung der Betriebsräte von 22 Schachtanlagen statt, auf der ein vorbereitender Gewerkschaftsausschuss gebildet wurde. In den erarbeiteten Richtlinien wurde unter anderem das volle Mitbestimmungsrecht und die Überführung der Grundstoffindustrie in die Hände des Volkes gefordert. An einer zweiten Konferenz am 29. April 1945 in Gelsenkirchen-Buer nahmen 350 Delegierte aus 55 Schachtanlagen, 14 Metall-, 8 Chemie- und anderen Betrieben teil. Die Konferenz beschloss, Industriegewerkschaften aufzubauen und in einem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund zusammenzufassen. Auch an anderen Orten der Westzonen entstanden auf Initiative

fortschrittlicher Gewerkschafter Einheitsgewerkschaften beziehungsweise Organisationskomitees; ihr Charakter und ihre Zielsetzung entsprachen den Aufgaben des antifaschistisch-demokratischen Neuaufbaus.

Der gemeinsame antifaschistische Widerstand ihrer Besten, der gemeinsame Kampf der Arbeiterklasse gegen Chaos und Not wirkten sich beim Wiederaufbau der deutschen Arbeiterbewegung positiv aus und waren die Grundlage dafür, dass – unter dem Einfluss richtungweisender Aktivität von Kommunisten und klassenverbundenen Sozialdemokraten – die Idee der Arbeitereinheit den Wiederaufbau bestimmte. Die gebieterische Forderung, angesichts des bestehenden Notsundes alle Kräfte zu vereinen, und die durch gemeinsames Vorgehen erzielten ersten Erfolge liessen die Idee der Arbeitereinheit in breiteren Kreisen der Arbeiterklasse wachsen und förderten die Entwicklung des Klassenbewusstseins.

Die Betriebsausschüsse, die Obleute und Betriebsräte spielten nicht nur bei der Ingangbringung der Produktion und in allen betrieblichen Fragen eine wesentliche Rolle, sie mobilisierten die Arbeiter und Angestellten auch für die Durchsetzung ihrer politischen Forderungen, insbesondere für die Enteignung der Betriebe der Kriegsverbrecher und die Säuberung der Verwaltungen von aktiven Nazis.

Alle Obleute der Gruben des Ruhrkohlenbergbaus forderten auf ihrer ersten Konferenz am 14. November 1945 in Bochum in einer Resolution entschieden und unmissverständlich: «Die Bergarbeiter wissen, dass der Bergbauverein, die Thyssen, Klöckner, Krupp und alle Aktionäre die Geldgeber der NSDAP waren. Die Bergarbeiter wissen, dass diese deutschen Grubenbarone mit der Ruhrkohle zwei Kriege vorbereitet und geführt haben. Die deutschen Kohlenbarone sind Kriegsverbrecher. Um einen neuen Krieg zu verhindern, verlangen die Bergarbeiter die Überführung der Schachtanlagen in die Hände der Provinzialregierung in Münster.»⁵

Fortschrittliche Betriebsräte und Gewerkschaftsfunktionäre mobilisierten in den Konzernbetrieben Arbeiter und Angestellte zu Willenskundgebungen, in denen die Enteignung der Monopolher-

5 Dokumente und Materialien . . . , Reihe III, Bd. 1, S. 267.

ren, die Überführung der Betriebe in die Hände des Volkes und die Entnazifizierung gefordert wurden.

Bei den Betriebsrätewahlen vom Oktober 1945 erhielten die Kandidaten der KPD und andere fortschrittliche Gewerkschafter in den Schachanlagen des Ruhrgebietes die überwiegende Mehrheit der Mandate. Betriebsräte und örtliche Gewerkschaftskomitees mobilisierten in unermüdlicher Arbeit und in zahllosen grösseren und kleineren Aktionen immer breitere Kreise der Arbeiter für den Kampf um volle Mitbestimmung und die Durchführung antifaschistisch-demokratischer Massnahmen. Dabei wurden dort die grössten Erfolge errungen, wo kommunistische, sozialdemokratische, christliche und parteilose Arbeiter fest zusammenstanden. Es wurden das Klassenbewusstsein der Arbeiter gestärkt, eine gewisse politische Lethargie – durch die Verbots- und Beschränkungsmaßnahmen der westlichen Besatzungsmächte zusätzlich verstärkt – Schritt für Schritt überwunden, der Einfluss der Betriebsräte und Gewerkschaften vergrössert.

Die Aktionseinheit der Arbeiterklasse war anfangs nicht auf die Gewerkschaftsbewegung beschränkt geblieben. Zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten kam es in den ersten Nachkriegsmonaten vielerorts zu parteipolitischen Absprachen und gemeinsamem Vorgehen. In vielen Orten und Städten fanden vor und nach der offiziellen Zulassung von KPD und SPD Zusammenkünfte, Aussprachen, Beratungen über ein gemeinsames Vorgehen in bestimmten Fragen statt. vielerorts begann sich ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen den Mitgliedern der beiden Parteien zu entwickeln. Dabei übten die Politik des Zentralausschusses der SPD in Berlin und das von ihm mit der KPD geschlossene Aktionsabkommen einen wesentlichen Einfluss aus, wie auch in der bürgerlichen Historiografie der BRD zugegeben werden muss. Trotz der Tatsache, dass noch viel zur Erforschung der Geschichte der Aktionsvereinbarungen zwischen KPD und SPD zu tun ist, ermöglicht bereits unsere heutige Kenntnis die Feststellung, dass es nachweisbar in allen Ländern der Westzonen in dieser oder jener Form zu parteipolitischen Kontakten zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten gekommen ist. Folgende grössere Orte seien genannt: München, Nürnberg, Fürth, Dachau, Landshut, Arzberg; Stuttgart, Mann-

heim, Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg, Freiburg i. Br., Rastatt, Konstanz, Ludwigsburg, Villingen, Singen, Lörrach; Frankfurt a. M., Wiesbaden, Hanau, Hessisch-Oldendorf; Dortmund, Duisburg, Essen, Köln, Bochum, Wuppertal, Gladbach, Recklinghausen, Hamm, Moers, Wanne-Eickel, Oberhausen, Münster, Bielefeld, Lünen, Dorsten, Gelsenkirchen, Remscheid; Braunschweig, Hannover, Oldenburg; Kiel, Elmshorn; Hamburg und Bremen.

In Hamburg wurde von den Vertretern von SPD und KPD am 20. August 1945 ein Aufruf zu enger Zusammenarbeit mit dem Ziel der Schaffung einer einheitlichen Arbeiterpartei verabschiedet. In Bremen wurde am 17. August 1945 zwischen den Bezirksleitungen von KPD und SPD ein «Einheits-Aktions-Vertrag» abgeschlossen und der Mitgliedschaft mitgeteilt.

Am 8. August 1945 fanden die seit Juni 1945 geführten Besprechungen zwischen führenden sozialdemokratischen und kommunistischen Funktionären in München in der Bildung einer Aktionsgemeinschaft ihren Abschluss. Eine gemeinsame Deklaration unterzeichneten unter anderem Albert Rosshäupter, Wilhelm Hoegner und Karl Kröpelin für die SPD, Ludwig Ficker und Bruno Goldhammer für die KPD. Die Münchener Erklärung ging von einer positiven Würdigung der Potsdamer Konferenz aus, hob das sozialistische Endziel beider Parteien hervor und formulierte, in enger Anlehnung an den Berliner Aufruf der KPD vom 11. Juni 1945, zehn Sofortaufgaben zur restlosen Ausrottung von Nazismus und Militarismus, für die Errichtung eines demokratischen Deutschlands.

In Südbaden erlangten die Einheitsbestrebungen nach der Zulassung der politischen Betätigung besondere Breite und Stärke. Am 19. Januar 1946 fand eine gemeinsame Delegiertenkonferenz des Landeskommisariatsbezirks Konstanz statt, die ein Drittel der in Baden organisierten Arbeiterschaft vertrat. Auch hier wurde eine gemeinsame Plattform des antifaschistisch-demokratischen Kampfes entwickelt. Die Delegierten forderten die Landesleitungen beider Parteien zur Vertiefung der Zusammenarbeit auf. Die Landeskonferenz der Sozialistischen Partei Badens, die am 16. und 17. Februar 1946 in Villingen stattfand, beschloss, so schnell wie möglich die politisch-organisatorische Einheit der Arbeiterklasse herzustellen.

Auch in den grossen Konzernbetrieben fanden sich 1945 die Mit-

glieder von KPD und SPD zum gemeinsamen Kampf zur Entmachtung der kriegsverbrecherischen Konzernherren zusammen. So zum Beispiel im Krupp-Konzern in Essen, wo die Arbeiter dieses Konzerns gemeinsam mit der Stadtverwaltung – Oberbürgermeister war zu dieser Zeit der Kommunist Heinz Renner! – am 16. November 1945 in einem Memorandum von der Militärregierung die Enteignung des Kriegsverbrechers Krupp, die Überführung der Konzernbetriebe in das Eigentum der Stadt Essen und die Umstellung auf Friedensproduktion forderten. Im Hoesch-Konzern, Bochumer Verein und anderswo formulierten die Arbeiter und die Mitglieder von SPD und KPD gemeinsam ähnliche Forderungen. Auch in anderen Fragen, wie Betriebsrätewahlen, Gewerkschaftsfragen, der kommunalen Politik, kam es vielfach zu Vereinbarungen über ein gemeinsames Vorgehen. An den Orten, wo sich eine gute Verständigung und Zusammenarbeit zwischen KPD und SPD entwickelt hatte, konnte es zu gemeinsamen Aktionen mit den anderen Parteien kommen. So riefen im Dezember 1945 KPD, SPD und CDU von Wanne-Eickel gemeinsam zur Sicherung der demokratischen Entwicklung gegen alle reaktionären Machenschaften auf.

In Duisburg richteten KPD, SPD und CDU am 28. Dezember 1945 auf Initiative der Kommunistischen Partei eine gemeinsame Eingabe an die britische Militärregierung, in der es hiess: «Die Generaldirektoren und Hauptaktionäre des Ruhrkohlenbergbaus und der Ruhrscherwerindustrie haben nicht nur die Nazipartei finanziert, sondern ihr auch 1933 zur politischen Macht verhülfen. Sie sind voll verantwortlich für den Kriegsausbruch, sie gehören zu den schlimmsten deutschen Imperialisten und Kriegsverbrechern.»⁶ Damit begründeten die Stadtverordneten Duisburgs ihre Forderung nach Enteignung dieser Monopolherren und die Übergabe der Betriebe an Kommunal- und Provinzialbehörden.

Die grosse Bereitschaft und der Wille sozialdemokratischer Mitglieder zur Aktionseinheit mit der KPD fand auch damals in Handlungen und Äusserungen einer Reihe prominenter Sozialdemokraten ihren Niederschlag. Das traf auf Hoegner und Rosshäupter in München, Meitmann in Hamburg, Steinhoff, Henssler, Knothe, Kaisen

6 Freiheit (Düsseldorf), 10. Mai 1946.

u.a. zu. Bleibt abschliessend ein aufschlussreiches Eingeständnis Kadens zu zitieren, «dass selbst in den Bezirken, in denen die Führungsgruppen von vornherein mit Schumacher übereinstimmten, die Notwendigkeit bestand, den Einheitsbestrebungen der KPD und eines Teils der eigenen Mitglieder mit allen verfügbaren Mitteln entgegenzutreten».⁷

Aktionseinheit und Zusammenarbeit mit der KPD wurden von der Mehrheit der westzonalen Sozialdemokraten ursprünglich eindeutig gewollt und angestrebt. Der Antikommunismus war zunächst zurückgedrängt. Die Auffassung, dass Kommunisten und Sozialdemokraten, bei aller Unterschiedlichkeit von Auffassungen in Fragen der Strategie und Taktik, ein gemeinsames Grundanliegen, die Wahrnehmung der Arbeiterinteressen gegen die Bestrebungen der Bourgeoisie einte, war vorherrschend. Diese Tatsache kam zum Beispiel auch in der Nordrheinprovinz in der Art und Weise der Ablehnung der Verschmelzung der SPD mit der KPD durch die Bezirksleitung zum Ausdruck, wenn sie in einem Antwortschreiben an die «kommunistischen Genossen» für die Zeit nach den Herbstwahlen 1946 eine Zusammenarbeit «in der praktischen Politik auf der Grundlage eines wahrhaft sozialistischen Programms» in Aussicht stellte.⁸ Und die Gemeinsamkeit von Kommunisten und der Mehrheit der Sozialdemokraten kam eindeutig in den Übereinstimmungen hinsichtlich der gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen zum Ausdruck.

Wie sehr auch noch reformistische Illusionen verbreitet und wie unterschiedlich auch die sozialdemokratischen Sozialismusauffassungen im Einzelnen sein mochten: eindeutig war der Wille der überwiegenden Mehrheit der sozialdemokratischen Mitglieder nach einer grundlegenden gesellschaftspolitischen Neuordnung mit der Zielrichtung der Überwindung des kapitalistischen Systems. Und es ist ein Beweis für die zeitweilige Schwäche des Opportunismus, dass sein Hauptexponent in der westzonalen Sozialdemokratie, Kurt Schumacher, seine politische Konzeption mit ähnlich weitgehenden gesellschaftspolitischen Deklarationen verbinden musste.

7 Albrecht Kaden: Einheit oder Freiheit. Die Wiedergründung der SPD 1945/46, Hannover 1964, S. 160.

8 Rheinische Zeitung (Köln), 22. Juni 1946.

Schumacher formulierte im Sommer 1945, dass es gegenwärtig keinen anderen Sozialismus mehr gebe als den revolutionären. «Das Monopolkapital hat Hitler zur Macht verhülft, und in seinem Auftrag hat er den grossen Raubkrieg gegen Europa vorbereitet und geführt.»⁹ «Der Grossbesitz hat damit. . . seine Unfähigkeit erwiesen, Deutschland zu regieren.»¹⁰ Und er schlussfolgerte die Notwendigkeit der «Verstaatlichung der Grossindustrie, der Grossfinanz und die Aufgliederung des Grossgrundbesitzes.»¹¹

4. Antifaschistisch-demokratische Bestrebungen bürgerlicher Kreise

Am 16. Juni 1945 hatten sich in Berlin zwei bürgerliche Parteigruppierungen «christlich-demokratischer» beziehungsweise «liberal-demokratischer» Richtung gebildet. Sie konstituierten sich am 26. Juni als Christlich-Demokratische Union (CDU) und am 5. Juli 1945 als Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDPD). Beide Gründungen waren auf die Errichtung eines demokratischen deutschen Staates mit Berlin als Hauptstadt orientiert. Die Gründerkreise setzten sich aus Hitlergegnern unterschiedlicher Motive und politischer Zielsetzungen zusammen. Neben aufrechten bürgerlichen Demokraten wie Otto Nuschke (CDU) und Wilhelm Külz (LDPD) waren Exponenten grossbürgerlicher Kreise und der ehemaligen Reichsbürokratie stark vertreten, wie Andreas Hermes, Theodor Steltzer, Walther Schreiber, Hans Lukaschek, Heinrich Krone und andere in der CDU, Waldemar Koch, Arthur Lieutenant und andere in der LDPD. Von den führenden Kräften der CDU muss ausserdem eine Gruppe ehemaliger christlicher beziehungsweise Hirsch-Dunckerscher Gewerkschaftsführer um Jakob Kaiser und Ernst Lemmer genannt werden.

In diesen Berliner Führungsgremien und den von ihnen gebildeten Fachausschüssen waren also anfangs die antifaschistisch und demo-

9 Turmwächter der Demokratie. Ein Lebensbild von Kurt Schumacher, Bd. 2: Reden und Schriften, Berlin-Grunewald (1953), S. 39.

10 Ebenda, S. 37.

11 Ebenda, S. 38.

kratisch auftretenden Interessenvertreter der imperialistischen deutschen Bourgeoisie zahlreich vertreten. Ihr Aktionsradius war jedoch unter den gegebenen Bedingungen wesentlich eingeschränkt.

In vielen Städten und Orten der sowjetischen Besatzungszone hatten sich – unabhängig von Berlin – bürgerliche Parteigruppierungen zusammengefunden, die ebenfalls eine recht unterschiedliche Zusammensetzung aufwiesen. Doch war nicht zu übersehen, dass die kleinbürgerlich-demokratischen Kräfte hier im Allgemeinen stärker hervortreten konnten. Die weitere parteipolitische Entwicklung, ihre Vereinheitlichung und Zentralisierung im Rahmen der sowjetischen Besatzungszone bewirkten, dass die örtlichen bürgerlichen Parteigründungen in das Gefüge der beiden bürgerlichen Zonenparteien eingeordnet wurden. Dieser Aufbau von CDU und LDPD verstärkte die von Anfang an bereits gegebenen innerparteilichen Differenzen wesentlich. Die Parteien besaßen anfangs noch kein eindeutiges Profil. Es musste erst in harten Auseinandersetzungen geschaffen werden.

Unter dem Druck der Bedingungen und antifaschistisch-demokratischen Forderungen bekannten sich auch die Interessenvertreter der imperialistischen Bourgeoisie in den Führungsgrenzen zu den Gründungsaufrufen der beiden Parteien, in denen – mit einer bürgerlichen Grundkonzeption – das Ziel eines antifaschistischen und demokratischen Neuaufbaus formuliert wurde. Wesentlich war vor allem das Bekenntnis zur Zusammenarbeit mit den beiden Arbeiterparteien. Unter diesen Umständen gelang es den in Aktionseinheit verbundenen Arbeiterparteien am 14. Juli 1945, eine feste Zusammenarbeit mit CDU und LDPD in Form der Blockausschüsse – herzustellen. Das war ein Schritt von geschichtlicher Bedeutung. Erstmals in der deutschen Geschichte wurden damit breite kleinbürgerliche Schichten in einem festen Bündnis an die deutsche Arbeiterklasse herangeführt und Voraussetzungen geschaffen, um sie dem Missbrauch durch die imperialistische Bourgeoisie zu entziehen. Die durch den Block verwirklichte Aktionsgemeinschaft zur Bewältigung der Not, für gemeinsame demokratische Schritte beruhte auf dem Prinzip der Einstimmigkeit gefasster Beschlüsse. Sie hatte nichts mit der Errichtung einer «kommunistischen Parteidiktatur» zu tun, wie von westdeutscher Seite immer wieder behauptet wird. Es lag

auf der Hand, dass es innerhalb des Blocks harte Auseinandersetzungen um die politische Führung und den zu verfolgenden Kurs geben würde.

Wenn sich die Blockpolitik schliesslich zu einem Instrument der Durchsetzung der Hegemonie der Arbeiterklasse entwickelte, so deshalb, weil von ihr immer wieder die richtungweisenden Impulse und die entscheidende Kraftentfaltung bei der Verwirklichung der gemeinsamen demokratischen Politik ausgingen und die reaktionären Kräfte sich entlarvten und isolierten.

Das relativ geschlossene, in der antifaschistisch-demokratischen Zielsetzung einheitliche Vorgehen von KPD- und SPD-Gruppen sowie Gewerkschaftsorganisationen beeinflusste auch in den Westzonen die parteipolitische Entwicklung im Kleinbürgertum und Bürgertum. Der Drang nach Vermeidung der verhängnisvollen parteipolitischen Zersplitterung am Ende der Weimarer Republik, der durch die faschistische Kompromittierung aller ehemaligen Rechtsparteien und ihre Nichtzulassung durch die Besatzungsmächte unterstützt wurde, die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller demokratischen Kräfte zur Überwindung der nationalen Katastrophe trugen dazu bei, dass auch in den Westzonen die Bestrebungen zur Gründung von bürgerlich-demokratischen Sammelparteien die Oberhand gewannen. Während in der sowjetischen Besatzungszone CDU und LDPD einander ziemlich die Waage hielten, erlangte die christlich-demokratische Sammlungsbewegung in den Westzonen gegenüber der liberal-demokratischen schon bald ein eindeutiges Übergewicht. Während die christlich-demokratischen Gründungen sich, trotz oft recht unterschiedlichen Charakters, relativ schnell im Landes- beziehungsweise Zonenmassstab zusammenschlossen, war die Zersplitterung der liberal-demokratischen Gruppen grösser und währte länger. In Ländern wie Bayern, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen gelang es ihnen nicht, hinter der CDU beziehungsweise CSU zur zweitstärksten bürgerlichen Parteigruppierung zu werden, als die die FDP jedoch 1949 in den Bundestag einzog. Im Unterschied zur sowjetischen Besatzungszone, wo sich CDU und LDPD im Charakter ihrer offiziellen Programmatik einander weitgehend annäherten, offenbarten – verglichen mit den Berliner Gründungen – die christlich-demokrati-

schen Gründungen in Köln, Frankfurt am Main und anderen Orten sozial progressivere, die liberaldemokratischen Gründungen stärker konservative Züge. Doch bei allen Unterschieden wiesen auch in den Westzonen alle bedeutsamen bürgerlichen Parteigründungen, die in den ersten Nachkriegswochen und -monaten erfolgten, nach aussen ein spezifisch antifaschistisches und demokratisches Gepräge auf.

In Köln und in Frankfurt am Main traten am Anfang Kräfte der kleinbürgerlichen Demokratie, des ehemaligen linken Zentrumflügels und ehemaliger christlicher Gewerkschaften stark hervor, die sich meist auf eine Zusammenarbeit mit den Arbeiterparteien, zumindest mit der SPD, orientierten. In Frankfurt am Main war der Einfluss bürgerlicher Intellektueller des linken Zentrums, wie zum Beispiel Walter Dirks, Karl-Heinrich Knapstein, Eugen Kogon, sehr stark. Die ursprüngliche Absicht dieser Kräfte war, ein Wiedererstehen von Zentrum und SPD zu verhindern und eine sozialistische «Volkspartei» zu schaffen.

Die «Frankfurter Grundsätze»¹² werden vor allem durch das Bekenntnis «zu einem wirtschaftlichen Sozialismus» als der «Überführung» gewisser grosser Urproduktionen, Grossindustrien und Grossbanken in «Gemeineigentum» gekennzeichnet. Auch in der Forderung nach Trennung zwischen Staat und Kirche in der Schul- und Kulturpolitik tragen die «Frankfurter Grundsätze» den antifaschistisch-demokratischen Aufgaben von allen CDU-Programmen der Gründungskonzeption am weitestgehenden Rechnung.

Den grössten Einfluss auf die Gründungen in den Westzonen übte jedoch die Kölner Gründung vom Juni 1945 aus, deren Initiatoren Studienrat Leo Schwering, ehemaliger Landtagsabgeordneter des Zentrums, Theodor Scharmitzel, früherer Generalsekretär der Windthorst-Bünde, Wilhelm Warsch, einstiger Bürgermeister von Uerdingen und Krefeld, und Peter Schaeven, ehemaliger Kölner Parteisekretär des Zentrums, waren. In Köln wie in Frankfurt am Main und anderen Orten entstanden die Gründungen christlich-demokratischer Parteien unmittelbar aus antifaschistischen Wider-

12 Bruno Dörpinghaus/Kurt Witt: Politisches Jahrbuch der CDU/CSU, 1. Jg. 1950, Frankfurt am Main 1950, S. 230 ff.

standskreisen beziehungsweise Oppositionszirkeln. Theodor Scharmitzel erklärte dazu: «Uns kommt es . . . bei der Beurteilung der politischen Haltung eines Menschen nicht so sehr darauf an, wo er vor 1933 stand, sondern was er unter der Hitler-Diktatur geleistet hat, um die Knechtschaft zu brechen.»¹³

Dieser Ausgangspunkt und die in den Gründungsdokumenten umrissenen politischen Standorte eröffneten gute Möglichkeiten für eine antifaschistisch-demokratische Politik. So heisst es im Kölner Gründungsaufruf vom Juni 1945,¹⁴ der von allen Aufrufen der Gründungszeit in den Westzonen weiteste Verbreitung fand und grössten Einfluss ausübte: «Mit dem Grössenwahnsinn des Nationalsozialismus verband sich die ehrgeizige Herrschsucht des Militarismus und der grosskapitalistischen Rüstungsmagnaten . . . Das Gemeineigentum darf so weit erweitert werden, wie das Allgemeinwohl es erfordert. Post und Eisenbahn, Kohlenbergbau und Energieerzeugung sind grundsätzlich Angelegenheiten des öffentlichen Dienstes. Das Bank- und Versicherungswesen unterliegt der staatlichen Kontrolle . . . Das Ziel der Wirtschaft ist die Bedarfsdeckung des Volkes auf der Grundlage einer freien körperlichen Selbstverwaltung. Die Vorherrschaft des Grosskapitals, der privaten Monopole und Konzerne wird gebrochen. Privatinitiative und Eigenverantwortlichkeit werden erhalten. Mittel- und Kleinbetriebe werden gefördert und vermehrt.»

Ferner wird die Erfassung der Gewinne nationalsozialistischer Konjunkturzeit und der Kriegsgewinne gefordert. Der stark auf soziale Fragen ausgerichtete Kölner Gründungsaufwurf erhebt als Zielsetzung die Losung von einem «wahren christlichen Sozialismus». Sie wird mit einem Bekenntnis zu Demokratie, Völkerverständigung und friedlicher Aussenpolitik verbunden. Neben diesen Forderungen und Bekenntnissen kleinbürgerlicher Demokratie, die geeignet sind, einer antifaschistisch-demokratischen Politik als Grund-

13 Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands, ihr Wesen und Wollen (Schriftenreihe der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands, Landesverband Rheinland, Heft 1), Köln o. J., S. 7.

14 Der Kölner Gründungsaufwurf ist abgedruckt im Buche seines Mitverfassers Leo Schwering: Frühgeschichte der Christlich-Demokratischen Union, Recklinghausen 1963, S. 215 ff. – Sämtliche Zitate und Angaben erfolgen aus dieser Quelle.

lage zu dienen, enthält der Kölner Aufruf andere Formulierungen, die den demokratischen Erfordernissen nicht gerecht werden, reaktionäre Auslegungen zulassen beziehungsweise den Zielen reaktionärer Politik Vorschub leisten.

So wird das Schwergewicht der historischen Bilanz auf weltanschaulich-geistiges Gebiet verlegt, so dass eine «christliche Erneuerung», die Wiederherstellung «christlichen Naturrechts», als politisches Hauptmittel erscheint. Obwohl keine direkt antikommunistische Stossrichtung enthalten ist, lässt der historische Schuldanspruch über den «habgierigen Materialismus» und die Betonung «abendländischer Kultur» antikommunistische Auslegungen zu. Die «christliche» Politik wird als Volksgemeinschaftspolitik in Ignorierung und Ablehnung von Klassenscheidung und Klassenkampf formuliert.

Entscheidende Schwächen zeigen sich in der Staatsfrage. Der demokratische Einheitsstaat wird zugunsten einer föderalistischen, bundesstaadichen Ordnung abgelehnt. Das Bekenntnis zur Demokratie wird nicht mit dem Prinzip der Volkssouveränität, sondern den Prinzipien des «Rechtsstaates», der bürgerlichen Gewalteinteilung und des Parlamentarismus verbunden.

Hinsichtlich der politischen Stellung der christlich-demokratischen Partei fehlt in den Kölner Leitsätzen-gegenüber dem Berliner Gründungsaufruf der CDU – das bedeutsame Bekenntnis zu einer Zusammenarbeit aller antifaschistisch-demokratischen Parteien.

Trotz dieser Schwächen konnte der Kölner Gründungsaufruf insgesamt als eine geeignete, wenn auch nicht widerspruchsfreie Grundlage für eine antifaschistisch-demokratische Nachkriegspolitik angesehen werden. Antiimperialistische und antimilitaristische Forderungen kleinbürgerlicher Demokratie standen im Vordergrund. Sie spiegelten mit ihren progressiven Zielsetzungen, die mit den erwähnten Halbheiten, Inkonsequenzen und Unklarheiten über den praktischen Weg zu ihrer Verwirklichung verbunden waren, den damaligen Bewusstseinsstand breiter bürgerlicher und werktätiger Kreise wider beziehungsweise kamen deren Vorstellungen entgegen. Auf einer solchen programmatischen Grundlage gelang es, die entstehende CDU in den Westzonen in den Augen breiter Kreise als antifaschistisch-demokratische «Volkspartei» aufzubauen. Im

ersten Heft der Schriftenreihe der CDU des Rheinlandes über Wesen und Wollen der CDU wird in diesem Zusammenhang erklärt: «Oder glaubt noch jemand im Ernst daran, dass einem solchen Programm die ‚Reaktionäre‘ sich zu unterwerfen bereit sind, die ehemaligen Wirtschaftsgewaltigen, Zechenbarone, Grosskapitalisten, Grossagrarien? Hinter unserem Programm stehen vor allem die Millionen christlicher Arbeiter und Angestellte, Beamte, Bauern, Handwerker, Mittel- und Kleingewerbetreibende. Wer wird es wagen, diesen Massen zuzumuten, dass sie sich eine Verfälschung des Programms gefallen lassen?»¹⁵

Das war eine Sprache, wie sie breite Kreise nach Ende des Krieges forderten und verstanden. Wenn sie daraufhin die CDU unterstützten, so glaubten sie den Beteuerungen, dass diese Partei gegen die bezeichneten reaktionären Zechenbarone, Grosskapitalisten und Grossagrarien sei. Besondere Bedeutung kam der Gewinnung breiter Kreise christlicher Werktätiger zu.

Der ehemalige christliche Gewerkschafter Johannes Albers stellte im September 1947 dazu fest: «Der Bestand und die Kraft der Union kann nur gesichert sein, wenn die breiten Arbeiterschichten zu ihr stehen. Ohne sie wäre die Union eine rein bürgerliche Partei-gruppe und würde ihr Wesen als echte Volkspartei nicht verwirklichen können.»¹⁶

Im Unterschied zum späteren Missbrauch eines «christlichen Sozialismus» durch Jakob Kaiser und andere CDU-Politiker für reaktionäre Zwecke verbanden sich in der Gründungszeit der westzonalen CDU gerade kleinbürgerlich-antimonopolistische Bestrebungen mit einem solchen Bekenntnis. Handelt es sich dabei auch um begrenzte, kleinbürgerliche Sozialismuskonzeptionen, die sich vom sozialistischen Ziel der Arbeiterklasse wesentlich unterschieden, so entsprachen doch die damit verknüpften gesellschaftspolitischen Zielsetzungen in weitem Masse den Erfordernissen einer antifaschistisch-demokratischen Umwälzung. Sie brachten zu dieser Zeit fer-

¹⁵Die Christlich-Demokratische Union Deutschlands, ihr Wesen und Wollen, S. 18 f.

¹⁶Johannes Albers: Sozialausschüsse – das soziale Gewissen der Union, in: Bruno-Dörpinghaus/Kurt Witt, Politisches Jahrbuch der CDU/CSU, 1. Jg. 1950.

ner eine Annäherung kleinbürgerlicher und bürgerlicher Kreise an den politischen Standort und die Ziele der Arbeiterklasse beziehungsweise deren massgebenden Einfluss auf die politische Willensbildung nach Kriegsende zum Ausdruck.

5. Antifaschistisch-demokratische Umwälzungen und die Gründung der SED

Die einzig handelnde Arbeiterklasse gab in der sowjetischen Besatzungszone die politische Initiative, wie die 1945 ergriffen hatte, nicht wieder aus der Hand. Beginnend mit der demokratischen Bodenreform im Sommer 1945, die das Bündnis der Arbeiterklasse mit der werktätigen Bauernschaft auf eine feste Grundlage stellte und wesentlich zur Bewältigung der Umsiedlerfrage beitrug, wurden unter Führung der Arbeiterklasse grundlegende antiimperialistisch-demokratische Umwälzungen vollzogen: der Aufbau neuer Verwaltungsorgane, der Justiz und der Volkspolizei; die Durchsetzung der demokratischen Schul- und Hochschulreform, die Verbreitung humanistischen und fortschrittlichen Gedankenguts; die Heranbildung einer neuen Intelligenz vorwiegend aus Arbeiter- und Bauernkindern, das Mitbestimmungsrecht der Gewerkschaften, die Ent eignung der Nazi- und Kriegsverbrecher und die Überführung von Banken, Grund- und Schlüsselindustrien in Volkseigentum, die Einführung der Wirtschaftsplanung usw.

Der Schlüssel für das erfolgreiche Voranschreiten auf dem Wege antifaschistisch-demokratischer Umwälzungen war die Aktionseinheit der Arbeiterklasse. Von grundlegender Bedeutung erwies es sich, dass es der Arbeiterklasse und ihren Verbündeten unter den Bedingungen des Wirkens der Sowjetischen Militärverwaltung (SMA) frühzeitig gelang, eine Vorentscheidung in der Frage der Macht, vor allem der Staatsmacht zu ihren Gunsten herbeizuführen. Der faschistische Staatsapparat wurde restlos zerschlagen, neue demokratische Verwaltungen aufgebaut, in denen bewährte Antifaschisten und Demokraten, vor allem aus der Arbeiterklasse, die entscheidenden Positionen einnahmen. Diese neuen Staatsorgane, deren fortschritt-

licher Charakter sich ständig mehr vertiefte, wirkten als entscheidende Hebel für die Durchführung der antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen, prägten und schützten die antifaschistisch-demokratische Ordnung.

Mit den antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen wurden in der sowjetischen Besatzungszone nicht separate Tatsachen geschaffen, sondern wurde vorwärtsschreitend das vollzogen, was in ganz Deutschland auf der politischen Tagesordnung stand. Es entstanden mit der antifaschistisch-demokratischen Ordnung zugleich wichtige demokratische Grundlagen für einen das ganze deutsche Territorium umfassenden deutschen Nachkriegsstaat. Die Haltung zu den antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen in der sowjetischen Besatzungszone war deshalb für die politischen Kräfte in den Westzonen, wo die politische Nachkriegsentwicklung mit erheblichem Tempoverlust in Gang kam, ein entscheidendes Kriterium dafür, ob sie wirklich eine Politik verfolgten, die grundlegende gesellschaftspolitische Veränderungen beinhaltete und auf die Errichtung eines einheitlichen demokratischen deutschen Staates gerichtet war.

Am 21. und 22. April 1946 schlossen sich KPD und SPD in Berlin zur SED zusammen. Dieser Zusammenschluss erfolgte als ein breiter demokratischer Prozess. Er hatte absolut nichts mit einer sogenannten Zwangsvereinigung zu tun, wie er in unwissenschaftlichen Darstellungen bürgerlicher Provinienz unverdrossen kolportiert wird. Die Gründung der SED blieb infolge von Eingriffen und Verboten der westlichen Militärregierungen auf die sowjetische Besatzungszone beschränkt. Sie markierte jedoch mit dem Sieg des revolutionären Marxismus eine Niederlage des Opportunismus, die weit über die Grenzen der sowjetischen Besatzungszone hinausstrahlte, das Kräfteverhältnis im gesamtdeutschen Rahmen zugunsten der Kräfte des Friedens, der Demokratie und des sozialen Fortschritts veränderte, die revolutionäre Entwicklung im Osten Deutschlands unumkehrbar machte. Mit ihren rund anderthalb Millionen Mitgliedern (im Mai 1946) war die SED die mit Abstand stärkste deutsche Partei und sah einer offenen politischen Auseinandersetzung um die Schaffung eines einheitlichen deutschen Staates und seine gesellschaftspolitische Ausgestaltung in Übereinstimmung mit dem Potsdamer Abkommen zuversichtlich entgegen. Die Gründung der SED

war nach der bedingungslosen Kapitulation Nazideutschlands eine weitere entscheidende Niederlage der imperialistischen deutschen Bourgeoisie.

6. Ansätze einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung in den Westzonen

Trotz schwieriger Bedingungen und widersprüchlicher Entwicklungstendenzen konnten die demokratischen Kräfte in den Westzonen 1945 und in den ersten Monaten 1946 Erfolge erringen und einen unübersehbaren politisch-ideologischen Einfluss im antiimperialistischen Sinne ausüben. Besonders auf kommunaler Ebene, in Verwaltungen und Beratungskörperschaften, konnten vielerorts, wenn auch mit gravierenden Ausnahmen, demokratische Kräfte Fuss fassen. Die Mitglieder und Funktionäre der KPD traten bei der Bewältigung von Chaos und Hunger, bei der Sicherung der Versorgung der Bevölkerung und ihrer sozialen Betreuung sowie beim Wiederaufbau ganz besonders hervor. Die KPD war es auch, die an der Spitze der demokratischen Kräfte stand, die gegen die reaktionären Gefahren kämpften und die Massen für antifaschistisch-demokratische Umgestaltungen zu mobilisieren suchten. Auf einer Konferenz der Landesleitungen der KPD der amerikanischen und der französischen Besatzungszone, die am 5. und 6. Dezember 1945 in Stuttgart stattfand und an der die Vertreter der Landesleitungen der französischen Zone illegal teilnehmen mussten, wurden dazu wichtige Beschlüsse¹⁷ gefasst. Die Kommunisten entlarvten die vielfältigen separatistischen Bestrebungen und riefen zum Kampf «für die schnellste Herstellung der Einheit der Nation auf demokratischer Grundlage» auf. Sie kritisierten die zu frühe Ansetzung der Gemeindewahlen in der amerikanischen Zone und entwickelten ein Wahlprogramm.

Dabei hoben sie das Ziel der Bildung neuer demokratischer Selbstverwaltungsorgane des Volkes hervor, betonten die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der Arbeiterparteien und schlugen allen

17 Dokumente und Materialien . . . , Reihe III, Bd. 1, S. 305 ff.

demokratischen Parteien ein «Abkommen über eine würdige antifaschistisch-demokratische Durchführung des Wahlkampfes vor».

Eine Parteikonferenz der KPD, Bezirk Ruhrgebiet-Westfalen, die am 20. Januar 1946 stattfand, orientierte auf die «rücksichtslose Säuberung des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens im Ruhrgebiet von allen reaktionären und kriegsverbrecherischen Elementen»,¹⁸ auf die Zerschlagung der Konzerne und Kartelle, die Durchsetzung des Mitbestimmungsrechtes der Gewerkschaften und die Durchführung einer demokratischen Bodenreform. Die Konferenz hob die Aufgabe hervor, den Kampf gegen die Überreste der Nazi-ideologie zu führen, und betonte, dass die Religion «kein Faktor der Spaltung des deutschen Volkes»¹⁹ sein darf. Nach wie vor konzentrierten sich die Kommunisten darauf, auch in den Westzonen die Einheit der Arbeiterklasse herzustellen, die sie als «entscheidende Voraussetzung für die Sicherung der Einheit Deutschlands»²⁰ betrachteten. Auch in den anderen Parteibezirken der KPD fanden Anfang 1946 Konferenzen statt, die die Aufgaben in gleicher Weise präzisierten.

In einer bedeutsamen Denkschrift an den Zonenbeirat der britischen Zone zeigte die KPD der britischen Zone den Weg, wie die Ernährungskrise durch Lebensmittelkontrollausschüsse, Säuberung der Wirtschaftsämter, Auflösung der bestehenden Reichsnährstandorganisationen, Bildung von Landwirtschaftskammern, Durchführung einer demokratischen Bodenreform und andere Massnahmen wirksam bekämpft werden konnte.

Trotz des antikommunistischen Spaltungskurses der rechten SPD-Führer, der die Arbeiterklasse desorientierte und schwächte, machte die Herstellung der Gewerkschaftseinheit 1946 grosse Fortschritte. Mit der Konstituierung des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes Hessen am 24. und 25. August 1946 wurden in der amerikanischen und französischen Zone die Gründungen von Einheitsgewerkschaften auf Länderbasis eingeleitet. Vom 21. bis 23. August 1946 fand in Bielefeld eine Gewerkschaftskonferenz der

18 Ebenda, S. 439.

19 Ebenda, S. 445.

20 Ebenda, S. 438 f.

britischen Zone statt, die die Gründung des DGB der britischen Zone vorbereitete.

Die Herstellung der Gewerkschaftseinheit war ein grosser historischer Erfolg der deutschen Arbeiterbewegung und trug zur Stärkung der Positionen der Arbeiterklasse in den Westzonen bei. In den meisten provisorischen Provinz- oder Landtagen beziehungsweise den verfassungsgebenden Länderversammlungen in der amerikanischen und in der französischen Zone gelangten SPD und KPD zu einer Zusammenarbeit, die, besonders in Hessen, sehr positive Ergebnisse zeitigte. Als ihr Produkt entstand im Laufe des Jahres 1946 die hessische Verfassung,²¹ deren Entwurf allerdings durch ein nachfolgendes Übereinkommen zwischen SPD und CDU in einigen Punkten «entschärft» wurde.²² Trotzdem war sie eine demokratische Verfassung, die über die Weimarer Verfassung hinausging. Hessen ist danach «ein Glied der deutschen Republik» (Artikel 64), die Regeln des Völkerrechts sind bindende Bestandteile des Landesrechts (Artikel 67), der Krieg ist geächtet, Kriegsvorbereitungen sind verfassungswidrig (Artikel 69); alle Staatsgewalt liegt beim Volke und wird von ihm durch Volksabstimmung (Volkswahl, Volksbegehren und Volksentscheid) unmittelbar, mittelbar durch die Beschlüsse verfassungsmässig bestellter Organe ausgeübt, die Gesetzgebung wird durch Volksentscheid und durch den Landtag ausgeübt, Gesetzentwürfe können auch durch Volksbegehren eingebracht werden. Besondere Bedeutung kommt auch dem Abschnitt III «Soziale und wirtschaftliche Rechte und Pflichten» zu, in dem eine antimonopolistisch-demokratische Ordnung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens parapiert wird: Anerkennung des Streikrechts und Verbot von Aussperrungen (Artikel 29), Prinzip

21 Verfassung des Landes Hessen (Gesetzes-Sammlung des Landes Hessen, Nr. 1),

22 Siehe Alexander Borosnjak: Der Kampf um Artikel 41 der Verfassung Hessens. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (Berlin), 1962, Heft 3, S. 714 ff. Aus dem Artikel 41 wurden die ursprünglich aufgeführten Betriebe der «chemischen Grossindustrie» entfernt. (Siehe die vergleichende Übersicht der einzelnen Verfassungsentwürfe in: Drucksachen der Verfassungberatenden Landesversammlung Gross-Hessen. Stenographische Berichte [zum Teil im Wortlaut gekürzt] über die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der Verfassungberatenden Landesversammlung Gross-Hessen, Wiesbaden o. J., S. 20 f).

des gleichen Lohns für Frauen und Jugendliche (Artikel 33), gleichberechtigte Mitbestimmung in sozialen, personellen und wirtschaftlichen Fragen des Betriebes durch Betriebsvertretungen im Einvernehmen mit den Gewerkschaften (Artikel 37), Mitbestimmung der Gewerkschaften in allen Wirtschaftsverwaltungen, Lenkungs- und Planungsorganen (Artikel 38), Verbot von monopolistischen Machtzusammenballungen und Missbrauch wirtschaftlicher Freiheit zu politischer Macht und Überführung solchen Vermögens in Gemeineigentum (Artikel 39), das Eigentum des ganzen Volkes ist und ausschliesslich seinem Wohle dienen darf (Artikel 40).

Artikel 41 bestimmt: «Mit Inkrafttreten dieser Verfassung werden 1. in Gemeindeeigentum überführt: der Bergbau (Kohlen, Kali, Erze), die Betriebe der Eisen- und Stahlerzeugung, die Betriebe der Energiewirtschaft und das an Schienen oder Oberleitungen gebundene Verkehrswesen, 2. vom Staate beaufsichtigt oder verwaltet: die Grossbanken und Versicherungsunternehmen und diejenigen in Ziffer 1 genannten Betriebe, deren Sitz nicht in Hessen liegt. Das Nähere bestimmt das Gesetz . . .»

In Artikel 42 heisst es: «Nach Massgabe besonderer Gesetze ist der Grossgrundbesitz, der nach geschichtlicher Erfahrung die Gefahr politischen Missbrauchs oder der Begünstigung militaristischer Bestrebungen in sich birgt, im Rahmen einer Bodenreform einzuziehen . . .»

Ferner werden die Förderung des Genossenschaftswesens (Artikel 44) und eine progressive Besteuerung von Vermögen und Einkommen, die nach sozialen Gesichtspunkten erfolgen soll, festgelegt.

In der hessischen Verfassung kommt die Übereinstimmung mit den gesellschaftspolitischen Grundlagen, die in den Ländern der sowjetischen Besatzungszone 1945/46 geschaffen worden sind, von allen westdeutschen Verfassungen am weitestgehenden zum Ausdruck. In ihr wird damit nicht nur ein Einfluss der Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone, der Demokratisierung von Wirtschaft und Verwaltung, des Volksentscheides vom 30. Juni 1946 in Sachsen auf die Westzonen deutlich, sondern vor allem auch die Tatsache, dass die Mehrheit der hessischen Bevölkerung in ihren Willenskundgebungen in Bezug auf die gesellschaftlichen und politi-

schen Grundfragen mit dem übereinstimmte, was in der sowjetischen Besatzungszone bereits Gestalt angenommen hatte. Allerdings war dieser Sachverhalt, infolge der Abwertung und Diffamierung der Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone durch die Mehrzahl der westdeutschen Zeitungen, sicher den meisten nicht bewusst. Die hessische Verfassung widerlegt auch die Behauptungen, die Spaltung Deutschlands sei durch die unterschiedliche gesellschaftspolitische Entwicklung zwischen Ost- und Westzonen, insbesondere durch eine separate Entwicklung in der Ostzone, bereits 1946 unausweichlich geworden.

Auch in den Verfassungen der anderen Länder der amerikanischen und der französischen Zone fanden zahlreiche wichtige demokratische Festlegungen Aufnahme, wenn hier auch die Kompromisse mit Anschauungen restaurativer CDU-Politik viel weitergehende Auswirkungen gezeitigt haben. In Baden-Württemberg kommt der Gemeineigentumsgedanke in den Artikeln 8 und 28, der Mitbestimmungsgedanke im Artikel 22 zum Ausdruck; in Rheinland-Pfalz in den Artikeln 61 und 67; in Baden in den Artikeln 33, 45 und 46; in Bayern in den Artikeln 160 und 175; Artikel 156 der bayrischen Verfassung bestimmt das Verbot von Monopolen. Die Anerkennung des Rechts auf Arbeit, demokratischer Wirtschaftslenkung, der Unterordnung der Wirtschaft unter die Bedarfsdeckung statt unter das Profitstreben ergänzen die zuerst genannten Grundsätze und Bestimmungen und finden auch in den späteren Verfassungen anderer westdeutscher Länder Aufnahme. Allerdings finden in einigen Verfassungen auch reaktionäre staatsrechtliche Prinzipien, vor allem des Föderalismus und eines ständischen Aufbaus, Aufnahme, die autoritären Herrschaftsmethoden Vorschub leisten, besonders in Bayern, ausserdem in Württemberg-Hohenzollern, Württemberg-Baden und Baden. Doch herrschte in den Verfassungen der westzonalen Länder insgesamt gesehen ein demokratischer Grundzug vor.

Die Diskussionen in den verfassungsgebenden Landesversammlungen, die Verfassungsentwürfe und ihre Endfassungen spiegeln den vorherrschenden Einfluss antifaschistisch-demokratischer Gedanken und Zielsetzungen in der öffentlichen Meinung der Westzonen wider. Das war ein wichtiger Erfolg des Kampfes der westdeut-

schen Arbeiterbewegung und aller übrigen demokratischen Kräfte. Doch wurden dabei eigentlich nur die Forderungen fixiert, die bereits seit Sommer 1945 in Programmen und Kundgebungen erhoben worden waren und die in den Westzonen bisher nicht realisiert werden konnten. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet stagnierte die demokratische Entwicklung in den Westzonen seit Anfang 1946 unverkennbar. Die praktischen Erfolge der demokratischen Kräfte blieben örtlich und der Sache nach beschränkt. Weder der Grossgrundbesitz noch die Monopole wurden zerschlagen, weder die Nazi- und Kriegsverbrecher enteignet noch Wirtschaft und Verwaltung gesäubert und demokratisiert – keine der wesentlichen Aufgaben einer antifaschistisch-demokratischen Umwälzung wurde gelöst, ja, noch nicht einmal wirklich in Angriff genommen.

Trotz der Tatsache, dass antifaschistisch-demokratische Ideen und Ziele in der öffentlichen Meinung eindeutig vorherrschten, dass Monopolkapital und Grossgrundbesitz geächtet wurden, gelang es nicht, die Demokratie durch Beseitigung der Grundlagen des Imperialismus fest zu verankern. Der Arbeiterklasse war es nicht möglich, ihre Hegemonie und zusammen mit ihren Bündnispartnern eine antifaschistisch-demokratische Ordnung zu errichten. Die realen Machtpositionen, die die westdeutsche Arbeiterklasse erringen konnte, waren unzureichend. Diese Tatsachen waren auf die in den Westzonen gegebenen bzw. sich entwickelnden Bedingungen für das Wirken der Arbeiterbewegung und aller antifaschistisch-demokratischen Kräfte, auf Veränderungen im politischen Kräfteverhältnis zu ihren Ungunsten zurückzuführen. Die wesentlichen Faktoren hierfür waren

- die konterrevolutionäre und antidemokratische Grundlinie der Ausübung der obersten Regierungsgewalt durch die westlichen Besatzungsmächte;
- die vorherrschenden restaurativ-reaktionären Entwicklungstendenzen in der Staatsfrage;
- die reale ökonomische und gesellschaftliche Macht der Monopole und ihrer Verbände, die nicht weiter eingedämmt, sondern im Gegenteil wieder ausgebaut wurde;
- die stärkere Konzentration der Kräfte der deutschen Monopolbourgeoisie und ihrer staatlichen und politischen Interessenvertreter

in den Westzonen und ihrer politischen Schwerpunktbildung darauf, die Länder der Westzonen zu reaktionären und restaurativen «Ordnungszellen» für die deutsche Nachkriegsentwicklung auszubauen. Und damit im Zusammenhang: eine breitere Basis zur Durchsetzung der «christlich»-reaktionären Nachkriegskonzeption für eine restaurative Entwicklung;

- der Einfluss rechter SPD- und Gewerkschaftsführer.

III. Die Kriegszielpolitik der Westmächte gegenüber Deutschland

1. Imperialistische Politik in der Klemme

Die Bestimmung ihres Verhältnisses zu den Westalliierten und ihren Besatzungsbehörden war für alle Klassen und Schichten beziehungsweise politischen Kräften in den Westzonen Deutschlands eine Kardinalfrage ihres Wirkens. Damit untrennbar verknüpft war die Einschätzung des Wesens der Deutschland- und Besatzungspolitik der Westmächte. Eine solche Einschätzung war angesichts der komplizierten Dialektik nicht einfach, die in dieser Politik zwischen vielfältigen Erscheinungsformen und Wesen, Teilgebieten und dem Ganzen, zwischen kurzfristiger Taktik und langfristiger Strategie, Defensive und Offensive in der Übergangsphase von Krieg zum Frieden zutage trat. Ausserdem wirkten im Staatsapparat der Westmächte verschiedene Fraktionen der herrschenden Klassen mit unterschiedlichen Auffassungen und Zielsetzungen – und darüber hinaus in den Besatzungsbehörden zahlreiche antifaschistisch-demokratisch gesinnte Offiziere und Angestellte. Die Faktoren, die dem Zweiten Weltkrieg seinen Charakter als antifaschistischem Befreiungskrieg der Völker verlieh, wirkten sich auch auf die Deutschland- und Besatzungspolitik der Westmächte aus. Die imperialistischen Kreise waren vom Kriegsverlauf und ihren Völkern gezwungen worden und sahen sich auch aus eigenem Interesse veranlasst, mit der Sowjetunion ein Bündnis gegen Hitler-Deutschland einzugehen. Die imperialistische Ermattungsstrategie des lachenden Dritten gegenüber Hitlerdeutschland und der Sowjetunion hatte sich als nicht durchführbar erwiesen – endgültig seit dem Kriegsumschwung im Jahre 1943 durch die sowjetischen Siege in Stalingrad und am Kursker Bogen. Nunmehr waren die Westalliierten durch ihre Hinhaltenaktik bei der Errichtung der zweiten Front selbst ins Hinter-

treffen geraten. Die Erfolgsaussichten der geplanten Landeoperation an der französischen Küste waren fraglich, die Möglichkeit, dass die Sowjetarmee ganz Deutschland vor den Westmächten besetzte, nicht ausgeschlossen. Unter diesen Umständen waren die herrschenden Kreise der Westmächte an bindenden Vereinbarungen mit der Sowjetunion über die Kriegsziele im Allgemeinen und gegenüber Deutschland im besonderen, über die Besetzung und Kontrolle Deutschlands interessiert. Das Zustandekommen solcher Vereinbarungen betrachteten sie unter den gegebenen Umständen als für sich vorteilhaft. Sie nahmen dabei in Kauf, dass sie Kompromisse hinsichtlich der Berücksichtigung der sowjetischen Interessen eingehen, formale Zugeständnisse an demokratische Prinzipien zur Regelung der deutschen Frage machen mussten und ihre imperialistischen Ziele mehr indirekt als direkt verfolgen konnten. In einer neueren marxistischen Untersuchung wird in diesem Zusammenhang eingeschätzt: «Dem vorliegenden amtlichen Schrifttum ist zu entnehmen, dass sich die Beamten und Diplomaten des State Departments damals (1944 – d. Verf.) reelle Chancen ausrechneten, mit Hilfe ihres projektierten Kontrollmechanismus ganz Deutschland im Bereich des kapitalistischen Systems zu halten und die Rolle der UdSSR als sozialistische Besatzungsmacht zu neutralisieren.»¹

Die herrschenden Kreise der Westmächte verfolgten jeweils eigene imperialistische Kriegs- und Nachkriegsziele. Zwischen der britischen und der amerikanischen Regierung bestanden in vielen Fragen erhebliche Meinungsverschiedenheiten, die sich besonders seit Ende 1944 stark zuspitzten. In ihnen gelangten tiefgreifende imperialistische Gegensätze zwischen den USA und dem britischen Empire zur Austragung.

Spannungen und tiefe Gegensätze charakterisieren auch die Beziehungen der Bewegung Freies Frankreich unter General de Gaulle zu den anglo-amerikanischen Mächten, die bestrebt waren, die entstandene Situation für ihre imperialistischen Interessen und zu Lasten Frankreichs auszunutzen. Das Nationalkomitee de Gaulles

¹ Gerhard Keiderling: Zur Haltung der Westmächte bei der Vorbereitung des militärischen Viermächte-Besatzungs- und Kontrollsystems für Deutschland (1943-1945), S. 36 (MS).

wurde von ihnen deshalb wiederholt brüskiert und in seiner Entwicklung behindert. Die amerikanische Regierung unterhielt bis Ende 1942 offizielle Beziehungen zur Regierung der französischen Kollaborateure in Vichy und anerkannte erst 1943 das französische Nationalkomitee in London.

Ausser den imperialistischen Gegensätzen zwischen den Westmächten gab es in jedem Land auch innerhalb der herrschenden Kreise unterschiedliche Auffassungen über die Kriegsziele und die zu befolgende Strategie. Dabei standen sich hier nicht bestimmte Monopolgruppen und Fraktionen starr gegenüber, und die strategischen Konzeptionen unterlagen entsprechend den Veränderungen während des Kriegsverlaufs und im internationalen Kräfteverhältnis ständigen Modifizierungen. Die herrschenden Kreise der USA waren sich in dem Ziel einig, dass der amerikanische Imperialismus im Ergebnis des Krieges seine Weltherrschaft errichten müsste. Militärische Stärke, ein weltweites Stützpunktsystem, die Vorherrschaft über die Weltmeere durch die stärkste Kriegsflotte der Welt mit einer grossen Anzahl von Flugzeugträgern, politischer Druck, die Ausnutzung der UNO und vor allem der kompakte Einsatz des Wirtschaftspotentials des US-Imperialismus sollten die konstitutiven Elemente dieser Weltherrschaft bilden. 1945 kam noch das Atombombenmonopol als Mittel der Politik hinzu.

Die entscheidenden Siege der sowjetischen Armeen über die militärischen Hauptkräfte des Hitlerfaschismus, ihre Politik der Festigung der Antihitlerkoalition und der Aufschwung des antifaschistischen Kampfes der Völker schränkten den Aktionsradius der herrschenden Kreise der Westmächte jedoch wesentlich ein. Das Ansehen der Sowjetunion und ihre vom Prinzip der friedlichen Koexistenz bestimmte Politik gegenüber den Westmächten machte die offene Verletzung der im Abkommen von Jalta und anderen Abmachungen getroffenen Vereinbarungen schier unmöglich. Nicht nur die Bestrebungen Nazideutschlands nach einer Umkehrung der Fronten, sondern auch nach einem separaten Waffenstillstand beziehungsweise einer Teilkapitulation gegenüber den Westmächten, denen westliche imperialistische Kreise entgegenkamen, scheiterten.

W. S. Churchill erlitt im Frühjahr und Sommer 1945 mit seinen Versuchen, den Kurs offen und unmittelbar in eine antisowjetische

Richtung zu wenden, völligen Schiffbruch. Er versuchte unter anderem vergeblich, die in Deutschland von den anglo-amerikanischen Truppen besetzten Gebiete, die zur sowjetischen Besatzungszone gehörten, als «Faustpfänder» gegen die Sowjetunion zurückzuhalten, um die imperialistischen britischen Interessen in Südosteuropa wahrnehmen zu können. Churchill meinte, die britischen Truppen sollten einfach stehenbleiben und sollten kämpfen, wenn versucht würde, sie gewaltsam in ihre Besatzungszonen zurückzudrängen. In diesem Zusammenhang verdient seine Anweisung an Marshall Montgomery Beachtung, die gefangenen deutschen Truppen als abgeschlossene militärische Einheiten beisammenzuhalten, ihre Waffen zu sammeln und aufzuheben.

Marshall Montgomery, der diese Linie Churchills – allerdings keineswegs aus prinzipiellen, sowjetfreundlichen Erwägungen – kritisierte, gesteht seine Beweggründe: «Das englische Volk war damals den Krieg ausgesprochen leid und hätte sich niemals dazu bringen lassen, gegen die Russen zu kämpfen. Während des Krieges gegen Deutschland hatte man ihnen die Russen als heldenhafte Kämpfer für eine gemeinsame Sache hingestellt, daher wäre jede Regierung, die jetzt Krieg mit ihnen anfangen wollte, daheim auf grösste Schwierigkeiten gestossen. Ausserdem hatten in England die Möglichkeiten des Mannschaftsersatzes ihre unterste Grenze erreicht. . .» und «die amerikanischen Truppen in Europa» wurden «rasch abgebaut, um die Kriegführung gegen Japan zu intensivieren».² Deshalb fand Churchill (zu dieser Zeit!) auch nicht die Unterstützung der US-Regierung Harry S. Trumans.

2. Anglo-amerikanische Deutschlandpläne

Je mehr sich der antifaschistische Befreiungskrieg seinem Ende näherte, desto grösser wurde natürlicherweise das allgemeine Interesse an der Gestaltung der Nachkriegsordnung. Die Diskussion über die Deutschlandfrage nahm dabei einen zentralen Platz in den Ausein-

2 Marshall Montgomery: Memoiren, München (1958), S. 426.

andersetzungen ein, die in Presse und Publizistik der USA und Englands geführt wurden. Die öffentliche Diskussion wurde von antifaschistischen, antimilitaristischen und antiimperialistischen Forderungen zur Lösung der deutschen Frage geprägt, oft allerdings nicht frei von einem kleinbürgerlichen Radikalismus, der sich von imperialistischen Auffassungen von der Art des «Vansittarismus» beeinflussen liess, wonach der Frieden nur durch die vollständige Beseitigung eines deutschen Staates zu sichern sei, da das deutsche Volk «von Natur aus» aggressiv sei usw. Obwohl solche Äusserungen, die natürlich von der Goebbels-Propaganda weidlich ausgeschlachtet wurden, gewisse Tendenzen und Schwankungen in bestimmten Bevölkerungskreisen widerspiegelten, bestimmten sie doch keineswegs die gesamte Haltung der Mehrheit des Volkes in den USA und in England. Diese erstrebte vielmehr eine wirklich demokratische Lösung der deutschen Frage, wenn auch in vielen Fragen Unklarheiten über den einzuschlagenden Weg bestanden. In den verschiedenen Plänen und Konzeptionen der herrschenden Kreise in den USA und bei ihrer Durchführung kristallisierten sich zwei unterschiedliche imperialistische Grundlinien heraus. Hinter beiden standen Gruppen der herrschenden Finanzoligarchie.³ Mit einigen Modifikationen geschah gleiches in England. Die Unterschiede zwischen beiden Linien resultierten nicht nur aus verschiedenen ökonomisch-imperialistischen Interessen, sondern zu einem grossen Teil auch aus anderen strategischen Konzeptionen und taktischen Mitteln, die nicht nur aus unterschiedlichen Zielsetzungen, sondern auch aus unterschiedlichen Einschätzungen der Lage und der vorhandenen Möglichkeiten entsprangen. Deshalb konnten die Vertreter der einen Grundlinie im Zeichen des «kalten Krieges» auch in der

3 Nikollay Inosemzew: Die Aussenpolitik der USA in der Epoche des Imperialismus, Moskau 1960, S. 452 ff., russ. – Die Unterschiede zwischen beiden Linien dürfen einmal nicht verabsolutiert, zum anderen nicht nur auf ökonomische Interessengegensätze reduziert werden. Sie werden vielmehr entscheidend von der weltpolitischen Entwicklung, verschiedenen, sich verändernden politischen Faktoren beeinflusst (z.B. Haltung gegenüber der Sowjetunion, Fragen der Strategie, Rangfolge der Aufgabenstellung usw.). Kai Moltke führt z.B. die Unterschiede zwischen den beiden imperialistischen Linien einfach auf ökonomische Interessengegensätze zwischen der Leichtindustrie und der Schwerindustrie zurück. Abgesehen davon, dass diese Begründung nicht belegt wird, zeigt sich darin eine Vereinfachung der Beziehungen zwischen Ökonomie und Politik. (Siehe Kai Moltke: Krämer des Krieges, Berlin 1953, S. 290.)

Deutschlandfrage auf die andere Linie einschwenken. Beide Linien waren Bestandteile imperialistischer Vorherrschafts- beziehungsweise (bei den USA) sogar Weltherrschaftsbestrebungen mit dem Ziel, Deutschland ihren Plänen unterzuordnen und das nationale Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes zu unterdrücken. Obwohl bei beiden Linien die imperialistischen Ziele mit der heuchlerischen Losung von «Freedom und Democracy» und mit der Forderung nach Umerziehung des deutschen Volkes zur Demokratie getarnt wurden, richteten sie sich gegen eine wirkliche Demokratisierung Deutschlands und gegen eine demokratische Lösung der deutschen Frage.

Die eine imperialistische Linie lief auf eine modifizierte München-Politik hinaus. Bei ihr stand von Anfang an eine antisowjetische Ausrichtung der Kriegs- und Nachkriegspolitik stärker im Vordergrund, die Aufrechterhaltung reaktionärer Regimes in Europa und, damit verbunden⁴ die Schwächung, aber Erhaltung der Macht des deutschen Imperialismus bei gleichzeitiger Unterordnung unteren US-imperialismus. Hinter dieser Linie standen – neben allen besonders an Krieg, Rüstung und Antisowjetismus interessierten Kräften – vor allem Monopolgruppen, deren Interessen besonders in Europa, einschliesslich Deutschland, konzentriert waren, sei es durch Kapitalanlagen, Anleihen, Filialen oder Kartellverbindungen. Hier ragt in den USA vor allem die Morgan-Gruppe heraus.

Noch während des Krieges wurden mit deutschen imperialistischen und militaristischen Kreisen verschiedenerlei Verhandlungen geführt.

Der stellvertretende US-Generalstaatsanwalt Wendell Berge erklärte vor dem Kilgore-Ausschuss über diese Umtriebe: «Ich muss zugeben, dass Erklärungen abgegeben, Konferenzen abgehalten und von einigen Kartellindustriellen in unserem und in alliierten Ländern Dinge getan wurden, die diese Hoffnung der deutschen Monopolisten ermutigten und rechtfertigten.»⁴

Die andere imperialistische Linie der herrschenden Kreise der USA stellte die Beseitigung der Konkurrenz der deutschen Monopole in den Vordergrund, um deren Weltmarktpositionen zu er-

4 Siehe James S. Allen: Weltmonopol und Frieden, Berlin 1951, S. 70.

obern. Sie hielt viel weitergehende Massnahmen gegen die deutschen Monopole als zeitweilige Schwächung und Diskriminierung für notwendig und erstrebte im Grunde ein Super-Versailles. Die Exponenten dieser Linie hatten grössere Möglichkeiten, sich den offiziellen Kriegszielen der Antihitlerkoalition und den antifaschistischen Forderungen der Völker in Worten anzupassen. Ihre Verfälschung der Kriegsziele war weniger offenkundig, als es bei der ersten Linie der Fall war. Sie traten deshalb mit ihren getarnten Konzeptionen weit mehr in der Öffentlichkeit auf, doch nicht immer mit grossem Erfolg, wie die Protestbewegung gegen den Morgenthau-Plan in den USA zeigte. Sie hielten es nicht für notwendig, ja für nachteilig, aus Deutschland ein Bollwerk oder einen Pufferstaat gegen die Sowjetunion zu machen. Sie wussten um die Wichtigkeit der UdSSR für den Erfolg ihrer Pläne gegen die deutsche Monopolmacht, glaubten an «einen Modus vivendi mit der Sowjetunion, um ihren wachsenden Einfluss so weit wie möglich zu hemmen und um gleichzeitig den grösstmöglichen Spielraum für die Erweiterung der amerikanischen Positionen in der Welt zu sichern, ohne es zu einem unmittelbaren Zusammenstoss mit der UdSSR kommen zu lassen».⁵ Durch die vorgeschlagene Entindustrialisierung Deutschlands, die die deutsche Arbeiterklasse wesentlich schwächen musste, glaubten sie – unter den Besetzungsbedingungen – gegen eine «kommunistische Gefahr», das heisst gegen eine demokratische Umwälzung gesichert zu sein. Gleichzeitig sollte die deutsche Frage – die Drohung einer anderen Politik in Bezug auf die Sowjetunion in der Hinterhand – als Schacherobjekt und als imperialistisches Druckmittel gegenüber der Sowjetunion dienen. Um die Opposition der grossen Kapitalgesellschaften wie Morgan und anderer einzudämmen, schlug Bernard M. Baruch, einer der Wortführer dieser einflussreichen grosskapitalistischen und politischen Kreise, vor, sie aus den beschlagnahmten deutschen Vermögenswerten grosszügig zu entschädigen. Gleichzeitig entlarvte M. Baruch den Charakter der von ihm vertretenen Konzeption, indem er 1944 «ein langfristiges Programm der Entschlossenheit und Bereitschaft, . . . um unsere Nation schnellst-

5 Ebenda, S. 77.

möglich auf alle gearteten Bedingungen eines eventuellen zukünftigen Krieges einzustellen»,⁶ verlangte.

Charakteristischer als in dem ins Extreme gesteigerten Morgenthau-Plan wurden die Grundelemente dieser imperialistischen US-Politik gegenüber Deutschland von Bernard M. Baruch vor dem Kilgore-Ausschuss zum Ausdruck gebracht: Brechung der deutschen Vorherrschaft in Europa für alle Zeit, Ausschaltung Deutschlands als wesentlicher Machtfaktor in der europäischen Nachkriegsordnung, Beseitigung des deutschen Kriegspotentials und der Schwerindustrie, Aufteilung der junkerlichen Güter, Beseitigung der internationalen Verbindungen und Auslandsinvestitionen des deutschen Kapitals, strenge Kontrolle der Ein- und Ausfuhr. Die Auflösung aller inländischen deutschen Kartelle, Verhinderung der Beteiligungen an internationalen Kartellen, die Beschlagnahme deutscher Erfindungen und Patente, die während des Krieges gemacht wurden, waren weitere, auf dieser Linie liegende Forderungen. Sie fanden ihren Niederschlag in der Tätigkeit des Kilgore-Ausschusses des US-Senats, der Ministerien für Finanzen und Außenwirtschaft und einiger Abteilungen des State Department.

Bei aller Betonung der Unterschiede zwischen diesen beiden imperialistischen Linien, die für das Verständnis der Politik der Westmächte unerlässlich ist, darf nicht übersehen werden, dass zwar diesen Unterschieden nicht nur taktische, sondern auch Interessengegensätze zugrundeliegen, diese jedoch in der Mehrzahl der Fälle nicht unüberbrückbar waren. Die Schärfe der Auseinandersetzung entsprang zum grössten Teil der schwierigen, oft unüberschaubaren Situation, in der sich die herrschenden Kreise der Westmächte befanden und in der von ihnen Entscheidungen von grosser Tragweite getroffen werden mussten. J. S. Allen bemerkt deshalb zur Kennzeichnung der von Baruch zum Ausdruck gebrachten Linie ganz richtig: «Keiner der Wortführer dieser Politik im Führungsring der Kapitalkreise kann als fanatischer Verteidiger der Vernichtung des Monopolkapitalismus in Deutschland oder in einem anderen Lande angesehen werden.»⁷

6 Ebenda.

7 Ebenda.

Eine wichtige und äusserst charakteristische Komponente imperialistischen Vorgehens kam in den von westlicher Seite entwickelten Plänen zur Zerstückelung oder föderalistischen Zergliederung Deutschlands zum Ausdruck. Die Aufteilung in mehrere Staaten oder Länder sollte die Macht des deutschen Imperialismus schwächen. Vor allem aber sollte die deutsche Arbeiterklasse, sollten die demokratischen Kräfte des deutschen Volkes zersplittert und damit geschwächt werden. Die Westmächte mussten schliesslich ihre Aufteilungspläne – die Sowjetunion hatte nur auf das Drängen der Westmächte hin ihrer Erörterung zugestimmt – infolge der festen Haltung der Sowjetunion fallen lassen. Die herrschenden Kreise der USA und Englands waren sich auch in der Frage Zerstückelung oder Föderalisierung Deutschlands uneins. Einig waren sie sich jedoch in der gegen die Herstellung eines unabhängigen demokratischen deutschen Einheitsstaates gerichteten Zielstellung.

Die unterschiedlichen Auffassungen in der Kriegszielpolitik führten in den USA dazu, dass ein 1944 vorbereitetes Handbuch «Richtlinien für die Besetzung» zurückgezogen wurde. Schliesslich gelang es, nach der 6. Überarbeitung der seit 1944 vorbereiteten Direktive JCS 1067 im April 1945 eine zeitweilige Kompromissformel zu finden. Nach zwei weiteren, unwesentlichen Änderungen wurde sie von Präsident Harry S. Truman unterzeichnet und am 14. Mai 1945 dem Oberkommandierenden Dwight D. Eisenhower übergeben. In diesem anfangs geheimgehaltenen, im Oktober 1945 veröffentlichten Dokument fanden die widerstreitenden Konzeptionen, aber auch der antifaschistisch-demokratische Druck ihren Niederschlag. Die Grundelemente der Baruch-Kilgore-Linie herrschten zweifellos vor, sodass Lucius D. Clay, ein «Morgan-Mann», bei erster Kenntnisnahme «entsetzt» war.⁸ Bei näherer Beschäftigung mit der Direktive entdeckte er jedoch, dass sie viele Ausnahmen zulies, «konstruktive» Ansatzpunkte bot, indem dem Ermessen des Oberkommandierenden ein grosser Spielraum eingeräumt wurde. Am 2. Dezember 1945 teilte Clay dem US-Kriegsministerium in einem Telegramm mit: «JCS 1067 in der durch Potsdam modifizierten Form

⁸ Lucius D. Clay: Entscheidung in Deutschland, Frankfurt am Main, 1950,

hat sich als durchführbar erwiesen . . .»⁹ Und als Rückäußerung betonte das Kriegsministerium in einem JTeleogramm an Clay vom 3. Januar 1946, dass die Direktive die Handlungsfreiheit Clays nicht einschränke. Aber auch die Baruch-Kilgore-Cruppe durfte nicht befriedigt gewesen sein; denn wesentliche destruktive Elemente ihres «Karthago-Friedens» fehlten. Der deutschen Wirtschaft durfte zwar keine Hilfe für ihre Erhaltung geleistet werden, sie war zu entkartellisieren, aber die Absichten zur Zerstörung der Schwerindustrie und weitgehenden Entindustrialisierung waren nicht berücksichtigt. Die im Abkommen von Jalta festgelegten allgemeinen Grundsätze für die Ziele der Besetzung Deutschlands mussten berücksichtigt werden. Viele angeordnete Massnahmen zur Entmilitarisierung und Entnazifizierung liessen durchaus auch demokratische Auslegungen zu und fanden im Potsdamer Abkommen Berücksichtigung. Antidemokratische Elemente zeigten sich jedoch bereits im Ausgangspunkt, in dem betont wurde, dass Deutschland nicht mit dem Ziel der Befreiung besetzt wird, sondern als besiegte feindliche Nation. Sie fanden ihre Fortsetzung in der Bestimmung, die eine politische Betätigung bis zum Zeitpunkt ihrer ausdrücklichen, allgemeinen Genehmigung untersagte. Hinter ihr verbargen sich – wie die Praxis bewies – Bestrebungen zur Hemmung beziehungsweise Drosselung und Kanalisierung der demokratischen Entwicklung, auch im Sinne einer «Abkühlungsperiode».

In der westdeutschen Literatur herrschen über die Direktive JCS 1067 einseitige Darstellungen vor, die die Direktive wegen Übereinstimmungen mit dem Potsdamer Abkommen und der erwähnten demokratischen Auslegungsmöglichkeiten verleumdete. Andererseits ist es jedoch nicht richtig, der Direktive das Potsdamer Abkommen entgegenzustellen, Übereinstimmungen zu leugnen. In diesen kommen die vorhandenen Gemeinsamkeiten der Kriegszielpolitik der Grossmächte der Antihitlerkoalition zum Ausdruck, die man – bei Berücksichtigung aller in der Direktive enthaltenen verschiedenartigen Elemente – im Auge behalten muss. Ausserdem muss die Tatsache berücksichtigt werden, dass bei der Veröffentlichung

⁹ John Gimbel: Amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland 1945 bis 1949, Frankfurt am Main 1971, S. 18.

der Direktive im Bulletin des State Department die Priorität des Potsdamer Abkommens in allen differierenden Punkten anerkannt wurde.

In England waren die Kriegs- und Nachkriegsplanungen im wesentlichen den gleichen Bedingungen unterlegen wie in den USA. Auch sie gerieten deshalb Ende 1944 ins Stocken. Den Kommandeuren und Kontrolloffizieren in Deutschland fehlten eindeutige und umfassende Instruktionen. Das führte, vor allem bis zum Auf- und Ausbau der britischen Kontrollkommissionen im Herbst 1945, zu einem örtlich oft recht unterschiedlichen Herangehen an die Probleme.

Die neugebildete Labour-Regierung Clement Attlee übernahm ohne Bedenken den von ihren Vorgängern geschaffenen Kontrollapparat für Deutschland, in dem konservative Verwaltungsfachleute, Konzernbeauftragte und kapitalistische Unternehmer die Schlüsselpositionen besetzt hielten.

In Übereinstimmung mit der gesamten Politik der britischen Militärregierung, die darauf hinauslief, die demokratischen Kräfte an der Entfaltung zu hindern und zunächst so wenig Veränderungen wie nur möglich zuzulassen, war der oberste Grundsatz der Wirtschaftsabteilung der britischen Militärregierung: «Keine Veränderungen in der Führung der Industrie.»¹⁰

Es gab jedoch zweifellos zahlreiche Offiziere und Beamte der Westalliierten, die versuchten, eine den Interessen ihrer Nation entsprechende und dem Willen der Völker entgegenkommende Besetzungspolitik durchzusetzen. Das gilt vor allem für die Jahre 1945/46. Durch ständige personelle Auswechslungen im Apparat der Militärregierungen wurde diesem Einfluss entgegengewirkt.

Auf sich selbst gestellt, unter dem Druck «von oben», waren die demokratischen Kräfte ohne eine einheitliche und klare Deutschlandkonzeption nicht in der Lage, mehr als örtlich und zeitlich beschränkte Teilerfolge zu erringen. Ihre bürgerliche Herkunft verbaute ihnen oft das Verständnis für die erforderlichen «umwälzenden» Massnahmen, die ausserdem nicht einfach auf legalistischem Wege durchgesetzt werden konnten. Ihr Verhältnis zur deutschen

10 Richard Squires: Auf dem Kriegspfad, Berlin 1951, S. 94.

Arbeiterklasse war eher distanziert als aufgeschlossen, ganz zu schweigen von ihrer Einstellung zur Kommunistischen Partei, die in der Regel von vielen Vorurteilen belastet war.

1945 konnte man jedenfalls selbst in den Publikationsorganen von Regierungsstellen und Militärregierungen ständig Ausführungen finden, die erkennen liessen, dass die Verfasser sich – wenn auch meist mit nicht zureichender Konsequenz – um die Verwirklichung der Potsdamer Grundsätze und Ziele Gedanken machten.¹¹

Aus alledem wird erklärlich, warum die Besetzungspolitik der Westmächte in der ersten Zeit – bis in das Jahr 1947 hinein – einen anscheinend so zwiespältigen Charakter aufwies, unentschlossen und widersprüchlich wirkte, mehr destruktiv als konstruktiv war. Die imperialistischen Kreise der Westmächte, ganz gleich, welche Deutschlandkonzeption sie besaßen, befanden sich zunächst in der Defensive. Die Westmächte mussten mit der Sowjetunion Zusammenarbeiten, auf Erhaltung ihres antifaschistisch-demokratischen Prestiges bedacht sein und deshalb im Kontrollrat einer Reihe demokratischer Anordnungen ihre Zustimmung geben. Den imperialistischen Kräften blieb oft nur die Zuflucht zu einer Verschleppungspolitik in ihren Zonen oder zu raffinierten Manövern, die das eigentliche Anliegen der beschlossenen Massnahmen verwässerten und verfälschten. Ausserdem lähmten die Gegensätze in den herrschenden *Kreisen der Westmächte sowie die imperialistischen Widersprüche zwischen ihnen eine zielstrebige, gemeinsame Politik.

Jede der drei Westmächte verfolgte eigene imperialistische Nachkriegskonzeptionen, die darauf abzielten, ihre eigenen Positionen zu stärken und die der anderen zu schwächen. Diesen Zielen war natürlich auch ihre Deutschlandpolitik untergeordnet. Die britische und die französische Deutschlandpolitik wurde stärker und länger als die amerikanische – andererseits allerdings nicht in dem Masse wie der Morgenthau-Plan – von imperialistischen Motiven der Zurückdrängung der deutschen Konkurrenz bestimmt. Das fand besonders auch in Rohstoffzwangsexporten und Konkurrenzdemontagen seinen Ausdruck.

Die herrschenden Kreise Grossbritanniens suchten durch Euro-

¹¹ Das ist z.B. in der 1945/46 von der US-Militärregierung herausgegebenen «Allgemeinen Zeitung» deutlich sichtbar.

pläne beziehungsweise westeuropäische Zusammenschlüsse unter englischer Führung eine «dritte Kraft» zu formieren, um ihre Positionen gegenüber dem USA-Imperialismus behaupten zu können.

Die Labourregierung suchte dabei zur Unterstützung der Westeuropapläne des britischen Imperialismus die reformistische Arbeiterbewegung in Westeuropa auszunutzen beziehungsweise zu mobilisieren. Die herrschenden Kreise Grossbritanniens strebten ein Militärbündnis mit Frankreich als Keimzelle für einen westeuropäischen Block unter britischer Führung an. Angesichts der stärkeren ökonomischen und politischen Stellung Grossbritanniens gegenüber Frankreich rechneten sich die britischen Imperialisten aus, dass die Führungsrolle zwangsläufig ihnen zufallen müsse.

Die französischen Imperialisten, die das natürlich erkannten, suchten ihre Positionen durch das Streben nach Verwirklichung ihrer alten Ziele: Rheingrenze, Entwicklung eines rheinischen Separatismus und Einflussnahme auf das Ruhrgebiet, zu verbessern – auch gegenüber der zukünftigen deutschen Konkurrenz. Am 14. September 1945 formulierte die französische Regierung ihre Ziele folgendermassen /Teilung Deutschlands in mehrere Staaten, Abtrennung des Saargebietes und des rheinisch-westfälischen Gebietes, Aufschub der Schaffung zentraler deutscher Verwaltungen bis zur Zeit nach der «Grenzregelung» im Westen Deutschlands. Die französischen Imperialisten waren verbittert darüber, dass Grossbritannien die Kontrolle über das Ruhrgebiet erhalten hatte und ihren Rhein-Ruhr-Plänen entgegentrat.

Zusammenfassend bleibt festzustellen, dass die imperialistischen Ziele und Bestrebungen der herrschenden Kreise der Westmächte ganz gleich, mit welchen Konzeptionen sie im Einzelnen verbunden waren – gegen eine wirklich demokratische Entwicklung in den Westzonen und eine demokratische Regelung der deutschen Frage gerichtet waren. Die Absichten der herrschenden Kreise der Westmächte waren jedoch eine Sache, ihre Realisierung eine andere. Auf der Potsdamer Konferenz hatten sie faktisch einer Politik der friedlichen Koexistenz, der europäischen Sicherheit und Zusammenarbeit und einer demokratischen Regelung der deutschen Frage zustimmen müssen. Die sowjetische Regierung machte sich keinerlei Illusionen über das imperialistische Wesen der Politik der Westmächte, trotz-

dem oder gerade deshalb setzte sie sich mit aller Kraft für eine Politik der friedlichen Koexistenz und der Regelung aller internationalen Fragen durch Verhandlungen und friedliche Vereinbarungen ein. Und es war 1945 noch keineswegs abzusehen, wie sich das internationale Kräfteverhältnis entwickeln würde, ob es den Kräften des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus nicht gelingen würde, den Imperialismus zur friedlichen Koexistenz zu zwingen und auf den Kurs der Herstellung eines europäischen Systems der Sicherheit und Zusammenarbeit festzubannen. Der Übergang vom Krieg zum Kalten Krieg und damit zur Spaltung Deutschlands und zur Restauration der Macht des deutschen Monopolkapitals in den Westzonen war nicht bereits 1945 vollzogen und festgeschrieben. Und wäre es gelungen, diesen Übergang zu verhindern, hätte das den Völkern Europas vieles erspart, was der Kalte Krieg an negativen Auswirkungen später zeitigte.

Die Politik Präsident Roosevelts war dadurch gekennzeichnet, dass sie hinsichtlich Europas und Deutschlands einen Kurs der Vereinbarungen mit der UdSSR für die günstigste Variante hielt. Dabei machten sich die Politiker der Roosevelt-Regierung selbstverständlich Illusionen über die in Europa zu erwartenden Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges. Sie glaubten auch noch zurzeit der Konferenz von Jalta, die Befreiung der Völker vom Faschismus werde in der Regel in deren Ländern zur Wiederherstellung der gesellschaftliche Vorkriegsordnung führen und dem anglo-amerikanischen Imperialismus über «Wirtschaftshilfe» und andere Massnahmen die Errichtung der amerikanischen Hegemonie ermöglichen. Die Einigung der USA, Grossbritanniens und der Sowjetunion während der Krimkonferenz auf die Deklaration über das befreite Europa war somit seitens der anglo-amerikanischen Mächte mit der Hoffnung auf Erhaltung beziehungsweise Wiederherstellung «unserer sozialen und wirtschaftlichen Ordnung in Osteuropa» verbunden, wie der amerikanische Historiker Denna F. Fleming hervorhebt-. «Wir hatten übertriebene Vorstellungen gehegt, dass unser Sieg automatisch die Errichtung unseres Systems über die ganze Welt herbeiführen würde.»¹²

12 Denna F. Fleming: The Cold War an its Origins, Bd. I, New York 1961, S. 205 (Übers. – d. V.).

Aber Roosevelt hielt auch im Frühjahr 1945, als sich viele für die anglo-amerikanischen Mächte enttäuschende Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges bereits abzuzeichnen begannen, weiterhin an seinem Kurs fest, in allen gemeinsamen beziehungsweise Streitfragen mit der Sowjetunion einen Modus vivendi zu suchen. Auf diese Weise sollte der amerikanische Imperialismus in allen diesen Angelegenheiten seine Hand im Spiel behalten, bei der Regelung vieler europäischer Fragen Kompromisse und damit Teilerfolge erzielen und sich Ansatzpunkte und offene Türen sichern, um seinen Einfluss geltend machen zu können. Die Politik eines Modus vivendi mit der Sowjetunion sollte darüber hinaus dem amerikanischen Imperialismus die Hände für weltweite Aktionen in Asien, Afrika und Lateinamerika frei machen; sie sollte ihm – wie Hopkins in einem Memorandum für Präsident Roosevelt im Frühjahr 1945 schrieb – «den grössten Einfluss auf die zukünftige Entwicklung in Asien sichern».¹³

3. Die Anfänge des antisowjetischen Kurswechsels

Nach dem Tod Roosevelts wurde mit Harry S. Truman ein Mann Präsident der USA, aus dessen Politik alle realistischen Ansätze der Roosevelt-Politik rigoros eliminiert wurden. Von nun an übten Politiker, die einen verständigungsfeindlichen Kurs verfolgten, einen ausschlaggebenden Einfluss auf die amerikanische Politik aus, wie zum Beispiel der Aussenminister James F. Byrnes und sein Nachfolger Dean G. Acheson, der stellvertretende Aussenminister für europäische Angelegenheiten George W. Perkins, der oberste Berater Kriegsminister Henry L. Stimson, John J. McCloy, der Chef der Abteilung für politische Planung im Aussenministerium, Paul H. Nitze, Marineminister James V. Forrestal und der Botschafter in Moskau, Averell W. Harriman, später Handelsminister. Auf die Bestimmung der aussenpolitischen Linie der USA übten von nun an auch die reaktionären Kreise der Republikaner um Expräsident Herbert C. Hoover und die Senatoren Robert A. Taft und Arthur H. Vandenberg einen wesentlichen Einfluss aus.

13 Robert E. Sherwood: Roosevelt und Hopkins, Hamburg (1948), S. 720.

Vandenberg hatte bereits im Januar 1945 in einer aussenpolitischen Rede im Serjat eine aggressive antisowjetische Orientierung für die Nachkriegszeit zum Ausdruck gebracht und fungierte von da ab als aussenpolitischer Sprecher des Senats. Als Hauptberater der USA-Delegation bei den Vereinten Nationen trat John Foster Dulles hervor, Miteigentümer der einflussreichen Anwaltsfirma Sullivan and Cromwell, der an der Ausarbeitung und Durchführung des Dawes- und des Youngplanes zur Regelung der Reparationsprobleme des Ersten Weltkrieges teilgenommen hatte. Sein Bruder Allan W. Dulles war eine Schlüsselfigur bei den amerikanisch-hitlerdeutschen Geheimbesprechungen in der Schweiz gewesen, die zum Ziel hatten, einen separaten Waffenstillstand zwischen den Westmächten und Hitlerdeutschland herbeizuführen und diesem gleichzeitig die Fortführung des Krieges gegen die Sowjetunion zu ermöglichen.

Es erwies sich vor der Potsdamer Konferenz als undurchführbar, offen einen antisowjetischen Kurswechsel zu vollziehen. Auch nach Kriegsende stiess die Durchführung eines solchen Kurswechsels auf nicht geringe Schwierigkeiten, ergab doch zum Beispiel eine Meinungsumfrage des amerikanischen Gallup-Instituts im September 1945, dass 54 Prozent der Befragten bereit waren, dem Wunsch der Sowjetunion nach Zusammenarbeit mit den USA zu vertrauen. Nur 30 Prozent der Befragten äusserten sich in einem negativen Sinne.

Trotzdem wurde der antisowjetische Kurswechsel Schritt für Schritt vorangetrieben. Er verband sich mit dem Begriff der Atombombendiplomatie und wurde unter der heuchlerischen Losung des «no-appeasement» vollzogen.

Das Verbrechen des nicht kriegsnotwendigen Abwurfs der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 sollte dazu dienen, die Sowjetunion zu bedrohen und zu erpressen. Deshalb hatten die USA ihrem sowjetischen Verbündeten während des Krieges jegliche Informationen über ihre Atompläne verweigert und widersetzten sie sich nach Kriegsende dem Abschluss eines Abkommens über das Verbot von Atomwaffen und über eine internationale Kontrolle der Kernenergie.

Die USA-Regierung versteifte ihre Haltung gegenüber der Sowjetunion, wollte ihre Bedingungen diktieren und war immer weniger zu Kompromissen bereit. Die erste Konferenz des Rates der Aus-

senminister, die im September 1945 in London stattfand, führte zu keinen Ergebnissen. Nach Angaben von Dulles wurde in London anlässlich einer Besprechung zwischen ihm und Aussenminister Byrnes die neue Linie der amerikanischen Aussenpolitik verankert. Rückblickend schrieb er darüber: «In diesem Moment wurde unsere Nachkriegspolitik des ‚no-appeasement‘ . . . geboren; im Grossen und Ganzen sind wir seither dieser Politik immer gefolgt.»¹⁴

Infolge der beharrlichen sowjetischen Verständigungsbemühungen konnten trotzdem auf der nächsten Konferenz des Rates der Aussenminister, die vom 16. bis zum 26. Dezember 1945 in Moskau stattfand, bei der Behandlung der Friedensregelungen mit Italien, Finnland, Bulgarien, Rumänien und Ungarn und in einigen anderen Fragen Fortschritte erzielt werden.

Während J. W. Stalin in einem Brief an Truman vom 23. Dezember 1945 diese Fortschritte zum Anlass nahm, um das Interesse der Sowjetunion an einer Verständigung mit den USA über alle strittigen Fragen auf der Grundlage der Ziele und Prinzipien der Antihitlerkoalition zum Ausdruck zu bringen, reagierte Truman entgegengesetzt. Er kritisierte Aussenminister Byrnes wegen angeblich zu grosser Nachgiebigkeit und erklärte ihm in einem Brief vom 5. Januar 1946, von der absurden Behauptung ausgehend, dass die Sowjetunion in die Türkei einzumarschieren beabsichtige, um sich der Meerengen zum Mittelmeer zu bemächtigen, unumwunden: «Wenn man ihm (gemeint ist die Sowjetunion – d. Verf.) nicht die eiserne Faust zeigt und die stärkste Sprache spricht, werden wir einen neuen Krieg erleben. Es gibt nur eine Sprache, die die Russen verstehen, nämlich: Wie viele Divisionen habt ihr?»

Ich glaube, wir sollten uns jetzt auf keine Kompromisse mehr einlassen. Wir müssen uns weigern, Rumänien und Bulgarien anzuerkennen, bis unsere Forderungen erfüllt sind; wir müssen unseren Standpunkt hinsichtlich Irans unmissverständlich zum Ausdruck bringen; wir müssen weiterhin auf der Internationalisierung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, der Wasserstrassen Rhein und Donau und der Meerengen bestehen; wir müssen die alleinige Kontrolle Japans und des Stillen Ozeans in der Hand behalten; wir müssen China auf die

14 John Foster Dulles: Krieg oder Frieden, Stuttgart (1950), S. 37.

Beine stellen und ihm eine starke Zentralregierung geben und auch hinsichtlich Koreas festbleiben.»¹⁵

Trotz der apologetischen Argumentation Trumans, die den wirklichen Sachverhalt völlig verdreht, kommt in diesen Ausführungen das Programm des amerikanischen Imperialismus zur zwangsweisen Regelung der Nachkriegsprobleme, insbesondere in Europa, nach seinen imperialistischen Bedingungen zum Ausdruck. Das schloss eine Verständigung und Zusammenarbeit mit der Sowjetunion bei der Schaffung eines Europas der Sicherheit und Zusammenarbeit und bei einer Vier-Mächte-Regelung der deutschen Frage auf der Grundlage des Potsdamer Abkommens aus. Folgerichtig forderte Truman bereits im November 1945 öffentlich eine Revision des Potsdamer Abkommens hinsichtlich des Einstimmigkeitsprinzips im Alliierten Kontrollrat, um die Sowjetunion überstimmen zu können und mit der Stimmenmehrheit der Westmächte eine einseitige Regelung der deutschen Frage gemäss den Interessen des Imperialismus durchzudrücken.¹⁶

Die Historiografie bürgerlicher oder sozialdemokratischer Provi-nienz versucht, diese Tatsachen zu verschleiern. Sie konstruiert demgegenüber einen Sachverhalt, wonach angeblich in der Politik der Sowjetunion und auch ihrer Besatzungspolitik die Wurzeln des Auseinanderbrechens der Antihitlerkoalition und für alle sich daraus ergebenden Folgen, auch für den Kalten Krieg, lägen. Die Westmächte hätten bis 1946/47 eine schwankende, nur reagierende Politik betrieben und seien schliesslich über eine Reihe Sachzwänge, nicht zuletzt der Frage von Reparationen, auf den Kurs gedrängt worden, der den Kalten Krieg, die Restauration in den Westzonen und die Schaffung eines separaten Westzonenstaates unter Bruch des Potsdamer Abkommens beinhaltete. In Wirklichkeit hielt sich die Politik der Sowjetunion strikt an die Beschlüsse der Antihitlerkoalition, wie schon dargelegt auch hinsichtlich der in der sowjetischen Besatzungszone vollzogenen Massnahmen.

Die entscheidenden Ursachen für das Auseinanderbrechen der

¹⁵ Harry S. Truman: Memoiren, Bd. I: Das Jahr der Entscheidungen (1945), Stuttgart (1955), S. 601.

¹⁶ Siehe Der Berliner, Nachrichtenblatt der britischen Militärregierung, 1. Dezember 1945.

Antihitlerkoalition lagen vielmehr in dem von der Truman-Regierung gegenüber der Sowjetunion eingeschlagenen Kurs einer Politik der Stärke, der Revision getroffener Vereinbarungen, der Revidierung der Ergebnisse des antifaschistischen Befreiungskampfes der Völker, einer Politik, die mit der Illusion verbunden war, die Sowjetunion in der deutschen Frage und in anderen Fragen zur Kapitulation zu zwingen. In den USA wurde die Europa-, Deutschland- und Besatzungspolitik immer eindeutiger von solchen Politikern geprägt, die Deutschland in dieser oder jener Form zu einem antikommunistischen Bollwerk im Kampf gegen die Sowjetunion und das entstehende sozialistische Weltssystem benutzen wollten und in diesem Zusammenhang Ziele und Prinzipien des Potsdamer Abkommens völlig preisgaben. In dieser reaktionärsten und aggressivsten Variante imperialistischer Weltmachtspolitik der USA lagen letzten Endes in dem Masse, wie sie die politische Praxis bestimmte, die entscheidenden Ursachen für den Kalten Krieg und die Spaltung Europas und Deutschlands durch die Bildung eines antisowjetischen Westblocks. Und da die Vertreter dieser Politik bereits im Sommer 1945 an den entscheidenden Schalthebeln in Washington und auch in der US-Militärregierung in Deutschland (OMGUS) sassen, war die US-Deutschland- und Besatzungspolitik von den Zielsetzungen her durchaus nicht unentschieden, ambivalent oder lediglich reaktiv, wie apologetisch behauptet wird. Es wurde vielmehr von 1945 an kontinuierlich von den in Washington und in OMGUS tonangebenden Leuten ein politischer Kurs gesteuert, der – aus der Defensive heraus und über erzwungene Umwege – Schritt für Schritt durchgesetzt wurde und schliesslich seit 1947 eindeutig dominierte.¹⁷

4. Die Anfänge westlicher Besatzungspolitik

Schon in den ersten Massnahmen der anglo-amerikanischen Besatzungsmächte kam unter dem Einfluss imperialistischer Kreise eine

¹⁷ Aus bürgerlicher Sicht bestätigt diese Tatsache auch John Gimbel: Amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland 1945 bis 1949, S. 11 ff.

reaktionäre Grundlinie des Vorgehens, wenn auch nicht in jedem Fall eindeutig, zum Vorschein. Die westalliierten «Tests» über die «demokratische Reife», das heisst Schwäche der demokratischen Kräfte in Deutschland, fielen negativ aus. «Schon vor dem Endes des Krieges hatten die Alliierten mit der Genehmigung von öffentlichen Meetings und offenen Diskussionen experimentiert.»¹⁸ Dazu dienten u.a. Gewerkschaftsversammlungen, die man zur Wiedergründung der Gewerkschaftsbewegung und unter der Bedingung genehmigte, dass sie «nicht-politisch» seien. Was musste man jedoch feststellen? Statt die Fragen Lohn, Arbeitsbedingungen, zukünftige Entwicklung der Industrie und ähnliches zu diskutieren, passierte in fast jeder dieser Versammlungen, wie der britische Kontrolloffizier Raymond Ebsworth missbilligend bemerkt, Folgendes: Nach einigen Worten des Dankes für ihre Befreiung klagten die Redner ihre früheren «Arbeitgeber» an, von denen viele Nazis gewesen und nun verschwunden waren. Die dabei erhobene Forderung, ihnen Hacke und Schaufel in die Hände zu drücken, ging jedesmal in Applaus unter. Soweit diese Version über die demokratischen Bestrebungen der deutschen Werkstätigen in den Westzonen.

Das veranlasste die westlichen Oberbefehlshaber, die in der Direktive JCS 1067 enthaltene Möglichkeit wahrzunehmen und jede politische Betätigung bis auf Weiteres zu verbieten.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass zwar die Direktive JCS 1067 von der englischen Regierung nicht akzeptiert wurde, Montgomery jedoch damit prinzipiell übereinstimmende Anweisungen erhielt. Das gemeinsame Oberste Hauptquartier der Alliierten Expeditionstreitkräfte (SHAEF) bestand bis Juli 1945. Darüber hinaus wurden bis September 1945 für das ganze angloamerikanische Besatzungsgebiet gültige Verordnungen und Gesetze erlassen.

Im Jahrbuch der SPD wurde 1946 rückblickend zum Vorgehen der Westmächte bei der Besetzung Deutschlands festgestellt: «Ausschüsse aus der Bevölkerung, die sich in den ersten Tagen hier und da spontan gebildet hatten, um Einfluss auf die Lösung der Probleme zu nehmen, die von ihnen aus den Erfahrungen der zwölf Jahre als

18 Raymond Ebsworth: Restoring Democracy in Germany. The British Contribution, London und New York 1960, S. 22 – (Übers. – d. V.).

besonders brennend angesehen wurden, fanden keine Bestätigung und wurden wieder aufgelöst. Von ihnen getroffene Massnahmen, wie z.B. Absetzung politisch belasteter Beamten, Einsetzung von Personen mit demokratischer Legitimierung, Strafmassnahmen gegen örtlich bekannte Anhänger des Nazisystems wurden nur in wenigen Fällen sanktioniert, in sehr vielen dagegen rückgängig gemacht. . . Während des Zeitraumes, den die Vertreter der Militärregierung naturgemäss brauchten, um sich mit den deutschen Verhältnissen vertraut zu machen, wurden die Kreise der Bevölkerung, die gern bereit waren, nach den Jahren des Naziregimes die Sieger als Befreier zu begrüßen, schweren psychologischen Belastungen und mancher bitteren Enttäuschung ausgesetzt.»¹⁹

Marshall Montgomery schreibt – im Zusammenhang mit der Zulassung der Gewerkschaften – über die Motive dieses Vorgehens rückblickend: «Die Russen unterstützten die Gewerkschaften. Ich beschloss, das nicht zu tun; ich war zwar sehr dafür, dass sie langsam, den Verhältnissen entsprechend wachsen sollten, aber dagegen, dass sie ‚forciert‘ wurden. Dadurch hoffte ich zu erreichen, dass im Laufe der Zeit aus ihren eigenen Reihen die richtigen Leute an die Spitze kamen. Gingen wir jedoch zu schnell vor, so bestand die Gefahr, dass die Gewerkschaften in falsche Hände gerieten und daraus Schwierigkeiten entstanden.»^{19 20}

Aber es ging nicht nur um die Gewerkschaften. Es ging dabei vor allem um die Schwächung der Arbeiterklasse überhaupt, um eine Einflussnahme auf sie zugunsten antikommunistischer und opportunistischer Bestrebungen. Ohne eine solche erfolgreiche Einflussnahme waren alle imperialistischen Pläne auf Sand gebaut.

Die massgeblichen Kreise der westlichen Besatzungsmächte orientierten sich in erster Linie auf konservative Geistliche und Beamte sowie auf reaktionäre bürgerliche Politiker, entweder aus der früheren Staatsbürokratie oder aus den ehemaligen Parteiführungen von Zentrum, Staatspartei, Deutscher Volkspartei (DVP) und Deutschnationaler Volkspartei (DNVP). Symptomatisch war die Bil-

19 Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1946, Hrsg. vom Parteivorstand der SPD (Göttingen), o. J., S. 5.

20 Marshall Montgomery: Memoiren, a. a. O., S. 428.

dung der ersten Länderregierung in den Westzonen, die bereits am 28. Mai 1945 in Bayern erfolgte. Auf Vorschlag des Münchner Kardinals Faulhaber ernannte die US-Militärregierung den ehemaligen Führer der Bayerischen Volkspartei im Reichstag, Fritz Schaeffer, zum Ministerpräsidenten, der die Hauptverantwortung für die Zustimmung seiner Partei zum Ermächtigungsgesetz für Hitler trug. Schaeffers zweifelhafte politische Vergangenheit verband sich auch 1945 mit äusserst reaktionären Ansichten und Bestrebungen. Aus diesen Gründen stiess er in weiten Kreisen der Bevölkerung auf Ablehnung und stand selbst der Mehrheit seiner früheren Parteifreunde, die sich in der CSU zu sammeln begannen, zu weit rechts.

Mit ihrer einseitigen Orientierung auf bürgerlich-reaktionäre Kräfte stiessen die westlichen Besatzungsbehörden jedoch bald auf immer grössere Schwierigkeiten. Sie mussten erkennen, dass auch sie die politische Kraft der Arbeiterklasse nicht einfach beiseite schieben, beziehungsweise ignorieren konnten.

Man begann, stärker opportunistische Politiker aus Kreisen der Gewerkschaften und der westdeutschen Sozialdemokratie heranzuziehen. Die amerikanische Militärregierung (OMGUS) musste dem Drängen demokratischer Kräfte nachgeben und Ministerpräsident Schaeffer absetzen.

Sie griff, im Bestreben eine «gefährliche Linksentwicklung» abzufangen, auf einen sozialdemokratischen Politiker zurück und ernannte am 3. Oktober 1945 Wilhelm Hoegner zum bayrischen Ministerpräsidenten. Die Wahl fiel nicht zufällig und nicht auf Vorschlag von sozialdemokratischen Mitgliedergruppen auf Hoegner. Vielmehr war es so, dass sich Hoegner in seinem Schweizer, Exil das Vertrauen einflussreicher Kreise erworben hatte und, wie er selbst zugibt, mit dem geheimen USA-Emissionär Allan Dulles in Verbindung stand, dem er seine Nachkriegsvorstellungen entwickelt hatte. Die Amerikaner wussten, dass sie von Hoegner eine antikommunistische, auf die Westmächte orientierte und sich ihren Wünschen anpassende Politik erwarten konnten – soweit das in seiner Macht stand. Hoegner war am 6. Juni 1945 von einem Beauftragten Allan Dulles eigens in einem Jeep nach München gebracht worden. Er konnte sich dem Drängen der sozialdemokratischen Mitglieder nach Aktionseinheit mit ihren kommunistischen Klassengenossen zu-

nächst nicht entziehen und nahm an den Verhandlungen der Münchner Aktionsgemeinschaft mit der KPD teil. Auf sein Betreiben distanzierte sich schliesslich die Führung der Münchner SPD Anfang Januar 1946 mit dem Argument von der Aktionsgemeinschaft, dass das Abkommen vom 8. August 1945 vor der Legalisierung der SPD nur von Einzelpersonlichkeiten abgeschlossen worden sei und somit für die Partei keine Verbindlichkeit besitze.

Die politische Quarantäne, das heisst das Verbot organisatorischer und politischer Betätigung, das Ende April 1945 über die Westzonen verhängt wurde, richtete sich vor allem gegen eine Wiedergeburt einer einheitlichen deutschen Arbeiterbewegung im Geiste ihrer revolutionären Traditionen sowie die Formierung eines von ihr geführten demokratischen Blocks.

Über den Zweck der «politischen Quarantäne» macht auch der nichtmarxistische amerikanische Wissenschaftler Lewis J. Edinger aufschlussreiche Ausführungen: «In den von den drei Westmächten besetzten Teilen Deutschlands wurde dieser Trend zur unmittelbaren proletarischen Einheit' durch ein vorübergehendes Verbot jeder politischen Tätigkeit und aller politischen Organisationen wirksam gebremst. Überlebende Führer der Weimarer SPD wurden von den westlichen Militärgouverneuren mit Verwaltungsstellen betraut und bauten dann ohne Aufsicht lokale Organisationen auf, die sich aus ihren Freunden und Anhängern zusammensetzten. Als schliesslich nach einigen Monaten die Erlaubnis erteilt wurde, Bezirks- und Distriktsorganisationen der SPD aufzubauen, war die Stärke der Einheitsbewegung in den westlichen Besatzungszonen gebrochen, und es hatten diejenigen Führer, die mit den Plänen des Exilvorstandes sympathisierten, die Kontrolle in der Hand.»²¹

Im Sinne der Ausführungen Marshall Montgomerys übten westliche Besatzungskreise ihren Einfluss auch auf die seit August/September 1945 in den Westzonen schrittweise zugelassene Gewerkschaftsbewegung aus, damit sie «in rechte Hände» geriet. Bei Drosselung des demokratischen Aufbaus der Gewerkschaften wurden

21 Lewis J. Edinger: Sozialdemokratie und Nationalsozialismus. Der Parteivorstand der SPD im Exil von 1933 bis 1945, Hannover, Frankfurt am Main 1960, S. 194.

von den Besatzungsbehörden bestimmte provisorische Führungsgremien auf Länder- beziehungsweise Zonenbasis eilfertig «legalisiert» und gefördert. So kam es, dass über dem sich in den Westzonen nur langsam horizontal und vertikal ausbreitenden gewerkschaftlichen Organisationsgefüge von Militärregierungen bestätigte provisorische Länder- oder Zonenausschüsse thronten, die – ohne eigentliche demokratische Legitimation – von Anfang an wichtige Entscheidungen fällten und Massnahmen durchführten. So existierte zum Beispiel in Köln ein Gewerkschaftssekretariat unter Hans Böckler, das von der britischen Besatzungsmacht als Zonensekretariat «anerkannt» wurde. Böckler führte hier 1946 eigenmächtig zahlreiche Verhandlungen mit Unternehmerverbänden und Regierungsstellen, über die er niemandem Rechenschaft gab. Auf diese Weise gelangten vorwiegend opportunistische, mit der Schumacher-Politik der SPD sympathisierende Gewerkschaftsfunktionäre an die Spitze der sich entwickelnden Gewerkschaftsorganisationen – Fritz Tarnow, Lorenz Hagen und Georg Reuter in Bayern, Markus Schleicher in Württemberg-Baden, Willi Richter in Hessen, Wilhelm Reibel in Baden, Adolf Ludwig in Rheinland-Pfalz, Hans Böckler (Köln), Hans Böhm (Bielefeld), Albin Karl (Hannover) und Franz Spliedt (Hamburg) in den vier Bezirken der britischen Zone.

Das politische Vorgehen der Westmächte gegenüber der westdeutschen Arbeiterklasse war nicht überall einheitlich, wies in den ersten Nachkriegsmonaten nicht zu jeder Zeit und an jedem Ort dieselben Züge auf. Insgesamt jedoch bezweckte dieses Vorgehen beziehungsweise wirkte es sich dahingehend aus, dass die westdeutsche Arbeiterklasse in ihrer Entwicklung behindert und in ihrer Kampfkraft wesentlich geschwächt wurde. Ihr politischer Einfluss wurde zugunsten reaktionärer Kräfte und Mächte zurückgedrängt. Das geschah nicht nur auf dem Wege von restriktiven Massnahmen. Einen wesentlichen Faktor im Verhältnis zwischen westlichen Besatzungsmächten und westdeutscher Arbeiterklasse bildete vielmehr die politisch-ideologische Einflussnahme der Westmächte.

Der Mythos von der westlichen Demokratie, der zusammen mit parlamentarischen Illusionen – bedingt durch die reformistischen Traditionen in der deutschen Arbeiterbewegung – in breiten Arbeiterkreisen schlummerte, wurde durch die Beteiligung der West-

mächte am antifaschistischen Befreiungskrieg der Völker ausserordentlich aufgewertet. Sie verstanden, aus der Not, in der sie sich mit ihren imperialistischen Plänen durch ihre Bindung an das Potsdamer Abkommen befanden, eine demokratische Tugend zu machen. Der Weltimperialismus begann ausserdem nach dem Zweiten Weltkrieg, seine sozialapologetische Propaganda ausserordentlich zu verstärken. Soziale und politische Zugeständnisse beziehungsweise von den Werkträgern in den westeuropäischen Ländern errungene Reformen beeinflussten das politische Prestige der Besatzungsmächte in den Westzonen vielfach positiv. Die Tatsache einer Labourregierung in London sowie der Teilnahme von Kommunisten an der französischen Regierung wirkte sich in der gleichen Richtung aus.

Die westlichen Besatzungsbehörden propagierten – bei allen unterschiedlichen Auffassungen – eine Linie der «sozial partnerischen» Zusammenarbeit von Kapital und Arbeit. Sie legten Wert darauf, dass sich Vertreter von Gewerkschaftsorganisationen und Unternehmerverbänden zu Gesprächen zusammenfanden, um anstehende Probleme «gemeinsam» zu lösen.

«Schon in den ersten Monaten des Jahres 1946 fanden auf Veranlassung der britischen Militärregierung Besprechungen zwischen Vertretern der Arbeitgeberverbände Nordrhein-Westfalens und Vertretern des Deutschen Gewerkschaftsbundes unter der Führung seines Vorsitzenden, Herrn Dr. h. c. Böckler, über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit statt . . .»²², heisst es dazu in einem Arbeitsbericht des sogenannten Arbeitgeberausschusses.

Nicht nur durch die oberste Regierungsgewalt, die sie besaßen, sondern vor allem auch durch ihre Rolle als «Befreier vom Hitlerfaschismus», durch die Vortäuschung einer Durchführung des Potsdamer Abkommens in den ersten Jahren beziehungsweise durch ihre demokratische Tarnung beeinflussten die westlichen Besatzungsmächte die westdeutsche Nachkriegsentwicklung im Allgemeinen und auch die Entwicklung der westdeutschen Arbeiterklasse im besonderen nicht unwesentlich. Zeit – und teilweise stand diese Beeinflussung sogar im Vordergrund des Systems bürgerlicher Einfluss-

22 Deutsche Sozialpolitik in neuem Aufbruch. Bericht des Arbeitgeberausschusses Nordrhein-Westfalen über die Jahre 1945 bis 1948, Düsseldorf 1949, S. 10.

nahme auf die Arbeiterklasse in den Westzonen. Sie stärkte den Opportunismus wesentlich.

In der politischen Quarantäne zum Zwecke einer «Abkühlungsperiode» gegenüber revolutionären Bewegungen kam das Bestreben, die Entwicklung der deutschen Demokratie einzuschränken und zu beeinflussen, noch auf andere Art zum Ausdruck. Das politische Leben in Deutschland sollte nach Möglichkeit ohne und gegen die Aktivität breiter Volksmassen entwickelt werden, um es leichter den Besatzungszielen unterordnen zu können.

Premierminister Churchill schlug am 16. Mai 1945 gegenüber Eisenhower die Regelung der deutschen Frage ohne das deutsche Volk und gegen seinen Willen vor, und zwar durch die Bildung einer deutschen Regierung aus Generalen, die sich in anglo-amerikanischer Gefangenschaft befanden. Die Deutschen seien das Befehlen gewohnt und würden – nach Churchills Ansicht – deshalb den Befehlen einer solchen Generalsregierung willig gehorchen,

Die Politik der Sowjetunion, der Einfluss der demokratischen Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone durchkreuzten diese offen reaktionären Pläne. Auch die Versuche, durch eine politische Quarantäne auf unbestimmte Zeit den Volkswillen in den Westzonen weitgehend auszuschalten, mussten von den Westmächten aus den gleichen Gründen im August und September – wenn auch nur schrittweise – aufgegeben werden. Die Manipulationen mit politischen Führungsgremien, die keinen Rückhalt und keine Legitimation durch eine demokratische Organisation oder Partei besaßen beziehungsweise mit Landesregierungen ohne parlamentarische Kontrolle, konnten nur zeit- und teilweise durchgeführt werden.

Das anfängliche Verbot und die anschließende starke Drosselung der parteipolitischen und gewerkschaftlichen Entwicklung in den Westzonen begünstigte die Umtriebe deutscher reaktionärer Kräfte und Mächte. Die in der westlichen Besatzungspolitik in den Fragen der Monopole und Unternehmerverbände, der Wirtschafts- und Verwaltungsorganisation, des Staatsaufbaus, der Entnazifizierung, sozialer und politischer Reformen sich durchsetzende Linie lief in die gleiche Richtung. Sie beeinflusste die Entwicklung des politischen Kräfteverhältnisses in den Westzonen wesentlich zugunsten der deutschen grossbürgerlichen Reaktion, zugunsten der Restauration.

Existenz und Wirksamkeit des Systems der westlichen Militärregierungen bildete eine Grundvoraussetzung für die Restauration in den Westzonen.

Füllten anfangs die westlichen Besatzungsmächte fast den ganzen politischen Raum mit ihrem Apparat und ihrer Wirksamkeit aus, so liessen die imperialistischen Besatzungskreise der deutschen Reaktion in dem Masse, wie sie sich organisierte, auch offiziell einen zunehmenden Aktionsradius, allerdings im Rahmen eines Unterordnungsverhältnisses ganz besonderer Art. Dieses Verhältnis wurde nämlich von den massgebenden Kreisen der deutschen Monopolbourgeoisie und Reaktion selbst angestrebt, um auf diese Weise der westdeutschen Bevölkerung in Berufung auf «höhere Gewalt» das Selbstbestimmungsrecht vorenthalten und ihre Restaurationspolitik ohne und gegen das Volk und hinter seinem Rücken staatsstreicherartig durchdrücken zu können.

IV. Der Übergang der deutschen Monopolbourgeoisie vom Krieg zum Frieden

1. Politische Konzeptionen

Seit den sowjetischen Siegen in Stalingrad und Kursk, die zu einem endgültigen Umschwung des Krieges führten, geriet die faschistische Herrschaft in eine tiefe politische Krise. Innerhalb der herrschenden Klassen und der Regierungshierarchie brachen Meinungsverschiedenheiten auf, die sich teilweise ausserordentlich zuspitzten. Die Weltherrschaftspläne, die die deutschen Imperialisten auf dem Wege der Expansion des faschistischen «Grossdeutschen Reiches» hatten verwirklichen wollen, waren gescheitert. Die Kriegsziele des deutschen Imperialismus mussten eingeschränkt, das Problem des Übergangs vom Krieg zum Frieden musste anvisiert werden. In Monopolkreisen beziehungsweise in von Monopolherren initiierten Diskussionskreisen, wie dem Reusch-Kreis und dem Bosch-Kreis, in Arbeitsgruppen der Reichsgruppe Industrie, im Rüstungsministerium, in einem Arbeitskreis für Aussenwirtschaftsfragen und anderen staatsmonopolistischen Gremien wurden die anstehenden Fragen in mehr oder weniger enger Verbindung zu Exponenten der Nazihierarchie erörtert. Bei der Fixierung eingeschränkter Kriegsziele traten unterschiedliche Auffassungen zutage, charakteristisch war jedoch, dass allen Planungen bis zum Sommer 1944 noch ausserordentlich weitgehende Kriegsziele zugrundelagen, die die Annexion nichtdeutscher Gebiete im Osten und auch im Westen enthielten. Ein zentraler Gedanke war die Losung von der Neuordnung Europas unter grossdeutscher Vormachtstellung beziehungsweise ökonomischer Vorherrschaft. Das sei der einzige Weg, wurde argumentiert, um Europa vor der angeblich drohenden «bolschewistischen Gefahr» zu schützen. In dieser Zielsetzung und Argumentation stimmten die faschistischen Führer mit allen anderen Gruppie-

rungen und strategischen Orientierungen der herrschenden Klassen überein. Sie verbanden damit ihre Bemühungen, die Antihitlerkoalition auseinanderzubrechen und das faschistische Grossdeutsche Reich in einem europäischen Nachkriegssystem zu erhalten. Während eine strategische Gruppierung des Monopolkapitals mit Rüstungsminister Albert Speer als Hauptexponenten mit diesen Absichten konform ging und ebenfalls auf die weitgehende Erhaltung des faschistischen Deutschlands beim Übergang vom Krieg zum Frieden orientierte, war die von Carl Goerdeler repräsentierte Gruppierung der Auffassung, dass die Nazispitzen beseitigt werden müssten und an die Stelle des kompromittierten Faschismus eine andere Form der politischen Herrschaft des Monopolkapitals treten müsste – allerdings bei Erhaltung und weitgehender Übernahme des faschistischen Machtapparates.

«Gestützt auf internationale Verbindungen des deutschen Monopolkapitals sowie diplomatische Kontakte zu westlichen Kreisen erstrebten diese reaktionären Kreise eine «Wesdösung», das heisst eine separate Friedensregelung mit den Westmächten, um alle Kräfte gegen «den Osten» werfen zu können. Goerdeler wollte ein starkes, imperialistisches Deutschland ohne die kompromittierten Naziführer. Die deutschen Grenzen im Osten sollten denen von 1914 entsprechen. Ein solches Deutschland wäre – als Bollwerk gegen den «Sowjetexpansionismus» – lebensnotwendig für Europa. Goerdeler verband seine Zielsetzung mit der Propagierung eines europäischen Staatenbundes, einer angeblich notwendigen Beschränkung der nationalen Souveränität der europäischen Länder, um die Nachkriegsprobleme bewältigen zu können. Eine Wiedergutmachung durch Deutschland lehnte er ab, da Deutschland mit dem eigenen Aufbau selbst genug zu tun haben werde.

Er ging dabei davon aus – wie zum Beispiel aus einer Denkschrift aus dem Jahre 1941 hervorgeht –, dass die «zentrale Lage, die zahlenmässige Stärke und die hochgespannte Leistungsfähigkeit»¹ dem deutschen Imperialismus die Führung in einem europäischen Block verbürgen würden. Dieser imperialistischen aussenpolitischen Konzeption entsprachen Goerdelers innenpolitische Vorstellungen. Ihr

¹ Gerhard Ritter: Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1955, S. 320.

antidemokratischer Charakter war offensichtlich. Ihm schwebte nicht einmal die Wiederherstellung der bürgerlichen Demokratie der Weimarer Republik vor, sondern die Einführung einer konservativen Ständeordnung und einer föderalistischen Gliederung des «Reiches». Dadurch sollte die demokratische Bewegung zersplittert und unter die Gewalt reaktionärer Landesverweser gestellt werden. Parteien sollte es (zunächst) gar nicht geben, die staadiche Gewalt sollte durch ein überparteilich-autoritäres Regime ausgeübt, die Legislative geschwächt, das Wahlrecht beschränkt, demokratische Willensbildung und Kontrolle ausgeschaltet werden.

Es zeigte sich das Bestreben, der Volksfrontbewegung eine überparteiliche Sammlungsbewegung unter reaktionärer Führung gegenüberzustellen. Um die Frage der politischen Macht im Interesse der Erhaltung der Monopolherrschaft lösen zu können, hielten es Goerdeler und gleichgesinnte Kreise für notwendig, nicht nur bürgerliche und kleinbürgerliche Schichten zu gewinnen, sondern vor allem ein Bündnis mit opportunistischen Kreisen der deutschen Arbeiterbewegung herzustellen beziehungsweise den Opportunismus in der deutschen Arbeiterklasse zu stärken. Goerdeler knüpfte an die zu Ende der Weimarer Republik in Gewerkschaftskreisen propagierte Mitbestimmungstheorie bei seinen Plänen zur Reorganisation des Systems des staatsmonopolistischen Kapitalismus an. Eine Deutsche Gewerkschaft, auf der Grundlage einer Pflichtmitgliedschaft gebildet, sollte an einem System «wirtschaftlicher Selbstverwaltung» (Wirtschaftskammern usw.) beteiligt werden, die Arbeitnehmer sollten Vertreter in die Aufsichtsräte und Vorstände der grossen Kapitalgesellschaften privater oder öffentlicher Hand entsenden. Goerdeler propagierte darüber hinaus eine «Sozialisierung» solcher Monopole wie Gas, Energie, Eisenbahn und der Bodenschätze. Die «sozialisierten» Betriebe sollten jedoch weiterhin nach kapitalistischen Profitgrundsätzen geführt werden und keinerlei Zuschüsse von Staatsseite empfangen. «Dadurch werden übertriebene Sozialisierungswünsche der Arbeiter beseitigt.»² In die Aufsichtsräte der Konzerne, Trusts und Syndikate, deren Weiterbestehen unter unveränderten Eigentumsverhältnissen Goerdeler voraussetzte,

2 Ebenda, S. 559.

sollten «Bevollmächtigte des Reiches» zur «Kontrolle» geschickt werden, damit der «Leistungswettbewerb» aufrechterhalten wird.

In der gleichen Richtung bewegten sich Vorstellungen, die in den Plänen des «Kreisauer Kreises» entwickelt wurden, eines sehr heterogen zusammengesetzten Zirkels. Das hier 1941 bis 1944 verfolgte Ziel bestand nicht in der Vorbereitung einer Aktion, sondern von politischen Grundlagen für die Zeit nach dem Zusammenbruch. In den ausgearbeiteten Plänen dominierten Konzeptionen, die in den meisten Fragen mit den Konzeptionen Goerdelers übereinstimmten. Darin zeigt sich nicht nur der vorherrschende Einfluss der Vertreter der bürgerlichen Reaktion. Vielmehr kommt darin auch die Tatsache zum Ausdruck, dass es diesen gelungen war, durch gezielte Zugeständnisse eine anscheinend gemeinsame politische Plattform mit Vertretern anderer politischer Kräfte herzustellen.

Diese «gemeinsame Linie» der Klassenzusammenarbeit und Westorientierung bedeutete im Gegensatz zu der gemeinsamen Linie, die die deutsche Antihitlerkoalition im NKFD unter Führung der Arbeiterklasse zusammenschloss, die Unterordnung aller patriotischen, aller nach Demokratie und Reformen strebenden Kräfte unter reaktionäre und restaurative Interessen. Dazu diente vor allem auch die Herausstellung der Idee einer «Verchristlichung» als politische Hauptaufgabe.

So hiess es zum Beispiel in den «Grundsätzen für die Neuordnung», die vom Kreisauer Kreis im August 1943 angenommen worden waren: «Die Regierung des Deutschen Reiches sieht im Christentum die Grundlage für die sittliche und religiöse Erneuerung unseres Volkes, für die Überwindung von Hass und Lüge, für den Neuaufbau der europäischen Völkergemeinschaft. Der Ausgangspunkt liegt in der verpflichtenden Besinnung des Menschen auf die göttliche Ordnung, die sein inneres und äusseres Dasein trägt. Erst wenn es gelingt, diese Ordnung zum Massstab der Beziehungen zwischen Menschen und Völkern zu machen, kann die Zerrüttung unserer Zeit überwunden und ein echter Friedenszustand geschaffen werden. Die innere Neuordnung des Reiches ist die Grundlage zur Durchsetzung eines gerechten und dauerhaften Friedens.»³

³Theodor Stekzer: Von deutscher Politik. Dokumente, Aufsätze und Vorträge, hrsg. von Friedrich Minssen, Frankfurt am Main (1949), S. 156.

Auch in anderen Kreisen, in denen Konzeptionen bürgerlicher Nachkriegspolitik mit mehr oder weniger grossem Einfluss bürgerlich-demokratischer oder kleinbürgerlicher Reformbestrebungen entwickelt wurden, können die erwähnten Grundelemente reaktionärer Interessenvertretung festgestellt werden: antisowjetische Westorientierung «abendländischer» Gemeinsamkeit mit antikommunistischer Stossrichtung nach innen; Missbrauch des Christentums als politisch-weltanschauliche Grundlage für eine restaurativ« Politik; Kritik an der bürgerlichen Demokratie von rechts; Vorschläge für eine Reorganisation des staatsmonopolistischen Kapitalismus, die als Reform und Überwindung des Kapitalismus (ohne wesentliche Veränderung der monopolkapitalistischen Eigentumsverhältnisse!) ausgegeben werden; Zugeständnisse hinsichtlich einer Mitwirkung von Gewerkschaften und «Arbeitnehmern» in Betrieben und wirtschaftlichen «Selbstverwaltungskörperschaften», die als Mitbestimmung und zusammen mit der vorgeschlagenen Überführung von einigen Monopolbetrieben in öffentliche Regie als «Wirtschaftsdemokratie» oder gar «Sozialismus» deklariert werden. So auch im «Walberberger Kreis». Unter der Mitwirkung ehemals christlicher Gewerkschafter entstand in diesem Kreis katholischer Unternehmer, Wissenschaftler und klerikaler Theoretiker eine besondere Variante restaurativer Nachkriegspolitik, die wegen ihres Einflussbereiches zusammen mit den Konzeptionen Goerdelers und des Kreisauer Kreises erwähnt werden muss. Der Kreis, der sich während des Krieges im Kloster Walberberg bei Köln unter Vorsitz von Pater Siemer zusammenfand, beauftragte den Dominikaner Eberhard Welty mit der schriftlichen Ausarbeitung der diskutierten Nachkriegskonzeption, die ihr Bemühen besonders auf die Einflussnahme auf Kreise der Werktätigen und den Opportunismus in der Arbeiterbewegung konzentrierte. Sie beeinflusste vor allem in Rheinland und Westfalen sowie in Berlin spätere Gründerkreise «christlicher» Parteien.

Welty geht in seinem Buch von der Tatsache der nationalen Katastrophe Deutschlands und den Erfordernissen ihrer (materiellen) Überwindung aus. Er stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, welche «*Schicht unseres deutschen Volkes*»* unter diesen Bedingungen «*dze eigentlich staatstragende*»* sein wird und gelangt zu der

Schlussfolgerung: «Das deutsche Staatswesen der nächsten Zukunft wird sicher eine *Gemeinschaft der werktätigen, schaffenden Menschen werden . . .*»⁴ Der lohnarbeitenden Bevölkerung komme eine zentrale Bedeutung zu. Deshalb befürwortet er eine Richtung, «die *alle schaffenden deutschen Menschen umfasst und auf der Ebene der naturrechtlich-christlichen Grundsätze verbindet . . .*»

Das neue Staatswesen soll die Belange der arbeitenden Bevölkerung weitgehend vertreten. In diesem Zusammenhang weist Welty eindeutig darauf hin, dass das nicht den in der päpstlichen Sozialenzyklika «*Quadragesimo anno*» aus dem Jahre 1931 verurteilten Sozialismus bedeute, da dieses Staatswesen ja auf den Grundlagen des christlichen Naturrechts errichtet werde. Der Lohnarbeiter soll eine «angemessene Geltung» im Sinne einer sogenannten Sozialpartnerschaft im Rahmen einer «berufsständigen Ordnung» erfahren.

Das bezweckte Ziel kommt dann in folgenden Worten Welty unverblümt zum Ausdruck:

*«Das Sondereigentum muss so weit erhalten werden, als es eben geht ... Es muss daher so weit als möglich unangetastet bleiben.»*⁶ Allerdings erscheint es Welty unter den Nachkriegsbedingungen unumgänglich, das «Gemeineigentum» zu erweitern. Er lehnt «Sozialisierungsmassnahmen» nicht rundweg ab, sondern sie müssten sorgfältig erwogen, nicht überstürzt, und in beschränktem Rahmen erfolgen. Gleichzeitig betont Welty jedoch mit Nachdruck, dass «Sozialisierungsmassnahmen auch heute nicht das wichtigste Anliegen einer gerechten Güterordnung darstellen»⁷. Welty ging zeitweise soweit, seine Konzeption mit dem Begriff «christlicher Sozialismus» in Verbindung zu bringen.⁸

S. 88. 4 Eberhard Welty: Die Entscheidung in die Zukunft, Köln 1946,

5 Ebenda, S. 95.

6 Ebenda, S. 313.

7 Ebenda, S. 352.

8 Siehe Eberhard Welty: Christlicher Sozialismus. In: Die Neue Ordnung. Zeitschrift für Religion, Kultur und Gesellschaft. Hrsg. von der Albertus-Magnus-Akademie Walberberg bei Köln (Heidelberg), 1946, Heft 1 und 2.

2. Konzerne als «Ordnungszellen»

Nach dem Scheitern der Ardennenoffensive setzte sich der Gedanke durch, dass die Nachkriegspläne des deutschen Imperialismus nur auf dem Wege der (zeitweiligen) Unterordnung unter die Westmächte verwirklicht werden konnten. Die wahnsinnigen Pläne Hitlers, ganz Deutschland in den eigenen Untergang zu verwickeln und nur noch einen Schutthaufen übrig zu lassen, wurden nicht nur von vielen deutschen Antifaschisten und Patrioten verhindert, sondern auch von Kreisen des Monopolkapitals, mit ihrem Exponenten Albert Speer, vereitelt. Die Zerstörungsbefehle wurden nur im Osten Deutschlands in grossem Umfange durchgeführt, das Industriepotential in den Westzonen blieb weitgehend erhalten.

Auf der Grundlage von Überlegungen und Ausarbeitungen von Monopolkreisen und staatsmonopolistischen Gremien stellte sich das deutsche Monopolkapital 1944/45 auf vielfältige Weise auf die sich abzeichnende Nachkriegssituation ein. Eine wichtige Rolle hatte hierbei eine Konferenz führender Wirtschaftspersönlichkeiten, Vertreter der Wirtschaftsverbände und des Staatsapparates, die am 10. August 1944 in Strassbure stattfand.

Die Vorbereitungen des deutschen Monopolkapitals umfassten zahlreiche aussenwirtschaftliche Aktivitäten, wie die Herstellung beziehungsweise Intensivierung internationaler Wirtschaftsverbindungen, die Exportierung von Kapital und die Gründung von Firmen durch nichtdeutsche Strohänner, die Verbringung von Devisen auf Schweizer Geheimkonten, die verstärkte Anmeldung von Patenten im Ausland u.a.m.

Die grossen Konzerne begannen, ihren Konzernaufbau in Deutschland zu reorganisieren. Rüstungsbetriebe, die – wie bekannt – zur Demontage vorgesehen waren, wurden ausgegliedert und in den anderen Konzernbetrieben Kurs auf Friedensproduktion genommen. Die Forschungslabors der Konzerne wurden mit Blick auf die Wettbewerbssituation der Nachkriegszeit verstärkt. Aus der Novemberrevolution hatten die herrschenden Kreise u.a. die Lehre gezogen, dass die Beschäftigung der Arbeiter unbedingt aufrechterhalten werden müsse, damit sie «von der Strasse ferngehalten wer-

den». Die Betriebe müssten zu wichtigen «Ordnungsblocks» im Staatsgefüge der Nachkriegszeit ausgebaut werden, wie der Vorstandsvorsitzende der Salzedfurth AG, Rudolf Stahl, am 14. Februar 1945 in einem Rundschreiben formulierte.⁹ Auf diese Weise sollte die «Gefolgschaftstreue» der Stammebelegschaft gestärkt beziehungsweise eine Politik der Sozialpartnerschaft für die Nachkriegszeit fundiert werden. Der faschistische Staat leistete hierfür eine «Zahlungshilfe» an die Kapitalisten beziehungsweise zahlte bei Kurzarbeit einen staatlichen Lohnausgleich.

Und Ende Mai 1945 empfahl Rudolf Stahl, der gleichzeitig stellvertretender Vorsitzender der Reichsgruppe Industrie war, den Werkdirektoren des Salzedfurthkonzerns eigene Initiativen bei der Bildung von «Betriebsvertretungen» und «nicht zu warten, bis . . . Betriebsvertretungen von anderer Seite präsentiert werden».¹⁰ Hinsichtlich leitender Angestellter, die sich faschistisch besonders kompromittiert hatten, wurde von den Monopolen die Taktik angewandt, sie in andere entfernt liegende Betriebe zu versetzen.

Das deutsche Monopolkapital zog seit Ende 1944 weitgehende Schlussfolgerungen aus der bekanntgewordenen Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen. So reorganisierte z.B. Friedrich Flick seinen Konzern im Sinne einer «Entschachtelung», ernannte für jede Besatzungszone einen Bevollmächtigten und verlegte die Konzernspitze von Berlin nach Düsseldorf. In dem durch die schwierigen Umstände möglichen Umfang wurden vom Monopolkapital Produktionsmittel aus östlichen und südöstlichen Gebieten verlagert, vor dem 8. Mai 1945 und dann nochmals unter der zeitweiligen amerikanischen Besatzung Thüringens und eines Teils Sachsens. So z.B. unternahm der IG Farbenkonzern umfangreiche Verlagerungen aus Wolfen u.a. Werken nach dem Westen. Die Leitung des Siemenskonzerns verlegte ihren Sitz unter Mitnahme der Geschäftsunterlagen und Patente zeitweilig nach Hof. Im grossen

9 Anatomie des Krieges. Neue Dokumente über die Rolle des deutschen Monopolkapitals bei der Vorbereitung und Durchführung des Zweiten Weltkrieges. Hrsg. und eingel. v. Dietrich Eichholtz und Wolfgang Schumann, Berlin 1969, S. 484 ff.

10 Joachim Piskol: Konzeptionelle Pläne und Massnahmen der deutschen Monopolbourgeoisie für den Übergang vom imperialistischen Krieg zum imperialistischen Frieden und zur Rettung ihrer Machtgrundlagen aus der faschistischen Niederlage (1943-1945), Phil. Diss., Berlin 1972 (MS), S. 317.

Umfang wurden auch Konten auf westdeutsche Bankfilialen verlagert.

Parallel zur schrittweisen Überleitung der Konzerne und Grossbanken vom Krieg zum Frieden gingen Anstrengungen zur Erhaltung der Wirtschaftsverbände, insbesondere der Reichsgruppe Industrie und ihrer Fachverbände sowie des staadichen Machtapparates.

Die Reichsgruppe stellte enge Verbindungen zu OMGUS her. Die Reichsgruppe wurde unter Mitnahme sämtlicher Akten von OMGUS zunächst in Eschenstruth untergebracht, es bestand die Absicht, sie eventuell später auch im Zusammenhang mit der Bildung deutscher Zentralverwaltungen in Berlin zu verwenden.

Mit dem Befehl zur Abgrenzung zwischen Partei- und Staatsapparat vom 8. April 1945 wurde die Personalunion von Partei- und Staatsfunktionären auf der Gauebene beseitigt. Anstelle kompromittierter Nazis traten weniger kompromittierte Reichsstatthalter, Oberpräsidenten, Landräte und Oberbürgermeister. Damit sollte einer Beseitigung des Staatsapparates durch Entnazifizierung vorgebeugt werden und wurde eine Basis für die Weiterverwendung bestehender Verwaltungen durch die westlichen Militärregierungen geschaffen.

Grosses Augenmerk richteten die herrschenden Kreise des imperialistischen Deutschlands darauf, die zentralen Regierungs- und Verwaltungsfunktionen im Nachkriegsdeutschland in ihre Hände zu bekommen. Diesem Ziel diente das Wirken der sogenannten Reichsregierung Dönitz. Albert Speer sprach sich in seinem Rücktrittsgesuch am 15. Mai 1945 für eine zusammenfassende Vertretung aller Besatzungszonen mit einer Reichsregierung als Spitze aus. Und auch Rudolf Stahl betonte Ende Mai 1945 die Notwendigkeit einer deutschen Zentralverwaltung in Berlin. Diese Vorstellungen gingen mit damaligen Plänen des US-Aussenministeriums konform, das Besatzungs- und Kontrollsystem in Deutschland im prowestlichen Sinne unter Zurückdrängung des Einflusses der Sowjetunion auszunutzen. Churchill betrachtete die «Regierung Dönitz» als ein nützliches Werkzeug nicht nur für die Kapitulation Deutschlands, sondern auch für dessen spätere Verwaltung.

Es gelang den deutschen Monopolherren und reaktionären Kräf-

ten nicht, die totale militärische Niederlage und den Zusammenbruch des deutschen Imperialismus aufzuhalten, eine handlungsfähige Regierung zu bilden. Doch unter der Schirmherrschaft des Systems westlicher Militärregierungen konnte das Lager der reaktionären Kräfte doch noch die Früchte seiner bereits während des Krieges gesäten Nachkriegsernte reifen sehen, wenn auch die Konzeptionen in Richtung weiterer Zugeständnisse modifiziert werden mussten.

Obwohl mit Patentraub, Konkurrenzdemontagen und anderen Massnahmen westlicher Besatzungsbehörden die imperialistische Linie der Schwächung der deutschen Konkurrenz anfangs stark hervortrat und in nicht unbeträchtlichem Masse auch ökonomische Interessen des deutschen Monopolkapitals verletzte, konnten Grossgrundbesitzer, Militaristen, Monopolherren, reaktionäre Politiker und Vertreter der Staatsbürokratie unter den gegebenen Umständen mit den antidemokratischen Grundtendenzen der Politik der westlichen Besatzungsmächte, die immer stärker hervortraten, zufrieden sein. Die Monopolbourgeoisie konnte bald sicher sein, dass das System der Militärregierungen in den Westzonen als eine Art Schirmherrschaft funktionierte, die ihre Machtgrundlagen sowie die Reorganisation der Kräfte und Hilfsmittel der politischen Reaktion gegen demokratische Bestrebungen abschirmte.

Bildete einerseits die das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes missachtende Schirmherrschaft der westlichen Besatzungsmächte den entscheidenden Faktor, der das deutsche Monopolkapital in den Westzonen 1945 vor der Beseitigung bewahrte, so eröffnete andererseits das System der westlichen Militärregierungen der imperialistischen deutschen Bourgeoisie die Möglichkeit, in der folgenden Zeit auf längere Sicht eine besonders raffinierte Politik zu entwickeln, um durch politische Manöver ihre Herrschaft wiederzuerrichten. Die restaurativen Kräfte hatten die Möglichkeit, die Militärregierungen für die Folgen der eigenen antidemokratischen und volksfeindlichen Wirksamkeit verantwortlich zu machen, ein schwer durchschaubares politisches Spiel von anonymer Machtausübung und «Nichtverantwortlichkeit» aufzuziehen. Das System der westlichen Militärregierungen erfüllte für die deutsche Grossbourgeoisie unter anderem faktisch die Überdrückungsaufgaben, die 1919 den Freikorpsbanden zugefallen waren, zwar nicht so weitge-

hend, aber unter «demokratischem» Deckmantel besonders wirksam. Es ermöglichte, die restaurativen Ziele auf so verschlungenen Umwegen zu verfolgen, wie es die Umstände erforderten.

Unter diesem Gesichtspunkt trifft die Feststellung Michael Balfours, die er allerdings in einem anderen Zusammenhang machte durchaus zu: « . . . angesichts der chaotischen Zustände jener Zeit leistete das System der Militärregierung den Deutschen (es muss beissen: den deutschen Monopolherren – d. Verf.) wahrscheinlich bessere Dienste, als es irgendwelche eigenen Führer hätten tun können.»¹¹ Konrad Adenauer verlieh dieser Erkenntnis bereits im Juli 1945 mit folgenden Worten Ausdruck: «Die Besetzung Deutschlands durch die Alliierten ist für lange Zeit dringend notwendig. Deutschland ist unfähig, sich selbst zu regieren, aber um dem Volk Mut und Hoffnung einzuflößen, müssen wir so viel Bewegungsfreiheit wie möglich erhalten – wie ein Pferd im Geschirr, dem man die Zügel überlässt.»¹²

3. Antipreussentum und «westliche Demokratie»

Nach dem Ersten Weltkrieg konnte die revolutionäre Bewegung durch den erzwungenen Übergang von der Monarchie zu bürgerlich-parlamentarischen Herrschaftsformen abgefangen werden, mit denen die Massen noch keine Erfahrung besaßen. Auch nach dem Zusammenbruch des Hitlerfaschismus, der alle demokratischen Einrichtungen und Errungenschaften beseitigt hatte, konnten zweifellos mit der Wiedereinführung des bürgerlichen Parlamentarismus neue Illusionen hervorgerufen werden. Doch reichte das aus? Wohl kaum. Es gab jedoch noch andere Ansatzpunkte für neue Herrschaftsformen und -methoden.

Die deutsche Reichseinigung war auf dem Wege der Verpreussung Deutschlands erfolgt. Der deutsche Imperialismus trug bürgerlich-junkerlichen Charakter. Auch nach der Beseitigung der Monarchie

11 Michael Balfour: Viermächte-Kontrolle in Deutschland 1945-1946, Düsseldorf 1959, S. 392.

12 Joachim Peck: Dr. Konrad Adenauer 1917-1952, Berlin 1952, S. 95.

war die Stellung der preussischen Junker, gestützt auf ihre ostelbischen Latifundien und ihre zahlreichen personellen Verflechtungen mit Kreisen des Monopolkapitals, in Staatsapparat und Armee ausserordentlich gross.

Die gesellschaftlichen Auswirkungen ihrer feudalen Lebensgewohnheiten, Denk- und Verhaltensweisen gingen noch weit darüber hinaus. Die weite Verbreitung und tiefe Verwurzelung von Untertanengeist und obrigkeitsstaatlichem Denken in der gesellschaftlichen Psychologie, die gesellschaftliche Überbewertung des Offiziers und des Beamtentums, der vorherrschende Herr-im-Hause-Standpunkt bei den Industriekapitänen, die Verherrlichung soldatischer «Tugenden» (blinden Gehorsams usw.) sowie preussisch-militaristischer Machtpolitik und ähnliche feudalistische Überreste unterschieden das parlamentarische Deutschland von Weimar nicht unwesentlich von den «westlichen Demokratien» England und USA mit ihren spezifischen Formen der Ausübung der imperialistischen Herrschaft.

Daraus ergab sich die Möglichkeit, durch die weitgehende Beseitigung dieser feudalistischen Überreste, die vom Hitlerfaschismus gleichsam integriert worden waren, besonders auch des «Feudalkapitalismus der Grundstoffmonopole»¹³, wie ein CDU-Blatt rückblickend schrieb, zu neuen, elastischeren Herrschaftsformen zu gelangen, die erneut Illusionen hervorrufen und eine weitgehende Tarnung der wirklichen Machtverhältnisse und politischen Ziele erleichtern konnten.

Schon nach dem Ersten Weltkrieg hatte es Bestrebungen innerhalb der herrschenden deutschen Kreise nach einer nicht nur äusserlichen, sondern auch «innerlichen» Annäherung an die politischen Methoden und Formen der Machtausübung in den westlichen imperialistischen Ländern gegeben. Im deutschen Staats- und Geschichtsdanken fanden diese Bestrebungen in Friedrich Meinecke ihren Wortführer. Damals wurde Meinecke unter anderem von Gerhard Ritter scharf kritisiert, der einen unüberwindlichen Gegensatz zwischen insularem und kontinentalem Staatsdenken konstruierte. Angesichts der nach der Schlacht an der Wolga drohenden

13 Aachener Volkszeitung, 8. März 1947.

«Katastrophe» ging auch Ritter zu einer neuen, antisowjetischen «Westorientierung» über, suchte das «insulare Prinzip» aufzuwerten, die preussisch-deutsche «Weltsendung» historisch zu relativieren und in die «abendländische Gemeinsamkeit» zu integrieren. Diese neue «Westorientierung» trat in den ersten Nachkriegsjahren ganz prononciert hervor.

Die Aufwertung der «westlichen Demokratien» durch ihre Teilnahme an der Antihitlerkoalition der Grossmächte sollte dazu ausgenutzt werden, den lediglich formalen Bruch mit der preussisch-deutschen Vergangenheit antifaschistisch-demokratisch zu tarnen, und zwar sowohl vor dem deutschen Volke wie vor den Völkern der Antihitlerkoalition. Die Hervorkehrung «westlicher», «abendländischer» Gemeinsamkeit bildete einen Grundzug der Interessenpolitik zugunsten der reaktionären deutschen Bourgeoisie.

Der Zusammenbruch des staatsmonopolistischen Kapitalismus und weiterer Bereiche des gesellschaftlich-politischen Lebens in Deutschland 1945 erweiterte die Möglichkeiten, die Restauration in neuen Bahnen und Formen beziehungsweise den Wiederaufbau in Form einer restaurativen Neuordnung durchzuführen, sie als demokratische Entwicklung zu tarnen. Der völlige Bankrott der preussisch-deutschen Traditionslinie des deutschen Imperialismus, die die Herrschaftsformen und -methoden bisher vorrangig geprägt hatte und die Art und Weise des Zusammenbruchs des Hitlerfaschismus begünstigte den Prozess der Umorientierung auf eine Annäherung an die «westlichen Demokratien». Die an der Elbe verlaufende Trennungslinie zwischen den westlichen Besatzungsmächten und der sowjetischen Besatzungsmacht, die Abtrennung der preussischen Ostprovinzen sowie der Zusammenbruch des preussisch-deutschen Reiches, die De-facto-Auflösung des Landes Preussen, der preussisch-deutschen Armee und Bürokratie, vor allem auch die bald beginnende Enteignung des preussischen Junkertums in der Ostzone erleichterten die politische Umorientierung innerhalb der deutschen Bourgeoisie wesentlich. Hinzu kam eine mit den Ereignissen von 1945 – besonders auch der Besetzung des alten finanzkapitalistischen Zentrums Berlin durch die Sowjetarmee – verbundene «Westverschiebung» der bürgerlichen Machtzentren und Konzentrationspunkte.

In den Westzonen war der preussisch-junkerliche Einfluss ohnehin geringer als in den Gebieten östlich der Elbe, während die Kräfte innerhalb der herrschenden Kreise Deutschlands, die traditionelle Vorbehalte gegen die preussisch-deutschen Konzeptionen hatten, weitaus stärkere Positionen besaßen. Neben bestimmten süddeutschen, besonders bayrischen Kreisen, handelte es sich dabei in erster Linie um Kreise der rheinischen Grossbourgeoisie, die sich um den Kölner Raum konzentrierten, der in seiner engen Verbindung mit dem Ruhrgebiet einen Teil des wirtschaftlich und politisch bedeutendsten westdeutschen Gebietes bildete.

Die teilweise vorhanden gewesene, zu einem grossen Teil unfreiwillige Opposition kirchlicher Führungskreise sowie «christlich» orientierter ehemaliger Politiker des Zentrums und anderer Parteien gegen den Nazi-Staat bzw. einzelne seiner Massnahmen bot darüber hinaus politisch-ideologische Grundlagen für eine Nachkriegstaktik der reaktionären deutschen Bourgeoisie, die Chancen hatte, Masseneinfluss zu gewinnen.

Die Taktik der reaktionären Kreise der Verschwörer vom 20. Juli 1944, der mit ihnen verwandten «christlichen» und anderweitigen «Studienzirkel» konnte trotz des Zusammenbruchs des deutschen Imperialismus nicht unbedeutende Erfolge verbuchen. Neue politische Führungsstäbe waren entstanden. Sie verfügten über politische Grundkonzeptionen, die der entstehenden Lage Rechnung trugen und in wesentlichen Fragen aufeinander abgestimmt worden waren. Durch die Tätigkeit der Mitglieder des Kreisauer Kreises und anderer Oppositionskreise und Studienzirkel waren Teile des Bürgertums, der Bürokratie und anderer Gruppen mit den Grundgedanken der neuen Konzeptionen vertraut gemacht worden. Auch auf die Entwicklung der Konzeptionen beziehungsweise der politischen Haltung bestimmter sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Führungskreise blieben die neuen «Klassengemeinschafts»-Bemühungen zweifellos nicht ohne Auswirkungen, bestärkten soziale und politische Illusionen. Auf diese Weise entwickelte sich schon längere Zeit vor Kriegsende auch im bürgerlichen Lager eine neue innere Autoritätsbildung, die einen entscheidenden Ausgangspunkt für die restaurative Nachkriegspolitik bildete.

Der «antifaschistische» Nimbus, den sich breite Teile der neuen

politischen Führungskreise der Grossbourgeoisie einschliesslich des hohen Klerus zuzulegen vermochten, verschaffte ihnen einen nicht unbedeutenden politisch-moralischen Kredit in breiten Teilen der Bevölkerung, dessen sie bedurften und den sie betrügerisch ausnutzen konnten.

So liess sich Adenauer zum Beispiel bei der Eröffnungssitzung des nordrhein-westfälischen Landtages als antifaschistischer Widerstandskämpfer feiern.¹⁴ Als Kölner Oberbürgermeister erliess er am 3. August 1945 eine Verordnung über die «Einrichtung einer Hilfsstelle für politisch Verfolgte»¹⁵, an die sich alle diejenigen Angehörigen «einer Gruppe» wenden konnten, «die durch den Nationalsozialismus systematisch verfolgt wurde». Adenauer führte darunter – entgegen den Tatsachen – einfach pauschal «die Angehörigen des Zentrums» auf. Auch die Kirchenhierarchie nutzte die Tatsache christlich-antifaschistischen Widerstandes und einiger Differenzen mit dem Naziregime geschickt und erfolgreich aus, um der Kirche insgesamt einen antifaschistischen Glorienschein zu verleihen. Das gelang ihr in weiten Kreisen des In- und Auslandes. Auf diese Weise und auch durch die nach 1945 abgegebenen undifferenzierten Schuldbekennnisse gelang es den alten Kirchenführungen im allgemeinen, die «Einheit der Kirche», das heisst zwischen Kirchenführung und Gläubigen, zu wahren, den Einfluss der Kirchen – und damit ihren eigenen – insgesamt noch bedeutend zu erhöhen.

Die Kirchen stellten 1945 in den Westzonen die zunächst einzig existierende, legale, von den westlichen Besatzungsmächten anerkannte und geförderte gesellschaftlich-politische Organisation für die deutsche Nachkriegspolitik dar. Ihre unmittelbar politische Rolle war daher – in der ersten Zeit, aber auch noch später – eminent. Sie wirkten unmittelbar politisch, nahmen zu den politischen Fragen Stellung, waren ein Politikum ersten Ranges. Die internationalen Verbindungen der Kirchenhierarchie rissen faktisch nie ab – und auch 1945/46 konnten ihre Vertreter ins Ausland fahren, an Konfe-

14 Landtag Nordrhein-Westfalen. Stenographischer Bericht über die Eröffnungssitzung des Landtages des Landes Nordrhein-Westfalen am 2. Oktober 1946 in der Oper zu Düsseldorf, o. O. j. J., S. 3. Adenauer hatte es immer strikt abgelehnt, Widerstandsarbeit zu leisten, und zog es vor, das Ende des Nazi-Staates tatenlos abzuwarten.

15 Verordnung Nr. 33. In: Verwaltungsblatt der Stadt Köln, 1945, Nr. 3, S. 15.

renzen und dergleichen teilnehmen. Die Organisierung internationaler kirchlicher Spendenaktionen für grosse Teile notleidender deutscher Menschen erhöhte natürlich noch Ansehen und Einfluss der Kirchen.

3. «Westorientierung» und «Sozialpartnerschaft»

In der «Unentbehrlichkeit» des deutschen Imperialismus als antisowjetisches Bollwerk beziehungsweise als Stosstrupp des Weltimperialismus gegen die Sowjetunion und die osteuropäischen Volksdemokratien sahen die entscheidenden Kreise der deutschen Monopolbourgeoisie und politischen Reaktion auch nach Kriegsende die einzige Chance, direkte Unterstützung für die Restauration ihrer Herrschaft erlangen, die Durchführung des Potsdamer Abkommens torpedieren und schliesslich – über eine Periode der tatsächlichen und scheinbaren Unterordnung – wieder imperialistische Gleichberechtigung erlangen zu können.

Allerdings waren der offenen Propagierung dieser antisowjetischen Westorientierung zunächst sowohl technische als auch politische Schranken gesetzt. Es existierten in den Westzonen nach Kriegsende nur wenige Zeitungen, die ausserdem meist nur der blossen Nachrichtenvermittlung dienten. Darüber hinaus bestand ein offizielles Verbot jeder Kritik an alliierten Vereinbarungen wie dem Potsdamer Abkommen sowie gegenüber allen Versuchen, Zwietracht unter den Alliierten zu säen. Doch trotzdem unterstützten die in Gesprächen, in Denkschriften und bei anderen Gelegenheiten sowie über ihre Verbindungen ständig hervorgekehrten Drohungen der deutschen Grossbourgeoisie mit dem Schreckgespenst einer sogenannten kommunistischen Revolution in Deutschland bereits 1945 wirksam die antisowjetisch-imperialistischen Bestrebungen in den westlichen Militärregierungen. Die Beschwörung der Gefahr einer «kommunistischen Revolution» wurde zum wirksamen politisch-moralischen Druckmittel gegen demokratische Offiziere und Beamte, die die Potsdamer Beschlüsse durchführen wollten.

Um die «abendländische Gemeinsamkeit» ökonomisch wirksam

zu unterbauen, begannen westdeutsche Monopolherren ihren westlichen Geschäftspartnern weitgehende Beteiligungsangebote am Aktienkapital deutscher Konzerne zu machen. Diese Bestrebungen, die bis in das Jahr 1948 reichten, führten allerdings zu keinen Erfolgen; denn für westliche, das heisst für die besonders angesprochenen französischen Monopolkreise, bot ein solcher Austausch von Aktienkapital wenig Anziehendes, hätte sich doch eine auf Grundlage der Gleichberechtigung vorgenommene Eigentumsverflechtung zugunsten der Stärkung der Positionen der deutschen Partner ausgewirkt. Westliche Monopolkreise folgten in den ersten Nachkriegsjahren auch kaum den Aufforderungen, privates Kapital in Westdeutschland zu investieren. Das war angesichts der Unsicherheit der politischen Lage in Deutschland, trotz günstiger Anlagebedingungen, kaum erstaunlich.

Doch die «Westorientierung» der deutschen imperialistischen Bourgeoisie war trotzdem nicht auf Sand gebaut. Ihr kamen nicht nur Bestrebungen in den herrschenden Kreisen der USA und Englands, sondern auch in denen der westlichen Nachbarländer nach westeuropäischer wirtschaftlicher und schliesslich auch militärischer Blockbildung entgegen. Und so arbeitete die deutsche imperialistische Bourgeoisie ihrerseits mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln daran, jene Bestrebungen zu unterstützen, die antisowjetische Blockbildung zu forcieren und die Gemeinsamkeit der Antihitlerkoalition zu untergraben.

Gleichzeitig begannen Monopolkreise im Zusammenhang mit Plänen einer Reorganisation der deutschen Monopolwirtschaft, die das Potsdamer Abkommen entkräften sollten, die angestrebte «Arbeitsgemeinschaftspolitik» vorzubereiten. Heinrich Dinkelbach ergriff als Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke die Initiative und entwickelte eine wirtschaftspolitische Konzeption der Entflechtung und Neuordnung bestimmter monopolistischer Industriezweige.

Dinkelbach entwarf bereits im Oktober 1945 einen Entflechtungsplan für die Montankonzerne. Er berichtete darüber am 29. Januar 1947 in gleichlautenden Briefen an Dr. Hermann Reusch von der Gutehoffnungshütte in Oberhausen (Haniel-Konzern) und an Dr. Karl Jarres vom Klöckner-Konzern in Duisburg: «Mir ist wohl-

bekannt, dass meine damaligen Vorschläge auf starke Bedenken stiessen . . .

Ich habe seinerzeit die Vorschläge aus den verschiedensten Gründen gemacht. Diese bestanden unter anderem darin, dass die Potsdamer Beschlüsse die Beseitigung der Konzerne, Syndikate und Kartelle vorsahen und dass die Vereinigten Stahlwerke Ende August 1945 *Mitteilung erhielten*, der Konzern solle aufgelöst werden.

Man hat mir seinerzeit offen und versteckt gesagt, meine Vorschläge bezwecken allein, den Vereinigten Stahlwerken zu helfen. Ich habe diese Unterstellungen immer abgelehnt mit der Begründung, dass die Potsdamer Beschlüsse sich auf alle grossen Unternehmungen beziehen. Die Einsetzung eines Controllers für Stahl und Eisen am 20. August 1946 hat die Richtigkeit meiner Auffassung bestätigt . . .»¹⁶

Zu den anderen, nicht genannten Gründen für Dinkelbachs Entflechtungsvorschläge gehörten vor allem die Ziele, die Verständigung mit westlichen, besonders französischen Kapitalkreisen zu erleichtern, den antimonopolistischen Forderungen der westdeutschen Werktätigen und demokratischen Kräfte die Spitze abzubrechen, durch bestimmte Zugeständnisse eine Zusammenarbeit opportunistischer Gewerkschaftsführer mit den Konzernherren, das heisst eine Neuauflage der Arbeitsgemeinschaftspolitik der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, zu ermöglichen. Gleichzeitig sollte durch die sogenannte Entflechtung der Opportunismus in der westdeutschen Arbeiterbewegung insgesamt gestärkt, die Spaltung der Arbeiterklasse aufrechterhalten und vertieft werden; denn das war die entscheidende Existenzfrage für die imperialistische deutsche Bourgeoisie. Deshalb wurden die Entflechtungspläne mit Versprechungen in Bezug auf die Erfüllung der Mitbestimmungsforderungen sowie zum Teil auch auf «Gewinnbeteiligung» verbunden.¹⁷ In der

16 Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland. Ein Bericht der Stahltruhändlervereinigung, München und Berlin 1954, S. 612. (Hervorhebung – d.V.).

17 Dinkelbach bringt das in einer Stellungnahme der Treuhandverwaltung folgendermassen zum Ausdruck: «Denn nur, wenn die Arbeiterschaft überzeugt sein kann, dass alles geschieht, um die harten Bedingungen, unter denen infolge des verlorenen (!) Krieges noch lange Zeit in Deutschland gearbeitet werden muss, so erträglich wie möglich zu gestalten, wird sie diese Bedingungen innerlich anerkennen.» Weiter äusserte

Duisburger Kupferhütte, die zum IG Farben-Konzern gehörte, wurde bereits 1946 von Dr. Kuss, der als früheres Vorstandsmitglied von der Militärregierung mit der Leitung des Unternehmens betraut worden war, eine sogenannte Beteiligung der Arbeiter am Gewinn eingeführt.

Allerdings verfolgte die Mehrheit der westdeutschen Monopolkreise nach Kriegsende zunächst die Linie, unter der Schirmherrschaft der Westmächte abzuwarten, Zeit zu gewinnen und so wenig Veränderungen wie möglich zuzulassen beziehungsweise durchzuführen.¹⁸ Die Entflechtungspläne Dinkelbachs stiessen deshalb auf heftigen Widerstand. Viele Konzernleitungen, wie zum Beispiel die des Mannesmann-Konzerns, verfolgten die Linie, schlankweg zu bestreiten, dass ihr Konzern unter die Entmonopolisierungsbestimmungen falle, da er weder ein Monopolunternehmen sei noch wirtschaftliche Macht konzentriere. Gespräche über Mitbestimmung, in zahlreichen Konzernen Ende 1945 zwischen Konzernbeauftragten und Gewerkschaftsvertretern geführt, führten zunächst zu keiner Einigung, da die von Konzernseite gemachten Zugeständnisse nur eine beschränkte Mitwirkung der «Arbeitnehmer» vorsahen. Doch die auf solcher Grundlage geführten Verhandlungen, die als Voraussetzung das Fortbestehen der Monopole einschlossen, stellten bereits an sich einen wesentlichen Erfolg restaurativer Bestrebungen dar. Sie dienten ausserdem dazu, die «neue soziale Gesinnung» des Monopolkapitals im Sinne der erwähnten Überwindung preussisch-deutscher Herrschaftsmethoden zugunsten einer elastischeren Politik zu demonstrieren. Doch ihrem Wesen nach blieben Haltung und Ziele der Gesamtheit der deutschen Grossbourgeoisie auch angesichts der nationalen Katastrophe unverändert. Das bewiesen, wie selbst aus berufenem bürgerlichen Munde

Dinkelbach, dass «die «Demokratisierung der Betriebe» nicht mehr eine umstrittene Frage, sondern bereits eine allgemeine Forderung» sei. (Zit. in: Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie . . . , S. 599 und 598.)

18 Dinkelbach erklärt dazu in der erwähnten Stellungnahme, indem er Anschuldigungen aus Konzernkreisen zurückweist, die Treuhandverwaltung habe gehandelt. «Das war den Konzernen unbequem. Es war die allgemeine Auffassung, durch Abwarten würden sich manche Dinge von selbst regeln. Man wollte Zeit gewinnen.» (Zit. in: Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie . . . , S. 563). – Zur Taktik des Abwartens siehe Charles W. Thayer: Die unruhigen Deutschen, Berlin, Stuttgart, Wien 1958, S. 118.

verlautet, «die Gesellschaften deutlich in ihren jüngsten Bilanzberichten. Dort steht kein Wort der Scham, des Zornes, der Erkenntnis. Dort waltet wunderbare historische Objektivität. Dort wird festgestellt, dass die Werke durch die «totalen» Kriegsanstrengungen «angespannt» waren und durch den «Verlust des Krieges» und die «damit verbundenen Zustände» schwer geschädigt sind ... Es ist nur wieder einmal etwas schief gegangen und man hadert mit dem Schicksal . . .»¹⁹ Doch nach aussen gab man sich «sozial», «demokratisch» und antinazistisch, um die Manipulierung mit neuen Herrschaftsmethoden als eine wirkliche geschichtliche Wende erscheinen zu lassen. Auf diese Weise suchte man vor allem auf die Arbeiterklasse einzuwirken, um mit ihr die anti-imperialistische Hauptkraft zu desorganisieren und zu desorientieren und damit wesentlich zu schwächen sowie die politische Beeinflussung des Kleinbürgertums fortzusetzen. Man vermied nach Möglichkeit offene Auseinandersetzungen, suchte die Gegensätze zu verschleiern, stellte sich scheinbar auf den Boden antifaschistisch-demokratischer Bestrebungen, um diese ins Leere stossen und sich «totlaufen» zu lassen. Es gab anscheinend nur unterschiedliche Auffassungen über den einschlagenden Weg. Zugleich jedoch produzierte die Monopolbourgeoisie insgeheim wirtschaftliche und andere Schwierigkeiten, um einen demokratischen Aufbau zu sabotieren und tat alles, alle wesentlichen demokratischen Reformen – im Wechselspiel mit imperialistischen Kreisen der Westmächte – zu verhindern. Unter der scheindemokratischen Oberfläche unverbindlicher Diskussion und demokratischer Bekenntnisse konzentrierten sich die Kräfte der grossbürgerlichen Reaktion darauf, die imperialistischen Besatzungsbedingungen in den Westzonen, die Drosselung der Entwicklung der demokratischen Kräfte, für eine Vorentscheidung der Machtfrage auf «kaltem Wege» auszunutzen. Sie konzentrierten sich auf die Sicherung ihrer ökonomischen Machtgrundlagen und die Wiederaufrichtung ihrer ökonomischen Macht einschliesslich der Unternehmerorganisationen, um in bewährter Weise diese Macht

19 Erik Reger: Zwei Jahre nach Hitler, Hamburg und Stuttgart 1947, S. 34.- «Durch den Krieg und seinen Ausgang ist die gesamte deutsche Wirtschaft aus den Fugen geraten.» (Düsseldorf vor neuen Aufgaben – Schriftenreihe der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf, Heft 1), Düsseldorf 1948, S. 7.

für ihre politischen Zwecke zu missbrauchen. Sie suchten vor allem die Spitzen der entstehenden Verwaltungsorgane und bürgerlichen Parteien mit ihren Interessenvertretern und Vertrauensleuten zu besetzen, darüber hinaus die Parteientwicklung politisch-ideologisch im Sinne ihrer reaktionären Konzeptionen zu beeinflussen. Mit der Aufrechterhaltung beziehungsweise dem Ausbau eines bürokratischen Verwaltungsapparates sollte eine wirklich demokratische Entwicklung entscheidend blockiert werden. Demokratisch verbrämte, dem Wesen nach autoritäre Herrschaftsmethoden, Föderalismus und Separatismus bildeten weitere Mittel, mit denen die deutsche Monopolbourgeoisie die Erhaltung ihrer Machtgrundlagen und die volle Restauration ihrer Macht erstrebte.

Die deutsche Monopolbourgeoisie und die mit ihr verbundenen politischen Kräfte waren an einer schnellen Entwicklung des politischen Lebens nicht interessiert. Ihnen passte die politische Quarantäne, die Politik einer konterrevolutionären Abkühlungsperiode genau in das Konzept. In keiner demokratischen Kontrolle unterworfenen Zusammenarbeit reaktionärer Politiker mit den westlichen Militärregierungen sollten auf Länderbasis «Ordnungszellen» entstehen, sollten die antifaschistisch-demokratischen Bewegungen aufgesplittert und unterdrückt werden. Eine besondere Rolle sollte dabei nach dem Willen bayrischer Konservativer einer bayrischen «Ordnungszelle» zukommen.

Die restaurativen Konzeptionen schlossen – unter den gegebenen Besatzungsbedingungen – eine Orientierung auf die westlichen Besatzungszonen Deutschlands ein. Nur hier waren die Bedingungen für eine erfolgversprechende restaurative Strategie und Taktik gegeben. Das bedeutet nicht, dass der Kurs auf einen westzonalen Separatstaat in diesen Kreisen bereits 1945 die unumschränkt vorherrschende Orientierung war. Aber man konnte sich einen gesamtdeutschen Staat nur so vorstellen, dass die westzonalen Länder sich im Widerspruch zum Potsdamer Abkommen zu restaurativen Bollwerken entwickelten, die ein gesamtdeutsches Föderativsystem majorisieren und dominieren und eine fortschrittliche Entwicklung in den Ländern der sowjetischen Besatzungszone letztlich rückgängig machen würden.

Im Rahmen der restaurativen Konzeption trat jedoch auch bereits

von Anfang an die direkte Orientierung auf die Bildung eines west-zonalen Staates hervor, wie sie charakteristisch für Konrad Adenauer war. In einem Interview für Vertreter von New Chronicle und Associated Press erklärte er am 5. Oktober 1945 gemäss einer von ihm angefertigten Aktennotiz: «Der von Russland besetzte Teil sei für eine nicht zu schätzende Zeit für Deutschland verloren. Beide Journalisten stimmten dem zu. Wenn man einen Rhein-Ruhr-Staat losgelöst von den anderen Teilen Deutschlands bilde, erhebe sich sofort die Frage, was denn aus den Teilen Deutschlands nördlich und südlich dieses Rhein-Ruhr-Staates staatsrechtlich werden solle. Russland würde getreu seinen imperialistischen Tendenzen sofort erklären, der von ihm besetzte Teil, das ist die Hälfte des alten Deutschlands, sei das Deutsche Reich. Die drei zerschnittenen Teile der nicht russisch besetzten Zonen würden schon automatisch nach Wiedervereinigung mit diesem russisch besetzten alten Reich streben. Man kehre ihr Gesicht geradezu nach dem Osten, nicht nach dem Westen. Es sei notwendig, die drei Teile des nicht russisch besetzten Gebietes, die bei Schaffung eines Rhein-Ruhr-Staates entstünden, in einem staatsrechtlichen Verhältnis miteinander zu belassen. Es könne das eventuell bundesstaadisch sein. Vor allem aber sei es meiner Ansicht nach nötig, die Wirtschaft dieses Teiles, insbesondere die Wirtschaft des Rhein-Ruhr-Staates mit derjenigen Frankreichs und Belgiens zu verflechten, damit dadurch gemeinsame wirtschaftliche Interessen entstünden.»²⁰

Aber ganz gleich, welche dieser beiden Orientierungen in dieser oder jener Variante dominieren würde: der Westzonenseparatismus war ein Grundelement restaurativer Strategie und Taktik. Er war gleichsam in ihr angelegt und ergab sich objektiv aus der deutschen Situation, eingebettet in die internationale Nachkriegskonstellation in Europa, und den Existenznotwendigkeiten und Handlungszwängen der deutschen Grossbourgeoisie. Die Erhaltung der Grundlagen ihrer Klassenherrschaft und deren volle Wiedererrichtung stand im Widerspruch zur Möglichkeit und den Erfordernissen der Errichtung eines demokratischen deutschen Staates, der das gesamte deutsche Territorium umfasste und dessen wesentliche wirtschaftliche

20 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, Stuttgart 1963, S.34/35.

und politische Grundlagen im Potsdamer Abkommen umrissen waren. Die Beseitigung der Klassenherrschaft der deutschen Grossbourgeoisie war die Grundbedingung gleichermassen für Friedenssicherung, Demokratie und sozialen Fortschritt in Deutschland wie für die Erneuerung seiner staatlichen Existenz im Rahmen der historisch entstandenen und gewachsenen deutschen Nation. In dem Masse, wie es der deutschen Grossbourgeoisie gelang, ihre ökonomische Macht zu reaktivieren und ihre politische Macht wiederzuerichten, in dem Masse, wie das Potsdamer Abkommen in den Westzonen nicht durchgeführt wurde, die Westmächte sich von der Vier-Mächte-Grundlage der vereinbarten Deutschlandpolitik ab- und einer auf Konfrontation mit der Sowjetunion ausgerichteten Politik zuekehrten – in dem Masse wurden die Grundlagen für einen einheitlichen deutschen Staat untergraben, wurde Deutschland gespalten. Die Bildung eines westzonalen Separatstaates war dann nur noch eine Frage des Zeitpunktes.

V. «... die Reichen blieben»

1. *Grosskapital und Grossgrundbesitz*

Die Kriegszerstörungen hatten keinen Lebensbereich verschont. Im gleichen Masse wie der faschistische Staat und seine Armee schien auch die deutsche Wirtschaft völlig zusammengebrochen.

Die imperialistische Bourgeoisie suchte mit allen Mitteln, diesen Eindruck noch zu verstärken. Der Zweck war offensichtlich. Die masslosen Übertreibungen hinsichtlich der industriellen Kriegsschäden richteten sich auf der einen Seite gegen die Demontage- und Reparationspläne der Alliierten, um sie auf diese Weise «gegenstandslos» zu machen beziehungsweise zu sabotieren. Auf der anderen Seite sollte der demokratische Kampf der Volksmassen durch demagogische Behauptungen, wie das Elend sei «zum Volksschicksal»¹ geworden, das deutsche Volk «verproletarisiert»; mit dem «Besitzbürgertum» seien die Klassenunterschiede verschwunden; es gäbe keine Grosskapitalisten mehr, der Kapitalismus sei tot², untergraben werden.

Die Kapazitätsverluste der Industrie durch Kriegseinwirkungen und Demontagen – bezogen auf 1936 – lagen bei einzelnen Industriezweigen in den Westzonen³ zwischen 10 und 20 Prozent. Die Schwerindustrie jedoch hatte kaum gelitten. Die Demontage, immer wieder verzögert und sabotiert, wurde in den Westzonen in zuneh-

1 Siehe Westfalen-Zeitung, 20. August 1946.

2 So äusserte sich z.B. Konrad Adenauer auf einer Kundgebung am 9. Oktober 1946. (Siehe Rheinische Post, 12. Oktober 1946.)

3 Während die grossen Industriebetriebe der Konzerne in den Westzonen von den anglo-amerikanischen Luftangriffen weitgehend verschont blieben (mit Ausnahme einiger besonders kriegswichtiger Munitionsfabriken und ähnlichem), verfuhr man gegenüber den von der Sowjetunion zu besetzenden ostdeutschen Gebieten anders und zerstörte 1944/45 auch Industrieanlagen in grösserem Umfang.

mendem Masse von Konkurrenzgründen bestimmt, traf einzelne Betriebe und Wirtschaftszweige, übte jedoch auf die Wirtschaftsentwicklung keinen wesentlichen Einfluss aus.

Das ökonomische Potential der Konzerne und Trusts war in den Westzonen Deutschlands bei Kriegsende mindestens ebenso gross wie vor dem Kriege, in seiner relativen volkswirtschaftlichen Bedeutung durch die grösseren Kapazitätsverluste in der nichtmonopolisierten Industrie sogar grösser.

Zunächst lag allerdings die Wirtschaftstätigkeit am Boden. Das Wirtschaftsgefüge war zerrüttet. Wenn die Konzerne und Kartelle jedoch nicht zerschlagen wurden, musste der wirtschaftliche Wiederaufbau zwangsläufig die Wiederherstellung ihrer wirtschaftlichen Vormacht- und Herrschaftsposition nach sich ziehen. Es ergibt sich die Frage, ob nicht die Bank- und Konzernherren durch die Beschlagnahme ihrer Betriebe so entmachtet waren, dass die Wiedereingangssetzung der Produktion nicht mehr mit der Wiedererrichtung der Herrschaft des Monopolkapitals gleichgesetzt werden kann? In der Tat schienen die von den Westmächten auf der Grundlage des Gesetzes Nr. 52 vom 18. September 1944 ergriffenen Massnahmen darauf hinauszulaufen und sich in Übereinstimmung mit den Sequestrierungsbefehlen der sowjetischen Militäradministration zu befinden. Doch der Schein trog!

Die Beschlagnahmemassnahmen der Westmächte trugen anderen Charakter, obwohl zum Beispiel die Beschlagnahme der IG-Farben durch ein für alle Besatzungszonen gültiges Kontrollratgesetz erfolgte. Nachdem – entsprechend dem Gesetz Nr. 52 – bereits das Vermögen aller in Listen aufgeführten beziehungsweise verhafteten Personen der Beschlagnahme verfallen war, wurden durch eine Reihe besonderer Verfügungen der Krupp-Konzern, der Ruhrkohlenbergbau und die Eisen- und Stahlkonzerne beschlagnahmt.

Den Konzernleitungen wurde ausserdem-wie zum Beispiel durch die Allgemeine Verfügung Nr. 7 vom 20. August 1946-aufgetragen: «Sie werden hiermit angewiesen, auf ihrem Posten zu verbleiben und ihre Pflicht wie bisher zu erfüllen . . .»⁴ Die alten Konzernleitungen wurden also ausdrücklich bestätigt und setzten mit dem vorhande-

4 Zitat in: Die Ruhr-Montan-Konzerne. Ein Überblick über die Entwicklung seit 1945. Heppenheim (Bergstrasse), (West-)Berlin, Essen 1950, S. 6.

nen Betriebsvermögen ihre Geschäftstätigkeit fort. Sie wurden darüber hinaus durch die Militärregierung vor «eigenmächtigen» Säuberungsaktionen der Betriebsräte geschützt. Die britische Militärregierung hatte bereits am 9. Juni 1945 in einer Anweisung jeden «Personenwechsel» aus «politischen Gründen» verboten beziehungsweise unter Genehmigungspflicht gestellt. Im Gegensatz zum Vorgehen der SMAD blockierten die Westmächte durch die Beschlagnahmungen die Entnazifizierung und Demokratisierung der westdeutschen Wirtschaft. Die Westalliierten entfernten nur einige besonders exponierte Monopolherren aus den Leitungen der Konzerne und Banken. Abgesehen von Krupp, Flick, Röchling, Bütetisch und einigen anderen, gegen die man Kriegsverbrecherprozesse vorbereitete, wurden die meisten anderen bereits im Dezember 1946 wieder auf freien Fuss gesetzt. Ihre zeitweilige Abwesenheit beeinträchtigte jedoch nicht die Wahrnehmung ihrer Interessen durch ihre beauftragten Direktoren und andere. Bei zeitweiliger Blockierung von Aktien und Eigentumsrechten befanden sich die Betriebe der Konzerne und Filialen der Grossbanken in den Westzonen nach 1945 weiterhin in der – nur zeitweilig eingeschränkten – Verfügungsgewalt der Monopolherren. Die treuhänderischen deutschen «Kontrollorgane», von den Kontrolleuren der Militärregierungen für die beschlagnahmten Industrien ins Leben gerufen, wurden aus dem Kreis der Monopolherren beziehungsweise ihrer Fachleute gebildet, wie zum Beispiel die Deutsche Kohlenbergbau-Leitung (DKBL) unter Heinrich Kost, Generaldirektor des Haniel-Konzerns, und die Treuhandverwaltung für die Eisen- und Stahlkonzerne unter Heinrich Dinkelbach.

Mit der Überwindung der Lähmung der Wirtschaft, mit ihrem Wiederaufbau wurde in den Westzonen gleichzeitig die Lähmung der ökonomischen Macht des deutschen Monopolkapitals Schritt für Schritt überwunden, dem erneuten politischen Missbrauch dieser Macht Tür und Tor geöffnet.

Die Positionen des Monopolkapitals beziehungsweise der politischen Reaktion auf dem Lande wurden von den Westmächten fast völlig unversehrt gelassen. In der britischen Zone stützte sich die Militärregierung sogar auf die Organisationen des faschistischen sogenannten Reichsnährstandes, die fest mit dem Grossgrundbesitz auf

dem Lande verbunden waren. Auf den Grossgrundbesitz über 100 Hektar entfielen in den Westzonen über ein Viertel der land- und forstwirtschaftlichen Betriebsfläche.⁵

Wenn auch unterschiedlich in den einzelnen Ländern, so verfügte die Reaktion nach wie vor auf dem Lande über vorherrschende Positionen, die in weit geringerem Masse erschüttert waren und bedroht wurden als die Konzerne und Trusts. Von diesen Positionen aus konnte ein demokratischer Wirtschaftsaufbau empfindlich gestört, die politische Entwicklung wesentlich beeinflusst werden. Die schrittweise Wiedererrichtung der (ökonomischen) Macht des Monopolkapitals wurde durch die Reorganisation der Unternehmerverbände ergänzt.

2. *Reorganisation der Unternehmerverbände*

In der sowjetischen Besatzungszone wurde die Tätigkeit reaktionärer Unternehmerverbände unterbunden. Die Westmächte liessen sie schrittweise zu. Dabei war jedoch die organisatorische Entwicklung der Unternehmerverbände und -Organisationen der der Gewerkschaftsbewegung in den Westzonen im Grunde immer bedeutend voraus.

Zunächst konnte sich die westdeutsche Monopolbourgeoisie nach 1945 auf die Überreste einiger ehemaliger Wirtschaftsgruppen und auf die im Wesentlichen erhalten gebliebenen Industrie- und Handelskammern stützen, wie zum Beispiel im nordrhein-westfälischen Gebiet. «In Nordrhein-Westfalen sammelte sich die Wirtschaft bereits in den ersten Tagen nach der Besetzung mit Zustimmung der Militärregierung wieder in allen den Kammern, die vor 1933 bestanden hatten. Darüber hinaus traten einige Kammern wieder ins Leben, die bei den Zusammenschlussmassnahmen des Jahres 1929 zur Auflösung gekommen waren.»⁶

5 Siehe Deutschland in Zahlen 1950. Hrsg. vom Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften, Köln 1951, S. 178 (Stand 1949).

6 August Küster: Wirtschaftsorganisation in Nordrhein-Westfalen. In: Rheinisch-Westfälisches Wirtschafts- und Firmenjahrbuch, hrsg. von der Industrie- und Handelskammer zu Aachen; Arnsberg, Bielefeld etc. Unter Leitung der Industrie- und Handelskammer zu Essen, Erster Jahresband Essen/Kottwig 1948, S. 31.

Im Gegensatz zur sowjetischen Besatzungszone hatten die neuen Kammern ihren Charakter nicht geändert. Sie wurden nicht demokratisiert und bildeten ein wichtiges Bindeglied zur Wahrung einer reaktionären Entwicklungskontinuität.

Zwar dominierten in den Industrie- und Handelskammern meist nicht mehr die gleichen Monopolisten, wohl aber die gleichen Monopole. Der Wechsel der Garnituren, der sich für die Monopolbourgeoisie als zweckmässig und notwendig erwies, um ihre besonders kompromittierten Exponenten aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken, wurde auch dadurch erleichtert, dass viele der alten Konzernherren den Krieg nicht überlebt hatten, wie zum Beispiel Klöckner, Poensgen, Springorum senior und junior. Thyssen befand sich im Ausland, Gustav Krupp und andere im Nürnberger Kriegsverbrechergefängnis.

Die Zusammensetzung der Präsidien der Industrie- und Handelskammern macht deutlich, dass ihre Interessenvertretung in erster Linie die Interessen der Monopole zum Inhalt hatte. Das wurde in der ersten Zeit (bis Mitte 1947), in der zweifellos auch im nichtmonopolistischen Bürgertum starke antimonopolistische Stimmungen vorhanden waren, dadurch erleichtert, dass keine Kammerwahlen stattfanden und die Militärregierung jeweils den Präsidenten bestimmte. Auf diese Weise wurde erreicht, dass die monopolistischen Kräfte, die bis 1945 in den Kammern eindeutig dominierten, ihren vorherrschenden Einfluss auch nach 1945 weiter ausüben konnten.

Eine Demokratisierung der Industrie- und Handelskammern erfolgte in den Westzonen nicht. Die Gewerkschaften in der britischen Zone zum Beispiel konnten nur eine paritätische Besetzung von 1946 zusätzlich gebildeten, lediglich beratenden Ausschüssen erreichen.

Die Industrie- und Handelskammern bildeten somit wichtige Zentren der wirtschaftlichen und politischen Macht der Monopole und der Reaktion. In einer Zeit, in der noch jegliche politische Betätigung von der Besatzungsmacht verboten war, konnte hier die Reaktion in den einzelnen Bezirken ungestört und völlig legal zusammenkommen, ihre Reihen reorganisieren und ihre Manöver vorbereiten.

Darüber hinaus gestatteten die Militärregierungen der West-

mächte bereits im Herbst 1945 wieder die Bildung von Unternehmerverbänden, die sich zu einer Zeit, in der dem Aufbau von Gewerkschaften und Parteien erst ein kümmerlicher örtlicher Aktionsradius zugebilligt wurde, bereits auf Länder- und Zonenebene organisieren konnten. Ausdrücklich wurde betont, dass die Wirtschaftsverbände dieselben Wirtschaftszweige wie die ehemalige «Reichsgruppe Industrie» und die «Reichsgruppe Handel» umfassen sollen und die Untergliederung dem Stand der «Organisation der gewerblichen Wirtschaft» vom 31. Dezember 1944⁷ folgen soll.

Die reale, weitgehend anonyme Macht der von den Monopolen beherrschten Verbände war bereits 1946/47 so gross und unübersichtlich, ihre reaktionär-sabotierende Tätigkeit so umfangreich, dass auch aus bürgerlichen Kreisen Stimmen der Kritik laut wurden. So schrieb zum Beispiel der mit den Verhältnissen bestens vertraute Chefredakteur des proamerikanischen, in seiner antikommunistischen Hetze kaum zu überbietenden Westberliner «Tagesspiegel», Erik Reger, 1947 darüber: «Das Hauptkontingent der wirtschaftspolitischen und auch der rein politischen Propaganda stammte von jeher aus den industriellen Verbänden . . .

Die schleunige Auflösung der industriellen Verbände, die von Eisen und Stahl bis zu Draht und Hufeisen reichen (lauter wirtschaftliche Vereinigungen» natürlich), ist zur Reinigung der Atmosphäre unerlässlich. Ihre Mitglieder treffen sich in kleinen Gruppen an abgelegenen Orten, um die ‚Lage zu besprechen‘. Sie nennen es auch ‚Austausch von Erfahrungen und Anregungen‘. Erfahrungen mit den alliierten Kontrolleuren, mit Gewerkschaften, mit Betriebsräten, Anregungen, wie man diese Vorschrift umgehen könne und jene, mit wem man Bekanntschaft machen müsse, um dieses bewilligt zu bekommen und jenes, wie man Betriebsräte zu bestechen oder die eifersüchtige Animosität eines Betriebsrates gegen den von der Gewerkschaft in den Vorstand dirigierten ‚Sozialdirektor‘ zu schüren habe. Diese Sitzungen sind auch der eigentliche Nucleus der Kompensationsgeschäfte.»⁸

7 Ebenda, S. 342.

8 Erik Reger: Zwei Jahre nach Hitler. Fazit 1947 und Versuch eines konstruktiven Programms aus der zwangsläufigen Entwicklung, Hamburg und Stuttgart 1947, S. 38 f. (Zuerst im Juni/Juli 1947 als Fortsetzungsreihe im «Tagesspiegel» erschienen.)

Diese zweifellos interessante Schilderung der Verbandspraktiken von «eingeweihter» Seite wird jedoch der Wirksamkeit der Wirtschaftsvereinigungen bei weitem noch nicht gerecht. Einmal flüchtete sich diese in der Regel gar nicht in so «abgelegene Orte», zum anderen reduzierte sie sich keineswegs auf die erwähnten Gebiete, sondern konzentrierte sich besonders auf die «Zusammenarbeit» mit den deutschen Behörden und den Dienststellen der Militärregierung.

Wie stand es nun mit den sogenannten Arbeitgeberverbänden? Während in Niedersachsen zunächst die Tendenz dahin ging, anstelle eigener Arbeitgeberverbände besondere sozialpolitische Ausschüsse in den Wirtschaftsvereinigungen zu bilden, zielten die Bemühungen im nordrhein-westfälischen Gebiet von Anfang an auf die Wiedererrichtung eigenständiger «Arbeitgeberverbände», da die Wirtschaftsvereinigungen in ihrer spezifischen Organisationsform von vornherein als nicht genügend einheitlich erschienen. Nordrhein-Westfalen wurde zum Zentrum der Wiedererrichtung von Arbeitgeberverbänden in der britischen Zone wie überhaupt in den Westzonen.

Wilhelm Vorwerk versicherte als Vorsitzender der Vereinigung nordrhein-westfälischer Arbeitgeberverbände – in dem Bestreben, seine Verdienste hervorzukehren – auf der Kundgebung dieser Verbände am 31. Mai 1951 in Düsseldorf: «Gleich zu Anfang haben wir die nötigen Vorbereitungen getroffen, um auch die Unternehmer als Arbeitgeber wieder zusammenzufassen.»⁹

Nachdem in den Industrie- und Handelskammern zunächst auch sozial-politische Erörterungen gepflogen und organisatorische Vorbereitungen getroffen worden waren, ergriffen Kreise der rheinisch-westfälischen Metallindustrie die Initiative. Im Januar 1946 entstand nach voraufgegangenen Verhandlungen mit der britischen Militärregierung der «Arbeitgeberverband für die Eisen- und Metallindustrie des rheinisch-westfälischen Industriebezirks». Diese Entwicklung schritt schnell weiter voran, indem auch in anderen In-

⁹ Das Unternehmertum in der Gegenwart. Reden auf der Kundgebung der Vereinigung Nordrhein-Westfälischer Arbeitgeberverbände am 31. Mai 1951 in Düsseldorf. (Schriftenreihe der Vereinigung nordrhein-westfälischer Arbeitgeberverbände, Heft 2), o. O. u. J., S. 6.

dustrie- und Wirtschaftszweigen Arbeitgeberverbände gegründet wurden, die sich alle noch 1946 im «Arbeitgeber-Ausschuss Nordrhein-Westfalen» Zusammenschlüssen. Bei der Wiedegründung der Arbeitgeberverbände wurde dabei bewusst «an das Vorbild des bis zum Jahre 1933 üblichen Organisationsgefüges» angeknüpft¹⁰, so dass auch – wie früher – die Geschäftsführung des Arbeitgeber-Ausschusses in Form der Personalunion mit der des Arbeitgeberverbandes für die Eisen- und Metallindustrie verbunden wurde.

Seit April 1946 orientierte und informierte ein sich ständig erweiternder Rundschreibendienst alle Mitglieder.

Im Verlauf des Jahres 1947 erreichte das Zentralamt für Wirtschaft in der britischen Zone mit dem fadenscheinigen Argument, es benötige zu Verhandlungszwecken eine Spitzenvertretung der Arbeitgeber, von der britischen Militärregierung die Genehmigung für die Bildung der «Arbeitsgemeinschaft der Arbeitgeber in der britischen Zone» mit dem Sitz in Düsseldorf. Ihre Geschäftsführung wurde mit der des Arbeitgeber-Ausschusses Nordrhein-Westfalen verbunden.

Gemäss ihrer Tradition erwiesen sich die Arbeitgeberverbände auch nach 1945 als Hort der sozialen und politischen Reaktion. In diesem Kreis wurde von Anfang an bereits eine andere Sprache gesprochen und eine offensivere reaktionäre Wirksamkeit entfaltet als etwa zur gleichen Zeit von reaktionären «christlichen» Politikern, die den christlichen Werktätigen nach dem Munde redeten.

Die Arbeitgeberverbände lehnten «Mitbestimmung» und «paritätische Betriebsverfassung», wie sie Ende 1946 für die Konzerne der Grundstoffindustrie (und später auch für die Grossbanken) mit der Vorbereitung der «Entflechtung» Gestalt annahmen, kategorisch ab. In diesen Kreisen herrschte der Sache nach der alte «Herr-im-Hause»-Standpunkt, wenn er auch – den Nachkriegsbedingungen entsprechend – mit gleisnerischen Worten über «Sozialpartnerschaft» getarnt wurde. Ein solcher Satz aus dem Bericht des Arbeitgeber-Ausschusses wie der folgende offenbart deutlich die wirkliche Gesinnung: «Man darf den Kündigungsschutz nicht so überspannen, dass er die laufend notwendige Regeneration des menschlichen

10 Deutsche Sozialpolitik in neuem Aufbruch, Bericht des Arbeitgeber-Ausschusses Nordrhein-Westfalen über die Jahre 1945-1948, Düsseldorf 1949, S. 8.

Arbeitspotentials im Betriebe und der betrieblichen Atmosphäre verhindert.»¹¹ Das bedeutet, wer infolge der Arbeitshetze usw. nicht mehr leistungsfähig genug war, sollte ebenso wie jeder politisch Missliebige jederzeit auf die Strasse gesetzt werden können. Es liegt auf dieser Linie, wenn das Prinzip gleicher Lohn für gleiche Leistung für Frauen und Jugendliche strikt abgelehnt wurde.

Die reaktionäre Grundlinie der wiedererstandenen Arbeitgeberverbände geriet nun allerdings in einen gewissen Gegensatz zu derjenigen der unmittelbar am meisten bedrohten Monopole von Kohle und Stahl, die im Kreuzfeuer der nationalen und internationalen Entmachtungsforderungen standen. Diese hielten es deshalb für angebracht, zeitweilig einige Kompromisse zu schliessen und die sozialen Aufwendungen für ihre Arbeiter wesentlich zu erhöhen, um sie vom Kampf um die Zerschlagung der Konzerne und ihre Überführung in die Hände des Volkes abzubringen.

Um nun in der ersten Nachkriegsperiode die auch von ihnen mit innerer Genugtuung gebilligte reaktionäre Linie der Arbeitgeberverbände, die später zu dem arbeiterfeindlichen Betriebsverfassungsgesetz führte, nicht zu beeinträchtigen, verfielen die Monopole von Kohle, Eisen und Stahl sowie der Grosschemie auf einen Ausweg und blieben den Arbeitgeberverbänden offiziell zunächst fern. Auf diese raffinierte Weise wahrten sie sich grössere Manövrierfähigkeit und eröffneten sich gleichzeitig einen Rückzugsweg zur späteren Distanzierung von ihren eigenen Zugeständnissen und Versprechungen nach ihrem Beitritt zu den Arbeitgeberverbänden.

Die Wiedererrichtung der Arbeitgeberverbände rief allgemeine Ablehnung und den Protest der Arbeiter hervor, so dass zum Beispiel noch im Oktober 1947 die Gewerkschaften in Hessen unter dem Druck der Forderungen ihrer Mitglieder Beschlüsse fassten, die jede Zusammenarbeit mit den Arbeitgeberverbänden ablehnten.

Auch in den anderen westzonalen Ländern entstanden auf ähnliche Weise Unternehmer- beziehungsweise Arbeitgeberverbände, mit der Begründung, sie seien als Verhandlungspartner für die zuständigen Behörden und die führenden Gewerkschaftsfunktionäre notwendig. Auf solche «Erfordernisse» gestützt konnte die Gross-

11 Ebenda, S. 67.

bourgeoisie in den Westzonen mit der Wiedererrichtung des Gefüges von Unternehmerverbänden bis 1946 ihre Kräfte reorganisieren, ihre gesellschaftlich-politischen Positionen ausserordentlich verbessern und wesentliche Grundlagen für die Wiedererrichtung des Systems der Monopolherrschaft legen.

3. Ernährungssabotage und Korruptionenmanöver

Unter der Schirmherrschaft der Westmächte konnte die Bourgeoisie von ihren erhalten gebliebenen beziehungsweise reorganisierten Machtpositionen aus schon bald nach Kriegsende weitreichenden und ständig zunehmenden Einfluss auf die gesellschaftlich-politische Entwicklung in den Westzonen ausüben. Das geschah sowohl unmittelbar als auch über ihren Einfluss auf den nachfaschistischen Verwaltungsapparat beziehungsweise gedeckt durch diesen. Die Monopolbourgeoisie nutzte ihren Einfluss auf Wirtschaft und Verwaltung, um mit allen Kräften eine demokratische Entwicklung zu erschweren, zu diskreditieren und schliesslich völlig zu blockieren. Sie konnte dabei ohne grösseres Risiko solche gefährlichen Waffen wie Wirtschaftssabotage, Verelendung und Korruption einsetzen.

Die Monopolbourgeoisie nutzte das für sie ausserordentlich günstige Austauschverhältnis zwischen Kapital und Arbeit, wie es durch die faktische Entwertung des Geldes entstand, zur weiteren Verstärkung ihrer ökonomischen Macht und damit ihrer gesellschaftlichen Position aus. Für ein Butterbrot mussten die Werktätigen unter diesen Nachkriegsverhältnissen ihre Arbeitskraft verkaufen. Dafür schufen sie unschätzbare neue Kapazitäten als eine wesentliche Grundlage für das «Wirtschaftswunder» nach der Währungsreform.

Obwohl der Produktionsausstoss der Industrie, insbesondere der Grundstoffindustrie, in Nordrhein-Westfalen sehr gering war, hielt sich die Arbeitslosigkeit in Grenzen. Denn die Konzerne beschäftigten – entsprechend ihrer vorbereiteten Nachkriegskonzeptionen – fast genausoviel Arbeiter wie vor dem Kriege, die für die Konzernherren ohne nennenswerte Kosten durch innerbetrieblichen Ausbau grosse Werte schufen.

Bei den Manipulationen der Monopolbourgeoisie spielten ihre Kriegsprofite, über die sie in den Westzonen verfügen konnte, eine grosse Rolle. So zahlten zum Beispiel die meisten Konzerne und andere Firmen im Ruhrgebiet ihren alten Stamarbeitern und Angestellten, die sie infolge von Produktionseinschränkungen zu dieser Zeit nicht beschäftigen konnten und die von den Stadtverwaltungen zu Aufräumungsarbeiten mit geringem Entgelt herangezogen worden waren, den früheren Arbeitslohn oder einen Teil davon weiter. Ein ehemaliges Krupp-Werk unterhielt 1946 bei einer Belegschaftsstärke von nur 3'500 Arbeitern ein Konstruktionsbüro mit 150 Ingenieuren.

Der Bankier Robert Pferdenges pries in diesem Zusammenhang die «Aufopferung» der Kriegsverbrecher und Konzernherren von Rhein und Ruhr, die angeblich in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch 347 Millionen RM zugeschossen hätten, nur um die Betriebe laufen zu lassen beziehungsweise zusätzlich Arbeiter zu beschäftigen.

Die Konzerne setzten ihre riesigen Kriegsgewinne ferner ein, um die Bevölkerung für sich und ihre Ziele zu gewinnen. Der Krupp-Konzern in Essen unterhielt beispielsweise auch nach den Demontagen eine komplette Presse- und Propagandaabteilung, die ihre unkontrollierte und unlicenzierte Schlammlut ständig über die Bevölkerung des Ruhrgebietes ergoss. Diese und ähnliche andere Institutionen verfassten eine Unmenge von Propagandamaterial, Denkschriften, Gutachten und dergleichen, mit der die Besatzungsmächte und die Öffentlichkeit im Interesse der Monopole bombardiert wurden. Die Konzernherren und Kapitalisten waren ausserdem in der Lage, unlicenzierte reaktionäre Werkzeitungen herauszugeben. Für viele Arbeiter und Angestellte, die nicht in den Besitz einer Tageszeitung gelangen konnten, waren diese Werkzeitungen oft das einzige «Informations»mittel. Mit den Kriegsgewinnen wurden reaktionäre Führungsgremien von Parteien, wie die der CDU/CSU und reaktionäre Vereine und Organisationen finanziert.

Mit den Beeinflussungs- und Korrumpierungsmassnahmen durch die Monopolbourgeoisie und ihre Beauftragten war das Mittel der Wirtschaftssabotage verbunden. Während sich die industrielle Produktion des Jahres 1946 in der sowjetischen Besatzungszone – trotz

schlechter Voraussetzungen – auf 42,1 Prozent von 1936 belief, erreichte sie in der britischen Zone nur einen durchschnittlichen Stand von 31,3 Prozent, wie aus folgender Tabelle hervorgeht:

*Britische Zone 1946*¹²

Prozent der Produktion von 1936

| | |
|-----------------------------|------|
| Allgemeine Produktionsgüter | 52,7 |
| Investitionsgüter | 26,2 |
| Produktionsgüter insgesamt | 35,5 |
| Verbrauchsgüter | 20,4 |
| Industrie insgesamt | 31,3 |

*Nordrhein-Westfalen 1946*¹³

Prozent der Produktion von 1936

| | |
|----------------------|------|
| Steinkohlenförderung | 45,6 |
| Rohstahlerzeugung | 15,8 |

Zwar gab es eine Reihe objektiver Ursachen aus der Kriegs- und Nachkriegsperiode, die zum Tiefstand der wirtschaftlichen Entwicklung beitrugen. Trotzdem muss man sehen, dass die Ausnutzung der vorhandenen Kapazität der gesamten Industrie in der sowjetischen Besatzungszone 1946 bei durchschnittlich 69 Prozent lag, während sie in der britischen Zone bei etwa 30 Prozent und in der amerikanischen Zone bei 26 Prozent blieb. Selbst nach Angaben westdeutscher Fachverbände betrug die Kapazitätsausnutzung im zweiten Halbjahr 1946 in Nordrhein-Westfalen bei Eisen und Stahl etwa 20, bei NE-Metallen etwa 20, beim Maschinenbau etwa 30 und beim Stahl- und Fahrzeugbau etwa 35 Prozent.¹⁴

Eine Reihe Ursachen dafür rührte zwar aus der Politik der westlichen Besatzungsmächte her, so zum Beispiel übermäßige Rohstoff-

12 Horst Heininger: Der Nachkriegszyklus der westdeutschen Wirtschaft 1945-1950, Berlin 1959, S. 119.

13 Ebenda.

14 Siehe Statistisches Jahrbuch Nordrhein-Westfalen, 1. Jg. 1949, S. 163 f., 168 f.

exporte (besonders Steinkohle), die Reglementierung der Wirtschaft durch die Besatzungsmächte (Permit-Verfahren) sowie Aussenhandelsbeschränkungen, und zweifellos wirkte sich der Kohlen-, Energie- und Rohstoffmangel auf die gesamte wirtschaftliche Entwicklung nachteilig aus; entscheidend war jedoch, dass das westdeutsche Monopolkapital selbst die Wirtschaft desorganisierte und den Hunger organisierte. Nur deshalb wurde 1946 noch nicht einmal die Hälfte des von den Alliierten aufgestellten 1. Industriepfanes erreicht. Die Verschärfung und Ausdehnung der «Kriegsfolgekrise» war eine Hauptwaffe der Monopolbourgeoisie im Kampf gegen die Arbeiterklasse und die antifaschistisch-demokratischen Kräfte. Dabei muss berücksichtigt werden, dass die niedrigen Produktionszahlen teilweise auch daher rührten, dass in vielen Betrieben ein Teil der Produktion nicht gemeldet und zu Kompensationsgeschäften benutzt wurde beziehungsweise auf dem Schwarzen Markt landete.

Durch die wirtschaftliche Desorganisation wurde ein demokratischer Wirtschaftsaufbau sabotiert und zugleich diskreditiert.

Die Wirtschaftssabotage sollte unmittelbar den unausweichlichen «Misserfolg» einer anscheinend mit dem Potsdamer Abkommen zusammenhängenden Wirtschaftspolitik, die Unentbehrlichkeit der alten «Fachleute» demonstrieren und damit den Boden für eine Kursänderung vorbereiten. Gleichzeitig konnten die Monopolherren bedeutende materielle Werte verheimlichen und behaupten, es sei ja gar nichts da zum «Sozialisieren». Das durch die Wirtschaftssabotage verstärkte Massenelend bildete ausserdem den besten Boden für eine politische Verhetzung im Interesse der reaktionären Politik und war geeignet, westliche Kreise noch stärker mit dem Schreckgespenst einer «kommunistischen Revolution» zu schrecken, den Forderungen nach Krediten und anderen Unterstützungsmassnahmen für einen restaurativen Wiederaufbau grösseren Nachdruck zu verleihen.

Auch eine Reihe weiterer Motive spielte eine Rolle. Die Zechenherren an der Ruhr zum Beispiel liessen alles tun, um eine Steigerung der Kohlenförderung zu sabotieren, um ihre Kohlenflöze für die Profite nach der Währungsreform zu erhalten. Im Zusammenhang mit der Wirtschaftssabotage standen – als Mittel zur Verfolgung gleicher reaktionärer Interessen – die Hungerkrisen, die in den Indu-

striegebieten der Westzonen, besonders im Ruhrgebiet, 1946 bis 1948 auftraten.

Auch für die Ernährungsschwierigkeiten gab es natürlich eine ganze Reihe objektiver Ursachen. Aber bei Ausnutzung der gesamten nutzbaren Fläche, richtiger Bebauung, strengerer Erfassung sowie vor allem einer demokratischen Bodenreform hätte die Lage der Bevölkerung wesentlich gebessert werden können.

Daran jedoch waren die reaktionären Kräfte ebensowenig interessiert wie die spekulierenden Junker und Grossbauern und die Besatzungsmächte, insbesondere nicht die amerikanische Besatzungsmacht.¹⁵ Die Ernährungskatastrophe im Ruhrgebiet und anderen Industriegebieten war das Ergebnis zielbewusster und systematischer Sabotage, des Produzierens von künstlichen Schwierigkeiten und nicht ein Resultat unhänderlicher Nachwirkungen der Nazi-politik, wie man den Werktätigen einzureden suchte. Der Reichsnährstand, der aufs Engste mit den Grossagrariern zusammenarbeitete, sorgte dafür, dass im Interesse der weiteren Ausplünderung der Werktätigen und zu ihrer weiteren Demoralisierung die Versorgung nicht klappte beziehungsweise unterstützte die Ernährungssabotage durch die Grossagrariere und andere reaktionäre Kräfte. Die Anbaupläne wurden umgangen. Statt 90'000 Hektar wurden in der Nordrheinprovinz 1946 weniger als 70'000 Hektar mit Roggen bebaut. Das Verhältnis von Ackerland zu Grünland stand in der britischen Zone 1,3:1, in der sowjetischen Besatzungszone jedoch 3,75:1. Die Grossagrariere widersetzten sich allen wesentlichen Veränderungen bisheriger Anbaupläne und zogen es vor, lieber Vieh zu züchten, als Brotgetreide anzubauen. Mit Vieh konnten sie über den Schwarzen Markt horrenden Gewinne einstecken.

Vor allem aber war die Erfassung – ebenfalls in den Händen des Reichsnährstandsapparates – völlig ungenügend. Das musste auch

15 Die in den Westzonen grassierende Lebensmittelkrise war insbesondere auch ein Bestandteil der USA-Deutschlandpolitik. Da die für die Westzonen benötigten Lebensmittel aus dem Dollarraum bezogen werden mussten, bot sich für die USA eine Möglichkeit, die Politik in der britischen Zone stärker unter ihre Kontrolle zu bekommen. Ausserdem wurde dadurch wie 1918 in Deutschland eine solche Lage geschaffen, dass die USA durch grossangelegte «Hilfsmassnahmen» gegen den Hunger einen politischen Druck zur Aufgabe antiimperialistischer Forderungen ausüben konnten, wie es dann 1947 durch den Marshallplan geschah.

von bürgerlicher Seite zugegeben werden: «Wenn trotzdem die Zuteilungen dort (in den Westzonen – d.V.) teilweise geringer sind (als in der sowjetischen Besatzungszone – d.V.) und dazu nicht pünktlich ausgegeben werden können, so liegt das nicht an der Erzeugung, sondern an der Erfassung und Verteilung. Es ist bekannt, dass das Erfassungssystem im Westen äusserst mangelhaft funktioniert und ein beträchtlicher Teil der Erzeugnisse nicht über das Rationierungssystem abgesetzt wird», sondern der «reichlicheren Versorgung des Schwarzen Marktes» dient.¹⁶

Angesichts dieser offenen Missstände gelangte auch die sozialdemokratische «Rheinische Zeitung» (Hauptschrediteur Willi Eichler; Lizenzträger Hans Böckler und Robert Görlinger) zu der Erkenntnis, dass einiges geändert werden müsse. «Die deutsche Ernährungsfrage ist lösbar», war die richtige Schlussfolgerung ihres Artikels¹⁷, allerdings ohne einen konkreten Weg zu dieser Lösung zu weisen und die Werkstätigen zum Kampf hierfür zu mobilisieren.

Die Hungerpolitik bildete die Grundlage für die verhängnisvollen politischen Auswirkungen der von der deutschen Monopolbourgeoisie und dem amerikanischen Imperialismus betriebenen systematischen Korruptionssmassnahmen. Viele Betriebe gingen dazu über, einen Teil des Lohnes in Form von Sachgütern aus ihrer Produktion zu gewähren, die für die Werkstätigen oft einen grösseren Wert darstellten als der Geldlohn. Die Sachgüter konnten sie auf dem Schwarzen Markt gegen Lebensmittel eintauschen. «Die exportierenden Betriebe konnten aus ihrem Exporterlös für die Belegschaft auf Grund des sog. Devisen-Bonus B ausländische Lebensmittel und Genussmittel beschaffen.»¹⁸ Die anderen Betriebe tätigten gesetzwidrige Kompensationsgeschäfte, bei denen oft für die Betriebsangehörigen auch «etwas abfiel», so dass ihre Mehrzahl dann häufig solche Geschäfte unterstützte und damit faktisch selbst die Wirtschaftssabotage.

Auf diese Weise entstanden Abhängigkeitsverhältnisse besonderer Art mit negativen politischen Auswirkungen. Allgemein wurde

16 H. Liebe: Agrarstruktur und Ernährungspotential der Zonen. In: Wirtschaftsprobleme der Besatzungszonen (Sammelband). Hrsg. vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, (West-)Berlin 1948, S. 33 f.

17 Rheinische Zeitung, 12. Oktober 1946.

18 Deutsche Sozialpolitik in neuem Aufbruch, S. 44.

somit die gesellschaftlich-politische Stellung der Produktionsmittelbesitzer direkt und indirekt gestärkt.

Ein besonderes Augenmerk galt in diesem Zusammenhang den Bergarbeitern. Einmal waren die Besatzungsmächte an einer Steigerung der Kohlenförderung besonders interessiert, zum anderen galt es, die revolutionären Potenzen der Bergarbeiter abzufangen. Beide Ziele suchte ein von der britischen Militärregierung im Januar 1947 eingeführtes sogenanntes Punktesystem zu erreichen. In Verbindung mit der Erfüllung des Fördersolls erhielt jeder Bergmann eine Anzahl Punkte, für die er zusätzlich Lebensmittel und Gebrauchsgüter kaufen konnte. Da die britische Militärregierung zugleich jedoch nichts tat, um die Sabotagetaktik der Bergwerkseigentümer und ihrer Handlanger zu unterbinden beziehungsweise durch Zustimmung zu ihrer Enteignung unmöglich zu machen, ging dieses Anreizsystem ausschliesslich auf Kosten von Leben und Gesundheit der Bergleute.

Mit dem Einzug der USA-Beauftragten in das Ruhrgebiet im Sommer 1947 wurde das Anreizsystem in verstärktem Masse für Korrumpierungszwecke ausgebaut. Es wurden sogenannte Care-Paket-Aktionen durchgeführt. Die USA konnten es sich leisten, für die Erreichung ihrer Ziele im Kleinen nicht knausrig zu sein. So enthielt ein solches Care-Paket Waren mit einem Wert von 40'000 Kalorien (oder 20'000 Kalorien, Bekleidung und Zigaretten). Das war weit mehr, als die Kalorienmenge der gesamten Monatsration an Lebensmitteln! Für die Erlangung eines solchen Paketes wurde die Leistung in einem begrenzten Zeitabschnitt zugrunde gelegt. Die Folge davon war, dass die Förderleistungen, aber auch die Unfälle in diesem Zeitabschnitt und danach die Krankenkurve enorm anstiegen! Das ganze wiederholte sich dann in bestimmten Abständen. Bis Oktober 1947 wurden über 334'000 Pakete ausgegeben.

Wirtschaftssabotage, Hungerpolitik und Korrumpierung bildeten in den ersten Nachkriegsjahren eine mächtige Waffe in den Händen der deutschen Monopolbourgeoisie und führender Kreise der imperialistischen Besatzungsmächte zur Verhinderung einer antifaschistisch-demokratischen Entwicklung, zur Demoralisierung und psychologischen Vorbereitung restaurativer Pläne und ihrer Durchsetzung.

VI. Reaktionäre Entwicklungstendenzen in der Staatsfrage

1. Die Restauration der reaktionären Verwaltungsbürokratie

Die herrschenden Kreise der deutschen Bourgeoisie in den Westzonen konzentrierten nach Kriegsende ihre Anstrengungen vor allem darauf, die zentrale Frage der Macht, die Frage der Staatsmacht, in ihrem Sinne zu regeln. Diesen Zielsetzungen kamen die Bestrebungen der Angehörigen und vor allem der führenden Exponenten der alten Staatsbürokratie nach Erhaltung beziehungsweise Restauration der traditionellen bürgerlich-kapitalistischen Verwaltungsmaschinerie entgegen. Gelang es diesen Kräften im Zusammenspiel mit den westlichen Militärregierungen, den alten Verwaltungsapparat mit den «alten» Fachleuten zu erhalten bzw. in nur modifizierten Formen wiederaufzubauen, so entstand damit ein Hauptbollwerk gegen die Bestrebungen nach antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen in den Westzonen. Blieb der Einfluss der Arbeiterklasse auf die Verwaltungs- und Staatsorgane peripher, konnten sich diese nicht zu Hebeln des gesellschaftspolitischen Fortschritts entwickeln, sondern im Gegenteil die Funktion der Absicherung und Förderung der Restauration ausüben. In dem Masse wie das gelang, würden sich die Bedingungen des antifaschistisch-demokratischen Kampfes in den Westzonen wesentlich verschlechtern.

Nach dem Zusammenbruch des Faschismus bestanden nicht nur auf unteren und mittleren Ebenen verschiedene Verwaltungsorgane zunächst weiter, sondern es existierten auch Überreste verschiedener ehemaliger preussischer oder Reichsverwaltungen, wie zum Beispiel des ehemaligen Reichswirtschaftsministeriums. Aus seinem in Berlin verbliebenen Rest entstand im Mai 1945 die Überleitungsstelle des ehemaligen Reichswirtschaftsministeriums unter Ministerialrat Dr. Schöne, die Verbindungen mit der amerikanischen und

französischen Gruppe des Kontrollrats aufnahm. Der unter den gegebenen Bedingungen angestrebte bürgerlich-restaurative Weg in der Staatsfrage war der der Erhaltung des alten bürokratischen Verwaltungsapparates auf Provinz- oder Länderebene beziehungsweise seines Wiederaufbaus auf reaktionärer Grundlage, des Aufbaus der neuen zonalen oder überzonalen Ämter und Einrichtungen aus den Resten der alten Reichs- oder Regionalverwaltungen, der Einschränkung der Einflussmöglichkeiten der Landtage und anderer gewählter Organe soweit wie möglich, des Vorbeugens gegenüber den Gefahren einer demokratischen Zentralgewalt durch Föderalisierung. Auf diesem Wege sollte eine wirklich demokratische Staatsverfassung mit gewählten Volksvertretungen als obersten beschließenden und kontrollierenden Organen auf Grundlage der Volkssouveränität, wie sie in der sowjetischen Besatzungszone entstand, in den Westzonen verhindert werden. Den reaktionären staatspolitischen Bestrebungen, die sich der Unterstützung der westlichen Militärregierungen erfreuten, kam die Drosselung der Entwicklung des politischen Lebens durch die Westmächte ausserordentlich zustatten. Die demokratische Kontrolle und Einflussnahme auf die staatspolitische Entwicklung durch Parteien und Gewerkschaften war in den Westzonen in den ersten Nachkriegsmonaten im Vergleich mit der in der sowjetischen Besatzungszone sehr beschränkt. Die westlichen Militärregierungen waren an keiner demokratischen Kontrolle der Persönlichkeiten, die sie in politische Funktionen einsetzten, interessiert und diese vorwiegend ebenfalls nicht. Am liebsten hätten sie das politische Leben in den Westzonen – wie wir schon sahen – möglichst lange und weitgehend ohne Parteien und demokratische Organisationen aufgebaut. Das erwies sich zwar als undurchführbar; jedoch hatte das Vorgehen der Westmächte zur Folge, dass der Wiederaufbau des deutschen Verwaltungsapparates über der kommunalen Ebene weitgehend demokratischer Einflussnahme entzogen wurde, ebenso wie die Einsetzung der ersten Provinzial- und Länderregierungen. Auch auf kommunaler Ebene erwies sich 1945/46 vielerorts der Einfluss demokratischer Parteien als noch nicht massgebend, vor allem in ländlichen Gebieten. Bezeichnenderweise liess die US-Militärregierung die überstürzten Wahlen, die sie plötzlich für Januar 1946 ansetzte, ausgerechnet zuerst in den

ländlichen Gemeinden durchführen. Von den 44'382 Mandaten in Bayern erhielten die kandidierenden Parteien nur eine Minderheit, während 24'278 auf parteilose «Unabhängige» entfielen. Das Vorgehen von OMGUS beschreibt ein solch «unverdächtiger» Zeuge wie Lutz Niethammer in einer umfangreichen Monographie folgendermaßen: «Etwa zur selben Zeit, als in Bayern die spontanen Bürgerausschüsse verboten bzw. in ihrer Tätigkeit stark beschnitten wurden, besetzte MG die Spitzen der überlokalen Verwaltung, die Regierungen in den fünf Landesteilen sowie am 28. Mai 1945 die Staatsregierung überwiegend mit Konservativen.» Es habe «in den Bezirken gewöhnlich eine gewisse administrative Kontinuität durch NS-Regime und Umbruch hindurch bestanden . . .»¹ Das von der US-Militärregierung mit der Einsetzung der Regierung Schäffer in Bayern entwickelte Vorgehen war auch für die anderen von ihr besetzten Gebiete typisch. Die Praktiken, die in diesem Zusammenhang von französischer und britischer Seite entwickelt wurden, unterschieden sich davon in Einzelheiten, aber keineswegs im Prinzip. Als typisches Beispiel für die Entwicklung der Staatsfrage in den Westzonen sei die in der britischen Zone, besonders im Gebiet Nordrhein-Westfalen, im Folgenden näher betrachtet.

Der erste Oberpräsident der Nordrhein-Provinz, Hans Fuchs, wurde noch von den Amerikanern eingesetzt, bevor sie sich auf ihre Besatzungszone zurückzogen. Sie folgten dabei dem Vorschlag des Bischofs von Trier, Bornewasser, eines Mannes, der den Hitlerfaschismus begrüsst hatte.

Zur gleichen Zeit wollten die Briten für das Amt des Oberpräsidenten der Provinz Westfalen den Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen nominieren. Dieser lehnte ab und schlug seinerseits Rudolf Amelunxen vor. Der Vorschlag wurde angenommen.

Fuchs hatte bereits ausgangs der Weimarer Republik als Oberpräsident des Rheinlandes fungiert, während Amelunxen zur gleichen Zeit Regierungspräsident von Münster war. Beide wurden im Zuge des Staatsstreiches durch Papen in Preussen ihrer Ämter enthoben.

¹ Lutz Niethammer: Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitation unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt am Main 1972, S. 159.

Diese Vergangenheit und ihr Charakter als alte «Fachleute» liessen sie für die erste Nachkriegszeit als besonders geeignet erscheinen. Der weitere Aufbau der Provinzialverwaltungen ging nun so vor sich, dass die Militärregierung den Oberpräsidenten «ziemlich freie Hand»^{2,3} bei ihrer Auswahl liess.

Wenn auch Amelunxen beispielsweise kein Parteigänger Adenauers war, im Verlauf der weiteren Entwicklung dem Zentrum beitrug und oft in ziemlich hitzige Kontroversen mit der CDU-Führung geriet, so ist das für den Charakter der von ihm aufgebauten Verwaltung ohne Belang. Er griff auf die alten konservativen «Fachleute» bei der Besetzung der Schlüsselpositionen zurück, die wiederum weitere «Fachleute» heranzogen. Zugleich war es Amelunxens Grundsatz, vom Verwaltungsaufbau nichts zu zerschlagen, was sich in der Vergangenheit «bewährt» hatte. Es wurde – nach seinen Worten – nur dort die Verwaltungsorganisation vorsichtig umgebaut beziehungsweise angebaut, wo die neuen Verhältnisse und Aufgaben es unbedingt erforderlich machten. Auf diese Weise wurde im wesentlichen der alte Staatsapparat im Rahmen der Provinz wieder aufgebaut und erhielt eine personelle Zusammensetzung, die diesen Apparat als Hebel für eine antifaschistisch-demokratische Umwälzung ungeeignet machte. Im Gegenteil, im weiteren Verlauf der Entwicklung prägte sich sein antidemokratischer, reaktionärer Charakter immer stärker aus.

Durch die Absetzung Fuchs' im Oktober 1945 besserte sich in der Nordrhein-Provinz nichts. Im Gegenteil, denn er wurde von der britischen Militärregierung durch Robert Lehr ersetzt.

Der Einfluss der Reaktion auf den Verwaltungsapparat der Provinzen und Länder erweiterte und festigte sich im Verlauf des Jahres 1946. Das schloss nicht aus, dass in den Verwaltungen zahlreicher Gemeinden und Städte fortschrittliche Kräfte wirkten, zum Teil sogar als Bürgermeister, wie beispielsweise der Kommunist Heinz Renner bis Mitte 1946 in Essen. Sie leisteten aufopferungsvolle Arbeit. Ihr politischer Aktionsradius und ihre Verwaltungskompetenzen waren jedoch beschränkt, und der Antikommunismus übte auch

2 Rudolf Amelunxen: Ehrenmänner und Hexenmeister, Erlebnisse und Betrachtungen, München (1960), S. 153.

3 Ebenda.

hier bald seinen antidemokratischen Einfluss aus.⁴ Auch im Verwaltungsapparat der Provinzen und Länder gab es fortschrittliche Kräfte, aber eindeutig in der Minderzahl.

Das Bezirksbüro der KPD Niederrhein erklärte in diesem Zusammenhang im Mai 1946, dass von 100 Beamten bei der Provinzialverwaltung der Nordrhein-Provinz und im Regierungsbezirk Düsseldorf im Durchschnitt wenigstens 80 in oder rechts von der CDU stehen, höchstens 19 der SPD und einer der KPD zugerechnet werden können.⁵ Ähnliche Feststellungen traf die SPD, die sich benachteiligt fühlte.⁶

Noch ungünstiger war die Zusammensetzung der von den Militärregierungen gebildeten deutschen Dienststellen auf zentraler und später bizonaler Ebene und der hinzugezogenen «Hilfsorgane», wie zum Beispiel der Treuhandverwaltung für Eisen- und Stahlindustrie unter Heinrich Dinkelbach. Monopolbeauftragte beziehungsweise die alte Ministerialbürokratie dominierten eindeutig. Diese reaktionären Zonenverwaltungen waren keiner deutschen Kontrollmöglichkeit unterworfen.

Betrachten wir einige von ihnen etwas näher.

Im Bergbau waren zwar die Bezirksgruppen der faschistischen Wirtschaftsgruppe Kohlenbergbau, die unter anderem die Beschaffung monopolisiert hatten, sowie das berüchtigte Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat im August 1945 als zentrale Absatzorganisation von der britischen Militärregierung aufgelöst worden. An ihre Stelle traten jedoch zwei neue Organisationen, die im Wesentlichen aus dem Apparat der alten aufgebaut wurden: die Versorgungszentrale des Deutschen Bergbaus sowie das North German Coal Distribution Office (NGCDO), die dann Ende 1947 als Hauptabteilungen in die reaktionäre Monopolorganisation der Deutschen Kohlenbergbau-Leitung unter Heinrich Kost aufgingen.

Kost führte über diese Zwischenzeit bis zur Gründung der Deut-

4 Zur SPD-Kampagne für die Absetzung Heinz Renners, siehe *Der Tagesspiegel*, 16. Juni 1946.

5 Siehe *Freiheit*, 17. Mai 1946. - Über den reaktionären Verwaltungsapparat in Bayern, siehe die Ausführungen des Abgeordneten Schirmer (KPD), in: *Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Bayerischen Verfassungsgebenden Landesversammlung* (2. Sitzung vom 13. August 1946), 1. Bd., Nr. 2, o. O. u. J., S. 16.

6 Siehe *Rheinische Zeitung*, 14. August 1946.

sehen Kohlenbergbau-Leitung in seinem Schlussbericht über deren Tätigkeit aus, «dass es dem zäh hinhaltenden und klugen Operieren der leitenden Persönlichkeiten in dem Kreise der früheren Gemeinschaftsorganisation bis zur Errichtung der DKBL gelungen war, wenigstens den Apparat selbst im Wesentlichen zusammenzuhalten und dadurch zu hindern, dass alliierte Aktionen den Kohlenbergbau zum Experimentierfeld . . . machten».⁷

Für die Eisen- und Stahlwirtschaft beauftragte die britische Kontrollkommission den Vorsitzenden des einschlägigen Unternehmerverbandes, des Vereins deutscher Eisenhüttenleute, Dr. Otto Petersen, eine Verwaltung für die Eisenindustrie der britischen Zone aufzubauen.

Das Verwaltungsamt für Eisen (später Verwaltungsamt für Stahl und Eisen) nahm am 1. Oktober 1945 seine Tätigkeit als Nachfolger der Reichsstelle für Eisen und Metalle und des Reichsministeriums für Rüstungs- und Kriegsproduktion, Amtsgruppe Eisen und Stahl, auf. Es wurde aus dem Personal des inzwischen aufgelösten Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, den Unternehmerverbänden der Eisen- und Stahlindustrie und den Resten des Reichsministeriums für Rüstungs- und Kriegsproduktion aufgebaut. Als «Selbstverwaltungsorgan» der eisenschaffenden Industrie der britischen Zone, das heisst vor allem der entsprechenden Konzerne, erfüllte es als Wirtschaftsbehörde auch staadiche Lenkungsaufgaben.

Das Verwaltungsamt für Stahl und Eisen wurde am 1. Oktober 1946 unter der neuen Leitung von Max Carl Müller als Abteilung Stahl und Eisen in das Zentralamt für Wirtschaft der britischen Zone in Minden übernommen und entwickelte sich schliesslich zur Abteilung für Stahl und Eisender Verwaltung für Wirtschaft des Vereinigten Wirtschaftsgebietes (Bizone). M. C. Müller war stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates des Henschel-Konzerns, verfügte über Verbindung zu Krupp, den Vereinigten Stahlwerken und anderen Konzernen. Er vertrat dann die westdeutschen Interessen in der Marshallplan- und Schumanplanorganisation.

Im Oktober 1946 entstand die deutsche Treuhandverwaltung für

7 Gerhard Gebhardt: Ruhrbergbau. Geschichte, Aufbau, Verflechtung seiner Gesellschaften und Organisationen, Essen 1957, S. 59.

die Eisen- und Stahlindustrie im Auftrage der North German Iron and Steel Control. Die Bildung dieser Verwaltung ist in ihrer Art typisch für das Vorgehen der britischen Militärregierung. In der Verfügung des britischen Kontrolleurs, W. Harris-Burland, vom 15. Oktober 1946, die an die Konzernleitungen gerichtet war, hiess es: «Ich habe zum Leiter dieser Treuhandverwaltung Herrn Heinrich Dinkelbach bestellt. Herr Dinkelbach wird diese Tätigkeit hauptamtlich übernehmen und demzufolge seine bisherigen Ämter und Posten in der Wirtschaft niederlegen. Die Treuhandverwaltung ist darauf angewiesen, dass die Eisen- und Stahlindustrie erfahrene und erste Fachkräfte zur Verfügung stellt. Ich erwarte hierin ihre Unterstützung. Der Leiter der Treuhandverwaltung wird Sie alsbald auffordern, ihnen geeignete Mitarbeiter vorzuschlagen.»⁸ Heinrich Dinkelbach war einer der Direktoren des grössten Stahlkonzerns, der Vereinigten Stahlwerke. Durch dieses Vorgehen war von vornherein garantiert, dass die Treuhandverwaltung ihrer Zusammensetzung und ihrem Charakter nach ausschliesslich eine Organisation der Monopole selbst wurde. Das änderte sich natürlich auch nicht durch die im Zuge der «Neuordnung» der Eisen- und Stahlindustrie erfolgte Hereinnahme von einigen Treuhändern aus Gewerkschaftskreisen, wie zum Beispiel Heinrich Deist. Abgesehen davon, dass es der Monopolbourgeoisie gelang, eine für ihre Interessen ungefährliche Auswahl zu manipulieren, hätte auch ein weniger höriger Treuhänder kaum «grösseren Schaden» anrichten können, wäre er doch ebenfalls bei seiner ganzen Tätigkeit in Abhängigkeit von diesem Verwaltungsapparat, den Fachleuten der Monopole, geraten oder in völlige Isolierung gedrängt worden, da die Monopolvertreter schliesslich jederzeit ihre Verbindungen zu den britischen beziehungsweise alliierten Dienststellen spielen lassen konnten.

Neben dem erwähnten existierten noch eine ganze Reihe weiterer zentraler Zonenämter, deren personelle Zusammensetzung verbürgte, dass Monopolbourgeoisie und Reaktion über sie sowohl die Militärregierung und ihre Politik als auch das gesamte Wirtschaftsgeschehen, in zunehmendem Masse auch die politische Entwicklung massgeblich beeinflussen konnten und zu bestimmen vermochten.

8 Die Ruhr-Montan-Konzerne, a. a. O., S. 7.

Eine besondere Bedeutung kam dem Zentralamt für Wirtschaft zu, das seit März 1946 aus dem Generalsekretariat des Deutschen Wirtschaftsrates für die britische Zone entstand, welches sich wiederum aus den Resten des Reichswirtschaftsministeriums rekrutierte. Der Wirtschaftsrat war im Herbst 1945 nach Besprechungen zwischen britischen Dienststellen und dem Konzernherrn Abraham Frowein errichtet worden. Frowein verfügte – wie nicht anders zu erwarten – über gute und weitreichende internationale Verbindungen. Die Frowein-Gruppe beherrschte zusammen mit dem holländischen AKU-Konzern die I. P. Bemberg AG Wuppertal. Von AKU führten Interessenverbindungen zum Vatikan und zur Wallstreet sowie über die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken AG, Wuppertal, zu dem britischen Courtaulds-Konzern usw. Die Bedeutung Froweins, die er in Kreisen des internationalen Finanzkapitals hatte, wird noch dadurch unterstrichen, dass er als Vizepräsident der Internationalen Handelskammer fungierte. Zu seiner Charakterisierung sei noch erwähnt, dass er sich an der «Arisierung» der Tietz-Warenhäuser bereichert und unter anderem im Faschismus zeitweise folgende Funktionen bekleidet hatte: Mitglied des Reichswirtschaftsrates, stellvertretender Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, Geheimer Berater des Rüstungsministers Speer, Vorsitzender beziehungsweise Mitglied zahlreicher Aufsichtsräte deutscher Konzerne.

Obwohl Frowein auf Grund von öffentlichen Protesten im Juni 1946 zurücktrat und die Leitung des Zentralamtes für Wirtschaft zeitweise in den Händen von Viktor Agartz (SPD) lag, blieb doch die reaktionäre Zusammensetzung des Zentralamtes, die es von Anfang an hatte, erhalten. Der alle Wechsel überdauernde Stellvertreter des Leiters des Wirtschaftsamtes war Gesandtschaftsrat Karl Werkmeister, von 1921 bis 1944 im diplomatischen Dienst. Von den 43 leitenden Angestellten des Zentralamtes waren 25 wegen ihrer Vergangenheit schwer belastet. Das Zentralamt für Wirtschaft stellte nach der Bildung der Bizone das Hauptkontingent der Kader für das Verwaltungsamt für Wirtschaft der Bizone.

In der amerikanischen Zone entstanden nicht in gleicher Weise wie in der britischen Zone von den Ländern unabhängige Zonenverwaltungen.

Der in Stuttgart gebildete Länderrat und der Wirtschaftsrat beim Länderrat waren ihrem Charakter nach Gemeinschaftseinrichtungen der Länder. In der französischen Zone gab es ebenfalls keine deutschen Zonenverwaltungen und wurde selbst ein Zusammenwirken der Länder bis 1948 nicht gestattet.

2. Die Torpedierung von Säuberungsmassnahmen und Entnazifizierung

Betrachtet man das Entstehen und die Entwicklung dieser reaktionären Provinzial-, Länder- und Zonenverwaltungen, so entsteht die Frage, ob denn in den Westzonen überhaupt keine Entnazifizierungs- und Säuberungsmassnahmen durchgeführt worden sind.

Es mag vielleicht nach den getroffenen Feststellungen überraschen, zu hören, dass die britische Militärregierung – allerdings nach eigenen Angaben – von Mai 1945 bis September 1946 rund 156'000 Personen in der britischen Zone aus dem Dienst entlassen und 70'000 Personen bis Ende 1945 interniert hatte.

Dieser Personenkreis rekrutierte sich allerdings nicht nur aus den Verwaltungen, sondern umfasste überhaupt Entlassene (auch aus der Wirtschaft), wobei unklar bleibt, ob darin auch solche Personen enthalten waren, die durch Auflösung ehemaliger Verwaltungsglieder des Reiches aus ihrem Dienstverhältnis endassen werden mussten.

Die Säuberung von Verwaltungen ging in den einzelnen Städten und Kreisen keineswegs einheitlich vor sich; denn in den ersten Monaten der Besetzung befand sich der Verwaltungsapparat der Militärregierung noch im Aufbau. Die Handhabung wesentlicher Fragen unterlag in dieser Zeit in besonderem Masse der Initiative und auch dem Gutdünken der örtlichen Kommandanturen der Besatzungsmacht.

Sucht man einen Gesamtüberblick über die Verfahrensweise bei der Säuberung der Verwaltungen am Beispiel Nordrhein-Westfalens, so wird die Uneinheitlichkeit des Bildes noch dadurch verstärkt, dass das Ruhrgebiet und der grössere Teil der Nordrhein-Pro-

vinz zunächst von amerikanischen Truppen besetzt worden waren. Während der amerikanische Kommandant in Köln sofort alle Beamten, Angestellten und Arbeiter der Stadtverwaltung, welche Mitglieder der NSDAP waren, entliess und der von den Hitlerfaschisten immerhin gemassregelte Konrad Adenauer wieder als Oberbürgermeister eingesetzt wurde, ernannte sein amerikanischer Kollege in Dortmund kurzerhand den bisherigen Stadtrat Dr. Ostrop, der dem Nazistaat bis zum Schluss treu gedient hatte, zum Oberbürgermeister und übertrug ihm den Wiederaufbau der Stadtverwaltung. Allerdings hatte Ostrop nicht der NSDAP angehört und dem Zentrum nahegestanden. Die Entlassung aller ehemaligen Mitglieder der NSDAP aus der Stadtverwaltung wie in Köln war keineswegs allgemeine Regel. Hinzu kommt, dass sowohl von der Militärregierung als auch von reaktionären deutschen Kräften erneut Nazis als unentbehrliche «Fachleute» eingeschleust wurden. «Fachleute» wurden besonders auch in der Wirtschaft benötigt. «Es war durchaus verständlich», kommentiert Michael Balfour diesen Vorgang, «dass die Fachleute der Alliierten sich einer rigorosen Entnazifizierung widersetzen, wenn es darum ging, geschulte Leute durch mehr oder weniger unerfahrene Anfänger zu ersetzen.»⁹ Eine solche Einstellung führte unter anderem auch zu der Ansicht, «dass man es angesichts der herrschenden Knappheit unmöglich riskieren dürfe, den nationalsozialistischen Reichsnährstand aufzulösen . . .»¹⁰

Der bereits genannte Chefredakteur des Westberliner «Tagesspiegel», Erik Reger, charakterisierte dieses Vorgehen durchaus treffend, wenn er schrieb: «Mit dem ‚Fachmann‘ ist in Deutschland schon immer Unfug getrieben worden, jetzt aber dient das Argument ganz einfach der Restauration. Nicht, dass man den Nationalsozialismus wiederherstellen wollte. Natürlich nicht. Alle diese Industriellen, diese Syndici, diese Prokuristen, diese Beamten wollen die Wiederherstellung ihrer anonymen politischen Macht ... Sie sitzen also seit zwei Jahren, erst ohne, dann mit bescheinigtem Freispruch, auf allen möglichen Posten, in Düsseldorf, in Dortmund, in Hagen, in Bielefeld, in Minden, und niemand scheint die Frage aufzuwerfen, warum bei so vielen Fachleuten dennoch nichts in Gang

9 Michael Balfour: Vier-Mächte-Kontrolle . . ., S. 267.

10 Ebenda.

kommt. Niemand denkt: folglich könnte es, ersetzte man sie durch unbelastete Nichtfachleute, wohl auch nicht schlimmer stehen . . . weshalb registriert man nicht einmal diejenigen, die nun wirklich nichts mit der Hitlerei zu tun hatten, weshalb versucht man nicht herauszubringen, für welche Posten sie sich eignen, auf welchen Posten sie sich rasch einarbeiten könnten?»¹¹

Die Folgen der von den reaktionären «Fachleuten» inszenierten Sabotage des wirtschaftlichen und demokratischen Aufbaus in den Westzonen dienten ihnen gegenüber Besatzungsmächten und deutscher Öffentlichkeit dazu, ihre Unentbehrlichkeit wirksam zu unterstreichen.

In den Westzonen erwuchs einer konsequenten Entnazifizierung sowohl von Seiten der reaktionären Bourgeoisie und Bürokratie als auch von Seiten der Besatzungsmächte grosse Schwierigkeiten. Trotz der bereits genannten beträchtlichen Zahlen von Entlassenen und Internierten kam die Entnazifizierung nicht voran, begegnete man auf Schritt und Tritt Faschisten und Militaristen beziehungsweise stark Belasteten in öffentlichen oder wichtigen privatwirtschaftlichen Ämtern.

Die Delegiertenkonferenz der KPD, Bezirk Ruhrgebiet-Westfalen, sah sich am 20. Januar 1946 in ihrer Entschliessung genötigt, die Hoffnung auszusprechen, «dass die Besatzungsmacht in Zukunft die antifaschistisch-demokratischen Kräfte (des) Bezirks nicht hindern wird, die Säuberung der Verwaltung, der Wirtschaft und der Schulen von allen Kriegsverbrechern, Kriegsinteressenten und aktiven Nazis durchzuführen».¹²

Auch nachdem im Frühjahr 1946 auf Veranlassung der Militärregierung überall örtliche Entnazifizierungsausschüsse gebildet worden waren – mit nur beratenden Befugnissen! –, konnten nur bescheidene Fortschritte erreicht werden. Die Militärregierung berücksichtigte die deutschen Empfehlungen nur ungenügend. Dies geht zum Beispiel aus einem Schreiben an den Gewerkschaftsbund in der britischen Zone hervor: «Die deutschen Entnazifizierungsausschüsse, in denen selbstverständlich auch die Gewerkschaften vertreten sind, sehen sich bei der Ausübung ihrer Pflichten zuweilen

11 Erik Reger: Zwei Jahre nach Hitler . . . , S. 20 f.

12 Dokumente und Materialien . . . Reihe III, Bd. 1, S. 439.

vor die Tatsache gestellt, dass die von ihnen gemachten Empfehlungen, die Entfernung oder den Ausschluss gewisser Nazis vom Amte betreffend, nicht immer befolgt werden. Bis geeigneter Ersatz gefunden werden kann, werden diese Nazis vorübergehend im Amt belassen, da, nach dem Urteil der Militärregierung, ihre Entfernung ernsthafte Folgen für lebenswichtige Produktionen nach sich ziehen würde.»¹³ Es werde zugegeben, dass ein solches Verfahren nicht mit der Kontrollratsdirektive Nr. 24 übereinstimmt, es seien jedoch keine genug geeigneten Fachkräfte vorhanden. Die Gewerkschaften sollten diese im Amt Belassenen «überwachen».

Der Bericht einer Studienkommission des Weltgewerkschaftsbundes unterstrich im März 1946 den unbefriedigenden Stand der Entnazifizierung in den Westzonen.

Als im Frühjahr 1946 deutsche Entnazifizierungsausschüsse zur Beratung der britischen Public-Safety-Offiziere gebildet wurden, sahen sie sich der Tatsache gegenüber, dass die Ämter mit Nazis noch überfüllt waren.

Eine Gesamtbilanz der Säuberung der Verwaltungen in Nordrhein-Westfalen ergibt folgendes Bild nach dem Sund vom 31. Mai 1947, das sich danach nicht mehr wesentlich verändert haben dürfte:

Öffentliche Verwaltung in den Regierungsbezirken

(Stadtkreise, kreisangehörige Gemeinden, Landeskreisverbände)

| | Beschäftigte | Entlassene (aus politischen Gründen) |
|-------------|--------------|---|
| Beamte | 26'677 | 8'786 |
| Angestellte | 66'474 | 6'299 |

| <i>Landesverwaltung</i> | Beschäftigte | Entlassene (aus politischen Gründen) |
|-------------------------|--------------|---|
| Beamte | 58'730 | 9'044 |
| Angestellte | 27'668 | 2'648 |

13 Zit. in: Freiheit, 12. Juli 1946.

14 Siehe Statistik der Britischen Besatzungszone. Hrsg. vom Statistischen Amt für die Britische Besatzungszone, Bd. 8, Heft 1, Minden (1948), S. 22 f.

An die Stelle der Entlassenen traten jedoch in der Regel keineswegs neue, demokratische Kräfte, vor allem nicht in den leitenden Stellungen. Oft bedeutet ausserdem eine Entlassung nur einen Ortsbeziehungsweise Arbeitsplatzwechsel für die Betroffenen.

Von den 5'084 Beamten des höheren Dienstes der Gemeinden in Nordrhein-Westfalen am gleichen Stichtag waren bereits 4'408 vor Kriegsende im höheren Dienst und weitere 202 im gehobenen Dienst tätig.¹⁵ In der Landesverwaltung waren entsprechend von 4'469 Beamten 3'914 in höherem Dienst beziehungsweise in gehobenem Dienst.¹⁶ Insgesamt waren 90 Prozent der Beamten des höheren und gehobenen Dienstes bereits vor dem 8. Mai 1945 Beamte.¹⁷

Diese Tatsachen weisen auf ein weiteres Problem hin. Durch die aufgelösten Verwaltungsstellen des Reiches sowie durch die Umsiedler existierte ein grosses Reservoir an Beamten, die nicht nominelle «Pg's» waren oder deren Vergangenheit schwer nachgeprüft werden konnte.

Bis zum 2. Juli 1949 waren insgesamt in die öffentliche Verwaltung Nordrhein-Westfalens 12'343 Beamte und 7'460 Angestellte aus Umsiedlerkreisen eingebaut worden.¹⁸ «Die Verteilung der Flüchtlinge auf die einzelnen Beamten- und Angestelltenlaufbahnen zeigt, dass bevorzugt qualifizierte Fachkräfte mit besonderen Spezialkenntnissen, d.h. vor allem Beamte und Angestellte des höheren und gehobenen Dienstes, zur Einstellung gelangt sind.»¹⁹

Eine Erhebung aus dem Jahre 1950, die den Personenkreis feststellen sollte, auf den der Artikel 131 des Bonner Grundgesetzes anwendbar war, ergab nur noch insgesamt 6'816 Beamte in Nordrhein-Westfalen, die durch die Entnazifizierung entfernt und noch nicht wieder mit ihren vor dem 8. Mai 1945 bestehenden Rechten eingestellt worden waren.²⁰

So war zwar im Zusammenhang mit der Säuberung und Entnazifizierung eine nicht unerhebliche Fluktuation auf den verschiedenen

15 Ebenda, Bd. 8, Heft 3, Minden (1948), S. 16.

16 Ebenda, S. 22.

17 Ebenda.

18 Statistisches Jahrbuch Nordrhein-Westfalen, 1. Jg. 1949, S. 278.

19 Statistische Rundschau für das Land Nordrhein-Westfalen, 1949, Heft 11/12, S. 214.

20 Ebenda, 1950, Heft 7, S. 133.

Ebenen des Verwaltungsapparates von Nordrhein-Westfalen testzustellen, die leicht den Eindruck grosser, entscheidender Veränderungen hervorrufen konnte; dem Wesen nach hatte sich jedoch sehr wenig geändert. Und bedenkt man, dass die Säuberung – wie sie im Potsdamer Abkommen vorgesehen war – ja nicht nur darauf hinauslaufen sollte, alle aktiven Nazis zu entfernen, sondern darüber hinaus auch alle Reaktionäre, die den Potsdamer Prinzipien und einer demokratischen Entwicklung feindlich gegenüberstanden, so wird die Bilanz noch bedeutend schlechter. Die Reaktionäre, die nicht «Pg's» waren, blieben von vornherein. Die entfernten Nazis wurden nicht durch Demokraten, sondern zumeist durch andere Reaktionäre ersetzt. Und die in der ersten Zeit spärlich in den Verwaltungsapparat eingetretenen demokratischen Kräfte wurden im Laufe der Zeit in zunehmendem Masse wieder ausgebootet. Diese Feststellungen könnten durch eine grosse Zahl von Einzelfällen illustriert werden, wie sie besonders durch die unermüdliche Tätigkeit der Kommunistischen Partei 1946/47 ans Tageslicht gebracht wurden, zum Beispiel die Bestellung der Nazijuristen Dr. Kesseböhmer und Hermsen als Oberstaatsanwalt beziehungsweise Oberlandesgerichtspräsident, die nazistische und reaktionäre Verseuchung des Gerichtswesens in der britischen Zone überhaupt, das Wirken von Nazis in der Strassen- und Verkehrsdirektion Bielefeld usw.

In der sozialdemokratischen Presse und Publizistik Westdeutschlands wurden ebenfalls viele Übelstände, die mit dem Vormarsch der Reaktion zusammenhingen, aufgezeigt, so die Tatsache, dass die Säuberung nicht durchgeführt wurde.

Die «Rheinische Zeitung» machte unter anderem folgende Feststellung: «Die deutsche Justiz stellt die Krone dieses Zustandes dar. Pg's über Pg's sitzen in den hohen Ämtern . . . Die Durchführung dieser Säuberung liegt heute dank des gesellschaftlichen Aufbaus in einer Geheimräterepublik weitgehend in den Händen derer, die dafür verantwortlich sind, dass das deutsche Volk gesäubert werden muss . . . Deutschland wird sein Schicksal nicht meistern können . . ., ohne die Schlüsselstellungen der Verwaltung und Regierung mit Leuten zu besetzen, die nicht leidenschaftliche Vertreter des Alten sind.»²¹

21 Rheinische Zeitung, 31. Dezember 1947.

Kein Wort jedoch davon, welche Kampfmassnahmen man denn zu ergreifen gedenke, um das zu ändern und die sich bereits wieder deutlich abzeichnende drohende reaktionäre Gefahr zu bannen. Nachdem man durch solche Feststellungen den Unmut und die Unzufriedenheit der sozialdemokratischen Mitglieder ventiliert und sich gewissermassen ein politisches Alibi des papiernen Protestes verschafft hatte, ging man wieder zur opportunistischen Tagespolitik über.

Der sozialdemokratische Innenminister in Nordrhein-Westfalen, Dr. Walter Menzel, und sein Parteikollege, Wirtschaftsminister Prof. Dr. Erich Nölting, unternahmen nichts, um den Wirtschafts- und Staatsapparat zu säubern und zu demokratisieren; denn das gehörte nicht zu ihrem Aufgabenbereich, wie sie ihn auffassten. Innenminister Menzel nannte in einem Presseinterview die Aufgaben, die er als vordringlich ansah und auf die er sich besonders konzentrieren werde. Das sollten die Fragen und Probleme der territorialen Neueinteilung und des Verwaltungsaufbaus – allerdings nicht unter dem Aspekt seiner personellen und strukturellen Demokratisierung – in der britischen Zone sein. Die Notwendigkeit eines energischen Kampfes um die Säuberung seines Verwaltungsapparates sah er nicht beziehungsweise wollte sie nicht sehen, obwohl ihm bekannt war, dass in der britischen Zone nicht weniger als 76 Prozent der Staatsanwälte und Richter der NSDAP angehört hatten, wie er selbst ausführte.²² Die anderen höheren sozialdemokratischen Staatsfunktionäre verhielten sich durchweg ebenso beziehungsweise richteten sich nach solchen «Vorbildern». Während einerseits unter dem Einfluss der Besatzungsmächte eine Säuberung des Wirtschafts- und Verwaltungsapparates in den Westzonen faktisch nicht durchgeführt wurde, entfalteten andererseits diese Besatzungsmächte eine ausserordentliche Aktivität, um die gesamte Bevölkerung zu «entnazifizieren».

Formal ausgehend von der Direktive des Kontrollrates Nr. 24 vom 12. Januar 1946, deren Mangel in der offengelassenen Frage der Behandlung der Midäuer und nominellen «Pg's» bestand, erliess die

22 Siehe Parlamentarischer Rat. Stenographischer Bericht, Bd. 1, Nr. 3, Dritte Sitzung vom 9. September 1948 (Bonn 1948), S. 31.

US-Militärregierung am 5. März 1946 das «Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus».²³ Am Zustandekommen dieses Gesetzes hatten demokratische Kräfte, wie zum Beispiel der bayrische Minister Heinrich Schmitt (KPD), massgeblichen Anteil.

Gegen die Ansätze einer echten und konsequenten Entnazifizierung mit August Schmitt an der Spitze des «Befreiungs-Ministeriums» entfaltete die CDU-Reaktion, unterstützt von rechten SPD-Führern, ein gross angelegtes Kesseltreiben. Schmitt wurde im Juni 1946 «verdrängt», und die Entnazifizierung in die Hände von CSU-Minister Anton Pfeiffer gelegt, einen der Hauptinitiatoren des reaktionären «Ellwanger Kreises». Damit war ihr Schicksal besiegelt. Sie wurde in der Praxis verfälscht, ihre Durchführung sabotiert und so auf dem Wege umfangreicher Manöver zum Scheitern gebracht.

In der sowjetischen Besatzungszone wurde bereits in Vorbereitung und Durchführung des Volksentscheids in Sachsen vom 30. Juni 1946 eine klare Unterscheidung zwischen aktiven und nur nominellen Nazis getroffen. Der Parteivorstand der SED erliess am 20. Juni 1946 einen Beschluss «SED und nominellePg's», indem es hiess: «Alle früheren einfachen Mitglieder der Nazipartei, die nicht besonders belastet sind und sich als aktive Mithelfer an der neuen demokratischen Ordnung betätigten, sollen als Staatsbürger anerkannt und behandelt werden.»²⁴ Die Arbeit in den Entnazifizierungskommissionen konzentrierte sich auf Kriegsverbrecher und aktive Nazis. Ehemalige einfache Mitglieder der NSDAP wurden allerdings in der sowjetischen Besatzungszone zunächst nicht zu allen öffentlichen Ämtern zugelassen, so zum Beispiel zur Tätigkeit als Richter oder Staatsanwalt. Am 16. August 1947 befahl die sowjetische Militäradministration den beschleunigten Abschluss der Entnazifizierung in der sowjetischen Besatzungszone. Nicht aktive, nominelle ehemalige Faschisten oder Militaristen erhielten aktives und passives Wahlrecht. Innerhalb von drei Monaten sollten die restlichen aktiven Faschisten, Militaristen und Kriegsverbrecher aus allen

23 Siehe Amtsblatt des Landesbezirkes Baden, 1. Mai 1946, S. 173 ff.

24 Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. I, Berlin 1951, S. 53.

Verwaltungseinrichtungen entfernt und gerichtlich abgeurteilt werden. Mit dem 26. Februar 1948 wurden die Entnazifizierungskommissionen aufgelöst.

In der amerikanischen Zone begann demgegenüber eine ins Uferlose gehende Fragebogenaktion. Von den über 15 Millionen Bewohnern der amerikanischen Zone mussten fast 12 Millionen Fragebogen einreichen, von denen bis Mitte 1947 zwei Drittel als «nicht betroffen» eingestuft wurden. Immerhin blieben noch 21 Prozent der Bevölkerung übrig, die es nun zu entnazifizieren galt. In den bayrischen Spruchskammern, die das Entnazifizierungsverfahren durchzuführen hatten, wirkten als Vorsitzende und Ankläger 1947 906 Personen, von denen nur 6 Prozent der KPD angehörten, 34 Prozent der SPD, 17 Prozent der CDU und 38 Prozent parteilos waren.²⁵ Die Sabotage der Entnazifizierung nahm teilweise derart skandalöse Formen an, dass selbst die Militärregierung harte Worte fand, wie Clay im November 1946.

Die britische und die französische Militärregierung folgten im grossen und ganzen dem Beispiel der amerikanischen Entnazifizierungspolitik.

Der allgemeine politische Aspekt dieser Politik bestand darin, dass sie sich mit ihrer ganzen Spitze und Schärfe gerade gegen die Mitläufer und nominellen «Pg's» richtete und zu einer Art Massenverfolgung ausartete. Zwischen den verführten Mitläufern und ihren Verführern, den aktiven Nazis und Kriegsverbrechern, wurde zunächst nicht differenziert, und sie wurden auch unterschiedslos solange als Verdächtige beziehungsweise Belastete betrachtet, bis sie in einem Verfahren ihre Unschuld nachgewiesen hatten – und die Zeit bis dahin war sehr lang. Die Mitläufer, bei denen es sich in der übergrossen Mehrheit um einfache Werktätige handelte, wurden durch dieses Vorgehen viel stärker betroffen, als die wirklichen Faschisten und Kriegsverbrecher, denen sich viele Möglichkeiten des Untertau-chens und Unterschlupfs boten.

Rund 70'000 aktive Nazis und Kriegsverbrecher waren in Internierungslager untergebracht worden, wo zunächst gar nichts weiter mit ihnen geschah. Von den in der britischen Zone ergriffenen Ent-

²⁵ Nach Justus von Fürstenau: Entnazifizierung, Berlin und Neuwied 1969, S. 178.

nazifizierungsmassnahmen (Fragebogenaktion, Bildung von Ausschüssen usw.) blieben sie völlig unbehelligt. Waren sie bis September 1946 ohne Verfahren geblieben, so wurde der grösste Teil nun im Schnellverfahren entlassen. Balfour bemerkt dazu kritisch: «Aber es kann nicht bezweifelt werden, dass die Arbeit zu schnell vor sich ging, um gewissenhaft oder einheitlich durchgeführt werden zu können. Eine der Folgen war, dass zu der Zeit, als in Nürnberg die Entscheidung fiel, viele nichtprominente Mitglieder der als verbrecherisch angesehenen Organisationen bereits freigelassen worden waren.»²⁶ Mit ihrer Entlassung war der Weg in die wirtschaftlichen und staatlichen Verwaltungen für sie frei!

Zur gleichen Zeit mussten die in den Städten und Kreisen seit Frühjahr 1946 gebildeten deutschen Entnazifizierungskommissionen eine ins Riesenhafte angewachsene Aufgabe bewältigen. Ohne selbst Entscheidungen treffen und durchführen zu können, mussten sie – gemäss dem Fragebogensystem – ein Fünftel der gesamten Bevölkerung überprüfen. In Kölnbeispielsweise waren schliesslich 312 Unterausschüsse und 62 Ortskomitees entstanden, die viele wertvolle Energie und Zeit verschlangen, trotzdem zogen sich die Verfahren auch hier lange hin.

Es kann und soll hier nicht auf die weiteren komplizierten Einzelheiten dieses besonders düsteren Kapitels der westdeutschen Nachkriegsgeschichte eingegangen werden, das erst 1949/50 seinem Ende zugeht.

Seine verhängnisvollen politischen Auswirkungen spielten aber bereits 1946/47 eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die von den westlichen Militärregierungen inszenierte und mit Hilfe der deutschen Ausschüsse unter der Flagge «Entnazifizierung» durchgeführte Massenverfolgung führte gerade dadurch, dass sie sich gegen die Masse der verführten «Midäufers» richtete, zu einer ständig zunehmenden Kritik und Ablehnung, wie das zum Beispiel Stellungnahmen von Kirchenpräsident D. Martin Niemöller und anderen beweisen.

Nicht nur, dass die wirklich Schuldigen in der Masse der «Midäufers» untertauchten, sie konnten nun auch von der allgemeinen Ab-

26 Michael Balfour: Vier-Mächte-Kontrolle . . . , S. 272.

lehnung profitieren, die in Kreisen, die keineswegs als reaktionär gelten konnten, zur Passivität gegenüber dieser «Entnazifizierung», wenn nicht gar zu ihrer Sabotage führte.

Die Zurückhaltung immer breiterer Kreise führte ausserdem dazu, dass die Reaktion in zunehmendem Masse die ganze Angelegenheit in die Hand bekam, ihre Vertreter systematisch die deutschen Entnazifizierungsausschüsse erobern konnten. Die Kommunistische Partei sah sich deshalb Ende 1946/Anfang 1947 veranlasst, ihre Vertreter aus diesen Ausschüssen zurückzuziehen, da keine Gewähr mehr dafür gegeben war, dass sie – bei ihrer vorwiegend reaktionären Zusammensetzung – antifaschistisch-demokratische Entscheidungen treffen würden.

Die Entnazifizierungsverfahren nahmen immer mehr den Charakter einer grossen Reinwaschung an. Deshalb nahmen sie sich in den Augen der ihnen noch immer ausgelieferten «Midäuer» als keineswegs demokratisch aus. Was mussten diese denken, wenn sie hörten, dass Hugo Stinnes, Abraham Frowein, Wilhelm Zangen und viele andere ihrer Sorte von den Spruchkammern genau wie sie selbst freigesprochen wurden.

Breites berechtigtes Misstrauen in die neue «Demokratie» oder besser in das, was für sie ausgegeben wurde und auf dessen Konto diese «Entnazifizierung» kam, und dadurch bedingt eine Welle kleinbürgerlicher Ressentiments wurden auf diese Weise hervorgehoben und trieben viele Midäuer wieder in die Arme der reaktionären Demagogen.

Die aus der allgemeinen Nachkriegslage, der nachfaschistischen Situation erwachsenden Gefahren individualistischer und politisch-destruktiver kleinbürgerlicher Verhaltensweise wurden durch diese Art und Weise, wie die «Entnazifizierung» durchgeführt wurde, in den Westzonen genährt und ausserordentlich gestärkt. Resignierend muss Balfour über das Ergebnis dieser «Entnazifizierung» feststellen: «Den meisten Versuchen, bekannte Nazis ihrer Stellung in der Gesellschaft zu entkleiden, war keine Dauerhaftigkeit beschieden.»²⁷

27 Ebenda, S. 389.

3. Kompetenzbeschränkung der gewählten Landtage

In den Westzonen war im ersten Nachkriegsjahr der alte bürokratische Verwaltungsapparat mit einigen unwesentlichen Veränderungen – neu entstanden. Er widerstand allen Versuchen seiner Entnazifizierung und Demokratisierung mit Erfolg. Er bildete auch in der Folge ein Bollwerk der Reaktion gegen alle antifaschistisch-demokratischen Bestrebungen, denn der alte bürokratische Verwaltungsapparat ist «durch tausend Fäden mit der Bourgeoisie verbunden und durch und durch von verknöcherten Gewohnheiten und Konservatismus durchsetzt . . .»²⁸

Man muss Balfour zustimmen, wenn er schreibt: «Aber der deutsche Verwaltungsdienst, der von sich mit einiger Berechtigung behauptet, der Kitt gewesen zu sein, der den Suat in Sturm und Drang zusammenhielt, liess sich (von den westlichen Besatzungsmächten – d. V.) ebensowenig zwingen wie überzeugen . . . Und so blieb mehr oder weniger alles beim Alten.»²⁹

Die demokratische Entwicklung verblieb in den Westzonen innerhalb enger Provinz- und Ländergrenzen und eingeschränkter Kompetenzen und Möglichkeiten.

Die britische Militärregierung legte in der Verordnung Nr. 57 vom 1. Dezember 1946³⁰ die Befugnisse für alle Regierungen und gesetzgebenden Körperschaften in der britischen Zone fest. Danach stand den Landtagen der Form nach die ausschliessliche Gesetzgebung für das Land zu, von der aber die folgenden Angelegenheiten ausgenommen waren:

A. Grundsätzlich ausgenommene Angelegenheiten:

1. auswärtige Angelegenheiten; 2. Landesverteidigung; 3. Staatszugehörigkeitsfragen; 4. Grenzkontrolle zum Ausland hin; 5. Währungsfragen; 6. Devisenkontrolle; 7. öffentliche Schulden; 8. Zentralbankwesen; 9. Post- und Telegrafwesen; 10. Schifffahrt; 11. Binnengewässer; 12. Eisenbahnen; 13. Strassenwesen; 14. Urheberrecht; 15. Aussenhandel und Handel zwischen den Ländern; 16.

28 W. I. Lenin: Suat und Revolution. In: Werke, Bd. 25, S. 501.

29 Michael Balfour: Viermächte-Kontrolle . . ., S. 300.

30 Amtsblatt der Militärregierung in Deutschland, Britisches Kontrollgebiet, Nr. 15, S. 344 ff.

Wertpapiere; 17. Masse und Gewichte; 18. Steuern und Zölle; 19. Strafrecht, bürgerliches Recht, Handelsrecht usw., Grundeigentumsrecht einschliesslich Enteignung; 20. Leitung der Grundindustrien und Verteilung von Mangelwaren, wie es von Zeit zu Zeit durch die Militärregierung bestimmt werde.

B. Angelegenheiten, in denen die Militärregierung infolge der Notlage die Gesetzgebungsbefugnisse ausübe:

1. Kriegsschulden, Besatzungskosten, Reparationen, Wiedererstattung, Entmilitarisierung, verschleppte Personen;
2. blockiertes Eigentum;
3. Preisbildung und Preiskontrolle;
4. Löhne und Lohngesetzgebung;
5. Arbeitslenkung;
6. Zuerteilung von Vorrechten für die Beschaffung von Arbeitskräften;
7. Sozialversicherung einschliesslich Arbeitslosenversicherung;
8. Registrierung, Einsetzung und Beschaffung von Arbeitskräften, Gewerkschaften, Vermittlung und Schlichtungsverfahren;
9. Fällung von Nutzhölzern und Holzschnitt;
10. Flüchtlinge.

C. Angelegenheiten, die auf eine gewisse Zeit von der Gesetzgebung der gesetzgebenden Körperschaften der Länder ausgenommen seien:

1. Bodenreform;
2. Steuern, deren Erträge zum Teil dem ehemaligen Reich zuflossen;
3. Versicherungswesen;
4. Industrienormung;
5. Sammlung, Ausgabe, Verarbeitung, Verteilung, Rationierung und Einfuhr von Lebensmitteln;
6. Planung der Lebensmittelerzeugung, Zuteilung von Kunstdünger, landwirtschaftlichen Maschinen, Saatgut, Insektenbekämpfungsmitteln und Seuchenbekämpfungsmitteln, Errichtung der für diese Zwecke notwendigen Organisationen.

Hinzu kamen noch in einem weiteren Anhang D acht aufgeführte Angelegenheiten «in Bezug auf welche die gesetzgebenden Körperschaften der Länder verpflichtet sind, die von der Militärregierung niedergelegten Grundsätze zu befolgen», darunter:

1. Kirchliche Angelegenheiten,
2. Entwicklung und Eigentumsverhältnisse in der Industrie,
4. Lebensmittel und Landwirtschaft,
7. Betriebsgesetzgebung,
8. Pressewesen, Vereinswesen und Versammlungswesen.

Alle diese Angelegenheiten (Anhang D mit Einschränkungen) wurden dem Landtag vorenthalten. Sie blieben wie bisher weiterhin

dem keinerlei Kontrolle unterworfenen Wechselspiel der reaktionären Zonenzentralämter und ähnlicher Ämter mit den Unternehmerverbänden und den Dienststellen der Militärregierung vorbehalten. Die Bestimmungen der Verordnung Nr. 57 standen also mit den Interessen der deutschen Monopolbourgeoisie und Reaktion in gutem Einvernehmen. Neben der gleichartigen Regelung in der französischen Zone verzichtete die amerikanische Militärregierung darauf, die vorbehaltenen Sachgebiete einzeln aufzuzählen, sondern machte in ihrer Proklamation Nr. 4 nur einen Generalvorbehalt. Einerseits übertrug sie formal die Machtbefugnisse des früheren Reiches auf die neugegründeten Länder der amerikanischen Besatzungszone, denen sie Staatscharakter zuerkannte. Andererseits entzog sie diesen «Staaten» die Entscheidung über alle Gebiete, die ehemals zur Reichsgesetzgebung gehört hatten. Auf diesen Gebieten, in deren Bereich die entscheidenden Fragen demokratischer gesellschaftlicher Veränderungen fielen, sollte bis zur Bildung einer neuen deutschen Zentralregierung «nichts geschehen. Es soll ein Stillstand eintreten.»³¹

Ein solches Vorgehen der Westmächte, das den restaurativen Föderalisierungskonzeptionen der deutschen Reaktion entsprach, sollte einerseits nicht zu umgehende demokratische Einrichtungen (Wahlrecht, parlamentarisches Regierungssystem) und Veränderungen, die demokratische Kontrolle auf den Länderrahmen beschränken, andererseits die Möglichkeiten für die Durchführung grundlegender Reformen auf unbestimmte Zeit hinausschieben.

Der Aufbau zentraler Instanzen sollte dabei gleichzeitig ohne direkte demokratische Legitimierung vor sich gehen.

So wie es zonal durch die Militärregierung erfolgt war, geschah dann auch die weitere Entwicklung über der Landesebene ohne parlamentarische Kontrollmöglichkeit. Das wurde zum Beispiel bei der Zusammensetzung des zweiten Zonenbeirates deutlich, wenn bestimmt wurde: «Die Mitglieder des Zonenbeirates brauchen nicht

31 Ausführungen des hessischen Staatssekretärs Dr. Brill auf der 3. Sitzung des vom Verfassungsausschuss eingesetzten Siebener Ausschusses am 12. September 1946. In: Drucksachen der Verfassung beratenden Landesversammlung Gross-Hessen, Abt. III a, Wiesbaden o. J., S. 275.

Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft des Landes zu sein . .
,»³²

Die Stellung des Landtages wurde auch bei der Bildung des bizonalen Wirtschaftsrates entwertet. Die Mitglieder des Wirtschaftsrates, der mit seinen legislativen und exekutiven Organen den Prototyp des zukünftigen westdeutschen Separatstaates darstellt, wurden zwar von den Landtagen der Länder gewählt, waren jedoch dem Landtag bei der Ausübung ihrer Tätigkeit keine Rechenschaft mehr pflichtig. Die Rolle der Landtage (in der britischen Zone) trat auch noch hinter die der Landesregierungen zurück, deren Befugnisse – wenn sie auf Anweisung zonaler Ämter handelten – sich dann auch auf Gebiete erstreckte, die von der Zuständigkeit der Landtage ausgenommen waren und demzufolge nicht ihrer Kontrolle unterstanden.

32 Verordnung Nr. 80 vom 10. Juni 1947. In: Amtsblatt der Militärregierung in Deutschland, Britisches Kontrollgebiet, 1947, Nr. 20, S. 565.

VII. Die SPD als «dritte Kraft» und die erneute Spaltung der Arbeiterklasse

1. Rechtssozialdemokratische Positionen in der Nachkriegssituation

Eine Schlüsselfrage für die Entwicklung in den Westzonen war die Entscheidung darüber, welche Klassenlinie und welche politischen Strömungen bei der Formierung und Profilierung der SPD den entscheidenden Einfluss auszuüben vermochten, in wessen Hände die Parteiführung geriet und was für Funktionäre der SPD staatliche Führungsfunktionen ausübten. Unzweifelhaft trat die proletarische Klassenlinie in der westzonalen SPD in den Nachkriegsmonaten ausserordentlich stark hervor. Das kam in der Hinwendung breiter Mitgliederkreise zum Marxismus und zu sozialistischen Zielvorstellungen, in den Ansätzen und Elementen der Aktionseinheit mit den kommunistischen Genossen, in Kämpfen um die Mitbestimmung in den Betrieben, in Versammlungen und Kundgebungen eindeutig zum Ausdruck. Eine echte demokratische Willensbildung und unbehinderte Entwicklung der SPD vorausgesetzt – auch in den Westzonen hätte sich die SPD in die Richtung der Zurückdrängung der bürgerlichen und der Dominierung der proletarischen Klassenlinie entwickeln können. Die politische Quarantäne, die Drosselung der organisatorischen Entwicklung der SPD und das Zusammenspiel der Besatzungsbehörden und rechten SPD-Führer beeinflussten den Prozess der Formierung und Profilierung der SPD im negativen Sinne. Die Schlüsselpositionen der SPD in den Bezirken gelangten auf diese Weise weitgehend in die Hände von Funktionären, die bereits vor 1933 führende Positionen innegehabt hatten, die mit der Linie des Londoner Exilvorstandes der SPD übereinstimmten, bereit waren, eng mit den Westmächten zusammenzuarbeiten und eine anti-kommunistische (und antisowjetische) Grundorientierung vertraten. Sie verfügten über grosse Erfahrungen in der Parteiarbeit und auf

kommunalpolitischem Gebiet und waren breiten Mitgliederkreisen bekannt.

Das war bei den Vertretern der proletarischen Klassenlinie nicht oder weit weniger der Fall. Hinzu kam, dass die rechten SPD-Führer, die im Sinne einer bürgerlichen Klassenlinie der Entwicklung der SPD wirkten, in der Lage waren, sich geschickt an die Nachkriegssituation anzupassen bzw. vor allem geschickt vorhandene Denk- und Gefühlsweisen auszunutzen. Mit dem Faschismus und Militarismus war bei der Mehrheit der Bevölkerung in den Westzonen die bürgerliche Gesellschaftsordnung, insbesondere die Wirtschaftsstruktur, in Frage gestellt. Die Überzeugung, dass «alles anders werden muss», war ebenso weit verbreitet wie sie der definitiven Klarheit ermangelte. Nur ein relativ kleiner Kreis von Kommunisten und klassenbewussten Sozialdemokraten hatte den Bedingungen und dem Charakter der Epoche gemässe Ziel-Weg-Vorstellungen. Die Mehrheit sozialdemokratischer Mitglieder verband ihr umgestaltendes Wollen mit der traditionellen sozialdemokratischen Vorstellungswelt, den Kapitalismus auf dem Wege der Reform, ohne revolutionären Massenkampf um die Macht, allmählich zu überwinden und in den Sozialismus hineinzuwachsen, wobei über die sozialistischen Zielvorstellungen nicht geringe Unklarheiten bestanden. Die Wiedererweckung dieser reformistischen Vorstellungen wurde durch die Nachkriegssituation begünstigt, in der einiges darauf hinzudeuten schien, als sei der Kapitalismus bereits zusammengebrochen und eine echte Gefahr der Restauration nicht gegeben. Die rechten SPD-Führer setzten an diesem Punkte an, bestärkten solche Illusionen. «Es ist der Kapitalismus in Deutschland, der mit dem Zusammenbruch seiner Methoden und politischen Parteien selbst zusammengebrochen ist», erklärte Kurt Schumacher im Sommer 1945 in seiner Arbeit «Konsequenzen deutscher Politik».¹ Und im Juli 1945 hatte er in einem Aufruf festgestellt: «Aber wer ist denn heute die herrschende Klasse? Ein zerschlagener und zertrümmerter Haufen, der innen- und aussenpolitisch bankrott gemacht hat.»²

1 Siehe Turmwächter der Demokratie. Ein Lebensbild von Kurt Schumacher. Bd. 2:

2 Zit. in Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 6, S. 365.

Die Wirkung solcher Erklärungen konnte es nur sein, die Einsicht in die Notwendigkeit revolutionärer Aktionen zu blockieren und die Bereitschaft dazu zu lähmen. Die Grundlinie der politisch-ideologischen Wirksamkeit der rechten Führer zielte nicht darauf ab, das Klassenbewusstsein zu stärken, sondern es weiter zu schwächen, direkt oder indirekt kleinbürgerliche Denk- und Verhaltensweisen zu fördern, den Klassenkampf einzudämmen und Gedanken der Sozialpartnerschaft zu verbreiten. Die rechten SPD-Führer gaben vor, aus der Vergangenheit Lehren gezogen zu haben, gaben sich radikal und formulierten die Losung vom «Sozialismus als Tagesaufgabe». Auf diese Weise errangen sie sich wieder das Vertrauen breiter Mitgliederkreise der SPD.

Ausserdem nutzten sie weitverbreitete parlamentarische Illusionen sowie Unklarheiten über Wesen und Ziele der Deutschland- und Besatzungspolitik der Westmächte aus. Ihre radikal anmutende Kapitalismuskritik richtete sich jedoch nicht gegen den Kapitalismus als System, sondern gegen Erscheinungsformen des deutschen Kapitalismus, denen der reformierte und angeblich demokratische Kapitalismus vom Labour-»Sozialismus« bis zum «New Deal» als Alternative gegenübergestellt wurde.

Schumacher schrieb in einem Manuskript vom 26. März 1946: «Es handelt sich nicht um einen Gegensatz zwischen Sozialismus im Osten und Kapitalismus im Westen. Auch im Westen besteht kein reiner Privatkapitalismus mehr. Grosse Teile dieses Kapitalismus sind gelenkt, und die demokratische und parlamentarische Eroberung der Macht durch die Labour-Regierung ändert das Bild im Westen grundsätzlich, umgekehrt erleben wir im Osten keinerlei Sozialismus, weder in Russland, noch in Polen, am allerwenigsten in Deutschland selbst.»³

Und weiter: «Gesichert ist die Demokratie nur in den Ländern der alten Demokratie.»⁴

Im Grunde ging es den rechten SPD-Führern darum, die parteipolitische Führungsrolle im bürgerlichen Staat zu erlangen und den staatsmonopolistischen Kapitalismus in neuen, effektiveren For-

3 Kurt Schumacher in einem Manuskript an Funktionäre zum Gebrauch in der Diskussion. Archiv der Bibliothek des ZK der SED, Mappe 541, S. 8.

4 Ebenda, S. 11.

men, bei Nationalisierung von Industriezweigen, der Einführung von Planungselementen und von solchen der Mitbestimmung zu restaurieren. Auf diesem Wege strebten sie einen besseren staatsmonopolistischen Kapitalismus an, der die Gebrechen der Vergangenheit überwinden könne, mit einer stärker ausgebauten sozialen Komponente. Das hielten sie für notwendig, um die Werktätigen, insbesondere die Arbeiterklasse, gegen die Revolution zu immunisieren und fest in die bürgerliche Staats- und Gesellschaftsordnung zu integrieren.

Die rechten SPD-Führer setzten dabei darauf, dass sich ähnliche Bestrebungen in Grossbritannien und anderen westeuropäischen Ländern durchsetzen, dass sie von daher Unterstützung finden würden. Auf diesem Wege sollte sich sowohl innenpolitisch wie auch international eine «dritte Kraft» herausbilden bzw. sollte ein «dritter Weg» zwischen Kapitalismus und Kommunismus beschriftet werden. Mit diesen Vorstellungen übten sie einen beträchtlichen Einfluss auf die Bewusstseinsbildung innerhalb der westzonalen Sozialdemokratie und darüber hinaus aus, wobei jedoch die Mehrzahl der Beeinflussten damit reformistische Vorstellungen von der Überwindung des Kapitalismus verband. In Wirklichkeit befanden sich Konzeption und Politik rechter SPD-Führer nicht gleichermassen im Gegensatz zu Kapitalismus und Kommunismus. Unüberbrückbar war lediglich der Gegensatz zwischen ihrer bürgerlichen Klassenlinie und der revolutionären Arbeiterbewegung bzw. dem real existierenden Sozialismus, gegen die sie deshalb auch den politischen Hauptstoss richteten und die Hauptkräfte konzentrierten. Die Gegensätze zur grossbürgerlichen Hauptlinie restaurativer Nachkriegspolitik reduzierten sich demgegenüber auf unterschiedliche Restaurationsvarianten, wenn darüber auch zum Teil noch so erbittert mit den bürgerlichen Parteien gestritten wurde. Das ergab sich nicht zuletzt aus der Tatsache, dass die rechten SPD-Führer in stärkerer Masse als z.B. die grossbürgerlichen Führungskräfte in der CDU Konzessionen an proletarische Bestrebungen zur Überwindung des Kapitalismus machen mussten, was sich besonders in ihrer verbalen teilweisen Anerkennung des Marxismus und in der Problematik der Überführung von Industriezweigen in Gemeindegut und einer qualitativen Mitbestimmung niederschlug. Hier

waren fließende Grenzen in Richtung einer wirklich antimonopolistisch-demokratischen Politik und auch – wie sich zeigte – in den folgenden Jahren noch Ansatzpunkte, z.B. für ein Zusammengehen von KPD und SPD in den Landtagen gegen die bürgerlichen Parteien. Die von den rechten SPD-Führern angestrebte gemässigte kapitalistische Nationalisierung konnte durch die Dialektik des Klassenkampfes über den von ihnen gesteckten Rahmen hinausgehen, ihrer Kontrolle entgleiten. Insofern lagen den Auseinandersetzungen, die insbesondere zwischen SPD- und CDU-Führern in diesen Fragen geführt wurden, durchaus gegensätzliche Auffassungen zugrunde. Sie betrafen die Methoden, nicht das Ziel.

Während alle politischen Kräfte und Mächte, die die Spielregeln der «westlichen», d.h. bürgerlichen, Demokratie anerkannten über alle Klassengegensätze hinweg in einem Boot saßen, bestanden nach Auffassung der rechten SPD-Führer unüberwindliche politische Gegensätze zwischen diesen «demokratischen» und den angeblich «totalitären» Kräften. «Der Kampf gegen den Totalitarismus in jeder Form ist die Voraussetzung für das Gedeihen der Demokratie auf deutschem Boden», schrieb Kurt Schumacher.⁵

Angesichts des heroischen und opferreichen Widerstandskampfes der KPD gegen den Faschismus und der Hauptrolle der Sowjetunion im antifaschistischen Befreiungskampf war es eine besondere Perfidie bürgerlicher und rechtssozialdemokratischer Kräfte, die bürgerliche Totalitarismus-Doktrin zu rezipieren, nach der Faschismus und Kommunismus angeblich wesensverwandt seien. Diese Doktrin war die entscheidende theoretische Grundlage, von der aus die rechten SPD-Führer gegen Aktionsvereinbarungen zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten vorgingen und die SPD in anti-kommunistische Frontstellung zu manövrieren suchten.

Nach Auffassung rechter SPD-Führer gab es keine bürgerliche oder proletarische Diktatur bzw. Demokratie, sondern nur die Diktatur sowie die Demokratie an sich.

Sie leugneten den Klassencharakter des Staates und betrachteten den Staat im idealistischen Sinne als über den Klassen stehenden Ordnungsfaktor. Eine geschichtliche Lehre war es, die SPD nicht

5 Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1946 (Göttingen 1947), S. V.

wieder aus dem Staat hinausdrängen zu lassen, sondern sie fest in der parlamentarischen bürgerlichen Demokratie zu integrieren. Von ihrer Klassenposition einer grundsätzlichen Bejahung der bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsordnung stemmten sich die rechten SPD- und Gewerkschaftsführer gegen revolutionäre Umwälzungen und revolutionäre oder demokratische Initiativen und Massenkämpfe, traten sie für Reformen im Rahmen der bürgerlichen Demokratie ein. Diese Kräfte wirkten auch in der sowjetischen Besatzungszone. Während ihr Einfluss in der SPD jedoch hier Schritt für Schritt von den Kräften zurückgedrängt wurde, die sich zu den Positionen des revolutionären Marxismus durchgerungen hatten, konnten die rechten SPD-Politiker in den Westzonen Deutschlands ihren Einfluss auf

die Entwicklung der SPD immer mehr ausdehnen. Das geschah nicht zuletzt mit Hilfe von Einwirkungen der Besatzungsbehörden auf die Entwicklung der Arbeiterbewegung und auf dem Wege des Ausschlusses von revolutionären Kräften aus der SPD in grossem Umfange. Von ihrer Klassenposition aus bestimmte sich der politische Standort der rechten SPD- und Gewerkschaftsführer in den Klassenauseinandersetzungen, ihr Verhältnis zu den Besatzungsmächten und anderen politischen Kräften, ihre Strategie und Taktik in den politischen Grundfragen. Daraus ergab sich ihr prinzipieller Antikommunismus und Antisowjetismus.

Zum Hauptexponenten der rechten SPD- und Gewerkschaftsführer avancierte Kurt Schumacher. Wer war dieser Mann?

Der kriegsversehrte, einarmige Sozialdemokrat und Staatsrechtler Dr. Kurt Schumacher, Sohn eines grossbürgerlichen Kaufmanns, schwärmte in den zwanziger Jahren für die Lyrik Heinrich Heines, verehrte auf seine Weise Karl Marx und verabscheute Lenin. Im Reichstag raste er dann gegen die Kommunisten, stiess massive Drohungen gegen sie aus, verunglimpfte sie als «Putschisten» und «Zerstörer der Demokratie». Mit gekonnter Rhetorik warnte er gleichzeitig vor dem Heraufziehen der faschistischen Barbarei. Die Nazis rächten sich an ihm. Für die Dauer von zehn Jahren verschwand er in Zuchthäusern und Konzentrationslagern. In Dachau wurde er schwer misshandelt. Sozialdemokratische und kommunistische Häftlinge, die mit ihm über ein künftiges Zusammengehen von KPD und SPD diskutierten, stiess er jedoch brüsk von sich.

Schumacher konnte mit Unterstützung der britischen Besatzungsmacht im Frühsommer 1945 in Hannover ein Büro errichten, von dem aus er den organisatorischen Wiederaufbau der SPD in der britischen Besatzungszone und darüber hinaus betrieb.

Es war ein Charakteristikum der von Schumacher vertretenen bürgerlichen Linie in der SPD, dass sie sich von Anfang an mit dem blindwütigsten Antikommunismus verband, der dem Antikommunismus der Nazis in nichts nachstand.

Die antikommunistische Stossrichtung wurde zum Angelpunkt der Schumacherschen Konzeption sozialdemokratischer Politik. Er behauptete, die KPD könne in Deutschland keine Massenbasis mehr finden, sie wolle deshalb über eine Vereinigung die SPD als Blutspender missbrauchen.⁶ Schumacher erklärte die KPD in Deutschland für überflüssig und kritisierte sie wegen ihrer Orientierung auf ein «nur» antifaschistisch-demokratisches, statt eines «sozialistischen» Sofortprogramms.⁷

Schumacher verkündete: «1. Die russische Besatzungszone ist zu weit nach Westen gerückt ... 2. Die deutsche Ostgrenze ist zum Zwecke der Bildung eines neuen Polens sehr viel zu weit westlich gelegt . . .»⁸

Die Kommunistische Partei wurde von Schumacher als russische Staatspartei, als sowohl antinational als auch antieuropäisch – das bedeutete antidemokratisch-disqualifiziert und zusammen mit dem Hitlerfaschismus unter den Begriff eines antieuropäischen Totalitarismus subsumiert, dessen angebliches Wesen es sei, humanistisches, liberal-demokratisches Gedankengut der westeuropäischen bürgerlichen Revolution zu ignorieren.

Schumacher vertrat hinsichtlich des Potsdamer Abkommens eine so feindselige Position wie Adenauer und andere bürgerliche Politi-

6 Siehe Programmatische Erklärung auf der Konferenz in Hannover am 5. 10.1945. Nach einem unveröffentlichten Schreibmaschinenmanuskript im Archiv von Frau Annemarie Renger, MdB. In: Dr. Dr. Ossip K. Flechtheim: Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945, Programmatische der deutschen Parteien, 3. Bd., 2. Teil, (West-)Berlin 1963, S. 5/6.

7 Siehe Fried Wesemann: Kurt Schumacher. Ein Leben für Deutschland, Frankfurt/M. 1952, S. 87.

8 Richtlinie «Sozialismus und Demokratie» vom August 1945. In: Kurt-Schumacher: Nach dem Zusammenbruch, Hamburg 1948, S. 1 ff.

ker. Er verband wie diese seine bürgerliche Grundeinstellung mit einer prononciert antisowjetischen Haltung. Er spekulierte von Anfang an auf den Zusammenbruch der alliierten Vier-Mächte-Verwaltung Deutschlands und auf eine einseitige Regelung der deutschen Frage durch die Westmächte, auf das Hinausdrängen der Sowjetunion aus Deutschland bzw. die Eliminierung ihres Einflusses. Eine solche politische Linie widersprach völlig den Erfordernissen der Schaffung eines einheitlichen deutschen demokratischen Staates, in dem die für Faschismus und Krieg verantwortlichen Kräfte und ihre gesellschaftlichen Machtgrundlagen beseitigt waren und das Volk auf alle gesellschaftlichen und politischen Bereiche den entscheidenden Einfluss ausübt.

Seine Westorientierung verband Schumacher zunächst mit der Hoffnung darauf, dass die SPD in den Westzonen die stärkste Partei werden würde und ihre stärker sozialreformistische Variante der Wiedererrichtung des staatsmonopolistischen Kapitalismus durchsetzen könnte. Schumacher hoffte dabei besonders auf die Unterstützung durch die Besatzungs- und Deutschlandpolitik der Labourregierung. Ein Symptom für den zutiefst opportunistischen Charakter der Schumacherpolitik war die Tatsache, dass sie sich später, als die Dominanz der USA eindeutig zutage trat, ohne Weiteres auf die Politik des USA-Imperialismus orientierte.

Schumacher einte mit Adenauer und anderen bürgerlichen Politikern auch die starke Herausstellung der Losung von den Vereinigten Staaten von Europa, in deren Rahmen die deutsche Frage am besten zu lösen sei.

Die Europakonzeption der rechten SPD-Führer um Kurt Schumacher, die einer demokratischen Friedensregelung durch Verwirklichung des Potsdamer Abkommens entgegengestellt wurde, passte sich an die Europakonzeption imperialistischer Kreise der Westmächte und der deutschen Grossbourgeoisie an. Sie besass mit diesen imperialistischen Konzeptionen eine gemeinsame Grundlage. Durch die Behauptung, es gäbe nur eine Demokratie und durch die Reduzierung des Imperialismus auf eine spezifische Form der Politik wurde eine internationale antisowjetische «abendländische» Frontstellung begründet.

Obwohl Schumacher ganz richtig von der Antinomie der Demo-

kratie in Deutschland von 1945 sprach, hielt er daran fest, die Lebensfragen des deutschen Volkes ausschliesslich und voraussetzungslos über den Weg des Stimmzettels und des (bürgerlichen) Parlamentarismus lösen zu wollen. Die SPD sollte sich in der Demokratie, und das bedeutete, wie Schumacher behauptete, über die Wahlurne, durchsetzen.

Die bürgerliche Grundposition Schumachers und der anderen rechten SPD- und auch Gewerkschaftsführer kam deutlich in der Staatsfrage zum Ausdruck. Wenn sie nicht nur einen reformierten Kapitalismus, sondern seine Überwindung angestrebt hätten, hätten sie sich nicht auf den Boden der vollendeten reaktionären Tatsachen in der Staatsfrage stellen dürfen, wie sie in den Westzonen geschaffen wurden, sondern einen energischen Kampf um die Säuberung und Demokratisierung des Staatsapparates führen müssen. Das taten sie jedoch nicht, kritisierten die staatliche Entwicklung lediglich unter dem Aspekt der Benachteiligung der SPD und arbeiteten ansonsten aktiv und loyal an der Entwicklung der bürgerlichen Staatsorganisation in den Westzonen auf allen Ebenen mit. In ihrer Praxis trugen sie auf diese Weise dazu bei, die Machtfrage zugunsten der Bourgeoisie zu entscheiden und mitzuwirken an dem Aufbau der Unterdrückungsinstrumente gegenüber den Bestrebungen nach grundlegenden gesellschaftspolitischen Veränderungen. Parallel hierzu wirkten sie darauf hin, politische Massenkämpfe zu unterbinden bzw. einzudämmen, die politischen Auseinandersetzungen auf Wahlpropaganda und Parlamentsdebatten zu beschränken.

Eine erfolgreiche Politik antifaschistisch-demokratischer Umgestaltungen konnte in den Westzonen ebensowenig wie in der sowjetischen Besatzungszone in Reduzierung auf den bürgerlichen Parlamentarismus durchgeführt werden. Sie bedurfte des Massenkampfes, der Mobilisierung der in Aktionseinheit handelnden Arbeiterklasse in den Betrieben und Kommunen zu demokratischen Kundgebungen und Aktionen, zur Durchsetzung von Volksentscheiden über die politischen Lebensfragen, wofür das Potsdamer Abkommen eine wichtige Rechtsgrundlage auch gegenüber den Besatzungsmächten bot.

Dazu bedurfte es der Einheit der Arbeiterklasse und einer richtigen Bündnispolitik, vor allem gegenüber der werktätigen Bauern-

schaft. Schumacher negierte Ziel und Weg einer demokratischen Bodenreform und eine neue Agrarpolitik, wie sie in der sowjetischen Besatzungszone mit Erfolg verwirklicht wurden. Ohne Bodenreform mussten die Landgemeinden in den Westzonen jedoch Domänen des Grossgrundbesitzes und der politischen Reaktion bleiben. Anstelle eines Programms zur Eingliederung der Umsiedler verkündete Schumacher schon Anfang Oktober 1945 die Nichtanerkennung der Oder-Neisse-Grenze und den Kampf «um jeden Quadratmeter deutschen Bodens . . .»⁹

Der Appell an nationalistische Gefühle und der Versuch, die CDU/CSU damit rechts zu überholen, war ein weiteres Kennzeichen der Politik Schumachers. Das war politisch verantwortungslos und konnte sich für einen demokratischen Neuaufbau und eine demokratische Regelung der deutschen Frage nur negativ auswirken. Im Antikommunismus, in der Staatsfrage, im Revanchismus und Nationalismus trat die bürgerliche Klassenlinie Schumachers am deutlichsten hervor. Ansonsten enthielten seine Reden und Schriften oft eine Reihe widersprüchliche Elemente und die bürgerliche Klassenlinie wurde durch einen zur Schau getragenen Radikalismus, der teilweise mit marxistischen Phrasen drapiert war, überdeckt. Die eindeutig antikommunistische Ausrichtung seiner Politik ergänzte Schumacher durch demagogische Angriffe auch gegen die Westmächte, gegen die CDU, die Bourgeoisie usw. In der politischen Praxis, dem entscheidenden Kriterium, dominierte jedoch eindeutig der Antikommunismus einerseits, die Linie der Zusammenarbeit mit Westmächten, Bourgeoisie und bürgerlichen Parteien andererseits. Im Grunde war die Schumachersche Politik eine typisch opportunistische Politik entsprechend den widersprüchlichen Gegebenheiten der Nachkriegsperiode in den Westzonen.

Der antikommunistische Schumacher-Kurs musste nicht nur, wie beabsichtigt, die KPD, sondern vor allem auch die westzonale SPD selbst sowie die westdeutsche Arbeiterklasse überhaupt wesentlich schwächen, ihre politische Führungsrolle infrage stellen. Die Schumacher-Gruppe trug zur Verbreitung beziehungsweise Bestärkung kleinbürgerlicher Vorstellungen über einen kampflosen Weg zur

9 Zit. in: Fried Wesemann: Kurt Schumacher, S. 111.

Bewältigung der Vergangenheit bei. Solche Illusionen waren weit verbreitet. «Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches erschien es zunächst möglich, eine neue wirtschaftsdemokratische Ordnung ohne harten Kampf zu verwirklichen.»¹⁰ Die neue Taktik der deutschen imperialistischen Bourgeoisie, die Zurschaustellung antinazistischer demokratischer und sozialer Gesinnung, die Öffnung zahlreicher sozialer und materieller Zugeständnisse begünstigten solche Vorstellungen. Die Kompromittierung und die politische Schwäche der imperialistischen deutschen Bourgeoisie erschienen vielen grösser, ihre realen Machtpositionen geringer, als es der Wirklichkeit entsprach. Die antifaschistisch-demokratischen Forderungen stiessen zunächst in den Westzonen auf keinen offenen, direkten und prinzipiellen Widerstand. Alle, einschliesslich der westlichen Besatzungsmächte, schienen für eine antifaschistisch-demokratische Entwicklung zu sein, und es gab anscheinend nur Meinungsverschiedenheiten über den Weg und die Methoden sowie die Auslegung der Ziele.

Die Gefahr, dass der Kampf um die antifaschistisch-demokratische Umwälzung in den Westzonen gerade deshalb, durch die damit hervorgerufene Desorientierung und Schwächung der Kampfkraft, verlorengehen könnte, wurde durch den Schumacher-Kurs ausserordentlich vergrössert. Die Ablehnung der Aktionseinheit mit der KPD verband Schumacher mit der grundsätzlichen Bereitschaft der Zusammenarbeit mit dem Zentrum beziehungsweise der an seiner Stelle entstehenden CDU/CSU. «Die Zusammenarbeit der Sozialdemokratie mit dem Zentrum ist für die Zukunft von entscheidender Bedeutung für Deutschland»,¹¹ schrieb Schumacher im Sommer 1945.

2. Gegen die Aktionseinheit und die Gründung der SED

Von seinen Klassenpositionen aus bekämpfte Schumacher die Aktionseinheit von KPD und SPD und setzte alle Mittel ein, um in den

10 Zehn Jahre Arbeit. Zehn Jahre Aufstieg. Zehn Jahre neue deutsche Gewerkschaftsbewegung, 1945 bis 1956. Hrsg. vom Bund-Verlag, Köln 1956, S. 34.

11 Fried Wesemann, a. a. O., S. 86.

Westzonen eine Vereinigung von KPD und SPD auf marxistischer Grundlage zu verhindern. Schumacher unternahm alles, um den Einfluss des Zentralausschusses der SPD in Berlin auf die sozialdemokratische Entwicklung zurückzudrängen und die SPD in den Westzonen gesondert zusammenzufassen. Diese Auffassung konnte er auf Konferenzen ausgesuchter sozialdemokratischer Funktionäre aus den drei Westzonen in Wennigsen und in Hannover, die am 5. und 6. Oktober stattfanden und an denen auch Vertreter des Berliner Zentralausschusses teilnahmen, durchsetzen. Schumacher wurde als politischer Beauftragter für die drei Westzonen akklamiert.

Die Schumacher-Gruppe setzte dem Dezemberbeschluss 1945 des Zentralkomitees der KPD und des Zentralausschusses der SPD über die Vorbereitung der Vereinigung beider Parteien einen erbitterten Widerstand entgegen. Es gelang ihr, Anfang Januar 1946 auf sogenannten Bezirksleiterkonferenzen in der britischen und amerikanischen Zone einen Beschluss durchzusetzen, in dem die Vereinigung mit der KPD grundsätzlich abgelehnt wurde, und in den ersten Monaten des Jahres 1946 diesen Beschluss gegen grosse Widerstände Schritt für Schritt von oben nach unten durchzusetzen. Ferner gelang es ihr mit Unterstützung der westlichen Besatzungsmächte, einen gesamtdeutschen Parteitag der SPD, dessen Einberufung Schumacher im Herbst 1945 ursprünglich zugestimmt hatte, zu verhindern.

In Berlin spitzte sich der Kampf um die Vorbereitung der Gründung der SED besonders zu. Mit Unterstützung der westlichen Besatzungsbehörden und der West-Berliner Presse gelang es einer starken Spalterfraktion in der Berliner Parteiorganisation der SPD schliesslich, am 31. März 1946 in West-Berlin eine satzungswidrige Urabstimmung durchzuführen. Von 66'300 Mitgliedern der SPD in Berlin, davon 39'716 in West-Berlin, nahmen nur 23'019 an der Urabstimmung teil. Von den gültigen Stimmen sprachen sich 2'731 für und 18'951 gegen eine sofortige Vereinigung mit der KPD, jedoch gleichzeitig 14'146 für und nur 5'707 Mitglieder gegen ein enges Bündnis der beiden Parteien und die Beendigung des Bruderkampfes aus. Die Spalterfraktion konnte nur dadurch, dass sie die Ablehnung der sofortigen Vereinigung mit dem geheuchelten Bekenntnis zur

engen Zusammenarbeit verband, die Unterstützung eines grossen Teils der Westberliner SPD-Mitglieder erlangen.

Doch dadurch konnte die Vereinigung von KPD und SPD, die auf der zweiten Sechzigerkonferenz von KPD und SPD am 26. Februar 1946 beschlossen wurde, nicht aufgehalten werden.

Am 21. und 22. April 1946 vereinigten sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands und die Kommunistische Partei Deutschlands in Berlin zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands.

Trotz des Kurses der Führung der westzonalen Sozialdemokratie griff die Bewegung zur Gründung der SED in den Westzonen ebenfalls um sich, örtliche Einheitskomitees veranstalteten Grosskundgebungen, die eindrucksvolle Demonstrationen für die Einheit der deutschen Arbeiterbewegung waren. Im Juli sprachen auf solchen Kundgebungen Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Walter Ulbricht.

Doch schliesslich kamen die westlichen Besatzungsmächte den in die Enge geratenen SPD-Funktionären Schumacherscher Richtung erneut zu Hilfe. Bereits nach der Gründung der SED hatten sie die in den Parteivorstand der SED gewählten Arbeiterfunktionäre aus den westlichen Besatzungszonen vor die Alternative gestellt, entweder auszuschneiden, da die SED in den Westzonen nicht existiere, oder der KPD beizutreten. Nun wurden örtliche Gründungen der SED in den Westzonen offen verboten. Mit Hilfe der Westmächte gelang es der Schumacher-Gruppe auch, einheitswillige SPD-Funktionäre aus Verwaltungsfunktionen hinauszudrängen, wie zum Beispiel im Juli 1946 den hessischen Innenminister Hans Venedey.

Die rechten SPD-Führer steigerten ihre antikommunistische Aktivität im Zusammenhang mit ihrem Wirken und ihrer Hetze gegen die angebliche «Zwangsvereinigung» von SPD und KPD als SED. Damit verbanden sie eine sich ständig steigende Verleumdung der antifaschistisch-demokratischen Umwälzungen in der sowjetischen Besatzungszone. Auf diesem Gebiet stachen sie sogar die bürgerlichen Parteien aus.

Damit untergruben die rechten SPD-Führer gleichermassen die Chancen einer wirklich demokratischen Neuordnung in den Westzonen und der Herstellung eines einheitlichen demokratischen deutschen Staates, förderten und begünstigten die Restauration in den Westzonen und die Spaltung Deutschlands.

«Obwohl erst fünf Monate seit Kriegsende vergangen waren und zu diesem Zeitpunkt ausser den Franzosen keine Besatzungsmacht die Einheit Deutschlands in Frage stellten, obwohl der Alliierte Kontrollrat voll in Funktion war. . . ging Kurt Schumacher von der Teilung Deutschlands aus. Er machte keinen ernsthaften Versuch, die gefährdete Einheit zu retten. Er war beherrscht von dem einzigen Ziel, die Kommunistische Partei und die Russen aus den Westzonen fernzuhalten», wird in diesem Zusammenhang auch in einer neueren Publikation bürgerlicher Provinienz konstatiert.¹² Solcher Art sind die Traditionen der Führer der Sozialdemokratie der BRD, die nun heute – in konterrevolutionärer Absicht – plötzlich ihr Herz für die «Einheit der Nation» entdecken, die sie selbst bzw. ihre Vorgänger zielstrebig zerstören halfen.

Der erste Parteitag der westzonalen SPD, der vom 9. bis 11. Mai 1946 in Hannover stattfand, widerspiegelte die Existenz der zwei Klassenlinien in der Partei und unterschiedlicher politischer Strömungen. Er wies aber vor allem aus, dass es der Schumacher-Gruppe weitgehend gelungen war, die unbestrittene Führung der SPD zu erreichen und entscheidenden Einfluss auf ihren politischen Kurs auszuüben. Zweifellos gelang das nur mit einer Reihe taktierender Kompromisse. Die Tatsache fand auch in der Entschliessung des Parteitages,¹³ in der Leitsätze sozialdemokratischer Politik entwickelt wurden, ihren Niederschlag. Ihre gesellschaftspolitische Stossrichtung ging eindeutig gegen den Kapitalismus in Richtung einer weitgehenden «Sozialisierung» der wirtschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft zur Abschaffung der kapitalistischen Ausbeutung. Die «Dritte-Weg»-Konzeption war damit abgeschwächt. Die politische Frontstellung gegen den Kommunismus und die Sowjetunion kam ebenfalls nicht so prononciert zum Ausdruck, wie das bei Schumacher üblich war. In der Staats- und Machtfrage hingegen hatte sich der Schumachersche Standpunkt vollständig durchgesetzt. Nachfolgend einige Zitate aus dieser Entschliessung, die von heutiger Sicht recht interessant sind. In der Präambel hiess es:

12 Heinrich Jaenecke: 30 Jahre und ein Tag. Die Geschichte der deutschen Teilung, Düsseldorf, Wien 1974, S. 120.

13 Sozialismus. Eine Gegenwartsaufgabe (Berlin), 1946, S. 23-28.

«In der Periode zwischen zwei Weltkriegen haben überall die Kräfte des Finanzkapitals und der Reaktion versucht, den sozialistischen Konsequenzen der Demokratie zu entgehen. In Deutschland ist ihnen dies auf Grund der ökonomischen, historischen und geistesgeschichtlichen Bedingungen gelungen . . . Die Sozialdemokratische Partei siehtdemgegenüber ihre Aufgabe darin, alle demokratischen Kräfte Deutschlands im Zeichen des Sozialismus zu sammeln. Nicht nur die politischen Machtverhältnisse, sondern auch ihre ökonomischen Grundlagen müssen geändert werden. Nur eine völlige Umgestaltung gibt dem deutschen Volk die wirtschaftlichen und sozialen Lebensmöglichkeiten und sichert die Freiheit und den Frieden.»

Im Wirtschaftsteil hiess es: «DieSozialisierung hat zu beginnen bei den Bodenschätzen und den Grundstoffindustrien. Alle Betriebe des Bergbaus, der Eisen- und Stahlerzeugung und -bearbeitung bis zum Halbzeug, der grösste Teil der chemischen Industrie und die synthetischen Industrien, die Grossbetriebe überhaupt, jede Form von Versorgungswirtschaft und alle Teile der verarbeitenden Industrie, die zur Grossunternehmung drängen, sind in das Eigentum der Allgemeinheit zu überführen.»

«Eine grundlegende Agrar- und Bodenreform ist unter Enteignung der Grossgrundbesitzer sofort einzuleiten.»

Zur Frage der Demokratie wurde ausgeführt: «Der Weg zu diesem Ziel kann nur eine starke und kampfbereite Demokratie sein. Es gibt nur eine Demokratie. Es gibt keine bürgerliche und keine proletarische Demokratie, ebensowenig es für die heutige Sozialdemokratie einen reformistischen oder revolutionären Sozialismus gibt. Jeder Sozialismus ist revolutionär, wenn er vorwärtsdrängend und neugestaltend ist . . . Wie der Sozialismus ohne Demokratie nicht möglich ist, so ist umgekehrt eine wirkliche Demokratie im Kapitalismus in steter Gefahr. Auf Grund der besonderen geschichtlichen Gegebenheiten und Eigenarten der geistigen Entwicklung in Deutschland braucht die deutsche Demokratie den Sozialismus. Die deutsche Demokratie muss sozialistisch sein oder die gegenrevolutionären Kräfte werden sie wieder zerstören.»

Und aussenpolitisch hiess es in Orientierung auf die «demokratischen Nationen» : «Die deutsche Sozialdemokratie erstrebt die Ver-

einigten Staaten von Europa, eine demokratische und sozialistische Föderation europäischer Staaten. Sie will ein sozialistisches Deutschland in einem sozialistischen Europa. Nur so kann Europa zur Solidarität mit den Völkern aller Kontinente gelangen.»

Die Leitsätze waren von der Sicht der rechten SPD-Führer im Sinne ihrer politischen Linie anwendbar und «entwicklungsfähig», aber sie konnten auch von den Kräften im Sinne ihrer Vorstellungen interpretiert werden, die eine Überwindung des Kapitalismus auf dem Wege der Reform erstrebten. Darüber hinaus enthielten sie noch einige «revolutionäre» Floskeln, die im Sinne eines konsequenten Kampfes der Arbeiterklasse interpretiert werden konnten. Ein entscheidender Sieg der rechten SPD-Führer um Kurt Schumacher und damit der bürgerlichen Klassenlinie waren die auf dem Parteitag gefassten Beschlüsse gegen die Aktionseinheit von Sozialdemokraten und Kommunisten bzw. gegen die Verschmelzung von SPD und KPD. Dem zuwiderlaufende Aktivitäten wurden mit dem Ausschluss aus der SPD bedroht, eine Drohung, die in den folgenden Monaten zahlreich verwirklicht wurde.

Auch auf die auf der Länderbasis entstehenden Gewerkschaftsorganisationen übte die Schumacherpolitik wesentlichen Einfluss aus, da die Mehrzahl der führenden Funktionäre, die über das Lizenzierungssystem der Militärregierungen in ihre Positionen gelangt waren, der SPD angehörten oder ihr nahestanden bzw. selbst zur SPD-Führung gehörten. Bei diesen Funktionären handelte es sich fast ausnahmslos um solche, die schon vor 1933 gewerkschaftliche Spitzenfunktionen eingenommen hatten und die kleinbürgerlich-reformistische Linie einer sogenannten Wirtschaftsdemokratie vertraten. Ähnlich wie die rechten SPD-Führer sahen sie sich allerdings veranlasst, ihre Positionen zu «radikalisieren», aber nur verbal.

3. Die Schwächung der westzonalen Arbeiterbewegung

Während sich Gewerkschaften und Arbeiterparteien in Ostdeutschland nach der Befreiung 1945 schnell organisatorisch entfalten und – als die entscheidenden demokratischen Kräfte auf vielfäl-

tige Weise durch Massnahmen der Besatzungsmacht gefördert – einheitlich entwickeln konnten, stiess ihre Entwicklung in den Westzonen auf grosse Schwierigkeiten und Hemmnisse.

Nach den gegen die Entwicklung der KPD und ihrer Aktionseinheit mit Sozialdemokraten gerichteten Verboten vom Sommer 1945 erfolgte seit August/September 1945 in Städten und Gemeinden eine nur schrittweise Zulassung von Gewerkschaften und Parteien. Dabei unterlag diese Entwicklung örtlich grossen Unterschieden, und die Zulassung verzögerte sich mancherorts bis weit in das Jahr 1946 hinein. Der organisatorische Aufbau wurde noch dadurch erschwert, dass das von den Faschisten geraubte Eigentum zunächst nicht zurückgegeben wurde (Häuser, Druckereien und anderes mehr) und es an wichtigen materiellen Mitteln fehlte (Fahrzeuge, Benzin, Papier usw.). Ein Vergleich der Mitgliederbewegung der Gewerkschaften und Arbeiterparteien in den Westzonen mit der in der sowjetischen Besatzungszone zeigt das deutliche Zurückbleiben in Westdeutschland.

Der Mitgliederstand des FDGB in der sowjetischen Besatzungszone (einschliesslich Gross-Berlin) erreichte bereits im Juni 1946 3'195'022 und im Dezember 1946 3,7 Millionen Gewerkschafter. Damit waren hier über die Hälfte aller Arbeitnehmer bereits 1946 in der Einheitsgewerkschaft organisiert.

Die Zahlen, die für den Zeitpunkt der Gründung der Ländergewerkschaften in der amerikanischen und französischen Besatzungszone und der Zonengewerkschaft in der britischen Zone für August 1946 bis Mai 1947 vorliegen, lauten: DGB britische Zone 2'105'695 (April 1947); Hessen 269'000 (August 1946); Württemberg-Baden 300'000 (August 1946); Bayern über 400'000 (März 1947); Süd-Württemberg-Hohenzollern 35'000 (Februar 1947); Baden 60'000 (März 1947); Rheinland-Pfalz 167'565 (Mai 1947). Mit rund 3,4 Millionen Mitgliedern bei einer Gesamtbevölkerung von über 45 Millionen Einwohnern blieben alle westzonalen Gewerkschaften zusammengekommen noch unter dem Entwicklungsstand des FDGB der sowjetischen Besatzungszone vom Dezember 1946 bei 17,3 Millionen Einwohnern (zuzüglich 3,1 Millionen Einwohner Gross-Berlins).

Für das in unserem Zusammenhang besonders interessierende er-

ste Nachkriegsjahr sei hervorgehoben, dass die Gewerkschaften in der britischen Zone Mitte 1946 erst rund 1,2 Millionen und die in der amerikanischen Zone rund 1 Million Mitglieder besaßen.

Ein ähnliches Zurückbleiben war in der organisatorischen Entwicklung der beiden Arbeiterparteien in den Westzonen zu verzeichnen. Allerdings liegt für die westdeutsche Sozialdemokratie erst für den 30. September 1946 eine parteioffizielle Gesamtangabe von 633'000 Mitgliedern vor. In der sowjetischen Besatzungszone lag der Mitgliederstand der SPD bei der Vereinigung mit der KPD bereits im April 1946 über dem westdeutschen Stand vom September.

Im Gegensatz zu Ostdeutschland blieb die KPD in ihrer organisatorischen Entwicklung in den Westzonen weit hinter der Sozialdemokratie zurück, woraus in erster Linie die entscheidende Schwäche der westdeutschen Arbeiterbewegung erwuchs. Neben den aus den charakterisierten Umständen in den Westzonen sich ergebenden allgemeinen Ursachen war dieses Zurückbleiben vor allem auf vielfältige politische und ideologische Erscheinungen des Antikommunismus, einschliesslich der Behinderung und Benachteiligung der KPD durch die westlichen Besatzungsmächte, zurückzuführen.

Der unzureichende organisatorische Aufbau, die antikommunistische Hetze und politischer Terror, besonders in den Landgemeinden, bewirkten, dass die KPD zum Beispiel bei den Gemeindewahlen vom Herbst 1946 im Gebiet des Parteibezirks Ruhrgebiet-Westfalen nur in 368 von 1'140 Gemeinden Kandidaten aufstellen konnte.

Der Mitgliederbestand der Kommunistischen Partei belief sich z.B. am 1. März 1946 im Bezirk Ruhrgebiet-Westfalen auf 24'371 und erreichte am 31. Dezember 1946 50'596 Mitglieder. Demgegenüber konnten sich die von der Militärregierung geförderten Parteien wie SPD und CDU auch in dieser Hinsicht schneller entwickeln.

Als besonders negativ musste sich auch die Benachteiligung der KPD auf dem Gebiet der Information und des Pressewesens auswirken. Die amerikanische Militärregierung gestattete nicht die Gründung von Parteizeitungen, sondern ordnete die Herausgabe von «überparteilichen» Zeitungen an, deren Lizensträger sich aus allen

Klassen und Schichten sowie zugelassenen parteipolitischen Richtungen zusammensetzten. Ihre Lizenzträger sollten zur legalen Zusammenarbeit mit anderen demokratischen Richtungen bereit sein. Seit Ende 1945 erschien zum Beispiel die «Frankfurter Rundschau», deren Herausgeberkollegium sich aus 3 Mitgliedern der SPD (Setzkorn, Knothe, Rodemann), 2 Mitgliedern der KPD (Emil Carlebach, Arno Rudert), W. K. Gerst (früher Zentrum) und Grossmann (parteilos) zusammensetzte. Trotz der in diesem Fall nicht ungünstigen Zusammensetzung konnten die «Frankfurter Rundschau» und andere Zeitungen nicht das Fehlen einer kommunistischen Parteipresse ersetzen.

Die scheinbare Förderung einer demokratischen Einheitsfront durch gemeinsame Zeitungen wirkte sich vor allem dahingehend aus, dass die KPD gehindert wurde, ihr Programm in die Massen zu tragen und den antikommunistischen Umtrieben wirksam zu begegnen. Bald ging ausserdem die amerikanische Militärregierung gegenüber fortschrittlichen Kräften, die sich gegen die Tendenzen des Bruchs des Potsdamer Abkommens wandten, zu Lizenzentzug und anderen Massnahmen über, wodurch der Charakter dieser «überparteilichen» Zeitungen negativ beeinflusst wurde. In den Herausgeberkollegien der 21 Zeitungen, die in Bayern bestanden, wirkte im Frühsommer 1947 nur noch 1 Mitglied der KPD von insgesamt 44 Lizenzträgern.

Die britische und die französische Militärregierung gestatteten zwar keine direkten Parteizeitungen, die von den Leitungen der Parteien herausgegeben wurden, orientierten jedoch auf sogenannte Parteirichtungszeitungen. Die Lizenzträger gehörten nur je einer Partei an beziehungsweise standen ihr nahe. In der britischen Zone erschienen jedoch erst seit März 1946 kommunistische Zeitungen mit ausserordentlich geringer Auflagenhöhe, die vor den Gemeindevahlen im Herbst 1946 allein in Nordrhein-Westfalen um 200'000 Exemplare zugunsten der CDU gekürzt wurde. Zu dieser Zeit verfügte die CDU in diesem Gebiet über 6 Zeitungen mit 889'000, die SPD über 6 Zeitungen mit 974'000, die KPD über 4 Zeitungen mit 568'000, Zentrum und FDP über je eine Zeitung mit 94'000 beziehungsweise 96'000 Exemplaren. Die Zeitungen erschienen im Durchschnitt dreimal wöchentlich mit 4 bis 6 Druckseiten Umfang.

Durch eigene Zeitungen vermochte die KPD somit nur einen kleinen Teil der Bevölkerung zu erreichen und das auch erst seit Frühjahr 1946 – als der Antikommunismus bereits erneut wieder auf breitere Kreise Einfluss erlangt hatte – und auch nur in der britischen und französischen Zone. Ausserdem wirkte sich bei den kommunistischen Zeitungen die westalliierte Pressezensur besonders einschneidend aus, je weiter sich die Westmächte von den Potsdamer Prinzipien und Zielen entfernten, desto mehr. Befristete Erscheinungsverbote und Entzug von Lizenzen waren die Antwort auf fundierte Kritik an imperialistischen beziehungsweise reaktionären Umtrieben. Andere Agitationsmittel standen der KPD ebenfalls nur beschränkt zur Verfügung beziehungsweise konnten nur einen kleinen Teil der Bevölkerung erreichen.

Es verhielt sich durchaus nicht so, wie Max Gustav Lange behauptete: «Die Anziehungskraft der KPD war jedoch überschätzt worden. «¹⁴ Noch unverfrorener setzt sich in diesem Zusammenhang ein offizielles Dokument des US-State Department über die historische Wahrheit hinweg, wenn darin behauptet wird: «Alle nichtnazistischen Parteien und Kandidaten, einschliesslich der Kommunisten, durften sich unter gleichen Bedingungen für alle politischen Ämter bewerben. Trotz ungehinderter Betätigungsfreiheit hatten die Kommunisten in westdeutschen Wahlen so wenig Erfolg, dass sie schliesslich nicht einmal mehr 5 Prozent der Wählerstimmen erhielten, die für eine Partei notwendig sind, um in das Parlament einzziehen zu können.»¹⁵

Die KPD konnte in den Westzonen nicht unter gleichen Bedingungen mit den anderen Parteien konkurrieren, wie wir gesehen haben. Noch weniger stimmt es, dass ihr Programm keine Anziehungskraft besass. Ihr Programm befand sich in einer solchen Übereinstimmung mit den Wünschen der Massen, war so «anziehend», dass die anderen Parteien in den Westzonen, zumindest SPD, Zentrum und CDU/CSU, wesentliche Forderungen des KPD-Programms in bestimmter Form übernahmen: von der Beseitigung der Monopole und des Grossgrundbesitzes, der Bestrafung der Kriegs-

14 Parteien in der Bundesrepublik, Stuttgart und Düsseldorf 1955, S. 497.

15 «Berlin – 1961.» Berlin-Broschüre des amerikanischen Aussenministeriums (Amerika-Dienst US Feature Service, 1961, Nr. 31, Anhang) S. 8.

und Naziverbrecher, der volkswirtschaftlichen Planung und Mitbestimmung der Werktätigen bis zur Errichtung einer antifaschistisch-demokratischen, parlamentarischen Republik. Die Mehrheit der Wähler gaben CDU/CSU und SPD ihre Stimme für ein antifaschistisch-demokratisches Programm, das vorgab, die Forderungen der KPD noch weitgehender und besser zu erfüllen.

Neben dem Antikommunismus, der den Kommunisten vorwarf, sie meinten es weder ehrlich mit ihren Forderungen vom 11. Juni 1945 noch wollten sie sie auf «freiheitlich-demokratischem» Wege verwirklichen, waren es vor allem jene Versprechungen, die die Wähler gewannen und den Einfluss der KPD zurückdrängten. Alte und neue antikommunistische Vorbehalte hielten breite Kreise in Westdeutschland davon ab, der KPD ihre Stimme zu geben. Antikommunistische Vorurteile und Verblendung liessen sie die Warnungen der KPD vor den antinational-restaurativen Gefahren immer wieder überhören, die aus den reaktionären Machenschaften, den Unterlassungen und sozialdemokratischen Irrwegen erwuchsen. Am schwerwiegendsten wirkte sich der Antikommunismus für die westdeutsche Arbeiterklasse aus, der dadurch der Weg verbaut wurde, zur führenden politischen Kraft zu werden.

Die KPD hatte gegen einen antikommunistischen Block anzukämpfen, der von den Besatzungsbehörden über reaktionäre bürgerliche Parteiführungen bis hin zu den rechten Führern der westdeutschen Sozialdemokratie und der Gewerkschaften reichte.

Die rechten SPD-Führer um Kurt Schumacher konnten Mitte 1946 als Ergebnis ihrer Politik verbuchen: die erneute Spaltung der Arbeiterklasse und Entfachung des Bruderkampfes zwischen SPD und KPD und das Umsichgreifen antikommunistischer und antisowjetischer Denk- und Verhaltensweisen, verbunden mit einer westzonalen Separierung der Entwicklung der Sozialdemokratie und einer offenen Frontstellung gegen die SED und die antifaschistisch-demokratische Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone, die immer ungezwungener diffamiert wurde.

Die Schumacher-Politik bildet in der «staatstragenden» Geschichtsschreibung der BRD einen unentbehrlichen Stützpfeiler für die in der Auseinandersetzung mit Systemgegnern bzw. dem real existierenden Sozialismus strapazierte These der angeblichen Legi-

timität des Weges vom Deutschen Reich zur BRD und seines demokratischen Charakters. «Schlechthin entscheidend war die antiso-wjetische Orientierung der westdeutschen Sozialdemokratie schon 1945» schreibt Schwarz:¹⁶ «Die SPD machte 1945 bis 1947 Nachkriegsgeschichte, indem sie die freiheitliche Demokratie höher stellte als die Einheit der Sozialisten . . . Sogesehen, war die frühzeitige klare Stellungnahme der SPD gegen jede Volksfront-Strategie ein echter Glücksfall für den späteren westdeutschen Staat.»¹⁷

Und Löwenthal stellt im gleichen Sinne fest, dass die Entwicklung zur BRD ohne den «Kampf Schumachers» sowie eine «breite anti-kommunistische und antisowjetische Grundströmung» nicht zustande gekommen wäre.¹⁸

Über das Zustandekommen dieser «Grundströmung», den gesellschaftspolitischen Inhalt dieses «Glücksfalls» sowie seine Folgen, schweigen sich die Verfasser wohlweislich aus. Denn dann müssten sie eingestehen, dass die Masse der sozialdemokratischen Mitglieder antikommunistisch manipuliert und durch den «Sozialismus als Tagesaufgabe» mit gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen getäuscht worden sind, die keineswegs dem restaurativen Weg zur BRD entsprachen.

Die verhängnisvollen Erfolge der Schumachergruppe bei der politischen Ausrichtung der westzonalen Sozialdemokratie bedeuteten natürlich nicht die Aufhebung der in der SPD wirkenden zwei Klassenlinien bzw. unterschiedlichen politischen Strömungen. Dieser Tatsache musste die Schumachergruppe stets Rechnung tragen. Aber der Schumachergruppe gelang es, Markierungen in den meisten politischen Grundfragen in ihrem Sinne zu setzen und insbesondere immer eindeutiger die praktische sozialdemokratische Politik in Ländern und Zonen zu dominieren.

16 Hans-Peter Schwarz: Die aussenpolitischen Grundlagen des westdeutschen Staates. In: Die zweite Republik, a. a. O.

17 Ebenda, S. 48, 59.

18 Richard Löwenthal: Vom Kalten Krieg zur Ostpolitik. In: Die zweite Republik, a. a. O., S. 609.

VIII. Die parteipolitische Taktik der grossbürgerlichen Reaktion

1. Die Rolle reaktionärer Führungskräfte in den bürgerlichen Parteien

Die politisch-ideologischen und organisatorischen Schwächen der Arbeiterbewegung in den Westzonen übten – in Wechselwirkung mit anderen Faktoren – auch einen negativen Einfluss auf die Entwicklung des Kleinbürgertums und des demokratischen Bürgertums aus. Reaktionäre Kreise witterten Morgenluft und versuchten an verschiedenen Orten, traditionelle Rechtsparteien wieder ins Leben zu rufen. In Wuppertal gründete der ehemalige Landtagsabgeordnete der DNVP, Wilhelm Jaeger, im November 1945 eine «Deutsche Konservative Partei». Bedeutungsvoller wurde die im Sommer 1945 erfolgte Gründung der Niedersächsischen Landespartei, die welfische Traditionen fortzusetzen suchte und deren erster Vorsitzender Heinrich Hellwege war. Sie vertrat einen betont privatkapitalistischen Standpunkt und föderalistische beziehungsweise separatistische Bestrebungen bis hin zu einer engen Verbindung des geforderten Landes Hannover mit dem britischen Imperium. Separatistische Bestrebungen traten ferner sehr stark im Rheinland und in Bayern hervor.

Im Saargebiet waren bürgerliche Kreise bereit, den annexionistischen Plänen Frankreichs entgegenzukommen.

Doch erwies sich auch weiterhin der Masseneinfluss aller offen reaktionären Parteien und Bestrebungen als sehr begrenzt. Es war schon bald ersichtlich, dass die «christlichen» Sammlungsparteien als einzige bürgerliche Parteien in den Westzonen eine Massenbasis erlangten. Deshalb begann die reaktionäre Grossbourgeoisie bereits im Spätsommer 1945 die CDU/CSU als ihre Hauptstütze zu betrachten, sich darauf zu konzentrieren, sie unter ihren Einfluss zu bringen und ihren Zielen dienstbar zu machen.

Ehemals führende Politiker des rechten Zentrumsflügels und der Weimarer Rechtsparteien wandten sich den christlich-demokratischen Sammelparteien zu und lancierten sich gegenseitig in führende Positionen. Die Öffnung nach rechts führte der westdeutschen CDU und CSU auch einen bedeutenden Anteil von ehemaligen Angehörigen der NSDAP zu. Von den ersten 1'000 eingeschriebenen Mitgliedern des Landesverbandes Hamburg der CDU waren 528 früher politisch gebunden gewesen, davon allein 254 in der NSDAP. Die wirklich demokratischen Kräfte, vor allem aus den Kreisen christlicher Werktätiger, in den westdeutschen CDU- und CSU-Gründungen erwiesen sich bereits 1945 als nicht stark, einheitlich und zielstrebig genug, um beim organisatorischen Aufbau die entscheidenden Positionen zu erlangen und auszubauen. Zum Teil fehlte ihnen auch die genügende politische beziehungsweise parteipolitische Erfahrung. Sie waren den alten Parteipolitikern nicht gewachsen. Die Linksintellektuellen des Frankfurter Gründerkreises spielten im Prozess der CDU-Gründung im Landesmassstab keine nennenswerte Rolle mehr, und auch demokratische Kräfte aus den Kölner, Düsseldorfer, Wattenscheider und anderen Gründerkreisen wurden bei den Parteigründungen im Landesmassstab zurückgesetzt.

In Reaktion auf die Öffnung der «christlichen» Sammelparteien nach rechts erfolgte die Wiedergründung des Zentrums als bürgerliche Partei der sogenannten Mitte und des sozialen Ausgleichs, wie es im Soester Programm vom 14. Oktober 1945¹ hiess. Es lehnte – neben der von Faschisten und Militaristen – auch die Mitgliedschaft aller derjenigen, die zum Untergang der Weimarer Republik und zum Aufkommen der NSDAP beigetragen haben, beziehungsweise die Zusammenarbeit mit ihnen ausdrücklich ab. Das Programm forderte im Rahmen einer bürgerlich-demokratischen Grundkonzeption die «Auflösung der grosskapitalistischen Trust-, Kartell- und Monopolbildungen», hielt jedoch insgesamt-besonders in der Kulturpolitik weitgehend an traditionellen Zentrumsforderungen fest. Die Rivalität zur entstehenden CDU, die durch die Orientierung auf eine weitgehend kongruente Mitglieder- und Wählerbasis von An-

¹ Siehe Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland seit 1945, Bd. 2, S. 244 f.

fang angegeben war, führte, besonders in Westfalen, zu erbitterten Auseinandersetzungen. Zentrumsführer wie Wilhelm Hamacher, Johannes Brockmann und Helene Wessel griffen dabei ausserordentlich scharf und schonungslos die reaktionären Führungskräfte in der CDU an, entlarvten deren reaktionäre Ziele. So heisst es in einem

Leitartikel der «Rhein-Ruhr-Zeitung», Essen, vom 3. September 1946: «So wurde aber die CDU zum Sammelbecken der Reaktion.

Die Demokraten in der Führung der CDU geben sich der trügerischen Hoffnung hin, sie könnten aus diesen Reaktionären überzeugte und gesinnungstreue Demokraten machen . . . Diese Rechtsparteiler von gestern, die sich in den CDU-Vorständen spreizen, zitterten im Frühjahr 1945 noch um Leben und Besitz . . .» Das Zentrum verfügte im Gebiet Nordrhein Westfalens jedoch erst seit Mai 1946 über diese einzige Zeitung, so dass sein Aktionsradius ausserordentlich beschränkt blieb.

Der durch die Mehrheit des Klerus und Kirchenapparates sowie grosskapitalistischer Kreise auch organisatorisch unterstützten CDU war die Zentrumsparterie nicht gewachsen. Im Wesentlichen auf Gebiete Nordrhein-Westfalens und Niedersachsens beschränkt, blieb ihr Einfluss begrenzt.

Auch in den westzonalen liberalen Landesverbänden waren in zwischen demokratische und patriotische Vertreter des Bürgertums aus den liberalen Spitzengremien weitgehend ausgebootet worden, wie zum Beispiel der ehemalige erste Vorsitzende der LDP in Hessen, Dr. Fertsch, der die Forderung eines organisatorischen Anschlusses an die Reichsleitung in Berlin vertreten hatte. An seine Stelle war August Martin Euler getreten, der zu Beginn des Zweiten Weltkrieges bevollmächtigter Vertragsjurist beim IG-Farben-Konzern geworden und als Organisator für die Deportation von Zwangsarbeitern aus den besetzten Ostgebieten eingesetzt gewesen war. Auch nach 1945 waren seine Verbindungen zum IG-Farben-Konzern nicht abgerissen. Euler fungierte als zweiter Vorsitzender der am 28. und 29. September 1946 in Frankfurt am Main gegründeten Dachorganisation der liberalen Landesverbände der amerikanischen Zone, deren erster Vorsitzender der spätere Bundespräsident Theodor Heuss und deren dritter Vorsitzender Thomas Dehler war. In der britischen Zone übten bereits 1946 solche reaktionären, mehr

zu einem nationalistischen als zu einem «kosmopolitischen» Kurs tendierenden grossbürgerlichen Interessenvertreter wie Franz Blücher, erster Vorsitzender der FDP der britischen Zone, und Friedrich Middelhaue, Landesvorsitzender der FDP im Rheinland, massgeblichen Einfluss auf den Kurs der Partei aus. Mit Hilfe einer sozialen Demagogie, die der vorhandenen gesellschaftlichen Psychologie Rechnung trug, suchten sie die Beseitigung der Monopolvereinigungen und die Entmachtung des Monopolkapitals zu verhindern, verfolgten sie ebenso wie die Euler und Dehler sowie die Heuss, Reinhold Maier und Ernst Mayer, die an der Spitze der Demokratischen Volkspartei (DVP) in Baden-Württemberg standen, einen gegen eine antifaschistisch-demokratische Umwälzung gerichteten, sozialreaktionären und restaurativen Kurs. Gleiches muss von den liberalen Parteiführungen in der französischen Besatzungszone gesagt werden.

Die parteipolitische Taktik der grossbürgerlichen Reaktion fand in Konrad Adenauer ihren profiliertesten Vertreter. Adenauer erlangte nicht nur kraft seiner früheren Stellung als bedeutender Zentrumsführer, Oberbürgermeister von Köln und Präsident des Preussischen Staatsrates führenden Einfluss. Er verstand es vielmehr, sich am besten von allen in Frage kommenden reaktionären bürgerlichen Politikern auf die gegebene Situation einzustellen.

In der Situation der ersten Nachkriegsjahre, wo der Akzent so vorrangig bei den Fragen des wirtschaftlichen und sozialen Neuaufbaus, der Umgestaltung der gesellschaftspolitischen Verhältnisse lag, kam Adenauer sein intensives Studium der päpstlichen Sozialenzyklika *Quadragesimo anno* (1931) und der katholischen Soziallehre zustatten, das er 1934, bei einer Zuflucht im Kloster Maria Laach, betrieben hatte. Während Adenauer sich nicht an den Parteigründungen beteiligt und parteipolitisch zurückgehalten hatte, konzentrierte er sich seit Herbst 1945 auf die Arbeit in der Christlich-Demokratischen Partei.

Er begann, vor allem in Anlehnung an die katholische Soziallehre und neoliberale Gedankengänge Wilhelm Röpkes,² ein ganzes Sy-

2 Einflussreich war vor allem das Buch von Wilhelm Röpke «Die deutsche Frage». Erlenbach-Zürich 1945. Adenauer bekannte sich z.B. in einer Landtagsrede zu den Vorstellungen Röpkes. (Siehe Landtag Nordrhein-Westfalen. Stenographischer Bericht

stem wirtschafts- und sozialpolitischer Vorstellungen zu entwickeln, die er mit seinen politischen Maximen verknüpfte. Durch die betont «soziale» Komponente seiner politischen Konzeption gelang es ihm zu einem grossen Teil, das Odium des politischen Reaktionsärs, das ihm seit der Weimarer Republik besonders in Kreisen der Werktätigen anhaftete, zu entkräften oder doch abzumildern – in besonderem Masse natürlich innerhalb der CDU.

Die reaktionären Führungskräfte drosselten, trotz reichlich vorhandener Geldmittel, auf den Provinz- und Länderebenen den Ausbau des Organisationsgefüges der Christlich-Demokratischen Parteien. Sie waren an einem solchen Ausbau, an einer geregelten Einwirkung der unteren Einheiten, an Delegiertenwahlen und Parteitage wenig interessiert. Der erste Parteitag der CDU des Rheinlandes fand im Dezember 1946, der erste Zonenparteitag gar erst im Spätsommer 1947 statt, wobei von demokratischen Delegierten wählen keine Rede war. Demgegenüber zogen es die Adenauer, Lehr, Pferdenges und ihresgleichen vor, das Organisationsgefüge nur lose zu knüpfen, dafür autoritäre Spitzengremien zu schaffen, die die Parteilinie ohne demokratische Kontrolle festlegten und von oben nach unten durchdrückten. Solche Gremien waren vor allem der Zonenausschuss der CDU der britischen Zone, der Zonenverbindungsausschuss, der sogenannte Ellwanger Kreis, der führende CDU-Politiker der amerikanischen und französischen Zone zeitweise zusammenfasste, sowie die Vorstände der Landtagsfraktionen unter Hinzuziehung der CDU/CSU-Minister. Der lose und undemokratische Organisationsaufbau trug dazu bei, den Einfluss der christlichen Werktätigen innerhalb der Partei wesentlich zu beschränken. «Das politische Gesicht der CDU einschliesslich ihrer Struktur wurde mehr und mehr durch das regelmässige Zusammenreffen der Landesverbandsvorsitzenden mit anderen . . . wesentlichen Kräften ... – hauptsächlich Ministern und Parlamentariern – geformt.³ Da es – abgesehen von der sowjetischen Besatzungszone – über die zweite Vollsitzung des Landtages Nordrhein-Westfalen am 12. und 13. November 1946 zu Düsseldorf, o. O. u. J., S. 17.)

3 Rudolf Wildenmann: Partei und Fraktion. Ein Beitrag zur Analyse der politischen Willensbildung und des Parteiensystems in der Bundesrepublik (Schriftenreihe der Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik. Hrsg. von Dolf Sternberger, Bd. 2), Meisenheim 1954, S. 47.

nur in der britischen Zone zu einer zonalen Zusammenfassung der Landesverbände der «christlichen» Sammelparteien kam, wurde die durch wirtschaftliche Faktoren und Mitgliederzahl untermauerte Führungsrolle des CDU-Zonenausschusses für die Westzonen noch wesentlich gestärkt.

Auf der Tagung des Zonenausschusses in Neheim-Hüsten, die vom 26. Februar bis 1. März stattfand, wurde Adenauer endgültig zum Vorsitzenden gewählt, nachdem er bereits am 5. Februar 1946 erster Vorsitzender des Landesverbandes Rheinland geworden war. Gestützt auf das Kölner Zonensekretariat der CDU konnte Adenauer von diesen Positionen aus und als späterer Fraktionsvorsitzender im Landtag von Nordrhein-Westfalen wesentlichen, tendenziell zunehmenden Einfluss auf die «christliche» Politik in den Westzonen und auf deren politische Entwicklung ausüben.

2. Westzonenseparatismus und restaurativer Föderalismus

Unter dem Einfluss Adenauers kam es zu keiner wirksamen Zusammenarbeit mit der CDU der sowjetischen Besatzungszone, wurde der Rahmen der CDU-Tätigkeit immer ausschliesslicher auf die Westzonen und damit auf deren Separatentwicklung beschränkt.

Zunächst schien es allerdings, als ob die Berliner CDU mit ihrer Orientierung auf ein ganz Deutschland umfassendes Föderativsystem einen dominierenden Einfluss auf die Entwicklung der CDU ausüben würde. So hatte sich die 1. Reichstagung der CDU, die vom 14. bis 16. Dezember 1945 in Bad Godesberg tagte, dazu bekannt: «Die Einheit des Reiches ist unser unabänderlicher Grundsatz; sie zu bewahren unsere Pflicht.»⁴

Demgegenüber hatte sich Adenauer – wie wir sahen – bereits am 5. Oktober 1945 für die baldige Bildung eines westzonalen Bundesstaates ausgesprochen. Er hatte die sowjetische Besatzungszone bereits abgeschrieben und richtete sein Hauptaugenmerk darauf, alle

4 Karl Zimmermann: Erste Reichstagung der Christlich-Demokratischen Union in Godesberg am 14., 15. und 16. Dezember 1945, Schriftenreihe der CDU des Rheinlandes, Heft 3, Köln (1946), S. 14.

Einflüsse von dort, auch von der dortigen CDU, auf die Westzonen abzublocken. Am 31. Oktober präziserte Adenauer seine Lagebeurteilung in einem Brief an den Oberbürgermeister von Duisburg, Weitz, folgendermassen:

«. . . Russland hat in Händen: die östliche Hälfte Deutschlands, Polen, den Balkan, anscheinend Ungarn, einen Teil Österreichs. Russland entzieht sich immer mehr der Zusammenarbeit mit den anderen Grossmächten und schaltet in den von ihm beherrschten Gebieten völlig nach eigenem Gutdünken. In den von ihm beherrschten Ländern herrschen schon jetzt ganz andere wirtschaftliche und politische Grundsätze als in dem übrigen Teil Europas. Damit ist die Trennung in Osteuropa, das russische Gebiet, und Westeuropa eine Tatsache . . . Zum staatsrechtlichen Gefüge des nicht von Russland besetzten Teiles Deutschlands: Ein vernünftiges staatsrechtliches Gefüge besteht zurzeit überhaupt nicht, es muss wiederhergestellt werden. Die Schaffung eines zentralisierten Einheitsstaates wird nicht möglich, auch nicht wünschenswert sein, der staatsrechtliche Zusammenhang kann lockerer sein als früher, etwa in der Form eines bundesstaatlichen Verhältnisses.»⁵

Mitte Mai 1946 plädierte auch der ehemalige pommersche Junker Hans Schlange-Schöninghen als Leiter des Zentralamtes für Ernährung und Landwirtschaft in der britischen Zone in einer Denkschrift an die britische Militärregierung für die sofortige staatliche Zusammenfassung der drei Westzonen. In dieser Denkschrift, die er kurz nach seiner Rückkehr von einer Dienstreise nach Thüringen verfasst hatte, schrieb er, es sei jetzt «notwendig, die drei Westzonen im Sinne einer zielklaren Westpolitik unter einer deutschen Zentralregierung mit Exekutivgewalt zu organisieren und damit einen wirtschaftlich gesunden und politisch gefestigten Block gegen die russischen Bestrebungen zu schaffen, der einen festen Anschluss an die westeuropäische Politik und Kultur findet».⁶ Schlange-Schöninghen hatte in der Regierung Brüning den Posten eines Reichskommissars für die Osthilfe innegehabt, hatte auf der von Goerdeler vorbereite-

5 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953. S. 39/40.

6 Im Schatten des Hungers. Dokumentarisches zur Ernährungspolitik und Ernährungswirtschaft in den Jahren 1945-1949. Hrsg. von Hans Schlange-Schöninghen, bearb. v. Justus Rohrbach, Hamburg und (West-) Berlin (1955), S. 97 f.

ten Ministerliste gestanden und war ein Mitbegründer der CDU in Schleswig-Holstein.

Am 3. April fand in Stuttgart eine Besprechung zwischen führenden christlich-demokratischen beziehungsweise christlich-sozialen Politikern der Westzonen statt. An ihr nahmen für die britische Zone der Vorsitzende des CDU-Zonenausschusses, Konrad Adenauer, sowie der schleswig-holsteinische Oberpräsident Theodor Steltzer, der hessische Ministerpräsident Werner Hilpert, der stellvertretende Ministerpräsident von Nord-Baden, Heinrich Köhler, für die bayrische CSU Josef Müller und der ehemalige Botschafter Friedrich von Prittwitz und Gaffron, für die CDU Nord-Württembergs Wirtschaftsminister Joseph Andree, Josef Ersing und Wilhelm Simpfendorfer teil.

In einer Aktennotiz Konrad Adenauers vom 6. April 1946, die den Landesverbänden der CDU beziehungsweise CSU zur Kenntnis gegeben wurde, heisst es über die Ergebnisse dieser Besprechung: «Nach eingehender Aussprache über die Prinzipien und die grundlegenden Forderungen der verschiedenen Parteien wurde Folgendes beschlossen:

Die Christlich-Soziale Partei Bayern, die CDU Württemberg, Nordbaden, Gross-Hessen vereinigen sich zu einer Partei, die den Namen «Christliche Union» führen wird. Die CDU der britischen Zone wird ebenso wie die Christliche Union der amerikanischen Zone bei den entsprechenden militärischen Stellen die Zustimmung dazu nachsuchen, dass sie sich zu einer Partei zusammenschliessen.

Alle Anwesenden waren sich darin einig, dass alles geschehen soll, damit die CDU Berlins und der russischen Zone ebenfalls sich mit den Parteien der übrigen Zone zusammenschliessen solle, dass aber der Sitz der künftigen Parteileitung nicht Berlin oder ein Ort der russischen Zone sein dürfte. Man war sich auch darüber einig, dass trotz der grossen Bedeutung, die eine Lösung der Ostfrage in einer für Deutschland erträglichen Weise hat, Berlin auch dann nicht Sitz der Parteileitung für ganz Deutschland sein würde, wenn Berlin nicht von den Russen usw. besetzt wäre. Man war sich weiter darin einig, dass man danach streben müsse, einen Ort zum Sitz der Parteileitung zu machen, der etwa in der Mainlinie liege. Da Dr. Adenauer mitteilte, dass Herr Jakob Kaiser, Berlin, ihn vor seiner Rückkehr nach

Berlin aufsuchen würde, wurde er ersucht, Herrn Kaiser die obigen Beschlüsse mitzuteilen. Er wurde weiter ersucht, Herrn Jakob Kaiser mitzuteilen, dass trotz der grössten Hochachtung vor seiner Person und der Mannhaftigkeit, mit der er auf seinem schweren Posten ausharre, die Anwesenden sich nicht einverstanden erklären könnten mit verschiedenen Sätzen, die Herr Kaiser in der letzten Zeit in öffentlichen Reden programmatisch ausgesprochen habe oder die in dem von der CDU-Leitung Berlin herausgegebenen Material enthalten seien. Es wurden insbesondere in dieser Hinsicht folgende Ausführungen angeführt, mit denen man nicht einverstanden sei:

1. auf deutschem Boden beziehungsweise in Berlin müsse eine Synthese zwischen Ost und West erfolgen,
2. die bürgerliche Epoche sei zu Ende,
3. das Kommunistische Manifest sei eine Grosstat.

Dr. Adenauer wurde weiter ersucht, Herrn Jakob Kaiser als einstimmige Ansicht der Versammelten mitzuteilen, dass Ausführungen wie: ‚Wir sind Sozialisten‘ oder ‚Christlicher Sozialismus‘ nicht am Platze seien. Es handele sich dabei nach der Ansicht der Anwesenden um Schlagworte ohne besonderen Inhalt, die aber geeignet seien, Verwirrung und tiefgehende Meinungsverschiedenheiten unter den Anhängern der CDU beziehungsweise der Bayrischen Christlich-Sozialen Union hervorzurufen . . .

Herr Dr. Adenauer wurde weiter von allen Anwesenden beauftragt, Herrn Jakob Kaiser mitzuteilen, dass eine Beschickung des von der CDU Berlin für die nächste Zeit vorgesehenen Parteitages durch Vertreter der CDU in den anderen Teilen Deutschlands für unerwünscht gehalten werde, weil man sich nicht der Gefahr aussetzen dürfe, in der Atmosphäre der russischen Zone zu Beschlüssen zu kommen, die vom Standpunkt der Parteien der übrigen Zonen aus unerwünscht seien, und weil man auch nicht den Schein hervorrufen dürfe, als ob in der russischen Zone ein für sämtliche Parteien massgebender Tag abgehalten würde.»⁷

Adenauer interpretierte am 8. April 1946 die Stuttgarter Absprachen in einem Bericht über seine Besprechung mit Kaiser, den er an dieselben Adressaten richtete, noch folgendermassen: «Ich habe

⁷ Siehe Historisches Archiv der Parteileitung der CDU, Berlin, Akte Nr. 80: betreffend Konrad Adenauer.

Herrn Kaiser ausdrücklich erklärt, dass es für den Westen wie für den Süden Deutschlands ganz ausgeschlossen sei, dass nach einer Wiedererrichtung Deutschlands die politische Zentrale des neuen Deutschlands in Berlin ihren Sitz finde. Dabei sei es ganz gleichgültig, ob und von wem Berlin und der Osten besetzt seien . . .»⁸ Im November 1946 präzierte Adenauer diese Ansicht dahingehend, dass die zukünftige deutsche Hauptstadt an der Mainlinie liegen müsse.

Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass es sich hier um subjektiv gefärbte Aktennotizen Adenauers handelt, werden doch wichtige Grundpositionen deutlich, die von den führenden westzonalen CDU- und CSU-Politikern bezogen wurden: Eine eindeutige Orientierung auf die Westzonen; eine Frontstellung gegen die Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone und damit gegen Geist und Buchstaben des Potsdamer Abkommens, in der keinerlei Bereitschaft enthalten war, im Interesse der Herstellung eines gesamtdeutschen Staates Kompromisse einzugehen; die unbedingte Abschirmung der Westzonen von Einflüssen der antifaschistisch-demokratischen Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone. Obwohl viele CDU- und CSU-Politiker sich damals noch scheuten, die von Adenauer bereits gezogenen Konsequenzen in Richtung eines separaten Westzonenstaates zu ziehen, lief ihre politische, restaurative Grundposition faktisch ebenfalls darauf hinaus; denn in ihren Vorstellungen hatte nur ein solcher deutscher Staatenbund oder Bundesstaat Platz, der unter Bruch des Potsdamer Abkommens eindeutig von der restaurativen Entwicklung in den Westzonen dominiert wurde und insgesamt antikommunistisch und anti-sowjetisch, «prowestlich» orientiert war.

Ein Grundelement der politischen Konzeption der führenden CDU- und CSU-Politiker war der Gedanke des Föderalismus. In Anknüpfung an bestimmte länderpartikularistische Traditionen, die zum Teil aus Reaktionen auf den Prozess der Verpreussung Deutschlands genährt worden waren, fand das föderalistische Prinzip nach dem Zweiten Weltkrieg in bestimmten bürgerlichen Kreisen West- und Süddeutschlands eine zeitweilige Aufwertung.

⁸ Hans Georg Wieck: Christliche und Freie Demokraten . . ., S. 193.

Die Kräfte der politischen Reaktion nutzten die vor allem in den meisten westzonalen christlich-demokratischen beziehungsweise christlich-sozialen Gründungsprogrammen enthaltenen föderalistischen Bekenntnisse für ihre Zwecke aus.

Führende CDU/CSU-Politiker erklärten 1946 offen: «Wir sind gegen den Einheitsstaat, weil bei ihm alle Macht an einer Stelle zusammengeballt ist und dies dem Grundsatz der Machtverteilung widerspricht. Es kommt hinzu, dass wir noch nicht mit Sicherheit sagen können, welches die innerpolitische Zukunft Deutschlands sein wird. Unter solchen Umständen alle Macht an einer einzigen Stelle zu konzentrieren, kann sich besonders dann als Leichtsinn erweisen, wenn diese einzige Stelle in die Gewalt antifreiheitlicher Kräfte geraten sollte.»⁹

Extrem föderalistische, partikularistische Bestrebungen traten besonders in Bayern stark hervor. Sie zeigten sich auch in sozialdemokratischen Kreisen um Wilhelm Hoegner, der in einer Denkschrift vom April 1945 forderte, Bayern müsse als Gliedstaat eines Deutschen Bundes ein souveräner Staat mit eigenen Hoheitsrechten werden.

Die um die sogenannten christlichen Sammelparteien in den Westzonen gruppierten Hauptkräfte der deutschen Reaktion verbanden die Propagierung des föderalistischen Prinzips einerseits mit ihren antisowjetischen westeuropäischen Vereinigungsbestrebungen (Errichtung eines europäischen Föderativsystems, andererseits mit dem Gedanken, westzonale Länderstaaten als eine Art restaurative «Ordnungszellen» zu errichten, von denen aus dann ein deutsches Föderativsystem beherrscht werden könnte. Vor allem konnte auf diesem Wege der direkten Errichtung einer deutschen Zentralregierung durch das deutsche Volk zugunsten eines indirekten Weges vorgebeugt und deren Kompetenzen ganz nach den Umständen ausgeweitet oder eingeschränkt werden. Neben der bayrischen war es vor allem eine nordrhein-westfälische «Ordnungszelle», auf die sich die Bestrebungen der CDU/CSU konzentrierten.

Konrad Adenauer erklärte auf dem ersten Landesparteitag der

⁹ Manfred Luda: Die CDU und ihr föderalistisches Programm, Rechts- und staatswiss. Diss., Köln 1955, S. 70.

rheinländischen CDU am 10. Dezember 1946, dass die Entscheidung über die Zukunft Deutschlands, das heisst Westdeutschlands, in der britischen Zone falle – und hier falle sie in Nordrhein-Westfalen als dem Schwerpunkt und der Hochburg der deutschen Monopolwirtschaft.

Die reaktionäre Bourgeoisie konzentrierte sich ganz besonders darauf, ihre Macht in diesem Gebiet wiederherzustellen und ihm den Charakter und die Funktion einer restaurativen Ordnungszelle zu geben.

Die Exponenten und Hintermänner der «christlichen Politik» waren deshalb auch die massgeblichen Initiatoren für die Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen, die am 17. Juli 1946 von der britischen Militärregierung verkündet wurde. Der Plan für die Bildung Nordrhein-Westfalens war über den damaligen Oberpräsidenten der Nordrhein-Provinz, Robert Lehr, der britischen Militärregierung unterbreitet und durchgesetzt worden, nachdem er die Zustimmung von massgeblichen Kreisen in London und Unternehmerrorganisationen in der britischen Zone gefunden hatte.

Zunächst sei die Begründung zitiert, die Konrad Adenauer im Sommer 1946 vor dem Zonenausschuss der CDU in der britischen Zone zur Bejahung der Bildung Nordrhein-Westfalens gab. In der Adenauer-Biographie von Paul Weymar heisst es dazu: «Ironisch stellte er fest, ein neues Land, das nur die industriellen Bezirke an der Ruhr umfasst hätte, wäre zweifellos von der SPD begrüsst worden. Denn damit wäre das Ruhrrevier, das von jeher eine Domäne der sozialistischen Parteien war, zu einem Exerziergelände für marxistische Ideologien geworden . . . durch die Einbeziehung des Rheinlandes mit seiner überwiegenden konservativ gerichteten Bevölkerung in den neuen Staat (!) sei die Möglichkeit gegeben, die Vorherrschaft der sozialistischen Parteien im Industriegebiet zu brechen.»¹⁰

10 Paul Weymar: Konrad Adenauer, S. 326 f. – Die CDU-Politiker stützten sich dabei auf wahlstatistische Analysen aus der Zeit der Weimarer Republik. Berechnet man die Reichstagswahlergebnisse für das Gebiet Nordrhein-Westfalens, so gelangten die Arbeiterparteien, die im Ruhrgebiet dominierten, im gesamten Gebiet niemals über 36 Prozent der gültigen Stimmen. Insbesondere in den nordrheinischen Wahlkreisen Köln-Aachen und Düsseldorf-West wurde bürgerlich gewählt, vor allem die Zentrumspanei, deren gesamter Stimmenanteil im Gebiet Nordrhein-Westfalens allerdings von 40,6 Prozent, 1919, bis auf 30,3 Prozent, Juli 1932, zurückging.

Der unter föderalistischer Flagge betriebene Länderpartikularismus behinderte die Herausbildung einheitlicher demokratischer Organisationen, schwächte und zersplitterte gewerkschaftliche und andere demokratische Bewegungen.¹¹ Gleichzeitig bot er die beste Grundlage für einen den restaurativen Interessen dienenden Aufbau eines reaktionären Verwaltungsapparates über den Ländern, da gewählte Vertretungskörperschaften auf die Länder beschränkt blieben. Die Entwicklung über die Länder hinaus konnte weitgehend der direkten demokratischen Kontrolle entzogen, hinter dem Rücken des Volkes durch eine Art föderalen Restaurationsmechanismus vorangetrieben werden. Diese Konzeptionen verbargen sich hinter der von der politischen Reaktion überall propagierten Losung des Föderalismus, die in den Westzonen in allen bürgerlichen Parteiprogrammen ihren Niederschlag fand. Sie wurde dabei als die angeblich einzige staatsorganisatorische Antithese zum hitlerfaschistischen Einheitsstaat demokratisch und antifaschistisch interpretiert, was breite Wählerkreise nicht unbeeinflusst liess.

3. Losungen und Leitlinien «christlicher» Politik in der ersten Nachkriegsetappe

Die politisch-ideologische Linie der Entwicklung der CDU der britischen Zone wurde seit Anfang 1946 wesentlich von Konrad Adenauer beeinflusst. Anknüpfend an die verschiedenen 1945 aufgestellten programmatischen Leitsätze entwickelte er – unter Verstärkung reaktionärer Elemente beziehungsweise Hervorkehrung reaktionärer Ansatzpunkte – die Grundzüge einer politischen Restaurationsideologie für die Nachkriegsperiode. Die wesentlichen Dokumente, in denen diese Konzeption entwickelt wurde, waren Adenauers mehrstündige Rede in der Aula der Kölner Universität am 24. März 1946, die als Broschüre und teilweise über den Rundfunk weite Verbreitung fand, seine Essener Leitsätze zur Wirtschaftspolitik vom

¹¹ In der amerikanischen und französischen Besatzungszone blieb die Gewerkschaftsentwicklung bis 1949 auf den Rahmen der Länder beschränkt.

August 1946 sowie seine Reden zu den Herbstwahlen in der britischen Zone. Die in diesen Reden entwickelten Grundgedanken bestimmten die vorherrschende Linie der politischen Propaganda der CDU der britischen Zone und darüber hinaus.

Die «christlichen» Politiker nutzten in ihrer Propaganda den Eindruck des wirtschaftlichen Zusammenbruchs nach 1945, die chaotischen Verhältnisse aus und erklärten, der Kapitalismus sei tot, es gebe auch keine Grosskapitalisten mehr, damit keine Klassen und keinen Klassenkampf. An die Stelle des überholten Klassenkampfes könne daher ohne Weiteres und müsse nun die «Sozialpartnerschaft» treten. In diesem Rahmen sollten die Werktätigen das Recht der «Mitwirkung» im Betrieb und im Wirtschaftsgeschehen erhalten und irgendeine «Beteiligung der Arbeiterschaft am Ertrag».

Durch Verwendung eines demagogischen Kapitalismusbegriffs, der eine bestimmte historische Form des Kapitalismus beziehungsweise nur die kapitalistischen «Auswüchse» eines «einseitigen Gewinn- und Machtstrebens» darunter verstand, kam diese CDU-Propaganda den vielerorts vorhandenen antikapitalistischen Stimmungen – eine der Formen, in denen die antifaschistisch-demokratischen Bestrebungen zum Ausdruck kamen – in Worten entgegen.

Mit der Verdammung des alten «liberalen» Kapitalismus beziehungsweise seiner Verfälschung und Totsagung sollte vor allem der Sozialismus getroffen werden. Adenauer und seinesgleichen schlussfolgerten demagogisch, dass, wenn der Kapitalismus tot sei, nun die Existenzberechtigung des Sozialismus als Negation des Kapitalismus ebenfalls nicht mehr vorhanden sei. Er sei damit nicht nur eine zu bekämpfende Alternative, sondern historisch bereits überholt. «. . . der Kapitalismus und Sozialismus und ebenso der liberale Individualismus gehörten ein und derselben Zeitepoche an»,¹² behauptete Adenauer zur Begründung der Essener wirtschaftspolitischen Leitsätze der CDU in der britischen Zone. In ihnen suchte Adenauer die Frage der Enteignung der Monopolherren zu umgehen und eine «Neuordnung» der Grundstoffindustrien durch gemischt-wirtschaftliche und genossenschaftliche Betriebsformen zu

12 Rheinische Post, 28. August 1946.

propagieren.¹³ Dabei war sein Hauptanliegen, eine Überführung dieser Betriebe in die öffentliche Hand zu verhindern: denn in Deutschland bestanden andere Bedingungen als in England. Selbst eine kapitalistische Nationalisierung der gesamten Grundstoff- und Schwerindustrie war unter dem Einfluss der Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone für die westdeutsche Monopolbourgeoisie untragbar und undurchführbar, konnte einen ihnen gefährlichen Charakter annehmen. Die westdeutsche Monopolbourgeoisie konnte sich auf wirtschaftliche «Experimente» dieser Art nicht einlassen.¹⁴

Grosssprecherisch verkündete die CDU-Propaganda, dass der von der CDU gewiesene Weg über den Marxismus hinausgehe¹⁵. Ein sogenanntes «machtverteilendes Prinzip» bildete das theoretische Kernstück der «christlichen Politik» in den ersten Nachkriegsjahren. «Unserer Arbeit liegt die Durchführung des machtverteilenden Prinzips zugrunde. Dieses machtverteilende Prinzip wird sowohl auf wirtschaftlichem Gebiet wie im politischen Leben das ausschlaggebende Prinzip der neuen Ordnung werden müssen»,¹⁶ verkündete Konrad Adenauer.

Das «machtverteilende Prinzip» sollte eine Entmachtung der Monopolherren vortäuschen, in Wirklichkeit ihrer Enteignung vorbeugen. Das «machtverteilende Prinzip» wurde von den Exponenten der reaktionären CDU-Politik in dem Sinne angewandt, dass sie eine

13 Das geht deutlich aus den Ausführungen Adenauers auf der Tagung des Zonenausschusses der CDU der britischen Zone am 18. Dezember 1946 in Lippstadt hervor: «In Deutschland ist die gemischt-wirtschaftliche Betriebsform seit Jahrzehnten erprobt und angewandt, während man sie in England kaum kennt. In der gemischt-wirtschaftlichen Betriebsart arbeiten die Kapitalisten von Körperschaften des öffentlichen Rechts mit privatem Kapital zusammen, wobei die Körperschaften des öffentlichen Rechts durch mehrfaches Stimmrecht ausschlaggebend sind.» (Kölnische Rundschau, 20. Dezember 1946.)

14 Dazu Adenauer: «. . . wir dürfen unter keinen Umständen die geballte wirtschaftliche Macht, die im Bergbau und in den Grundstoffindustrien liegt, dem Staat übertragen. . . Denn: Wer Herr des Staates heute ist, weiss man, wer später einmal Herr des Staates sein wird oder welche Gesinnung die Männer haben werden, die später einmal die Geschicke des Staates leiten, das weiss man nicht.» (Erster Parteitag der CDU der britischen Zone am 14. und 15. August 1947. Hrsg. vom Zonensekretariat der CDU, Heft 1, Recklinghausen o. J., S. 6.

15 Über den Marxismus hinaus. In: Rheinische Post, 22. Februar 1947.

16 Erster Parteitag der CDU der britischen Zone am 14. und 15. August 1947, Recklinghausen. Hrsg. vom Zonensekretariat der CDU, H. 1, o. O. j. J., S. 5.

Verstaatlichung der Grundstoffindustrien mit dem Argument ablehnten und bekämpften, es würde dann zu einer ungeheuren, einseitigen Machtzusammenballung beim Staat kommen. Dieser Staat werde zwangsläufig zu einem Leviathan, der seine eigenen Kinder verschlinge. «Derartige Machtzusammenballungen sind», so erklärte Adenauer im nordrhein-westfälischen Landtag, «gleich gefährlich für einen Staat und ein Volk, wo sie auch immer entstehen mögen, sei es bei Privaten, sei es bei einer Gewerkschaft, sei es beim Staat.»¹⁷ Deswegen käme nur eine gemischt-wirtschaftliche Betriebsform, eine Gemeinwirtschaft in Frage. Die Föderalisierung, die in Vorbereitung befindliche Entflechtung und andere Massnahmen wurden als Verwirklichung des «machtverteilenden Prinzips» ausgegeben. Im Zusammenhang mit dem «machtverteilenden Prinzip» sollten besonders im Kleinbürgertum Illusionen geweckt werden. «Mässiger Besitz möglichst vieler ist eine wesentliche Sicherung des demokratischen Staates. Der Erwerb mässigen Besitzes ist daher nach Möglichkeit zu fördern»,¹⁸ erklärte Konrad Adenauer. Die Tatsachen sprechen allerdings eine andere Sprache: Seit 1949 verloren Hunderttausende Bauern und Handwerker in der Bundesrepublik ihre Existenz – auf der anderen Seite erfolgte eine privatwirtschaftliche Konzentration grössten Ausmasses.

Adenauer bezeichnete 1946 die Gewinnung der Mittelschichten als eine entscheidende Aufgabe für die CDU, wobei dieser unbestimmte Begriff in einem ausserordentlich umfassenden Sinne interpretiert und auch der Arbeiter mit «Eigenheim» dazu gerechnet wurde. Die CDU rechnete raffiniert mit einer Kleineigentümergeologie, die durch die erwähnten gesellschaftlichen Kriegs- und Nachkriegsauswirkungen Auftrieb erhielt.

Es versteht sich von selbst, dass unter den Bedingungen der ersten Nachkriegsjahre die christlichen Ideen der Friedensliebe besonders ausgenutzt wurden. Ein Beispiel aus unzähligen, das die zweckbe-

17 Landtag Nordrhein-Westfalen. Stenographischer Bericht über die fünfte Vollsitzung des Landtages Nordrhein-Westfalen vom 4. und 6. März 1947 zu Düsseldorf, S. 21.

18 Rede des ersten Vorsitzenden der CDU der britischen Zone, Oberbürgermeister a. D., Dr. Konrad Adenauer, in der Aula der Kölner Universität am 24. März 1946 (Schriftenreihe der «Christlich-Demokratischen Union des Rheinlandes», H. 8, Köln o. J.» S. 10).

dingte Demagogie treffend enthüllt, sei zitiert: «Das deutsche Volk weiss, dass seine nächste Zukunft schwer sein wird, aber es muss auf bessere Zeiten hoffen dürfen. Es will keinen Krieg mehr und ist zu dauernder Abrüstung bereit, es wird sogar zu einer dauernden völkerrechtlichen Neutralisierung bereit sein . . .»,¹⁹ verkündete kein anderer als Konrad Adenauer, als Bundeskanzler wütendster Feind jeder Abrüstung und Neutralisierung Deutschlands.

Nicht nur zum Stimmenfang und zu Tarnungszwecken wurde die Friedens- und Nächstenliebe zu dieser Zeit so strapaziert. Sie bildete einen wichtigen Bestandteil der reaktionären Gemeinschaftsbemühungen, der Propagierung des «sozialen Friedens»,²⁰ der «Sozialpartnerschaft». Auf diesem Wege wurde die Entlastung der Nazi- und Kriegsverbrecher praktiziert. Ihnen gegenüber sollte «christliche Verzeihung» geübt werden.²¹

Der in den ersten Nachkriegsjahren auch von den reaktionären «christlichen» Politikern hervorgekehrte Antimilitarismus war zugleich Bestandteil einer apologetischen Geschichtskonstruktion zugunsten des deutschen Monopolkapitals. CDU-Politiker nutzten das traditionelle westdeutsche Antipreussentum dazu aus, den deutschen Militarismus auf das ostelbische Junkertum einzuschränken und ihm die Hauptschuld für die verhängnisvolle deutsche Vergangenheit aufzubürden. Das Grosskapital, das angeblich sowieso in Deutschland nicht mehr vorhanden war, wurde zwar nicht völlig freigesprochen, aber doch wesentlich entlastet, antimonopolistische Massnahmen wurden für die Westzonen als weniger dringlich hingestellt.

Im Mittelpunkt der propagandistischen Linie der «christlichen Politik» stand jedoch der Antikommunismus, der sich nach Churchills berüchtigter antisowjetischer Rede in Fulton vom 5. März 1946 des Rückhalts bei den Westmächten gewiss war und mächtigen Auftrieb erhielt.

Der Antikommunismus bildete zugleich Grundlage, Ausgangs-

19 Westfalen-Zeitung, 31. Dezember 1946.

20 Siehe «Mich erbarmt des Volkes!» Kundgebung der deutschen Bischöfe. In: Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln, 1947, Nr. 18, S. 120 f.

21 Siehe Kundgebung des Katholikenkomitees der Erzdiözese Köln. In: Ebenda, 1947, Nr. 7, S. 43.

punkt und Stossrichtung für die Ideologie des «christlichen» Weges, der über Kapitalismus und Sozialismus hinausführen sollte. Der ideologisch-politische Antikommunismus ergänzte den organisatorisch-politischen, der die Kommunistische Partei behinderte und isolieren sollte.

Der Antikommunismus stellte die wesentliche und allgemeinste ideologische Form der Massenbeeinflussung für die Interessen der Monopolbourgeoisie dar, vor allem auch zu der Zeit, als deren politische Macht am Boden lag und sich nur langsam restaurierte. Der christlich motivierte Antikommunismus diente der reaktionären deutschen Bourgeoisie in Westdeutschland nach 1945 als Hauptwaffe zur Vertiefung der Spaltung der Arbeiterklasse in den Westzonen, zur Isolierung der KPD als der konsequenten antiimperialistischen Führungskraft und damit zur entscheidenden Schwächung der Kampfkraft der antifaschistisch-demokratischen Massenbewegung; zur Desorientierung und Desorganisation der Front des antifaschistisch-demokratischen Kampfes der Werktätigen; zur Sammlung und Ausrichtung aller reaktionären und opportunistischen Kräfte. Er richtete sich nicht nur gegen die KPD, sondern auch gegen SPD und Gewerkschaften beziehungsweise gegen eine selbständige Arbeiterpolitik in ihnen sowie gegen eine selbständige bürgerlich-demokratische Politik antimonopolistischer Zielstellung.

Der Antikommunismus der reaktionären CDU-Politiker wurde historisch-weltanschaulich begründet und stand zugleich mit der Propagierung des angeblichen politischen Allheilmittels der «christlichen Politik» in wechselseitigem Zusammenhang. In der Präambel des am 1. März 1946 in Neheim-Hüsten unter der Federführung Konrad Adenauers verabschiedeten Programms der CDU der britischen Zone hiess es dazu: «Die CDU will ein neues, ein anderes Deutschland aufbauen. Die Epoche, in der die materialistische Weltanschauung in Deutschland die geistige Grundlage wurde, Staat, Wirtschaft und Kultur beherrschte, soll zu Ende sein. Auch der Nationalsozialismus wurzelt in dieser Weltanschauung, er führte die ihr entstammenden Grundsätze bis zur äussersten Konsequenz durch . . . Nur eine weltanschauliche Änderung des Volkes kann eine Besserung bringen . . . An die Stelle der materialistischen muss wieder die christliche Weltanschauung treten, an die Stelle der

sich aus dem Materialismus ergebenden Grundsätze die Grundsätze der christlichen Ethik. Sie müssen bestimmend werden für den Wiederaufbau des Staates und die Abgrenzung seiner Macht, für die Rechte und Pflichten der Einzelperson, für das wirtschaftliche und soziale Leben, für unsere Kultur, für das Verhältnis der Völker zueinander.»²²

Gegenüber den Kölner Leitsätzen wird die antikommunistische Stossrichtung durch den Begriff «materialistische Weltanschauung» viel stärker und eindeutiger hervorgehoben, desgleichen der demokratische Aufbau in Deutschland als eine angeblich weltanschauliche Frage – verbunden mit Führungsanspruch beziehungsweise Führungsmonopol für die CDU. Gegenüber den Kölner antimonopolistischen Bekenntnissen und Forderungen heisst es lediglich: «Die sich aufdrängende Frage der Vergesellschaftung von Teilen der Wirtschaft ist zurzeit nicht praktisch, da die deutsche Wirtschaft nicht frei ist.»²³

Und in seiner Rede vom 24. März 1946 in der Kölner Universität präziserte Adenauer die Rangfolge der politischen Aufgaben, wobei die hintergründigen Absichten zum Vorschein kamen: «Wir wollen die Grundsätze des christlichen Naturrechtes wiederherstellen . . . Wie weit das gelingt, ist heute die Schicksalsfrage unseres Volkes und nicht etwa die Frage, wie viele und welche der wenigen uns noch verbleibenden Betriebe sozialisiert oder wieviel Hektar Land enteignet werden sollen.»²⁴

Die Hauptdosung, mit der die westdeutsche CDU unter dem Einfluss der reaktionären Führungskräfte die Kreis-, Stadt- und Gemeindewahlen von September/Oktober 1946 in der britischen Zone bestritt, lautete: «Für Christentum – gegen Marxismus!»²⁵ und in abgewandelten Formen: «Marxismus heisst Zwangsstaat. Darum wählt CDU.»²⁶

In einem «letzten Appell an die Wähler» rief Adenauer auf: «In

22 Das Programm der Christlich-Demokratischen Union der britischen Zone, Rhöndorf o. J. – Hervorhebungen – d. V.

23 Ebenda.

24 Rede des ersten Vorsitzenden der CDU der britischen Zone, Oberbürgermeister a. D., Dr. Konrad Adenauer . . ., S. 6.

25 Kölnische Rundschau, 11. Oktober 1946.

26 Aachener Volkszeitung, 7. September 1946.

unserer Zeit wird es sich entscheiden, ob der Marxismus in Deutschland zur Herrschaft gelangt oder nicht. In der britischen Zone wird diese Entscheidung fallen. Zeigt durch eure Stimmabgabe, dass ihr die Herrschaft des Marxismus ablehnt.»²⁷

In den Wahlen sollten die Wähler nicht über wirtschaftliche und politische Programme, sondern über ihre Weltanschauung abstimmen.

Diese Desorientierung wurde vom hohen Klerus unterstützt, der die Wähler aufrief, «die Kandidaten zu wählen, die eine Neuformung der sozialen Ordnung nach den Grundsätzen des Naturrechts und der christlichen Offenbarung anstreben»,²⁸ wie es in einem Hirtenbrief Kardinal Frings' hiess.

Es war für die kompromittierte deutsche Monopolbourgeoisie und Reaktion in ihrer labilen politischen Situation besonders wichtig, ihre Gegensätze zu breiten Kreisen des Volkes, zu den christlich-demokratischen Werktätigen durch eine neue Gemeinschaftsideologie abzumildern, zu verschleiern und zu überbrücken. Die Gemeinschaft in der christlichen Weltanschauung – dem angeblichen Allheilmittel für alle Übel der deutschen Geschichte – sollte diese Gegensätze überbrücken. Zugleich suchte man in bewährter Weise durch Beschwörung eines äusseren Feindes, der dieses Allheilmittel gefährdet und bedroht, diese Gemeinschaft zusammenschweissen, ihre inneren Widersprüche als Machinationen des äusseren Feindes darzustellen. Dieser äussere Feind sollten die Sowjetunion und die kommunistischen «Handlanger Moskaus» in Deutschland sein.

«Wir sind das vorgeschobene Bollwerk, an dem sich die Weltanschauungen scheiden. Würden wir vom Kollektivismus überrannt, dann wäre Europa preisgegeben. Wenn die abendländische Welt sich ihren Lebensraum sichern will, dann muss sie Deutschland mitsichern, denn wir sind auf Gedeih und Verderb mit der Welt des Abendlandes verbunden.»²⁹

Die Demagogie der äusseren Bedrohung wurde durch die der «äusseren Rettung» ergänzt. Entsprechend der Aussenpolitik sollte im

27 Rheinische Post, 12. Oktober 1946.

28 Ebenda.

29 Maria Sevenich in Köln. In: Kölnische Rundschau, 1. Oktober 1946.

Begriff des christlichen Abendlandes und der damit verbundenen Losung von den Vereinigten Staaten von Europa den Massen erneut suggeriert werden, dass schnellste und wirksamste Hilfe über günstige internationale und aussenpolitische Entwicklungen möglich sei. Eine auf diesem Wege vollzogene Angleichung an den westeuropäischen Lebensstandard erschien vielen als ein schneller und müheloser Weg aus dem deutschen Chaos sehr anziehend. Damit im Zusammenhang stand auch die (spätere) Propagierung der Notwendigkeit ausländischer Kredite und amerikanischer «Hilfe». Auf diese Weise sollte Unglauben in die eigene Kraft gesät, eine Abwertung der inneren Probleme, des Klassenkampfes erreicht und die antinationale Spaltungs- und Restaurationspolitikpsychologisch vorbereitet und ideologisch begründet werden. In Übereinstimmung mit diesem antikommunistischen «Primat der Aussenpolitik» wurde die Ernährungskrise und -sabotage zu einer chauvinistischen und revancharistischen Hetze gegen die Oder-Neisse-Grenze ausgenutzt, Deutschland sei ohne die Gebiete jenseits von Oder und Neisse nicht lebensfähig.

Der Zonenausschuss der CDU der britischen Zone erklärte am 6. August 1946 in einer Entschliessung: «Die CDU ist sich darüber klar, dass eine endgültige und befriedigende Bereinigung des Flüchtlingsproblems nur dadurch möglich ist, dass man den Vertriebenen ihre Heimat zurückgibt. Die CDU wird deshalb immer wieder mit Nachdruck die Forderung auf Rückgabe der Ostprovinzen erheben, ohne die das deutsche Volk nicht leben kann.»³⁰

Und in einer Entschliessung der Landesflüchtlingsausschüsse der CDU/CSU aus der britischen und der amerikanischen Zone wurde bekräftigt: «Die in München am 18. und 19. Juli 1947 zu ihrer ersten Arbeitstagung versammelten Delegierten der Landesflüchtlingsausschüsse der CDU/CSU der britischen und amerikanischen Zone haben einstimmig folgende Entschliessung gefasst: Die Vertreibung von mehr als 14 Millionen Deutscher aus ihrer angestammten Heimat widerspricht jedem Natur- und Völkerrecht. Sie hat die verzweifelte Lage des deutschen Volkes in unerträglicher Weise verschärft.

30 Zit. nach Linus Kather: Die Entmachtung der Vertriebenen, erster Band, München-Wien (1964), S. 54.

Es gibt deshalb nur eine befriedigende Lösung: die Rückgabe der Heimat . . .»³¹

Die Wirkung dieser Argumente auf die Kreise der Ostumsiedler wurde durch die Bestrebungen zur organisatorischen Zusammenfassung der Umsiedler in «Flüchtlings»- und «Vertriebenen»-Organisationen verstärkt, die 1946/47 begannen. Dabei spielte auch der hohe Klerus eine massgebliche Rolle. So wurden zum Beispiel am 23. März 1947 2'300 katholische Priester aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten zu einer Tagung in Königstein im Taunus zusammengetrommelt. Sie forderten den Zusammenschluss aller «Vertriebenen» und nahmen einen Aufruf zur Revision der Ostgrenzen Deutschlands an.

In den westzonalen Kirchenzeitungen wurde die Hetze gegen die Oder-Neisse-Grenze ebenfalls massiv unterstützt. Die «Ostgebiete» seien angeblich für die deutsche Ernährung unentbehrlich,³² den «Vertriebenen» müsse ihre «Heimat» und ihr «Besitz» wiedergegeben werden.³³

Wie die Nachkriegsentwicklung eindeutig bewies, entbehrten die Argumente von der Unentbehrlichkeit der früheren deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neisse für die Ernährung jeder sachlichen Grundlage. Die CDU/CSU-Politiker benutzten die Umsiedlerproblematik skrupellos für ihre reaktionären politischen Ziele. Sie suchten auch aus dem Grunde eine demokratische Bodenreform zu torpedieren, um den in der Unzufriedenheit von Millionen nichtangegliedertter Umsiedler vorhandenen Nährstoff für eine revanchistische Politik zu erhalten.

Besonders der spätere Bundespräsident, Heinrich Lübke, betätigte sich damals als Agrarexperte der CDU gegen jede demokratische Bodenreform. In Heft 1 der Schriftenreihe «Politik aus christlicher Verantwortung» setzte er 1946 den Forderungen nach demokratischer Bodenreform einen ausgeklügelten «Siedlungsplan» entgegen. Er verwandte viel Mühe, um einen Beweis für die Möglich-

31 Zit. nach Linus Kather: Die Entmachtung der Vertriebenen, erster Band, München-Wien (1964), S. 55/56.

32 Wort der Provinzialsynode. In: Der Weg. Evangelisches Kirchenblatt der Nordrhein-Provinz (Wuppelal), 1. Jg., Nr. 13, 22. Dezember 1946.

33 Kirchenzeitung des Erzbistums Köln, 5. Juni 1947.

keit des Unmöglichen anzutreten, wie nämlich die Agrarfrage ohne Enteignungen zu lösen sei. Seine Patentrezepte waren z.B. das «Ansetzen von Heuerlingen», «Ansetzen eines nachgeborenen Bauernsohnes auf einem Teil der Hofffläche», Teilverpachtungen, wobei die Pächter auf dem Hofe des Verpächters leben usw. Natürlich könnten auch Neubauernstellen entstehen, vor allem durch Urbarmachung von Ödland, die Aufteilung von Exerzierplätzen usw. Ferner hatte Lübke in seinen Plänen noch den Mut, auch den Boden der Grossgrundbesitzer nicht gänzlich auszuklammern. Er meinte, Boden über 150 ha könne man im Rahmen eines Lastenausgleiches in dem Masse heranziehen, wie jeder Deutsche zur Vermögensabgabe für die «Beseitigung der Kriegsfolgen» verpflichtet sei!

Nachdem der Ruf der Bauern, insbesondere aus Umsiedlerkreisen, nach Land immer stärker wurde, modifizierte Lübke seine Vorstellungen und sprach sich am 7. September 1946 in einer Wahlversammlung im Kreise Bielefeld für eine «gesunde Bodenreform» aus. Vor allem den «vertriebenen Bauern» müsse sofort geholfen werden, 560'000 ha Ödland in Westfalen und Hannover müssten urbar gemacht werden. Ausserdem sollte jeder Bauer über 20 ha 2 bis 3 Prozent seines Bodens abgeben. Also, Bodenreform auf Kosten der einheimischen Bauern!³⁴

Im Übrigen waren diese und andere Vorschläge gar nicht so ernsthaft gemeint, wie sie offeriert wurden. Sie sollten lediglich politisch zu Buche schlagen. Ernst gemeint war vielmehr etwas anderes, was Lübke den «vertriebenen Bauern» sagte: «Gebt die Hoffnung auf die Rückgewinnung der Ostgebiete nicht auf!» Darin bestand die angebliche Patentlösung der Agrarfrage und auch der Ernährungsprobleme, wie die CDU/CSU-Führer den westdeutschen Bauern in skrupellosem Anknüpfen an die «Volk-ohne-Raum»-Propaganda der Nazis seit 1946 mit verhängnisvollen Auswirkungen ständig einhämmerten.

Nachdem mit der Hetze gegen die Grenzregelung im Osten der Anfang gemacht und der Keim des Misstrauens in die Richtigkeit der in Potsdam durch die Alliierten beschlossenen Massnahmen gesät worden war, ging man dazu über, überhaupt das ganze Potsdamer

34 Siehe Westfalen-Zeitung, 10. September 1946.

Abkommen zu disqualifizieren. So erklärte Adenauer im November 1946 unumwunden: «Das Potsdamer Abkommen, das kann man nicht entschieden genug betonen, ist in seiner ganzen Grundlage die Ursache für die Not und das Elend, in das Deutschland versinkt, für die Hungersnot und die Notlage der Wirtschaft.»³⁵

Die ganze politische Skrupellosigkeit der reaktionären Exponenten einer «christlichen Politik» kam in der raffiniert in die Wege geleiteten, grundsätzlichen Gleichsetzung von Hitlerfaschismus und Marxismus beziehungsweise Kommunismus zum Ausdruck. Die materialistische Weltanschauung, der Marxismus und Kommunismus, wurde von Adenauer für den Klassenkampf verantwortlich gemacht, der Staatsallmacht und Entchristlichung heraufbeschworen hätte. Der Materialismus und seine historischen Auswirkungen führten angeblich zum Hitlerfaschismus, der somit nicht nur ideologisch in engster Beziehung zum Marxismus stände: «Aus dem Materialismus stammt der Kapitalismus, stammt der Sozialismus und stammt der Nationalsozialismus. Deshalb wollen wir heute die Rückkehr zu christlichem Denken.»³⁶

Die Diktatur des Proletariats wurde – daran anknüpfend – mit der «Einparteindiktatur» des Hitlerfaschismus auf eine Stufe gestellt, ebenso der demokratische Zentralismus in der Sowjetunion mit dem «Totalitarismus» des Nazistaates. Die nazistische Zwangskartellisierung und die staatliche Wirtschaftsorganisation zugunsten und in den Händen der Monopole, die Kriegszwangswirtschaft wurde mit der sozialistischen Planwirtschaft gleichgesetzt, wie überhaupt der vorgebliche «nationale Sozialismus» der Hitlerfaschisten als Sozialismus dargestellt wurde, um damit den wirklichen Sozialismus zu diffamieren. Auf diese Weise wurde die Kommunistische Partei und ihre Weltanschauung aufs Schwerste verleumdet. Die Gefährlichkeit und Tücke dieser Form des Antikommunismus bestand gerade in dem Bezug auf den Hitlerfaschismus, der nach 1945 zutiefst verhasst und kompromittiert war.

35 Landtag Nordrhein-Westfalen. Stenographischer Bericht über die zweite Vollsitzung des Landtages Nordrhein-Westfalen am 12. und 13. November 1946 zu Düsseldorf, S. 17. – Hervorhebung – d. V.

36 Schicksal Deutschlands: Schicksal Europas. Adenauer auf Wahlkundgebung in Bielefeld. In: Westfalen-Zeitung, 1. April 1947.

Unter den in Westdeutschland herrschenden besonderen nachfaschistischen Bedingungen, dem vielerorts niedrigen politischen Bewusstseinsstand und einem mehr sozial psychologisch geprägten antifaschistischen Demokratismus, vor allem dem Fehlen der bewusstseinsverändernden Kraft revolutionärer Praxis, konnten von dieser Propaganda zweifellos weitreichende emotionale Reaktionen hervorgerufen werden. Auch in der damit im Zusammenhang stehenden, stark in den Vordergrund gerückten, «antifaschistisch» aufgezäumten Freiheitsdemagogie wurde eine antikommunistische Beziehung zwischen Hitlerfaschismus und Kommunismus beziehungsweise Marxismus hergestellt.

In einer Wahlrede erklärte Adenauer, wie es in einem Pressebericht hiess, «die materialistische Weltanschauung des Marxismus führe zum Staatssozialismus und sei abzulehnen, da sie zum Tode der Freiheit des Einzelnen werde».³⁷

Dieser Weltanschauungskreuzzug wurde mit einer vielfältigen Verunglimpfung der Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone in Beziehung gebracht, die sich bis zu einer masslosen Greuelpropaganda verstieg.

4. «Christlicher Sozialismus»?

Bei anscheinend wesentlicher Übereinstimmung in der propagandistischen Linie gab es doch auch zwischen den Führungskräften der CDU der britischen Zone Meinungsverschiedenheiten. Sie entzündeten sich 1946 zwischen der führenden Adenauer-Gruppe und den Führern ehemaliger christlicher Gewerkschaften und Arbeitervereine beziehungsweise den CDU-Sozialausschüssen um Karl Arnold, Johannes Albers, Heinrich Strunk in der Frage der Losung vom «christlichen Sozialismus» beziehungsweise «Sozialismus aus christlicher Verantwortung».³⁸

37 Westfalen-Zeitung, 1. Oktober 1946.

38 Der Terminus «christlicher Sozialismus» war in die Kölner Leitsätze aufgenommen worden, erschien jedoch im Programm der CDU der britischen Zone nicht mehr. Karl Arnold propagierte demgegenüber in einer programmatischen Rede auf der ersten «Tagung der christlichen Arbeiterbewegung» des Rheinlandes am 16. Februar 1946 die

Soweit es sich lediglich um einen demagogischen Gebrauch des Begriffs «Sozialismus» für die Zwecke «christlicher Politik» handelte, wie es sicher zum Teil der Fall war, handelte es sich um lediglich taktische Meinungsverschiedenheiten. In diesem Sinne suchte sie Adenauer zu interpretieren, indem er argumentierte, die politischen Nachteile, die daraus erwachsen könnten, dass breite Kreise durch den Terminus «christlicher Sozialismus» im Sozialismus schlechthin etwas Tragbares sehen würden, überwögen bei weitem die sich daraus eventuell ergebenden Vorteile.

Insofern und insoweit jedoch in der Losung von einem Sozialismus antimonopolistische Zielstellungen bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Charakters zum Ausdruck gebracht wurden, lagen diesen Meinungsverschiedenheiten unterschiedliche Klassenpositionen in der Monopolfrage zugrunde.³⁹ Dabei traten diese antimonopolistischen Zielsetzungen in einer breiten Skala unterschiedlicher Anschauungen und mit unterschiedlicher Konsequenz auf, wie sie sich zwangsläufig aus den unterschiedlichen Positionen von christlichen Arbeiterkreisen bis zu Führern christlicher Verbände ergaben.

Adenauer hatte erkannt, welche grosse Bedeutung dem sogenannten linken oder Gewerkschaftsflügel in der CDU unter den gegebenen Bedingungen zukam. Er unternahm deshalb grosse Anstrengungen, um die Unterstützung der Gruppe der ehemaligen christlichen Gewerkschaftsführer beziehungsweise führenden Funktionäre katholischer und evangelischer Arbeitervereine, wie Johannes Albers, Heinrich Strunk, Karl Arnold, Joseph Gockeln, Theodor Blank und andere, zu gewinnen, die Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken. An einige von ihnen wandte er sich zum Beispiel brieflich, um seine Wahl zum Vorsitzenden des Zonenausschusses der CDU sicherzustellen.

CDU als «Fackelträger eines neuerwachten christlichen Sozialismus» (Aachener Volkszeitung, 22. Februar 1946). Im Juni 1946 verbreitete Johannes Albers ein befürwortendes Diskussionsmaterial zum Thema «Christlicher Sozialismus». Die «Rheinische Post» eröffnete am 13. Juli 1946 eine öffentliche Diskussion über den «christlichen Sozialismus», die sich bis Jahresende hinzog.

39 Solche kleinbürgerlich-antimonopolistischen Zielsetzungen kamen z.B. innerhalb der «Arbeitsgemeinschaft für Christentum und Sozialismus» zum Ausdruck, die im September 1946 in Nordrhein-Westfalen gegründet worden war. (Siehe Situation und Entscheidung. Zeitbuch für Politik und Kultur. Hrsg. von Dr. Walter Rest. Erste Folge u. zweite Folge, Warendorf/Westfalen 1947 und 1948.)

Obwohl viele der Betroffenen ihrer sozialen Lage nach als Führer von grossen Verbänden sowie als Inhaber verschiedener Ämter, zum Beispiel als Bürgermeister, zum gehobenen Bürgertum gerechnet werden konnten, war doch unter ihnen eine kleinbürgerliche Denkweise als Kompromiss zwischen ihrer eigenen Lage und den Interessen der von ihnen organisatorisch vertretenen werktätigen Schichten nicht selten anzutreffen. Die Stufe der Funktionärshierarchie innerhalb der sogenannten christlichen Arbeiterbewegung, die der Einzelne erklommen hatte, spielte dabei natürlich auch eine wesentliche Rolle. In den Spitzenpositionen entwickelten sich auch enge Verbindungen zu Kreisen der Monopolbourgeoisie. Die politischen Positionen der «christlichen» Gewerkschaftsführer und ähnlicher Funktionäre wurden von dem Bemühen diktiert, unter Ablehnung des Klassenkampfes auf dem Wege von Reformen die Widersprüche zwischen Kapital und Arbeit abzumildern und zu versöhnen, das Proletariat als solches durch gerechten Lohn und soziale Verbesserungen «abzuschaffen», die Arbeiter zu gleichberechtigten Mitbürgern in der bestehenden Gesellschaftsordnung zu machen. Die von ihnen eingenommenen bürgerlich-kapitalistischen Positionen sozialer Reform schlossen antimonopolistische Zielsetzungen nicht aus – im Unterschied zur bloss apologetischen Monopolkritik Adenauers. Allerdings konnten sie keinesfalls als prinzipielle und erbitterte Gegner des Monopolkapitals um jeden Preis betrachtet werden. Sie standen jedoch unter dem besonderen Druck der antimonopolistischen Forderungen der christlichen Werktätigen, wie zum Beispiel Johannes Albers, der Vorsitzende der zur Zusammenfassung der Arbeitermitglieder in der CDU gegründeten Sozialausschüsse.

In einem «Aufruf des sozialen Ausschusses der CDU» vom 5. September 1946 heisst es zum Beispiel: «Durch den Zusammenbruch des Nationalsozialismus muss auch die Herrschaft der kapitalistischen Wirtschaftsmacht das verdiente Ende finden. Die Stunde für eine durchgreifende wirtschafts- und gesellschaftspolitische Neuordnung ist gekommen. Wir fordern daher die Aufhebung der Truste und Konzerne, die Herbeiführung der vollen Gleichberechtigung der Arbeitnehmer in den Betrieben, in der Wirtschaft, in den öffentlich-rechtlichen Berufen und Wirtschaftsvertretungen und

damit eine gerechte Verteilung des Wirtschaftsertrages an alle schaffenden Volksglieder! . . . Der Militarismus, der Nationalsozialismus und die Kräfte des eigensüchtigen Kapitalismus sind die ewigen Wegbereiter neuer Kriege. Diesen Kräften gilt unser erbitterter Kampf ... In der CDU sieht das christliche werktätige Volk die grosse politische Gemeinsamkeit, in welcher die christlich-sozialen Kräfte zum Ausdruck kommen.»⁴⁰

Am 11. November 1946 fand in Herne eine Tagung der Sozialausschüsse der CDU von Nordrhein-Westfalen statt, die ebenfalls von demokratischen und antikapitalistisch akzentuierten Forderungen nach einer wirtschaftlichen Neuordnung beherrscht wurde. Diese Forderungen richteten sich mit ihrer Spitze gegen die Monopole und standen in Übereinstimmung mit dem bereits zitierten Aufruf vom 5. September. In einer abschliessenden Resolution heisst es unmissverständlich: «Der Überführung des Bergbaus und der Grossindustrie in den Gemeinbesitz des Volkes stimmen sie (die Sozialausschüsse – d. V.) zu.»⁴¹

Die christlichen Gewerkschafts- und Arbeitervereinsführer erwießen sich als unentbehrlich, um den Einfluss der CDU/CSU in Kreisen christlicher Werktätiger zu verbreiten und ihren Anspruch zu sichern, eine «Volkspartei» zu sein. Dieser Anspruch der CDU beziehungsweise ihr Ziel wurde ständig hervorgehoben. So hiess es im Wahlaufuf der CDU für Westfalen und Lippe zu den Kreistags- und Stadtratswahlen vom 13. Oktober 1946 unter der Schlagzeile «Habt Vertrauen zur CDU»: «Die Union ist die Volksbewegung, die mit aller Entschiedenheit und grösstem sittlichen Ernst eine Erneuerung unseres staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens aus christlicher Verantwortung, in demokratischem Geist und sozialer Gerechtigkeit erstrebt, eine neue Partei, die nicht rückwärts, sondern vorwärts strebt . . .»⁴²

In einem demagogischen Wahlaufuf Konrad Adenauers an die Westfalen wandte er sich in folgender bezeichnender Weise an die

40 Westfalen-Zeitung, 10. September 1946. – Kölnische Rundschau, 10. September 1946.

41 Kölnische Rundschau, 12. November 1946; Rheinische Post, 16. November 1946.

42 Westfalen-Zeitung, 11. Oktober 1946.

christlichen Werktätigen: «Ich wende mich an die christliche Arbeiterschaft, Arbeiter und Angestellte in den Betrieben! Eure alten Führer aus der christlichen Gewerkschaftsbewegung, die ihr alle kennt, stehen an politisch führender Stelle überall in der Union. Johannes Albers und Karl Arnold sind meine engsten politischen Mitarbeiter . . . Wir sind Feinde jedweden Monopols, wir lehnen den ausbeuterischen Kapitalismus ebenso ab wie den bürokratischen Staatssozialismus . . . Westfalen! Wählt am 13. Oktober die christliche Partei des sozialen Fortschritts . . .»⁴³

Erst gegen Jahresende 1946 wurde die Adenauer-Linie der Ablehnung des Begriffs «christlicher Sozialismus» in der westdeutschen CDU vorherrschend. Es gelang Adenauer jedoch das ganze Jahr 1946 hindurch, die bestehenden Gegensätze in den Führungsgremien immer wieder zu überbrücken und seine Stellung zu festigen. Zur politischen Bedeutung gelangten die hinter dieser Meinungsverschiedenheit verborgenen Gegensätze 1946 in der Politik der hessischen CDU, die mit der Linie eines «christlichen Sozialismus» auf eine Koalition mit der SPD zusteuerte, wobei sie einen Kompromiss in der Nationalisierungsfrage eingehen musste.⁴⁴

5. Rolle und Einfluss der CDU/CSU

Es gelang den «christlichen» Sammelparteien im Laufe des Jahres 1946 in den Westzonen, massgebliche grossbürgerliche Kreise der Wirtschaft, vor allem der Grossindustrie und Landwirtschaft, der Spitzen der Verwaltung, der Politik und der Kirchen, die früher in unterschiedlichen Lagern standen, parteipolitisch zu vereinen und breite Kreise der werktätigen Bevölkerung zu gewinnen beziehungsweise zu beeinflussen. Nach Zählungen aus dem Rheinland

43 Ebenda.

44 Rechtfertigend erklärte 1950 der hessische CDU-Landesvorsitzende und Finanzminister, Dr. Werner Hilpert, über die Zusammenarbeit der hessischen CDU mit der SPD 1946 bis 1948, «dass es die Hauptaufgabe der CDU-Fraktion gewesen sei, zu verhindern, dass das Land Hessen zur Geburtsstätte einer westdeutschen SED würde». (CDU-Landesparteitag in Hessen. In: Union in Deutschland, Frankfurt am Main, 4. November 1950, S. 2).

vom Ende des Jahres 1946 ergab sich folgende soziale Gliederung der Mitgliedschaft: Arbeiter 27,2, Angestellte 13,3, Handwerker 7,5, Kaufleute 9,9, freie Berufe 2,6, Beamte 4,5, Bauern 8,2, Rentner 8,6, Hausfrauen 18,9 Prozent der Mitglieder.

In anderen Gebieten war der Arbeiteranteil wesentlich geringer, so dass insgesamt eine relativ gleichmässige Vertretung der aufgeführten Berufsgruppen zu verzeichnen war.

Die Mitgliederzahl der CDU/CSU erreichte in den Westzonen 1946/47 ungefähr beträchtliche 400'000, eventuell sogar noch mehr. Die CDU beziehungsweise CSU lagen nach den Wahlen zu den verfassunggebenden Versammlungen am 30. Juni 1946 in der amerikanischen Zone und am 15. November 1946 in der französischen Zone in Bayern, Württemberg-Baden, Württemberg-Hohenzollern, Rheinland-Pfalz und Baden an erster, in Hessen und Bremen an zweiter Stelle der Parteien, wobei jeweils die beiden Parteien CDU beziehungsweise CSU oder SPD mit Abstand gegenüber den anderen Parteien führten. Bei den Gemeinde-, Landkreis- und Stadtkreiswahlen in der britischen Zone im September und Oktober 1946 gelang der CDU in Nordrhein-Westfalen mit 49,1 und 46,0 Prozent Stimmenanteil ein bedeutender Erfolg gegenüber der SPD mit 30,2 und 33,4; der KPD mit 6,7 und 9,4; dem Zentrum mit 5,3 und 6,4 und der FDP mit 2,3 und 4,3 Prozent der Stimmen. In Niedersachsen lag bei den Landkreis- und Stadtkreiswahlen die SPD mit 42,0 Prozent Stimmenanteil vor der CDU mit 22,5; der Niedersächsischen Landespartei mit 19,8; der FDP mit 7,6 und der KPD mit 5,1 Prozent der Stimmen. In Schleswig-Holstein lautete bei den gleichen Wahlen der Stimmenanteil: SPD 42,0; CDU 37,7; FDP 6,1; KPD 5,1 Prozent.

Hans-Peter Schwarz sucht diese Wahlergebnisse dahingehend zu interpretieren, dass sie ein eindeutiges Votum der Mehrheit der westzonalen Bevölkerung für den Weg vom Reich zur BRD und gegen eine – vor allem von den Kommunisten vertretene – antiimperialistisch-demokratische Entwicklung gewesen sei.⁴⁵ Angesichts der Tatsache, dass nicht nur die SPD, sondern auch CDU/CSU bei die-

45 Hans-Peter Schwarz: Die aussenpolitischen Grundlagen ... In: Die zweite Republik, a. a. O., S. 48 ff.

sen Wahlen als antifaschistisch-demokratische Parteien mit antikapitalistischer Ausrichtung vor die Wähler traten, ist das eine pseudowissenschaftliche Argumentation.

Der politische Erfolg der Reaktion in (und zugleich auch mit) der entstehenden westzonalen CDU/CSU hatte also seine Grenzen. Er schaffte die politische Ächtung der Monopolbourgeoisie, die antifaschistisch-demokratischen Bestrebungen in der Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung, auch in der CDU-Mitglieder, nicht aus der Welt. Darin bestand jedoch auch nicht das taktische Ziel, das die grossbürgerliche Reaktion in dieser Situation parteipolitisch verfolgte. Es ging ihr vielmehr darum, sich mit allen Mitteln über den Stimmzettel eine starke Position, nach Möglichkeit die Mehrheit in den Vertretungskörperschaften zu sichern, dabei die antifaschistisch-demokratische Front aufzuspalten, Verwirrung zu stiften, demokratische Aktionen zu untergraben, soziale Illusionen zu verbreiten, die Massen zu beruhigen, hinzuhalten und von den Lebensfragen abzulenken. Das erforderte keine offene und direkte Verteidigung des Monopolkapitalismus, keine offene Frontstellung gegen antifaschistisch-demokratische Zielstellungen. Scheinbar stellte man sich sogar an die Spitze antifaschistisch-demokratischer Bestrebungen, entschärfte und verfälschte diese, dann jene Forderung, propagierte untaugliche Mittel und alleinseligmachende Wege, um politische Frontstellungen aufzureissen und einen Zusammenschluss des Volkes zu vereiteln. Man stellte wirkliche oder scheinbare Hindernisse heraus, die einer Verwirklichung von Programmforderungen entgegenstanden und produzierte Schwierigkeiten. Obwohl die grossbürgerlichen Interessenvertreter alles taten, um demokratische Forderungen schon in den Programmen und Leitsätzen zu verfälschen, konnten sie auch dann ihre Zustimmung geben, wenn sie nicht durchdrangen. «Adenauer . . . wusste, wie schnell das Leben über Programme hinwegschreitet und dass nur der Erfolg, nicht die Versprechungen wiegen, mit denen er erzielt wurde.»⁴⁶ Im Übrigen vertraute man auf die sich mit der Zeit verändernden Verhältnisse, auf die imperialistische Interventionspolitik der Besatzungsmächte

46 Kurt Pritzkolet: Das kommandierte Wunder. Deutschlands Weg im zwanzigsten Jahrhundert, Wien-München-Basel (1959), S. 745.

und auf eigene, bewährte antidemokratische Mittel und Methoden. Zugleich suchte man im Rahmen dieser Manöver die Grundelemente und Linien einer neuen sozialen und politischen Mythologie für die Zeit nach der erfolgreichen Restauration zu entwickeln, um eine Entwicklungskontinuität vortäuschen zu können.

Die KPD charakterisierte die Entwicklung in der CDU auf ihrem Bezirks part ei tag im Ruhrgebiet im Februar 1947 folgendermassen: «Die CDU, welche im Bewusstsein der Massen als demokratische Partei aufgebaut wurde, geriet im Verlaufe des Jahres 1946 immer offener in die Hände der Reaktion. In ihrer Führung konzentrieren sich heute alle jene Kräfte, welche die alte Verwaltung in Staat und Wirtschaft wieder aufrichten wollen. Mit dieser Partei kann es kein Paktieren geben. Es ist unsere Aufgabe, die Führung der CDU vor den Massen als die Interessenvertretung der grosskapitalistischen Kreise zu entlarven.» Und an anderer Stelle: «Die CDU bildet. . . eine, wenn auch unsichere und schwankende, Massenbasis für die Reaktion . . .⁴⁷

Die in den Westzonen vorhandenen Bedingungen verschafften den reaktionären Politikern – anders als in der sowjetischen Besatzungszone – einen grossen Spielraum, um ihre Manöver durchzuführen, sich dem Kriterium der Praxis zu entziehen. Damit hing zusammen, dass die objektive Rolle der Parteien in den Westzonen sich von der in der sowjetischen Besatzungszone durch die beschränkten Kompetenzen und damit offiziell beschränkte politische Verantwortlichkeit nicht unwesentlich unterschied.

Insgesamt muss festgestellt werden, dass es der politischen Reaktion in den Westzonen zweifellos bis zum Herbst 1946 gelungen war, in der Verfolgung ihrer parteipolitischen Ziele ein beträchtliches Stück voranzukommen, während die demokratischen Kräfte viel Boden verloren hatten. Doch die restaurative Neuordnung war noch nicht in ihr entscheidendes Stadium getreten.

47 Aus dem Volk – Für das Volk, S. 79 und 41.

IX. Anglo-amerikanischer Kurswechsel, Bizone und Machtfrage

1. Anglo-amerikanischer Kurswechsel

In der amerikanischen und englischen Aussenpolitik war der im Spätsommer und Herbst 1945 eingeleitete Kurswechsel in Richtung einer verständigungsfeindlichen Politik gegenüber der Sowjetunion mit dem Ziel weiter fortgesetzt worden, Voraussetzungen zu schaffen, um die gemeinsamen alliierten Vereinbarungen und die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges zu revidieren. Mit Churchills Rede in Fulton am 5. März 1946, die in Anwesenheit und Absprache mit USA-Präsident Harry S. Truman gehalten wurde, kündigte sich eine Forcierung dieses Kurswechsels an, der schliesslich auch in der französischen Aussenpolitik seinen Niederschlag fand. In den USA begannen im Frühjahr 1946 die grossen Meinungsbildungsmonopole zur Verbreitung einer antisowjetischen beziehungsweise antikomunistischen Kreuzzugstimmung überzugehen. Die Sowjetunion wurde offen verleumdet, sich auf die gewaltsame Ausbreitung des Sowjetsystems über die ganze Welt vorzubereiten, das heisst die «freie Welt» mit Krieg zu bedrohen. Dieser Drohung gelte es nun sich mit allen Mitteln zu erwehren. So argumentierte zum Beispiel John Foster Dulles am 3. Juni 1946 in einem vielbeachteten Artikel in der Zeitschrift «Life». Diejenigen Kräfte, die den Roosevelt-Kurs einer Zusammenarbeit mit der Sowjetunion fortsetzen wollten, wurden in den Hintergrund gedrängt. Handelsminister Henry A. Wallace, der über die in den USA erzeugte Kriegspsychose entsetzt war und für eine Verständigung mit der Sowjetunion eintrat, wurde in die Enge getrieben und schliesslich im September 1946 zum Rücktritt gezwungen.

Auch in Grossbritannien griff die antisowjetische Kreuzzugsideologie um sich. Die einflussreiche Londoner «Times» zum Beispiel

forderte am 19. Mai 1946 eine offene Abkehr vom Potsdamer Abkommen und die Bildung einer westdeutschen Föderation. Auf der Konferenz des Rates der Aussenminister, die vom 25. April bis 15. Mai und vom 15. Juni bis 12. Juli 1946 in Paris stattfand, traten die Westmächte, insbesondere Grossbritannien und die USA, mit Plänen für eine imperialistische Friedensregelung mit Bulgarien, Finnland, Italien, Rumänien und Ungarn hervor und suchten sie mit allen Mitteln durchzusetzen, um ihren Einfluss in diesen Ländern zu sichern beziehungsweise zu verstärken.

Der tote Punkt, der infolge des Vorgehens der Westmächte in der ersten Konferenzphase erreicht wurde und die Gefahr des Abschlusses separater Friedensverträge heraufbeschwor, konnte jedoch durch die konstruktive Politik der Sowjetunion überwunden werden. Der damit verbundene Erfolg für die demokratische Linie in bezug auf die Friedensregelungen wurde nicht zuletzt durch die Ergebnisse der volksdemokratischen Umwälzungen in Bulgarien, Rumänien und Ungarn ermöglicht. Die sich verändernden Realitäten entzogen den imperialistischen konterrevolutionären Bestrebungen den Boden. Unter diesen Umständen konnten die Friedensverträge mit Bulgarien, Finnland, Italien, Rumänien und Ungarn auf dem weiteren Wege über eine Konferenz von 21 Nationen, die vom 29. Juli 1946 bis zum 15. Oktober 1946 in Paris stattfand, und die Konferenz des Rates der Aussenminister in New York vom 4. November bis 11. Dezember 1946 schliesslich am 10. Februar 1947 unterzeichnet werden.

Die USA suchten ihre Linie einer imperialistischen Regelung der deutschen Frage auf der Pariser Konferenz mittels zweier Projekte zu realisieren. Zunächst unterbreitete der amerikanische Aussenminister Byrnes am 29. April 1946 den Entwurf eines 25-Jahre-Vertrages über die Entmilitarisierung und Kontrolle Deutschlands. Byrnes war bekannt, dass dieser Plan, der bereits im Dezember 1945 in Moskau vorgelegt worden war, nicht die Billigung der sowjetischen Regierung gefunden hatte. Obwohl kein ausdrücklicher Bezug zum Potsdamer Abkommen gemacht wurde, bedeutete der Byrnes-Plan seine faktische Preisgabe. Er reduzierte die Frage der Entmilitarisierung Deutschlands auf seine blossе Entwaffnung, ignorierte die Potsdamer Forderungen nach konsequenter Entmilitarisierung,

Entnazifizierung und Demokratisierung des gesellschaftlichen und politischen Lebens in Deutschland. Die Besatzungsmächte sollten Deutschland nach einer bestimmten Frist verlassen, unabhängig davon, ob sie die im Potsdamer Abkommen festgelegten Aufgaben durchgeführt hatten, also ohne durch Demokratisierung und Entnazifizierung feste Garantien geschaffen zu haben, dass Deutschland wirklich ein friedliebender Staat ist und bleibt, der seine Nachbarvölker nicht mehr mit Krieg bedroht. Der Byrnes-Plan enthielt auch keine Garantien für die Erfüllung der Wiedergutmachungsverpflichtungen durch Deutschland. Seine Annahme hätte bedeutet, die Nichtdurchführung der Potsdamer Beschlüsse, den Status quo in den Westzonen zu sanktionieren, der unvereinbar war mit der Aufgabe, die Einheit Deutschlands auf demokratischer Grundlage herzustellen. Eine offizielle Preisgabe der weiteren Durchführung des Potsdamer Abkommens beziehungsweise seiner Durchführung in den Westzonen überhaupt sollte es westlichen imperialistischen Kreisen ermöglichen, einen deutschen Staatenbund oder Bundesstaat unter ihrem Einfluss zu schaffen und ihn in ihre antisowjetischen Blockpläne einzubeziehen. Denn die mit dem Byrnes-Plan verbundene Konzeption der Zwangsföderalisierung Deutschlands hätte ein Übergewicht der westzonalen Länder beziehungsweise Staaten, deren Entwicklung in ihren Grundlinien nicht von der Durchführung des Potsdamer Abkommens bestimmt worden war, geschaffen. Abgesichert gegenüber demokratischen Einflüssen von der Ostzone beziehungsweise von Zentralinstanzen durch die föderalistische Zergliederung, hätte die grossbürgerliche Reaktion ihre Machtpositionen in den Westzonen mit der Verstärkung autoritärer Methoden weiter ausbauen können, um die Länder Ostdeutschlands in einem deutschen Föderativsystem zu majorisieren.

Im Grunde sollte eine wirkliche politische Einheit Deutschlands dem deutschen Volk zugunsten einer losen Vereinigung von deutschen Staaten verwehrt werden. Das wurde am 30. September 1946 in einer Direktive der amerikanischen Militärregierung unterstrichen, in der die Beziehungen zwischen der amerikanischen Militärregierung und den deutschen Zivilregierungen umrissen wurde. Dort hiess es in Bezug auf die Herstellung der staatlichen Einheit Deutschlands: «Die deutsche Regierungsstruktur soll föderalen

Charakter tragen (Bundesstaat) und die konstituierenden Einheiten sollen deshalb Staaten (Staaten, nicht Länder) sein.»¹ Auf diese Weise sollte ausserdem die Lösung der Frage der staatlichen Einheit Deutschlands ausschliesslich in die Hände von Ministerpräsidenten und Verwaltungsbeamten gelegt werden, die in ihrer westzonalen Mehrheit von den Militärregierungen eingesetzt worden waren beziehungsweise die die traditionelle reaktionäre deutsche Verwaltungsbürokratie repräsentierten.

Neben den USA benutzte auch die französische Regierung die Gelegenheit der Pariser Aussenministerkonferenz, um ihre Forderungen nach Losreissung des Rhein- und Ruhrgebietes von Deutschland und seiner Internationalisierung sowie nach Einbeziehung des Saargebietes in den französischen Zollverband vorzutragen.

Auch hier war es der sowjetische Aussenminister, der diese Pläne zurückwies und unmissverständlich erklärte, dass Deutschland ohne das Ruhrgebiet nicht lebensfähig sei. Die Sowjetunion schlug ihrerseits die Bildung einer gesamtdeutschen Regierung, die Demokratisierung Deutschlands, eine Viermächtekontrolle über die Ruhrindustrie und die Vorbereitung des Abschlusses eines Friedensvertrages auf der Grundlage des Potsdamer Abkommens vor. Der sowjetische Aussenminister wandte sich gegen alle Pläne der Zwangsföderalisierung Deutschlands sowie auch gegen eine Abtrennung des Ruhrgebietes, da «Deutschland ohne das Ruhrgebiet nicht als selbständiger und lebensfähiger Staat existieren kann».²

Nachdem die USA mit ihrem Plan – wie zu erwarten – nicht durchgekommen waren, starteten sie am letzten Tag der Pariser Konferenz, am 12. Juli 1946, ein neues, aber lange vorbereitetes Manöver. Unter Ausnutzung der erwähnten, in der britischen und amerikanischen Zone entstandenen, Differenz zwischen Export und Import und des von anglo-amerikanischer Seite mit der Sowjetunion provozierten Streites um die Reparationsfrage, schlug Aussenminister Byrnes eine unmittelbare wirtschaftliche «Vereinigung» der anderen Besatzungszonen mit der amerikanischen Zone vor, da die

1 Germany 1947-1949. The Story in Documents, hrsg. vom State Department, Washington (1950), S. 156.

2 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. 1, S. 19.

französische Haltung die Durchführung der Potsdamer Einheitsbeschlüsse unmöglich mache.

Es war den Initiatoren von vornherein klar, dass dieser Vorschlag zur wirtschaftlichen Vereinigung für die Sowjetunion nicht annehmbar war. Dabei ging es nicht nur darum, dass die sowjetische Besatzungszone in die von den anglo-amerikanischen Besatzungsmächten verschuldete Defizitwirtschaft hineingezogen worden wäre, ohne dass den berechtigten sowjetischen Reparationsforderungen Rechnung getragen wurde; denn Reparationen aus der laufenden Produktion sollten erst möglich sein, wenn für alle Besatzungszonen insgesamt ein Exportüberschuss erreicht wurde. Der entscheidende Grund für die Ablehnung des amerikanischen Vorschlages bestand vor allem darin, dass mit dem Zusammenschluss weder Garantien noch Zielsetzungen für einen demokratischen Wirtschaftsaufbau verbunden wurden und damit die aktive Mitwirkung der demokratischen Kräfte des deutschen Volks an dieser «Vereinigung» ausgeschlossen wurde. Denn nicht die formale Aufhebung der Zonengrenzen bildete das Kardinalproblem für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, sondern die Demokratisierung der deutschen Wirtschaft, die es dem deutschen Volk ermöglicht hätte, alle Potenzen mit grösstem wirtschaftlichen Nutzeffekt zusammenzufassen, eine zielstrebige Wirtschaftsplanung für den Wiederaufbau durchzuführen. Nur auf diesem mit den Potsdamer Prinzipien übereinstimmenden Wege konnten die deutschen Wirtschaftsprobleme aus eigener Kraft im Interesse von Friedenssicherung und Demokratie erfolgreich gelöst werden. Das wurde durch die Anfänge des demokratischen Wirtschaftsaufbaus in der sowjetischen Besatzungszone, trotz der grossen Schwierigkeiten und Belastungen, unter denen er vor sich gehen musste, bestätigt.

Das amerikanische «Angebot», das am 20. Juli 1946 von General McNarney im Kontrollrat unterbreitet wurde, erfolgte nicht auf der Grundlage der Potsdamer Prinzipien und im Interesse ihrer Verwirklichung. Der Anschluss der sowjetischen Besatzungszone hätte unter den Bedingungen, wie sie vorgeschlagen wurden, eine faktische Preisgabe der Weiterführung des demokratischen Wirtschaftsaufbaus beziehungsweise seine Preisgabe überhaupt bedeutet. Und genau darin bestand eines der wesentlichen Ziele des amerikanischen

Vorschlag einer formalen Zonenvereinigung. Wie erwartet, stimmte nur Grossbritannien diesem Vorschlag zu.

2. Die Bildung der Bizone und ihre Konsequenzen

Bis zum Herbst 1946 hatte sich die Lage in Deutschland gegenüber der Ausgangssituation vom Mai 1945 wesentlich verändert. Die gegensätzliche Entwicklung in Ost- und Westdeutschland war mit einer Polarisierung des Kräfteverhältnisses der Klassen verbunden. Die in Übereinstimmung mit dem Potsdamer Abkommen erfolgende Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone hatte zu einem Sieg der antifaschistisch-demokratischen Kräfte geführt, wobei die Arbeiterklasse zur gesellschaftlich und politisch führenden Kraft geworden war. Die entscheidenden gesellschaftlichen Grundlagen von Faschismus und Militarismus, Grossgrundbesitz und Monopolvereinigungen, waren im Wesentlichen beseitigt worden. Die Kräfte der imperialistischen Reaktion wurden mit Erfolg zurückgedrängt und immer mehr isoliert. Durch den Volksentscheid in Sachsen vom 30. Juni 1946, bei dem sich mehr als drei Viertel der Wähler für die entschädigungslose Enteignung von Nazi- und Kriegsverbrechern ausgesprochen hatten, war die Entmachtung des Monopolkapitals und die Schaffung eines volkseigenen Sektors in der Wirtschaft eingeleitet worden. Damit erhielt der demokratische Aufbau ein festes Fundament. Die antifaschistisch-demokratischen Kräfte konnten in Ostdeutschland ihre Position bis zum Herbst 1946 entscheidend festigen, wie die Ergebnisse der Gemeinde-, Kreis- und Landtagswahlen in der sowjetischen Besatzungszone im September und Oktober 1946 zeigten.

Demgegenüber war die westzonale Entwicklung im Verlaufe des Jahres 1946 – trotz des aufopferungsvollen Kampfes der fortschrittlichen demokratischen Kräfte und von ihnen errungener Teilerfolge – immer stärker von reaktionären und restaurativen Tendenzen bestimmt worden.

Auf der Grundlage der ökonomischen Machtstellung der Monopole war in den Westzonen im Verlauf des Jahres 1946 zwischen Un-

ternehmerorganisationen, Militärregierungen und Landes- beziehungsweise Zonenverwaltungen ein besonderes System realer reaktionärer Machtausübung entstanden. Die Monopolbourgeoisie hatte damit bis Herbst 1946 in der – nach der Kapitulation zunächst offenen – Machtfrage in den Westzonen eine Vorentscheidung zu ihren Gunsten durchsetzen können.

Die Bildung der Bizone führte zu einer weiteren Stärkung der restaurativen Entwicklung in den Westzonen, indem die bisherigen Erfolge der bürgerlichen Reaktion gleichsam zentralisiert und damit potenziert wurden. Die Bildung der Bizone, das heisst die separate Zusammenlegung der amerikanischen und der britischen Besatzungszone, wurde durch ein Abkommen zwischen den beiden Oberbefehlshabern in diesen Zonen am 5. September 1946 und durch anschliessende Übereinkommen zwischen den Verwaltungen der britischen Zone und denen der Länder der amerikanischen Zone eingeleitet. Das endgültige «Abkommen über die Zusammenlegung der britischen und der amerikanischen Besatzungszone»³ wurde am 2. Dezember 1946 in New York unterzeichnet und trat am 1. Januar 1947 in Kraft. Es regelte die Fragen der «Zusammenfassung der wirtschaftlichen Hilfsquellen», der Errichtung deutscher bizonaler Verwaltungsbehörden, eines gemeinsamen britisch-amerikanischen Aussenhandelsamtes für die Bizone, die Aufbringung der «Kosten für die Einfuhren».

Dazu stellte Marschall Sokolowski am 22. Februar 1947 vor dem Kontrollrat in Berlin fest: «Das Abkommen über die Vereinigung der britischen und amerikanischen Zonen sieht weder direkt noch indirekt als unmittelbares oder nebensächliches Ziel die Erfüllung der Entscheidungen der Berliner Konferenz in der britischen und amerikanischen Zone bezüglich der Liquidierung des Kriegsindustriepotentials, der Reparationslieferungen an Länder, die unter der Invasion Hitlers zu leiden hatten, und der Beseitigung der wirtschaftlichen Grundlagen des Faschismus in Westdeutschland vor, welcher durch Monopole und Grossgrundbesitz vertreten wird.»⁴ Es handele sich dabei um ein Gebiet, «wo drei Viertel der Kohlen-

3 Abgedruckt in: Wilhelm Cornides/Hermann Volle: Um den Frieden mit Deutschland. S. 95 f.

4 Dokumente der Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 30.

und Hüttenindustrie Deutschlands konzentriert sind, wo sich die grössten Maschinenbau-, chemischen, metallverarbeitenden und Motorenbaubetriebe befinden, die eine Grundlage der deutschen Industrie und Rüstungskraft darstellen. Wie kann man versichern, dass man die Wirtschaftseinheit Deutschlands anstrebt, wenn man praktisch die wichtigsten industriellen Reichtümer Deutschlands vom übrigen Deutschland lostrennt?»⁵

Die deutschen Zweizonenverwaltungsräte (Wirtschaft, Verkehr, Ernährung und Landwirtschaft, Post- und Fernmeldewesen, Finanzen), die sich jeweils aus den entsprechenden Fachministern der Länder der amerikanischen Zone und drei Vertretern der britischen Zone zusammensetzten, entstanden im September 1946 auf der Grundlage von Verträgen zwischen den Fachministern der Länderregierungen der amerikanischen und Vertretern der Zonen- und Provinzialverwaltungen der britischen Zone.

Die Vorsitzenden der Zweizonenverwaltungsräte leiteten auch die diesen beigeordneten entsprechenden Verwaltungsämter, deren Schlüsselpositionen fest in den Händen von Interessenvertretern des deutschen Monopolkapitals und mit ihnen eng verbundener Spitzenvertreter der Bürokratie lagen.

Die Mehrzahl der leitenden Angestellten des Verwaltungsamtes für Wirtschaft war aufgrund ihrer Tätigkeit während der Zeit der Nazidiktatur schwer belastet. Nur ein Teil vor ihnen war vor seinem Amtsantritt entnazifiziert worden. Die Regelung von Ernährung und Landwirtschaft zum Beispiel lag in den Händen solcher Interessenvertreter des Grossgrundbesitzes und erklärter Feinde einer demokratischen Bodenreform wie des ehemaligen Reichswirtschafts- und Reichsfinanzministers Hermann Dietrich, Hans Schlange-Schöningens und Heinrich Lübkes.

Die Zusammensetzung der Zweizonenverwaltungsämter war gleichsam der konzentrierte Ausdruck des Zustandes, wie er auch in den Verwaltungen auf der Ebene von Ländern und Regierungsbezirken herrschte.

Angesichts dieser Tatsachen sah sich der Vorstand der SPD genötigt, am 25. September 1946 in einer Entschliessung festzustellen:

5 Ebenda, S. 32.

«In Politik, Wirtschaft und Verwaltung herrschen wieder die gleichen Kräfte, die uns zu den heutigen Zuständen geführt haben. So sind bei der Vereinigung der britischen und amerikanischen Besatzungszonen sämtliche Zentralbehörden Vertretern kapitalistischer Auffassungen übertragen worden. Die deutsche Sozialdemokratie hat diese Entwicklung seit langem mit grösster Sorge verfolgt. Ihre wiederholten Vorschläge und Mahnungen haben jedoch zu keiner entscheidenden Änderung dieser Politik geführt. Sie ist nicht willens, die politische Verantwortung für die Zustände zu tragen, die ihr aufgezwungen werden. Sie macht daher ihre politische Mitarbeit von verbindlichen Zusagen abhängig, dass ein gerechter Lastenausgleich erfolgt, der die Sachwerte im gleichen Umfange heranzieht wie den Geldbesitz; dass die Sozialisierung der Grundstoff-Industrien, der Energiewirtschaft, der Verkehrsunternehmen, der Banken und der Versicherungsgesellschaften und eine durchgreifende und produktionsfördernde Agrarreform durchgeführt werden; dass die deutsche Wirtschaftsverwaltung an der über die Kohlewirtschaft und Eisenindustrie verhängten Kontrolle massgebend beteiligt wird. «⁶ Die SPD-Führung zog jedoch keine praktischen politischen Konsequenzen.

Mit der Bildung der Bizone hatten die anglo-amerikanischen Westmächte einen folgenschweren Schritt getan, um ihre Besatzungszonen aus dem System der Viermächteverwaltung herauszulösen und sie noch stärker ihren imperialistischen Separatzielen unterzuordnen. Mit der Bizone sollten die antidemokratischen Verhältnisse in Westdeutschland konsolidiert und zugleich ein Fundament geschaffen werden, um eine imperialistische Regelung der deutschen Frage durchführen zu können.

Die Bildung der Bizone stärkte die restaurativen Entwicklungstendenzen und die Macht der Kräfte der grossbürgerlichen Reaktion in Westdeutschland. Das bedeutete, dass dadurch der Prozess der gegensätzlichen Entwicklung zwischen Ost- und Westdeutschland, der die Gefahr der Spaltung Deutschlands heraufbeschwor, eine neue Stufe erreichte und die Schaffung eines demokratischen deutschen Staates noch mehr erschwert wurde.

6 Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1946, S. 77.

Der gegen die Schaffung eines demokratischen deutschen Staates gerichtete Charakter der Bizonenbildung wurde durch die Stuttgarter Rede des amerikanischen Aussenministers Byrnes vom 6. September 1946, die die deutsche Reaktion mit grosser Genugtuung aufnahm, unterstrichen. Zu ihrem Inhalt bekannte sich am 22. Oktober 1946 der britische Aussenminister Bevin vor dem Unterhaus. Ein formales Lippenbekenntnis zur Einheit Deutschlands, aber auch nur in Form einer Zwangsföderalisierung in Form von «Vereinigten Staaten von Deutschland», stand in dieser Rede ganz im Schatten eines offen angekündigten Kurswechsels der Deutschlandpolitik der USA. Das Abrücken von den Potsdamer Vereinbarungen hinsichtlich der Oder-Neisse-Linie als deutscher Ostgrenze gab den revanchistischen Umtrieben in den Westzonen Deutschlands grossen Auftrieb und stärkte die politisch-ideologischen Positionen der Reaktion.

Gleiche Wirkung hatte die Rede, die der britische Oppositionsführer Churchill am 19. September 1946 in Zürich hielt. Im Zusammenhang mit einer antisowjetisch begründeten Losung von den Vereinigten Staaten von Europa propagierte Churchill eine «Einbeziehung der früheren Staaten Deutschlands»⁷ in eine europäische Föderation auf der Grundlage einer Verständigung von Frankreich und Deutschland. Unter den gegebenen Umständen war klar, dass eine Integration deutscher Staaten beziehungsweise Länder – ganz gleich in welcher Form – in Organisationen, die einseitig von westlichen Grossmächten und noch dazu mit Stossrichtung gegen die Sowjetunion geschaffen werden sollten, nur auf der Grundlage der Teilung Deutschlands möglich sein beziehungsweise diese Teilung erwirken würde. Trotzdem – oder gerade deswegen – wurde Churchills Rede von den Exponenten der westdeutschen Reaktion begeistert begrüsst.

Am 19. Januar 1947 sprach John Foster Dulles im grossen Ballsaal des Hotels Waldorf-Astoria in New York über Amerikas Interesse an der «Einigung Europas». Foster Dulles sprach mit voller Autorität – nicht nur für die republikanische Partei, dessen aussenpolitischer Experte er war, sondern für die Regierung und den Kongress.

7 Wilhelm Cornides: Die Weltmächte und Deutschland, S. 144.

Der Text seiner Rede hatte vorher den Senatoren Robert A. Taft und Arthur H. Vandenberg vorgelegen. Dulles erklärte in diesem Zusammenhang eindeutig, dass die imperialistischen Mächte bei einem westeuropäischen Zusammenschluss nicht bereit sein könnten, auf eine unmittelbare Einbeziehung der deutschen Wirtschaftskraft, das heisst in erster Linie auf die des Ruhrgebietes, zu verzichten. Er sagte: «Das wird sich jedoch kaum erreichen lassen, wenn durch den deutschen Friedensvertrag nur Deutschland wieder zur Wirtschaftseinheit gemacht wird, unter ausschliesslich deutscher politischer Kontrolle, die zwar ursprünglich dezentralisiert ist, aber doch wieder zu einer starken Zentralisation kommen könnte. « Die westeuropäische Föderation erfordere, dass «das Industriepotential Westdeutschlands . . . sicher in die Wirtschaft Westeuropas eingebaut werden kann».⁸

Am 25. Januar 1947 ergänzte Dulles diese Ausführungen durch den Vorschlag, das Rheinbecken unter die Kontrolle einer westeuropäischen Behörde zu stellen.

Die herrschenden Kreise der imperialistischen Westmächte, insbesondere der USA, verfolgten in ihrer Aussenpolitik immer offener einen Kurs, der auf den Zusammenschluss eines aggressiven antisowjetischen Blockes mit weltumfassender konterrevolutionärer Zielsetzung gerichtet war. Die Einbeziehung ganz Deutschlands oder zumindest seines westlichen Teiles in diese Blockbildung hielten die Verfechter dieser imperialistischen Politik aus wirtschaftlichen, politischen und schliesslich auch militärischen Gründen für unumgänglich. Solche Ziele waren jedoch mit den Beschlüssen des Potsdamer Abkommens und den Statuten der Viermächteverwaltung Deutschlands unvereinbar. Deshalb betrachteten es insbesondere die herrschenden Kreise der USA und Grossbritanniens als eine vordringliche Aufgabe, das Potsdamer Abkommen und das Grundprinzip der Viermächteverwaltung, die erforderliche Einstimmigkeit bei allen Beschlüssen, zu revidieren, und damit die entscheidenden Voraussetzungen für eine imperialistische Regelung der deutschen Frage zu schaffen.

Die SPD zog-entgegen ihrer Ankündigung in der Kölner Resolu-

8 Europa-Archiv, Erstes Jahr, Juli 1946 bis Juni 1947, 5. 564.

tion vom 25. September 1946 – keine praktischen Schlussfolgerungen. Obwohl sich Parteivorstand und Parteiausschuss am 11. Januar 1947 in einer Entschliessung zur Lage auch auf die Kölner Resolution beriefen, werteten sie nun die Bildung der Bizone als angeblich «ersten Schritt zur Überwindung der Zonengrenzen» und sprachen sich dafür aus, «dass auch die anderen Zonen in dieses Abkommen einbezogen werden sollten».⁹ Es musste sich nicht nur für die politisch-staadische Einheit Deutschlands, sondern auch für die Sache der Demokratie in den Westzonen verhängnisvoll auswirken, dass sich die Führung der Sozialdemokratie – bei aller Kritik – grundsätzlich auf die Plattform der Bizonenentwicklung stellte. Zwangsläufig verschoben sich mit der Entwicklung dieser selbstgewählten Plattform auch die Grundlagen der sozial-demokratischen Politik immer weiter nach rechts. Die sozialdemokratische Führungsgruppe um Kurt Schumacher missachtete die Ausnutzung der gesamtdeutschen wie auch der westzonalen Möglichkeiten, der antinational-restaurativen Entwicklung in den Westzonen Einhalt zu tun. Sie griff nicht den von der SED gemachten Vorschlag nach einem Volksentscheid über die deutsche Einheit auf und lehnte jede Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft SED/KPD sowie einen gemeinsamen Kampf mit der KPD in den Ländern der Westzonen ab. So war es zum Beispiel nach den Dezemberwahlen 1946 im hessischen Landtag, als SPD und KPD über eine Mehrheit von sechs Sitzen gegenüber allen anderen Parteien verfügten, die hessische SPD-Führung jedoch trotzdem eine grosse Koalition mit der CDU einging, nachdem die Bildung eines Vierparteienkabinetts am Widerstand der LDP gescheitert war.

Mit der Bildung der Bizone und ihrem Ausbau war ein entscheidender Schritt zum Wiederaufbau einer bürgerlich-bürokratischen Zentralgewalt in den Westzonen und damit zur Sicherung der Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus und zur Abwehr und Unterdrückung der antifaschistisch-demokratischen Bestrebungen erfolgt. Die reaktionäre Bourgeoisie hatte einen wichtigen Erfolg bei der Entscheidung der Frage der Macht, der Staatsmacht errungen.

⁹ Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1947, hrsg. vom Parteivorstand (Göttingen), o. J., S. 19.

X. Umfang und Bedeutung der demokratischen Massenbewegung 1946/47

1. Der Aufschwung des demokratischen Massenkampfes

Im Herbst 1946 spitzte sich die Lage in den Westzonen zu. Die von der politischen Reaktion erreichte Vorentscheidung in der Machtfrage und ihre Taktik des Zeitgewinns in allen wesentlichen gesellschaftspolitischen Fragen riefen immer grössere politische Unzufriedenheit hervor. Hinzu kam, dass sich die vielfältigen reaktionären Manöver immer fühlbarer in einer allgemeinen Verschlechterung der Lebenslage breiter Kreise der Bevölkerung auswirkten, während die umgestaltende demokratische Entwicklung in der Ostzone von bescheidenen, aber ständigen Verbesserungen der Ernährungs- und Versorgungslage begleitet war. Im Ruhrgebiet und anderen westdeutschen Industriegebieten begannen sich im Herbst 1946 Hungerkrisen zu entwickeln. Nach einer gewissen Stagnation der demokratischen Bewegung im Frühjahr und Sommer 1946, deren Ursachen bereits genannt wurden, kamen die westdeutschen Bergleute im Kampf gegen zusätzliche Sonderschichten zur Steigerung des von den Westmächten betriebenen Kohlenzwangsexports in Bewegung. In einer Urabstimmung sprachen sie sich am 16. November 1946 zu 86,9 Prozent gegen Sonderschichten aus, obwohl die Mehrzahl der Gewerkschaftsführer sie – entsprechend den Forderungen der Militärregierungen – zur Zustimmung aufgefordert hatte. Sie folgten damit den Aufforderungen fortschrittlicher Gewerkschaftsführer.

Ende November 1946 rief der Betriebsrat der Firma «Bode-Panzer» in Hannover zu einem Streik auf, nachdem die Betriebsleitung sich geweigert hatte, Mitbestimmungsrechte einzuräumen. Nach 23tägiger Dauer endete der Streik mit einem vollen Erfolg. In der schriftlich formulierten Vereinbarung wurden den Arbeitern weitgehende Mitbestimmungsrechte eingeräumt. Sie beschränkten sich

nicht nur auf Personal- und Sozialfragen, sondern betrafen auch Fragen des Produktionsprogramms und der Kontrolle der Produktion.

Die Vorbereitung und Durchführung der Volksabstimmungen über die Verfassungen der Länder der amerikanischen Zone, die am 24. November 1946 in Württemberg-Baden und am 1. Dezember 1946 in Hessen und Bayern stattfanden, brachte einen weiteren Aufschwung der antifaschistisch-demokratischen Bestrebungen. Die hohe Beteiligung an diesen Volksabstimmungen und den damit verbundenen Landtagswahlen unterstrich diese Tatsache. Einen besonderen Erfolg bildete die Annahme der demokratischen Verfassung Hessens. Für sie wurden 76,7 Prozent der gültigen Stimmen abgegeben. USA-Militärgouverneur Lucius D. Clay hatte dabei eine gesonderte Abstimmung über den Gemeineigentumsartikel 41 der hessischen Verfassung, den er besonders missbilligte, angeordnet. Doch die mit diesem Manöver der Militärregierung verknüpften Hoffnungen der deutschen Reaktion schlugen völlig fehl. Von den gültigen Stimmen sprachen sich 72 Prozent für den Artikel 41 aus. Das Ergebnis der gesonderten Abstimmung über diesen Artikel machte deutlich, dass auch in Hessen, wobei dieses Land stellvertretend für alle Länder der Westzonen stand, eine entscheidende Mehrheit der Bevölkerung die Beseitigung der Monopole und die Entmachtung der Monopolherren wollte. Wenn bei den gleichzeitigen Landtagswahlen die hessische CDU – neben 42,7 Prozent Stimmen für die SPD und 10,7 Prozent für die KPD – einen Stimmenanteil von 30,9 Prozent erhielt, so deshalb, weil die Mehrheit der Wähler den antifaschistisch-demokratischen Versprechungen der hessischen CDU, die unter der Losung von einem «christlichen Sozialismus» angetreten war, Glauben schenkte.

Auch in den Ländern der britischen Zone erreichte das politische Leben im Herbst 1946 mit der Einsetzung von Landtagen in den neugebildeten Ländern eine höhere Stufe. Besonders die Fraktionen der Kommunistischen Partei entwickelten eine grosse Aktivität, brachten fortschrittliche Gesetzesvorlagen ein, zwangen die bürgerlichen Parteien zu Stellungnahmen.

So brachte die KPD im November 1946 im Landtag Nordrhein-Westfalen einen Gesetzentwurf für die entschädigungslose Enteig-

nung aller Bergbaubetriebe des Landes ein¹. Nach Ablehnung der Beratung dieses Gesetzentwurfes durch die bürgerliche Mehrheit beschloss das Landessekretariat der KPD, «beim Landtag die Durchführung eines Volksentscheides über die Verstaatlichung der Schlüsselindustrien im Ruhrgebiet zu beantragen».² Die SPD-Fraktion sah sich unter den gegebenen Umständen veranlasst, ihrerseits in der Frage der Überführung des Ruhrbergbaus in Gemeineigentum aktiv zu werden.³

In der Resolution ihres Bezirksparteitages legte die KPD-Ruhrgebiet am 9. Februar 1947 als Taktik fest: «In der Agitation unter den Massen kommt es darauf an, den notwendigen politischen Druck zu erzeugen, um die ersten Schritte zur Entmachtung der Monopolisten durch Übereignung der Betriebe in die öffentliche Hand zu tun. Wir wollen diese konkreten Schritte gemeinsam mit der Sozialdemokratischen Partei, den Gewerkschaften und den fortschrittlichen Kräften des Bürgertums, die dazu bereit sind, tun . . . Die Überführung des Bergbaus in die öffentliche Hand muss jetzt im Mittelpunkt unserer Politik stehen.»⁴

Die Kommunistische Partei setzte alle ihre Kräfte ein, um den Aufschwung der Kämpfe der Werktätigen, der seit Herbst 1946 zu verzeichnen war, zu fördern, in die Massenbewegungen politische Zielstrebigkeit hineinzutragen.

Dieser Aufschwung der Kämpfe und Demonstrationen der Werktätigen richtete sich gegen unzureichende Erfassung und Versorgung, gegen die Form der Entnazifizierung in den Westzonen, gegen die reaktionären Umtriebe zur Sabotage der demokratischen Entwicklung. Sie forderten Volkskontrolle über die Nahrungsmittel, demokratische Entnazifizierung und entscheidende Säuberung der Betriebsleitungen und Verwaltungen, Enteignung der Kriegsverbrecher und Konzernherren, volles Mitbestimmungsrecht für Betriebsräte und Gewerkschaften, Überführung von Grund- und Schlüsselindustrien in Gemeineigentum.

1 Landtag Nordrhein-Westfalen, Ernennungsperiode, Landtagsdrucksache I-97, o. O. u. J.

2 Max Reimann, Entscheidungen 1945-1956, Frankfurt/M. 1974, S. 87.

3 Alle Gesetzentwürfe von KPD und SPD wurden am 6. März 1947 von der bürgerlichen Landtagsmehrheit abgelehnt.

4 Aus dem Volk – Mit dem Volk – Für das Volk, S. 86.

Die durch ihre oft betriebliche oder örtliche Begrenztheit so vielfältigen Aktionen, die sich während des ganzen Jahres 1946 in allen Ländern der Westzonen entwickelten und gegen Jahresende steigerten, können hier im Einzelnen nicht nachgezeichnet werden.

Das Zentrum der westdeutschen Monopolwirtschaft an Rhein und Ruhr bildete für die gewerkschaftlichen Aktionen und Massenbewegungen einen besonderen Konzentrationspunkt.

So forderten zum Beispiel die Betriebsräte von sechs Ruhrmontankonzernen im Dezember 1946 die Säuberung der Aufsichtsräte und Konzernleitungen, volles Mitbestimmungsrecht, Beseitigung der Monopole und Demokratisierung der Wirtschaft.

Aus Anlass des 15. Jahrestages der berüchtigten Industriellentagung in Düsseldorf, auf der am 27. Januar 1932 der Pakt zwischen Monopolherren und Hitler geschlossen worden war, führten die Gewerkschaften im Düsseldorfer Raum gegen die erneuten reaktionären Umtriebe Protestversammlungen und Arbeitsniederlegungen durch. 1947 verstärkte sich die Aktivität fortschrittlicher Betriebsräte und Gewerkschaften bei der Durchführung von Protestversammlungen und Betriebsabstimmungen über die Forderung nach Entmachtung der Monopolherren. In den Gruben des Ruhrgebietes wurden durch ihre Initiative geheime Abstimmungen über die Enteignung der Grubenbarone durchgeführt.

In einer Vielzahl von Betrieben und Zechen des Ruhrgebietes erhoben die Belegschaften in Entschliessungen und anderen Kundgebungen verstärkt ihre Forderungen nach Beseitigung und Vernichtung der monopolkapitalistischen Feinde des deutschen Volkes, der Zechenherren und Konzerngewaltigen und nach einer demokratischen Neuordnung der Wirtschaft.

In den sich steigernden Aktionen traten die antifaschistisch-demokratischen Arbeiterforderungen immer stärker in den Vordergrund, wie zum Beispiel auf einer Konferenz sämtlicher Betriebsräte aus dem Gross-Essener Gebiet. In ihrer mit überwältigender Mehrheit angenommenen Entschliessung forderten die Betriebsräte vor allem die Absetzung des für die Versorgungskatastrophe verantwortlichen Junkers Schlange-Schöningen, Säuberung der Verwaltungen von allen faschistischen reaktionären Elementen, Verstaatlichung der Bergbaubetriebe und der Schlüsselindustrien.

95 Delegationen, die über 100'000 Bergarbeiter und -angestellte vertraten, erschienen Anfang März 1947 zur Sitzung des Landtages Nordrhein-Westfalen, in der unter anderem über die Anträge der KPD auf Enteignung der Kohlenbarone und einen Volksentscheid über die Überführung der Kohlengruben in Gemeineigentum beraten wurde. Die Delegationen, die durch Beschluss der Mehrheit des Landtages nicht angehört wurden, überbrachten die Forderung nach entschädigungsloser Enteignung der kriegsverbrecherischen Kohlenbarone an Rhein und Ruhr. In weiteren Kundgebungen und Streiks bekräftigte die überwiegende Mehrheit der westdeutschen Werkstätigen ihre Forderungen. Ende März legten Arbeiter zahlreicher Betriebe in Essen die Arbeit nieder. Auch in vielen anderen Städten des Ruhrgebietes gaben die Arbeiter ihrem Willen in der gleichen Art kund, so am 28. März 80'000 Arbeiter in Düsseldorf und am 25. März 35'000 Arbeiter in Wuppertal.

2. Der Generalstreik der Ruhrbergarbeiter

Den Höhepunkt der demokratischen Massenaktionen bildeten die Arbeitsniederlegungen, Proteststreiks und -demonstrationen von 334'000 Ruhrkumpels am 3. April 1947. Die Bergarbeiter traten mit der Hauptlosung hervor: «Die Gruben in des Volkes Hand! – Schlange-Schöningen muss gehen!» Viele Arbeiter der grossen Konzerne und anderer Betriebe schlossen sich den Bergarbeitern an und brachten ihre Forderung nach Enteignung der Konzerne zum Ausdruck. 12'000 bis 14'000 Bergarbeiter des Aachener Reviers schlossen sich ebenfalls an.

Bei der Vorbereitung dieses gewaltigen 24stündigen Streiks der Ruhrkumpels waren die politischen Zielsetzungen ausschlaggebend. Eine Ruhrrevierkonferenz des Industrieverbandes Bergbau hatte am 2. April 1947 auf Initiative des stellvertretenden Vorsitzenden Willi Agatz (KPD) und gegen den Widerstand des Vorsitzenden August Schmidt sechs Forderungen gegen die Hungerpolitik und ihre tiefen Ursachen, für die Entmachtung der Kohlenbarone sowie für Kampfmassnahmen zur Verwirklichung dieser Forderungen be-

schlossen. In der Resolution des Industrieverbandes Bergbau wurden wesentliche politische Erkenntnisse formuliert beziehungsweise bekräftigt: die den Interessen von Arbeiterklasse und Nation entspringende Notwendigkeit der Entmachtung des kriegsverbrecherischen deutschen Monopolkapitals; Säuberung und Demokratisierung von Wirtschaft und Verwaltungen; die entscheidende Rolle von Arbeiterklasse und Gewerkschaften für eine demokratische Entwicklung in Deutschland; die Forderung nach umfassender demokratischer Mitbestimmung der Gewerkschaften.⁵

Dieser Streik bildete nicht nur in Bezug auf Breite und Ausdehnung, sondern vor allem auch in Bezug auf Organisation und Koordination den Höhepunkt der antifaschistisch-demokratischen Massenbewegungen. Seine Organisatoren waren nicht mehr nur Betriebsräte und örtliche Gewerkschaftsausschüsse. Vielmehr wurde er von dem Vorstand einer Industriegewerkschaft der britischen Zone, dem Industrieverband Bergbau geleitet.

Der Massenstreik der Ruhrbergarbeiter brachte deutlich die Tendenz der qualitativen Entwicklung zum Ausdruck, die in den Aktionen und Massenbewegungen seit Ende 1946 in den Westzonen wirksam wurde.

Ohne Zweifel war der unmittelbare Anlass für die Protestdemonstrationen breiter Kreise in den Auswirkungen der Hungerpolitik und Ernährungsabotage zu suchen. Die Proteste dagegen und Forderungen nach Verbesserung der Lebenslage standen im Vordergrund. Aber unverkennbar war, dass in diesen Bewegungen – unter dem Einfluss kommunistischer und anderer fortschrittlicher Betriebsräte und Gewerkschafter – in steigendem Masse Tendenzen nach weitergehenden politischen Zielsetzungen sichtbar wurden beziehungsweise die Forderungen nach wesentlichen politischen Veränderungen immer grösseren Raum einzunehmen begannen.

Der Wiederhall dieses Streiks auch in anderen westdeutschen Län-

⁵ Siehe Volks-Echo für Westfalen und Lippe, 5. April 1947 – Typisch für die Haltung des Vorsitzenden des IV Bergbau, August Schmidt, ist es, dass er diesen Streik und die anderen Kämpfe der Bergarbeiter in seinen Memoiren übergeht und auch indem von ihm herausgegebenen Jahrbuch 1947 des IV Bergbau kaum berücksichtigt. (Siehe August Schmidt: Lang war der Weg, Bochum [1958]. Jahrbuch 1947. Hrsg. vom Hauptvorstand des IV Bergbau.

dern sowie die dort ebenfalls erfolgenden Kundgebungen und Aktionen veranlassten die westlichen Besatzungsmächte, die um den Erfolg ihrer Politik fürchten mussten, rigoros einzugreifen. In Ausnutzung einiger Übergriffe jugendlicher, unbesonnener Elemente bei einigen Demonstrationen verboten die britischen, amerikanischen und französischen Militärbefehlshaber weitere Proteststreiks und Demonstrationen. In Hessen zum Beispiel wurde am 14. April 1947 ein Befehl über das Streikverbot erlassen. Über den Rundfunk drohte US-Gouverneur Oberst Newman dazu am 16. Mai 1947 strengste Strafen bis zur Todesstrafe bei Fortsetzung der Streiks und anderer «Umtriebe gegen die Politik der Militärregierung» an.

In diesen Massenbewegungen und Aktionen wurden die auch in den Westzonen vorhandenen grossen demokratischen Potenzen sichtbar, die erfolgreich gegen die separatistisch-restaurativen Pläne mobilisiert werden konnten, wenn die Arbeiterklasse ihre Kampfkraft und Aktionseinheit, die hier von unten verwirklicht wurde, in die Waagschale warf.

Die Verbindung von organisierten demokratischen Massenaktionen mit antifaschistisch-demokratischen Aktivitäten in den Landtagen war der 1946/47 von der KPD richtig gewiesene Weg, der die Entwicklung der Westzonen aus dem Prokrustesbett der Restauration noch hätte herauslösen können. Dieser Weg konnte in der Masse beschritten werden – auch trotz der Gegenmassnahmen der westlichen Militärregierungen – wie es gelang, die Linie der Aktionseinheit der Arbeiterklasse zu verwirklichen. Trotz des Widerstandes der Mehrheit der SPD- und Gewerkschaftsführer war das in den beschriebenen Massenbewegungen weitgehend erfolgreich gelungen. Es zeigte sich jedoch, dass die rechten SPD- und Gewerkschaftsführer ihren Einfluss auf die Mehrheit der Arbeiterklasse der Westzonen geltend machen konnten, wobei sie sowohl den von den Besatzungsbehörden angewandten Druck als auch sozial-politische Versprechungen und Massnahmen zur Verbesserung der Versorgung geschickt ausnutzten. Die rechten SPD- und Gewerkschaftsführer wandten sich öffentlich entschieden gegen weitere Streiks, wobei sie demagogisch behaupteten, durch weitere Streiks werde sich ernährungsmässig nichts bessern, sondern nur verschlechtern. Die Ruhrbergarbeiter erlebten das auf ihre Weise, indem ihnen für April 1947

die Vergünstigungen des Punktsystems gestrichen wurden. Es gelang den rechten SPD- und Gewerkschaftsführern, ihre Stillhaltepolitik bei der Mehrheit der Arbeiterklasse durchzudrücken. Die Bereitschaft für ausserparlamentarische Massenaktionen liess nach, die Möglichkeiten für eine revolutionäre Politik, die in den Westzonen eine Wende hätte herbeiführen können, wurden erneut eingeschränkt und waren schliesslich seit Sommer 1947 nicht mehr gegeben. Die Wirkungstiefe und politische Dimension der antifaschistisch-demokratischen Kämpfe wurde eingeschränkt, die restaurative Linie dominierte als Resultante einer Vielzahl von internationalen und inneren Faktoren immer eindeutiger. In einer Publikation aus der in ihrer ultralinken Tendenz bekannten Rotbuchreihe wird die Politik der KPD im Frühjahr 1947 verleumdet. Da die KPD nicht zu weiteren Massenstreiks aufgerufen hat, hätte sie den Drohungen der Besatzungsmächte nachgegeben und kapituliert.⁶ Eine solche Behauptung entbehrt jeder Grundlage, ist Ausdruck mangelhaften dialektischen Denkens und ungenügender konkret-historischer Analyse. Sie kann ausserdem nur von Leuten aufgestellt werden, die den Putsch um jeden Preis anbeten und ihn mit der proletarischen Revolution verwechseln. Die Politik der KPD beruhte auf einer völlig richtigen Einschätzung der Lage und ihrer Möglichkeiten. Aufrufen zum Massenstreik durch die KPD wäre nur eine Minderheit der Arbeiterklasse gefolgt, die KPD hätte sich isoliert und hätte den antikommunistischen Zielen der Besatzungsmächte, der Bourgeoisie und rechter SPD- und Gewerkschaftsführer Vorschub geleistet. Ausserdem war die Entwicklung der Westzonen im Frühjahr 1947 weder eindeutig festgelegt noch vorauszusehen. Es ging nach wie vor darum, den Masseneinfluss der KPD zu festigen und ihn nicht preiszugeben und stetig den Kampf um die Schaffung solcher Voraussetzungen weiterzuführen, die es ermöglichten, zum gegebenen Zeitpunkt den ausserparlamentarischen Kampf auf der Grundlage der Aktionseinheit erneut zu entfachen. Wenn diese Möglichkeit später nicht realisiert werden konnte, so war das ein Ergebnis der realen Entwicklung des Kräfteverhältnisses und des Klassenkampfes

6 Siehe Ute Schmidt, Tilman Fichter: Der erzwungene Kapitalismus. Klassenkämpfe in den Westzonen 1945 – 1948, S. 42 ff.

und nicht einer falschen oder gar kapitulantenhaften Politik der KPD.

Trotz des eingeschränkten Rahmens der geschilderten demokratischen Massenaktionen waren ihre Auswirkungen bedeutsam. Wenn diese Aktionen auch nicht zum Erfolg führten, wenn weder die restaurative noch die separatistische Entwicklung der Westzonen verhindert werden konnten und die Arbeiterklasse sich nicht die entscheidenden gesellschaftlich-politischen Positionen eroberte, so ist ihr Einfluss auf die westdeutsche Entwicklung dennoch kaum zu überschätzen.

Die Massenaktionen verliehen den Arbeiter- und Gewerkschaftsforderungen in den westdeutschen Ländern einen solchen Nachdruck, dass diese Forderungen nicht einfach ignoriert werden konnten. Diese Aktionen bildeten eine entscheidende Grundlage für die von den westdeutschen Werktätigen in der ersten Nachkriegsperiode errungenen sozialpolitischen Erfolge und politischen Rechte und Freiheiten, die nicht nur in Verfassungen der westdeutschen Länder, sondern auch in einem nicht unbeträchtlichen Gesetzgebungswerk zur Demokratisierung der Wirtschaft verankert wurden, so zum Beispiel in Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Württemberg-Baden und Bayern. Allerdings wurde die Wirksamkeit der Gesetze über die Überführung von Grund- oder Schlüsselindustrien in Gemeineigentum und eine weitergehende Mitbestimmung durch Interventionen der westlichen Militärregierung unterbunden.

Die von Betriebsräten und Gewerkschaftskomitees 1945/1946 organisierten Kundgebungen und Aktionen, die 1947 Massencharakter annahmen, übten einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der westdeutschen Gewerkschaften in der ersten Nachkriegsperiode aus.

Die Gewerkschaftseinheit konnte in Form der in einem Bund vereinigten Industriegewerkschaften endgültig gefestigt und dauerhaft verankert werden. Das war ein grosser Fortschritt gegenüber der Zersplitterung in der Weimarer Republik. Die einheitlichen Kämpfe und Forderungen der Werktätigen beeinflussten auch das Grundsatzzprogramm der westzonalen Gewerkschaften. Dieses Programm nahm auf den verschiedenen Kongressen der Industrie- und Bun-

desgewerkschaften auf Länder- und Zonenebene, die seit 1946 durchgeführt wurden, Schritt für Schritt Gestalt an. Es wurde von antimonopolistischen, demokratischen Gesichtspunkten geprägt, wenn auch der Verlauf dieser Kongresse durch ihre Zusammensetzung und die Regie rechtsopportunistischer Gewerkschaftsführer oft wesentlich im opportunistischen Sinne beeinflusst werden konnte.⁷

Auf der zentralen Gewerkschaftskonferenz der britischen Zone vom 21. bis 23. August 1946 in Bielefeld wurde von 320 Teilnehmern bei zwei Gegenstimmen eine «Entschiessung zur Beseitigung der Monopole» angenommen, in der eine Verstaatlichung der Kartelle, Trusts und Konzerne bei «gleichzeitigem Aufbau einer staatlichen Planung» gefordert wurde. In der Entschiessung wurde diese Massnahme eindeutig mit der «unheilvollen Rolle, welche die privaten Monopole in der Vergangenheit gespielt haben», begründet.⁸

Auch auf dem ersten Kongress des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden vom 29. August bis 1. September 1946 in Kornwestheim herrschte die einstimmige Auffassung, dass das monopolkapitalistische Wirtschaftssystem als Hauptursache für die nationale Katastrophe beseitigt werden müsse. In der Wirtschaftsentschiessung wurde klargestellt, dass die Gewerkschaften weitgehende gesellschaftspolitische Aufgaben zu erfüllen haben und sich nicht auf Verhandlungen über Löhne und Arbeitsbedingungen beschränken dürfen, dass sie die volle Mitbestimmung fordern müssen.

Die gleichen Gedanken wurden auf dem Kongress der Landesgewerkschaften Bayern vom 27. bis 29. März 1947 in München fixiert. Als besonders bemerkenswert sei folgende Feststellung aus der Entschiessung über Entnazifizierung und Entmilitarisierung zitiert:

7 Von ihnen wurden die Referenten bestellt, desgleichen durch die Geschäftsordnung die Redezeit begrenzt und Zusatzfragen erschwert. Der Gründungskongress des DGB für die britische Zone wurde so angesetzt, dass er fast mit den Landtagswahlen zusammenfiel, als viele Tausende fortschrittlicher Gewerkschaftsfunktionäre vom Wahlkampf in Anspruch genommen waren. Ferner vollzogen sich die Vorbereitungen zum Kongress fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit. (Siehe Brennpunkt: trieb. Rede des Genossen Rudi Wascher auf dem Landesparteitag der KPD Nordrhein-Westfalen in Solingen, Mai 1947. Hrsg. von der Landesleitung der KPD Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, o. J., S. 3/4. [Als Manuskript gedruckt].)

8 Protokoll der Gewerkschaftskonferenz der britischen Zone vom 21. bis 23. August 1946 in Bielefeld, S. 23.

«Die wirksamste Bereinigung des öffentlichen Lebens und der Wirtschaft von Nationalsozialismus und Militarismus im Wege der Revolution ist durch die Art und Weise des Zusammenbruchs der nationalsozialistischen Herrschaft leider unterblieben.»⁹ Es wurden nicht nur strenge Bestrafung der Kriegsverbrecher und aktiven Nazis gefordert, sondern vor allem Massnahmen, um allen schuldigen Kräften ihren gesellschaftlichen Einfluss zu nehmen. Auch auf den anderen Gewerkschaftskonferenzen standen solche Forderungen im Mittelpunkt, besonders auf dem Gründungskongress des DGB der britischen Zone im April 1947.

Entgegen den fast einstimmig angenommenen Entschliessungen offenbarten die Diskussionen für einen aufmerksamen Zuhörer, dass jedoch unterschiedliche Vorstellungen und Konzeptionen vorhanden waren, die zum Teil entgegengesetzte Klassenpositionen repräsentierten, was jedoch von den führenden Gewerkschaftsfunktionären nach Möglichkeit – und nicht ohne Erfolg – vertuscht wurde.

Es war schwer, die Gegensätze aufzudecken, da sie in den anti-monopolistischen Bekenntnissen nicht offen zutage traten. Gewerkschaftsfunktionäre wie Hans Böckler, Markus Schleicher, Franz Böhm und andere bekannten sich zu einer von Fritz Tarnow entwickelten «Sozialismus»-Konzeption, die verkündete, dass die Uhr des privatkapitalistischen Systems abgelaufen sei und eine sozialistische Planwirtschaft an ihre Stelle treten müsse. Die Überwindung des Kapitalismus sollte jedoch nicht unbedingt durch Veränderung der Eigentumsverhältnisse erfolgen. «Die Frage des Eigentums ist von sekundärer Bedeutung gegenüber der Frage des Verfügungsrechts über das wirtschaftliche Eigentum»,¹⁰ erklärte Tarnow. Seine Konzeption, die radikal anmutete und scheinbar noch linker war als die «blossen» Forderungen nach Enteignung und Entmachtung des Monopolkapitals, war in Wirklichkeit nicht gegen das Monopolkapital gerichtet und wies keinen gangbaren Weg für seine Überwindung, wie die weitere Entwicklung bestätigte. Dazu trugen vor allem auch die mit dieser Konzeption einhergehenden Tendenzen bei, die poli-

9 Erster ordentlicher Kongress der Landesgewerkschaften in Bayern, Protokoll, Erster Bundestag des Bayrischen Gewerkschaftsbundes. München, 27., 28. und 29. März 1947, o. O. u. J., S. 162.

10 Ebenda, S. 93.

tische Rolle der Gewerkschaften einzuschränken, Parteiensystem und Parlamentarismus zu verabsolutieren und den ausserparlamentarischen politischen Kampf der Gewerkschaften abzulehnen.¹¹ Ausserdem versuchten die gleichen Gewerkschaftsführer, Rolle und Verdienste der Betriebsräte und der örtlichen Gewerkschaftskomitees herabzumindern, ihre Befugnisse zu beschneiden.

Nicht ohne Grund entzündeten sich gerade an diesen beiden Fragenkomplexen Diskussionen;¹² denn hier stand das entscheidende Problem der Mittel und Methoden, des Weges zur Durchsetzung der demokratischen Forderungen der Gewerkschaften zur Debatte.

Rechtsoportunistische Gewerkschaftsführer konnten zwar nicht programmatisch, jedoch schliesslich praktisch – mit der Kapitulation vor den politischen Konsequenzen des Marshall-Plans – die Stillhaltetaktik in Bezug auf die antimonopolistischen Forderungen der Gewerkschaften durchsetzen.

11 Markus Schleicher argumentiert, dass die Verfassung Württemberg-Badens die Legislative «ausschliesslich dem Parlament» übertrage und damit «auch die Verantwortung für das wirtschaftliche und politische Leben» (Protokoll der Verhandlungen des 2. Bundestages des Gewerkschaftsbundes Württemberg-Baden vom 3. bis 5. Oktober 1947 in Kornwestheim, o. O. u. J., S. 44).

12 Siehe Protokoll Gründungskongress des DGB/1. Bundeskongress des DGB für die britische Zone vom 22. bis 25. April 1947 in Bielefeld, Bielefeld o. J., S. 29, 30, 45, 47, 48, 63, 66, 79, 80.

XI. Die Politik gezielter Zugeständnisse und das Ahlener Programm

1. Entflechtung und Mitbestimmung

Westliche Besatzungskreise und die Führungskräfte der grossbürgerlichen Reaktion erkannten, dass die Ende 1946 erwachsenen demokratischen Bewegungen nur durch die Inangriffnahme einer Politik von gezielten Zugeständnissen an die demokratischen und sozialen Forderungen der Werktätigen aufgehalten werden konnten. Allerdings konnten sich noch nicht alle Konzernkreise zu solchen Massnahmen durchringen. Auch eine Geheimkonferenz zwischen Stahlreuhänder Dinkelbach, führenden Vertretern von Wirtschaftsverwaltungen und Konzernherren, die Anfang Dezember 1946 im Weinhaus Bettermann in Düsseldorf stattfand, brachte noch keine völlige Einigung.

Dinkelbach stellte zu der Ende 1946 entstandenen Situation rückblickend fest: «Die Treuhandverwaltung hat durch die Ausgliederung der Werke gehandelt. Das war den Konzernen unbequem. Es war die allgemeine Auffassung, durch Abwarten würden sich manche Dinge von selbst regeln. Man wollte Zeit gewinnen. In dem bestehenden grossen Durcheinander darf man aber keine Zeit verlieren.»¹

Es ging darum, die Monopolwirtschaft in ihren Grundlagen und damit die wirtschaftliche Macht der Monopolherren in den Westzonen zu erhalten, dabei aber – um die demokratische Forderungen abzufangen – solche Zugeständnisse zu machen und Manöver durchzuführen, die der tatsächlich vor sich gehenden Restauration den Schein einer antimonopolistischen Neuordnung verliehen. Die Notwendigkeiten des wirtschaftlichen Aufbaus vergrösserten dabei

1 Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie . . . , S. 553.

die Möglichkeiten, zu manövrieren und die Restauration als «Neuordnung» durchzuführen.

Die massgebenden Kreise des deutschen und internationalen Finanzkapitals sahen sich, um dem demokratischen Druck auszuweichen, veranlasst, den Weg der verkündeten demokratischen und sozialen Reform auf ihre Weise zu beschreiten. Dieser Weg war während des Jahres 1946 zwischen führenden Exponenten der westdeutschen Monopolherren, imperialistischen Vertretern der angloamerikanischen Militärregierungen, «christlichen» Politikern, reaktionären Vertretern von Zonen- und Länderverwaltungen-unter gelegentlicher Hinzuziehung rechter Gewerkschaftsführer mit Hans Böckler an der Spitze – sondiert und in den Grundzügen ausgearbeitet worden. Er fand in abschliessenden Besprechungen beim Vizepräsidenten der Nordrhein-Provinz, Robert Lehr, der zugleich im vierköpfigen Vorstand der CDU-Rheinland sass, im Dezember 1946 und Februar 1947 seine endgültige, weitere Zugeständnisse machende Konzipierung. Forderungen, die die Konzernherren Ende 1945 noch strikt abgelehnt hatten, mussten sie nun zum grossen Teil akzeptieren. Das Kölner Zonensekretariat der Gewerkschaften unter Leitung Hans Böcklers gab seine-allerdings geheimgehaltene-prinzipielle Zustimmung zu dem von Dinkelbach unterbreiteten Vorschlag paritätischer Mitbestimmung und erklärte seine Bereitschaft zur Mitarbeit.

In einer offiziellen Presseverlautbarung der britischen Kontrollbehörde vom 17. Januar 1947 heisst es zu den Entflechtungsplänen: «Die North German Iron and Steel Control hat entsprechend der von den alliierten Regierungen festgestellten Politik einen Plan ausgearbeitet, der die unerwünschte wirtschaftliche Machtkonzentration in Deutschland beseitigt. Die grossen Eisen- und Stahlwerke der britischen Zone werden von den Konzernen gelöst, die diese Werke bisher in Besitz hatten und verwalteten. Aufgrund des aufgestellten Planes werden die Industrierwerke eine kaufmännische und eine technische Leitung erhalten, die von erfahrenen Kräften besetzt ist und in der die Arbeitnehmerschaft unmittelbar vertreten sein wird.

Es wird eine völlige Trennung von den bisherigen Konzernen, von den früheren Industriemagnaten und von allen sonstigen Organisationen durchgeführt. Eine wesentliche Aufgabe der künftigen

Leitung wird darin bestehen, die Produktion zu fördern, losgelöst von allen Bindungen und Belastungen, die bisher die Bewegungsfreiheit und die Leistungsmöglichkeiten behindert haben.

Die Durchführung des Planes hat bereits bei vier der grössten Eisen- und Stahlwerke des Ruhrgebietes begonnen.

Naturgemäss müssen noch zahlreiche andere Probleme gelöst werden, wie beispielsweise die Regelung der Besitzverhältnisse, die Befriedigung der Gläubiger und anderer Interessen und schliesslich wird auch die endgültige Organisationsfrage später geklärt werden müssen. Vorerst muss die Behandlung dieser Probleme zurückgestellt werden.

Um auch äusserlich die Trennung der neuen Werke zu kennzeichnen, werden die bisherigen Firmennamen nicht weitergeführt. Die durchgeführten Massnahmen werden in keiner Weise die Schritte vorwegnehmen oder behindern, die jetzt unternommen werden, um in Übereinstimmung mit der von der britischen Regierung verfolgten Politik unter anderen Industrien auch die Eisen- und Stahlindustrie in Gemeinbesitz zu überführen.»²

Diese Entflechtungspläne wurden durch Verordnungen beziehungsweise Gesetze der westlichen Militärregierungen auf alle westlichen Besatzungszonen und alle Monopolvereinigungen ausgedehnt.

In der britischen Verordnung Nr. 78 hiess es einleitend: «Diese Verordnung wird erlassen gemäss Ziffer 12 des Potsdamer Abkommens;

I. um zu verhindern, dass Deutschland die Sicherheit seiner Nachbarn gefährdet und den internationalen Frieden von Neuem bedroht;

II. um Deutschlands wirtschaftliche Fähigkeit, Krieg zu führen, zu zerstören;

III. um sicherzustellen, dass die für den Wiederaufbau Deutschlands ergriffenen Massnahmen mit friedlichen und demokratischen Zielen in Einklang stehen;

IV. um die Grundlage für den Aufbau einer gesunden und demokratischen deutschen Wirtschaft zu schaffen.

Um dieses Ziel zu erreichen, ist es wünschenswert, die deutsche Wirtschaft zu reorganisieren und Konzentrationen der Wirtschaftskraft – wie sie insbesondere Kartelle, Syndikate, Truste, Interessengemeinschaften und sonstige Typen von monopolistischen oder beschränkenden Abkommen darstellen, die von Deutschland als politische oder wirtschaftliche Angriffswerkzeuge benutzt werden könnten – so bald wie möglich zu beseitigen. Es ist gleichzeitig wünschenswert, Deutschland daran zu hindern, sich internationale Kartelle und ähnliche internationale Abmachungen in derselben Weise nutzbar zu machen.»³

Die Bestimmungen der Verordnung blieben allerdings hinter diesen angekündigten Zielsetzungen weit zurück. Sie beinhalteten keine Beseitigung der Monopolvereinigungen, sondern nur ihre Beschränkung zur Unterbindung marktbeherrschender Stellungen. Es handelte sich um ein allgemeines Konzentrationsverbot, das weiterer Durchführungsbestimmungen bedurfte. Zunächst wurde nur bestimmt, dass Eigentümer beziehungsweise Verwalter von Betrieben, die unter diese Verordnungen beziehungsweise Gesetze fielen, Unterlagen an die Militärregierungen einzureichen hatten. Dabei blieb es schliesslich. Das Gesetz Nr. 56 der amerikanischen und die Verordnung Nr. 78 der britischen Militärregierung wurden erst im November 1948 und nur für Kohle und Stahl in einige praktische Massnahmen umgesetzt.

Doch im Februar 1947 erfüllten sie zweifellos die wichtige Funktion, politische Illusionen zu erwecken.

Auch die Vertreter einiger Konzerne wurden Anfang 1947 ausserordentlich aktiv. Reusch (Gutehoffnungshütte), Jarres (Klöckner-Werke) und Hehemann (Otto Wolff) erklärten in einem Schreiben an den damaligen Leiter des Verwaltungsrates für Wirtschaft, Viktor Agartz, vom 21. Januar 1947 – neben zahlreichen Einwendungen und Vorbehalten – ihr grundsätzliches Einverständnis mit einer «vernünftigen» Entflechtung, da bei den Trust- und Konzernbildungen oft optimale «Grenzen der Arrondierung» überschritten wurden und die «Konzernentwicklung bereits in den Jahren vor

³ Amtsblatt der Militärregierung in Deutschland, Britisches Kontrollgebiet, 1947, Nr. 16, S. 412.

dem Kriege deutliche Ansätze zu einer Rückbildung» zeigte. Ferner schlugen die Bevollmächtigten dieser drei Konzerne vor, die durch Entflechtung auf «optimal bemessene Betriebseinheiten» verkleinerten Konzerne in «gemischtwirtschaftlichen Besitz – gegebenenfalls unter kapitalmässiger Beteiligung auch der Gewerkschaften» – zu überführen. Weiterhin erklärten sie ihre «aufrichtige Bereitschaft, den Belegschaften und den Gewerkschaften volle Mitwirkungsrechte einzuräumen» und stimmten «einer Beteiligung auch der Arbeitnehmerschaft an der Planung und Lenkung sowie an den Aufsichtsorganen» zu. Die Gründe liessen sie zum Schluss durchblicken. «Dabei erfüllt uns die Hoffnung, dass die Verwirklichung unserer aus der allgemeinen Not geborenen Vorschläge eine neue und sichere Vertrauensgrundlage für die Zusammenarbeit zwischen den Werkleitungen und den berufenen Werksvertretern der Arbeitnehmer und der Allgemeinheit schafft, dass es damit gelingt, unsere für die Gesamtwirtschaft so ungemein wichtige Schlüsselindustrie endlich von einem politischen Odium zu befreien . . .»⁴

Diese Zeilen sprechen für sich. Und auch von bürgerlicher Seite muss zum Dinkelbach-Plan der Mitbestimmung zugegeben werden: «Dass ein führender Arbeitgeber ein so weitgehendes Entgegenkommen zeigte, war wohl teils zu verstehen als Massnahme, um dem Misstrauen der Besatzungsmacht zu begegnen, teils wohl auch zurückzuführen auf das Bemühen der Unternehmer, die Sozialisierungsbestrebungen aufzuhalten.»⁵

Bei der Konzipierung der Entflechtungspläne spielten zahlreiche nationale und internationale Einflüsse und Aspekte, sehr verschiedenartige Motive eine Rolle, vonseiten westlicher, besonders französischer Imperialisten zum Beispiel auch das Motiv einer Diskriminierung und Benachteiligung der deutschen Konkurrenz. Vonseiten der deutschen imperialistischen Bourgeoisie stellte die Entflechtung vor allem ein Manöver dar, um die antimonopolistischen Forderungen durch Zugeständnisse abzufangen, eine Verstaatlichung der Grundstoffindustrie und der Banken zu verhindern. Zugleich

4 Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie . . . S. 610 f.

5 Adolf Weber: Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit, Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände in Deutschland, Tübingen 1954, S. 347.

verkörperte die Entflechtung den von den Nachkriegsbedingungen bestimmten Weg zur Reorganisation der Monopolwirtschaft und bahnte nach aussen die Zusammenarbeit mit den Westmächten zur Wiedererlangung der imperialistischen Gleichberechtigung an.

«Entflechtung» und (paritätische) «Mitbestimmung» bildeten den gesellschaftspolitischen Kern der Manöver der westdeutschen Grossbourgeoisie zur Verhinderung einer geschichtlichen Wende, für die Durchführung ihrer antinationalen Restaurationspläne. Die Strategie und Taktik der Nachkriegspolitik der reaktionären Grossbourgeoisie kommt hier am konzentriertesten zum Ausdruck: Grundlegende Veränderungen bis zur Beseitigung der Monopole und Entmachtung der Monopolherren werden versprochen und anscheinend in einer bestimmten Form in Angriff genommen. Da «alle» dafür sind, kann der Weg der Klassenzusammenarbeit und der bürokratischen Reform beschriftet werden – unter Führung der Monopolherren selbst, mit Unterstützung der gesamten politischen Reaktion. Damit wird den weitverbreiteten kleinbürgerlich-antimonopolistischen Tendenzen die Spitze abgebrochen.

Die Entflechtungs- und Mitbestimmungspläne kamen den Illusionen eines bestimmten kleinbürgerlichen Antimonopolismus, der einen Kapitalismus ohne Monopole erstrebte, entgegen. Indem die reaktionäre Grossbourgeoisie solchen Vorstellungen und Bestrebungen Raum gab, kalkulierte sie deren antimonopolistische Unwirksamkeit ein. Viele kleinbürgerliche Verfechter von Entflechtung und Mitbestimmung in den bürgerlichen Parteien und anderswo waren ehrlich von antimonopolistischen Bestrebungen erfüllt, trugen gerade dadurch aber zur antimonopolistischen Tarnung der Restaurationspolitik, zur Verbreiterung ihrer Massenbasis bei.

Es gelang zwar der Entflechtungs- und Mitbestimmungstaktik der reaktionären Grossbourgeoisie nicht, die Mehrheit der westdeutschen Werktätigen zur Aufgabe ihrer Forderungen nach Überführung der Grundstoff- und Schlüsselindustrien in Gemeineigentum, echter Mitbestimmung und Demokratisierung zu bringen, wie die Entschliessungen der westdeutschen Gewerkschaften 1948 bis 1950 unübersehbar dokumentieren. Die sozialen und politischen Zugeständnisse stärkten jedoch demokratische Illusionen und den Reformismus in der Arbeiterklasse – und damit auch die Stellung der

opportunistischen DGB- und SPD-Führer. Allerdings sah sich zum Beispiel Hans Böckler auf dem Gründungskongress des DGB in der britischen Zone im April 1947 nicht unbeträchtlicher Kritik ausgesetzt. Es gelang nicht, die gewerkschaftlichen Forderungen auf «konsequente» Entflechtung, Planung und paritätische Mitbestimmung zu reduzieren, wie der angenommene Antrag auf Sozialisierung der Grossindustrien zeigt.⁶

Trotzdem blieben die Entflechtungs- und Mitbestimmungsmanöver, die Zugeständnisse der Monopolherren und das Eingehen der rechten Gewerkschaftsführer auf sie nicht ohne Einfluss auf eine Mehrheit der Gewerkschafter im Sinne einer Ablenkung von weiteren energischen Kampfaktionen und der schliesslichen Hinnahme oder Tolerierung der Unterordnung der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung unter die politischen Bedingungen des Marshallplans.

Die Entflechtung begann am 1. März 1947 mit der Herauslösung der ersten von insgesamt 25 Hüttenwerken aus den Montankonzernen praktische Gestalt anzunehmen. Damit zogen die ersten SPD- und DGB-Führer wie Böckler, Henssler und andere in Konzernleitungen ein. Der Prozess der unmittelbaren Interessenverbindung zwischen rechten SPD- und Gewerkschaftsführern und Monopolen nahm seinen Anfang und untermauerte die politisch-ideologischen Gründe für Stillhalte- und Sozialpartnerschaftspolitik.

Die Entflechtung entsprach genausowenig den Forderungen des Potsdamer Abkommens wie die eingeräumte Mitbestimmung den Forderungen nach wirklicher demokratischer Mitbestimmung, wie sie in der sowjetischen Besatzungszone verwirklicht wurde. Das Potsdamer Abkommen sah bekanntlich eine Beseitigung von Monopolorganisationen, ihre völlige Zerschlagung, vor, während die Entflechtung die betroffenen Monopole lediglich verkleinerte, sie nicht beseitigte und eine Rekonzentration von vornherein nicht ausschloss. Ausserdem blieben die alten Konzernleitungen und damit die Macht des Monopolkapitals grundsätzlich erhalten. Die Eigentumsfrage wurde angeblich durch die Entflechtung nicht berührt, in der

6 Siehe Protokoll des Gründungs-Kongresses des DGB/1. Bundeskongress des Deutschen Gewerkschaftsbundes für die britische Zone . . . , S. 44 ff u. 70 f.

Praxis aber die Blockierung einer demokratischen Eigentumsregelung verstärkt. Das eingeräumte paritätische Mitbestimmungsrecht in den Aufsichtsräten entzog die «Arbeitnehmervertreter» demokratischer Kontrolle, unterwarf sie der Schweigepflicht und anderen Beschränkungen. Obwohl diese Mitbestimmung Ansätze bot, um wirklich demokratische Mitbestimmungsrechte durchzusetzen, trat 1947/48 ihre antidemokratisch-restaurative Funktion eindeutig in den Vordergrund. Die «gleichberechtigte» Zusammenarbeit mit den kompromittierten Monopolherren wertete deren politische Positionen enorm auf und untermauerte die konterrevolutionäre Sozialpartnerschaftstheorie. Die Konzernideologie wurde im Interesse der Erhaltung der Konzerne gestärkt. Offenherzig erklärte Dinkelbach dazu: «Ich habe diese Form der Beteiligung der Arbeiter gewählt, erstens, damit man ihnen sagen kann, dass es ihre Werke sind und sie dieselben verteidigen müssen, und zweitens, weil dadurch die Möglichkeit besteht, die Arbeiter gegen die Sozialisierung in Bewegung zu bringen.»⁷

Für die reaktionäre westdeutsche Grossbourgeoisie waren Entflechtung und damit im Zusammenhang gemachte sozialdemagogische Versprechungen zweckdienliche, durch die Umstände notwendig gewordene Manöver. In ihnen kam keineswegs eine Gesinnungsänderung der grosskapitalistischen Ausbeuter und Kriegsinteressenten zum Ausdruck oder gar eine wirkliche und dauerhafte Reform der monopolkapitalistischen Vorkriegswirtschaft. Sie betrachteten ihre Manöver und Zugeständnisse keineswegs als endgültig. Bereits 1947/48 versuchten sie immer wieder die Verwirklichung der Entflechtungsmassnahmen zu verschleppen beziehungsweise immer mehr einzuschränken. Sie traten zwar zunächst nicht offen gegen die von den Besatzungsbehörden in den herausgelösten Gesellschaften eingeführte paritätische Mitbestimmung auf. Die Arbeitgeberverbände, denen die von der Entflechtung betroffenen Konzerne aus taktischen Gründen in den ersten Nachkriegsjahren fernblieben, lehnten eine paritätische Mitbestimmung jedoch bereits zu dieser Zeit offen ab.

7 Zit. in: Neues Deutschland (B), 23. März 1947.

2. Das Ahlener Programm

Die reaktionären Führungskreise der CDU, die Ende 1946 dem Druck der demokratischen Bewegungen besonders ausgesetzt waren, machten ebenfalls verstärkte sozialpolitische Anstrengungen. Über Dinkelbach und Lehr waren sie an der Ausarbeitung der Entflechtungspläne massgeblich beteiligt. Die parteipolitische Aufgabe der CDU sollte es nun sein, diese Pläne zu idealisieren, mit weitgehenden Sozial utopischen Versprechungen zu verbinden und in breite Bevölkerungskreise zu tragen, um einer drohenden Isolierung der CDU als einer reaktionären Partei vorzubeugen. Das musste in einer solchen Weise geschehen, dass antimonopolistische beziehungsweise antikapitalistische Vorstellungen und Bestrebungen innerhalb der CDU gleichsam «integriert», die Führungspositionen der reaktionären Kräfte gefestigt wurden. Adenauer und seine Gefolgsleute mussten unter dem demokratischen Druck Anfang 1947 hinter die im Sommer 1946 eingenommenen wirtschafts- und sozialpolitischen Positionen einige Schritte zurückgehen, um sich nicht die weiteren Möglichkeiten für ein restauratives Vorwärtsschreiten zu verbauen. Unter Federführung von Bankier Robert Pferdmenges entstand Anfang 1947 ein Wirtschafts- und Sozialprogramm der CDU der britischen Zone, das auf der Tagung ihres Zonenausschusses vom 1. bis 3. Februar 1947 in Ahlen unter Vorsitz von Konrad Adenauer verabschiedet wurde. Das Ahlener Programm⁸ beginnt mit der bemerkenswerten Feststellung: «Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des

8 Was will die CDU? Hrsg. von H. Schreiber, Köln 1948, S. 7 ff. – Alle folgenden Zitate aus dem Ahlener Programm entstammen dieser Quelle, die als authentisch gelten kann. Sie stimmt mit der Fassung in Wilhelm Mommsen: Deutsche Parteiprogramme (Deutsches Handbuch für Politik, Bd. 1), München (1960), S. 576 ff, überein, die Mommsen unmittelbar und offiziell von der Bundesgeschäftsstelle der CDU übermittlelt wurde. Allerdings ist in der Wiedergabe Mommsens im zweiten Absatz ein gravierender Fehler enthalten, wo das Ziel in der Herstellung einer «gemeinschaftlichen Ordnung», statt «gemeinwirtschaftlichen Ordnung» formuliert wird. Der Abdruck des Ahlener Programms im Politischen Jahrbuch der CDU/CSU 1950, Frankfurt/M. 1950, S. 226 ff, enthält gegenüber vorliegender Fassung eine Reihe orthographischer Abweichungen sowie auch einen sinnentstellenden Fehler im ersten Abschnitt, wo es statt «Die Zeit vor 1933 hat. . .» heisst: «Die Zeit von 1933 ab hat. . .» (– Hervorhebungen – d. V.)

deutschen Volkes nicht gerecht geworden. Nach dem furchtbaren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenbruch als Folge einer verbrecherischen Machtpolitik kann nur eine Neuordnung von Grund aus erfolgen. Inhalt und Ziel dieser sozialen und wirtschaftlichen Neuordnung kann nicht mehr das kapitalistische Gewinn- und Machtstreben, sondern nur das Wohlergehen unseres Volkes sein. Durch eine gemeinwirtschaftliche Ordnung soll das deutsche Volk eine Wirtschafts- und Sozialverfassung erhalten, die dem Recht und der Würde des Menschen entspricht, dem geistigen und materiellen Aufbau unseres Volkes dient und den inneren und äusseren Frieden sichert.»

Und zurückblickend heisst es durchaus treffend: «Die Zeit vor 1933 hat zu grosse Zusammenballungen industrieller Unternehmungen gebracht. Diese bekamen dadurch einen monopolartigen Charakter. Sie wurden für die Öffentlichkeit undurchsichtig und unkontrollierbar. Wenn der Aktienbesitz der grossen industriellen Unternehmungen, abgesehen von wenigen Ausnahmen, wie z.B. Krupp, auch stark gestreut war, so wurde doch die Zusammensetzung des Aufsichtsrates und Vorstandes infolge der Vertretung der zahlreichen Aktionäre durch wenige Banken von einem verhältnismässig kleinen Kreis von Personen bestimmt. Die zu dem engen Kreis der Vertreter der Grossbanken und der grossen industriellen Unternehmungen gehörigen Personen hatten infolgedessen eine zu grosse wirtschaftliche und damit zu grosse politische Macht.»

In der Einleitung und an anderen Stellen des Ahlener Programms fanden soziale Forderungen und Prinzipien, wie sie von christlich-demokratischen Friedenskräften vertreten wurden, ihren Niederschlag, worauf der Erfolg dieses Programms beruhte: so der Grundsatz der Entmachtung beziehungsweise Zurückdrängung der Macht der Monopole, um Demokratie und Frieden zu sichern; die Erkenntnis, dass wirtschaftliche Macht politische Macht verleiht und dass die Monopole in der Vergangenheit diese Macht missbraucht haben; die Idee, durch Beseitigung der unumschränkten Herrschaft der Monopole die Mittelschichten wirtschaftlich zu schützen; das Prinzip der Demokratisierung der Wirtschaft durch Mitbestimmung der Werktätigen und Ausbau des Genossenschaftswesens; der Gedanke, dass die Wirtschaft der Bedarfsdeckung des Volkes zu dienen

hat und deshalb eine gewisse Planung und Lenkung durch einen demokratischen Staat unerlässlich sind, wodurch ausserdem grössere soziale Sicherheit erreicht werden kann; die Idee einer gerechten Verteilung des Sozialproduktes.

Aber unter der Federführung grossbürgerlicher Kreise wurden diese Forderungen und Prinzipien ausgehöhlt und verfälscht, in restaurative Konzeptionen eingeordnet beziehungsweise ihnen untergeordnet. Die eigentlichen Programmpunkte nehmen zwar nicht offen für die Monopole Partei, wohl aber für die von ihnen verfolgte Restaurationspolitik.

Das Ahlener Programm sah für die Behandlung der Konzerne unter II, 1 bis 4, Folgendes vor:

1. Die «nicht technisch, sozial oder wirtschaftlich absolut» notwendigen Konzerne seien «zu entflechten und in selbständige Einzelunternehmungen zu überführen». – Eine Änderung der Eigentums- und Besitzverhältnisse wurde hier überhaupt nicht angestrebt!

2. «Technisch, wirtschaftlich und sozial» abolsut notwendige Konzerne, überschritten sie nicht eine bestimmte Grösse, seien beizubehalten. – Auch hier bleibt es bei den bisherigen Eigentumsverhältnissen.

3. Lediglich die dritte Gruppe, Unternehmungen monopolartigen Charakters, «die eine bestimmte Grösse überschreiten müssen», sollte durch Anwendung eines «machtverteilenden Prinzips» «vergesellschaftet» werden. Fernersollten Kartellgesetze erlassen werden.

Die propagierte «Vergesellschaftung» durch das «machtverteilende Prinzip» beinhaltet nach dem Ahlener Programm folgende Massnahmen:

Es sollten, wie es unter II, 2 heisst, zu diesem Zweck «öffentliche Körperschaften wie Staat, Land, Gemeinde, Gemeindeverbände, ferner Genossenschaften und die im Betrieb tätigen Arbeitnehmer an diesen Unternehmungen beteiligt werden, der dringend notwendigen Unternehmerinitiative . . . der erforderliche Spielraum» belassen werden. Weiter sollte «bei solchen Unternehmungen der private Aktienbesitz, der in einer Hand dem Eigentum oder dem Stimmrecht nach vereinigt ist, in der Höhe gesetzlich begrenzt werden.»

Unter der Voraussetzung des Weiterbestehens der Konzerne (!) – mit einigen formalen Änderungen entsprechend II, 1 bis 4 – wurde den Arbeitnehmern unter III ein «Mitbestimmungsrecht» «an den grundlegenden Fragen der wirtschaftlichen Planung und sozialen Gestaltung» versprochen. Das sollte durch Beteiligung von Betriebsangehörigen am Aufsichtsrat und an den Vorständen der Konzerne, durch Mitwirkung des Betriebsrates in allen sozialen Fragen und durch sein Recht, einen monatlichen Bericht durch die Betriebsleitung über die Lage des Unternehmens entgegenzunehmen, erreicht werden. Ferner wurde «den Arbeitnehmern eine Beteiligung am Ertrage» versprochen.

Nach dem Ahlener Programm sollte also eine Reihe Monopole entflochten, der private Aktienbesitz begrenzt und durch Beteiligung von Gemeinden, Genossenschaften und anderen Körperschaften gemischt-wirtschaftliche Unternehmungen geschaffen werden. Diese Massnahmen wurde mit dem Begriff Vergesellschaftung bezeichnet. Kartellgesetzgebung, Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer durch Beteiligung an den Aufsichtsräten sowie eine Beteiligung am Ertrage wurden in Aussicht gestellt. Hauptanliegen war es dabei, eine Verstaatlichung beziehungsweise demokratische Nationalisierung der Monopole zu verhindern. Durch die Rückenstärkung vonseiten der westlichen Besatzungsmächte, in deren Verfügungsgewalt sich die betreffenden Gruben und Konzerne befanden, waren die grossbürgerlichen Interessenvertreter in der CDU-Führung in der Lage, durch das Ahlener Programm die Spannungen in der CDU auszugleichen, ihre Führungspositionen zu festigen und breite Wählermassen zu beeinflussen. Unter diesen Umständen konnte die CDU-Führung auch wagen, das Ahlener Programm in Form von Gesetzesanträgen im Landtag von Nordrhein-Westfalen einzubringen. Es waren dies im Einzelnen folgende Gesetzesanträge: «Antrag 110 der CDU betr. Entflechtung von Bergbau, eisenschaffender und chemischer Grossindustrie»; «Antrag 111 der CDU betr. Änderung der Besitz- und Machtverhältnisse in der Wirtschaft»; «Antrag 112 der CDU betr. Neuordnung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und -nehmer»; «Antrag 113 der CDU betr. Planung und Lenkung der Wirtschaft». Diese Anträge wurden gemeinsam mit zwei Anträgen der FDP (Anträge 117 und 118) in dem zu-

sammenfassenden Antrag 1-127 vereinigt, in dem es einleitend hiess: dass die «industrielle Wirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen auf ihrer Grundlage neu geordnet werde».⁹

Dieser Antrag 1-127 wurde am 5. März 1947 im Landtag von Nordrhein-Westfalen bei gleichzeitiger Ablehnung von Nationalisierungsanträgen der KPD und der SPD durch die CDU/FDP-Mehrheit zur Annahme gebracht.

Das Ahlener Programm wurde mit grossen Mitteln vielfältig propagiert und in den Mittelpunkt des Wahlkampfes der CDU der britischen Zone, vor allem in Nordrhein-Westfalen, gestellt. Es wurde den Wählern als «Sozialisierung im Sinne der CDU»¹⁰ beziehungsweise unter der Losung «CDU überwindet Sozialismus und Kapitalismus»¹¹ unterbreitet.

Angesichts des Aufschwunges des demokratischen Kampfes in den Westzonen war es für die Interessen der Restauration entscheidend, dass die um die CDU/CSU gruppierte politische Reaktion nicht isoliert wurde beziehungsweise nicht ihre Massenbasis verlor. Deshalb war es zu dieser Zeit die Hauptaufgabe, das antifaschistische und demokratische Ansehen dieser Partei, die Glaubwürdigkeit ihrer sozialen Reformbestrebungen mit allen Mitteln zu untermauern und die Unterschiede nach links zu verwischen, damit die Masse der CDU-Wähler sich nicht diesen Parteien zuwandte. Diesem Zweck dienten das Ahlener Programm und die darauf basierenden Landtagsanträge. Die damit bezweckten politischen Absichten wurden durch sogenannte Burgfriedensangebote ergänzt, die Adenauer im März und April 1947 den anderen Parteien für die Zeit nach den Landtagswahlen unterbreitete.

Konrad Adenauer stellte nach den Wahlen auf einer Vorstandssitzung der Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU Deutschlands, die am 22./23. April 1947 in Köln stattfand, fest, dass die Wahlen in der

9 Landtag Nordrhein-Westfalen, Ernennungsperiode, Landtagsdrucksachen 1-127, o. O. u. J.

10 Rheinische Post, 8. März 1947.

11 So lautete der Titel einer Wahlbroschüre der CDU-Rheinland. Siehe Protokoll der Vorstandssitzung. In: Historisches Archiv der Parteileitung der CDU, Berlin, Akte Nr. 75. Die Landtagswahlen in der französischen Zone am 18. Mai 1947 brachten der CDU 50,0; der SPD 29,0; der LDP 10,2 und der KPD 8,3 Prozent Stimmenanteil. (Siehe ebenda.)

britischen Zone für die CDU wegen der trotz allem noch nicht genügenden Auswertung des Ahlener Programms unbefriedigend verlaufen seien.¹²

Auch in Nordrhein-Westfalen erreichte die CDU bei den Landtagswahlen vom 20. April 1947 die gesteckten Ziele nicht.

Adenauer hatte auf dem rheinischen Landesparteitag der CDU im Dezember 1946 das Ziel dahingehend formuliert, dass die CDU bei den Landtagswahlen eine eindeutige Mehrheit erlangen müsse. Das Wahlergebnis aber lautete nach der Stimmenverteilung: CDU 37,5; SPD 32; KPD 14; Zentrum 9,8; FDP 5,9 Prozent. Für die CDU bedeutete dieses Wahlergebnis zweifellos einen Rückschlag. Bei diesen Gemeindewahlen vom Herbst 1946 hatte sie 49,1 Prozent und bei den Stadt- und Landkreiswahlen am 13. Oktober 1946 46 Prozent der Stimmen und 66,3 Prozent der gewählten Vertreter erreicht. In der gesamten britischen Zone erreichte sie einen Stimmanteil von 30,7 Prozent gegenüber 38,4 von SPD; 10,5 von KPD; 9,5 von FDP und 5,2 des Zentrums.

Die CDU beziehungsweise CSU ging zwar nicht in der britischen Zone, wohl aber in Nordrhein-Westfalen und in der amerikanischen und französischen Zone als parlamentarisch stärkste Partei aus den Landtagswahlen 1946/47 hervor.¹³ Sie behauptete nicht zuletzt mit dem Ahlener Programm die Stellung der bürgerlichen Haupt- und Sammelpartei in den Westzonen. Gelang es ihr auch nicht, die absolute Mehrheit zu bekommen, so reichten doch ihre Wahlerfolge aus, um zusammen mit DP und FDP eine reaktionäre Mehrheit im bizonalen Wirtschaftsrat zu erlangen.

Während die Mehrzahl ihrer Mitglieder, Wähler und auch der unteren und mittleren Funktionäre die sozialen und politischen Bekenntnisse in der CDU-Programmatik ernst nahmen und daran glaubten, waren sie für die reaktionären Führungskräfte nur zweckbedingte Demagogie und ideologische Verbrämung des Überganges zu einer restaurativen Neuordnung. Sie hatten keineswegs die Ab-

¹² Siehe Protokoll der Vorstandssitzung. In: Historisches Archiv der Parteileitung der CDU, Berlin, Akte Nr. 75.

¹³ Die Landtagswahlen in der französischen Zone am 18. Mai 1947 brachten der CDU 50,0; der SPD 29,0; der LDP 10,2 und der KPD 8,3 Prozent Stimmenanteil. (Siehe ebenda.)

sicht, das Ahlener Programm in die Tat umzusetzen. Ihr Bestreben ging dahin, dieses Programm, in das durch die Umstände soviel sozialer Sprengstoff hineingeraten war, nachdem es seine Schuldigkeit getan hatte, möglichst schnell in die Versenkung verschwinden zu lassen und es durch ein neues zu ersetzen.

Doch in den Länderparlamenten und innerhalb der CDU gelang die Abkehr vom Ahlener Programm nicht so glatt und reibungslos. Die CDU stand nach wie vor unter grossem politischen Druck demokratischer Kräfte und innerparteilicher Spannungen. Das zeigte sich auch bei der Regierungsbildung in Nordrhein-Westfalen im Juni 1947. Indem es die KPD ablehnte, sich auf der Grundlage des Ahlener Programms an einem Allparteienkabinett zu beteiligen, erreichte sie, dass der als Regierungschef vorgesehene CDU-Politiker Karl Arnold ein Regierungsprogramm aufstellen musste, das in wesentlichen Punkten die Ahlener Grundlage überschritt. In der Regierungserklärung Karl Arnolds hiess es zum Beispiel: «Das deutsche Volk und insbesondere die Menschen an Rhein und Ruhr sind entschlossen, eine öffentliche Ordnung aufzubauen, die der Wohlfahrt des Volkes und dem Frieden dient. Das gilt besonders für die Neuordnung unserer Wirtschaft . . . Die bisherigen einseitigen Machtgebilde in der Grosswirtschaft werden beseitigt, und Neubildungen in der Zukunft werden dadurch verhindert, dass die deutsche Grundstoffindustrie (Kohlewirtschaft, die stahl- und eisenerzeugende Industrie sowie die den Markt monopolistisch beherrschende Grosschemie) in Gemeinschaft überführt werden. Eine Beteiligung des privaten Grosskapitals in den vorgenannten Betriebs- und Industriezweigen wird ausgeschlossen . . . Kriegs- und Naziverbrecher werden entschädigungslos enteignet . . .»¹⁴

Adenauer missbilligte die Regierungsbildung auf dieser Grundlage, konnte sich jedoch nicht durchsetzen.¹⁵ Doch das erwies sich in-

14 Landtag Nordrhein-Westfalen, Erste Wahlperiode, Stenographischer Bericht von der fünften Sitzung des Landtages Nordrhein-Westfalen am 17. Juni 1947 zu Düsseldorf, o. O. u. J., S. 11 f.

15 Siehe Telegramm Adenauer an Arnold, 28. Mai 1947; Adenauer an Josef Müller, 31. Mai 1947. In: Historisches Archiv der Parteileitung der CDU, Berlin, Akte Nr. 80. Rückblickend erklärte Adenauer vor dem nordrhein-westfälischen Landtag: «Ich gestehe offen, meine Damen und Herren, dass er mit seiner Regierungserklärung über das, was ich für richtig halte, hinausgegangen ist. Ich bin bei der Abgabe der Regierungser-

folge der eingeschränkten Kompetenz der Länder und des Wirkens des föderalen Restaurationsmechanismus als nicht ausschlaggebend. Die auf bizonaler Ebene vorherrschende Grundlinie restaurativer Politik wurde weder von den antimonopolistischen Elementen des Ahlener Programms noch der Regierungserklärung Arnolds beeinflusst. Die soziale Demagogie und die Politik gezielter Zugeständnisse trug wesentlich dazu bei, die Stillhaltepolitik rechter SPD- und Gewerkschaftsführer zu ermöglichen und die restaurative Weichenstellung zu verstärken.

klärung nicht anwesend gewesen.» (Landtag Nordrhein-Westfalen, Erste Wahlperiode, Stenographischer Bericht über die 56. bis 59. Sitzung des Landtages Nordrhein-Westfalen am 5. und 6. August 1948 zu Düsseldorf, o. O. u. J., S. 979.)

XII. Der Übergang zu einer zielstrebigem Politik der Abspaltung der Westzonen und ihre restaurative Ausgestaltung

1. Der kalte Krieg, der Marshallplan und Deutschland

Die Entwicklung des internationalen Kräfteverhältnisses hatte sich seit Herbst 1946 weiter zu Gunsten der Kräfte des Friedens, der Demokratie, der nationalen Befreiungsbewegungen und des Fortschritts und zu Ungunsten des Weltimperialismus gestaltet. In Albanien, Bulgarien, Jugoslawien, Polen und Ungarn waren unter der Führung der Parteien der Arbeiterklasse Volksrepubliken entstanden, die sich – ebenso wie Rumänien – erfolgreich in einer antikapitalistischen Richtung entwickelten. Am 19. Januar 1947 errang bei den Sejmwahlen in Polen der Demokratische Block einen bedeutsamen Sieg. Der Exponent der in- und ausländischen Reaktion, Stanislaw Mikolajczyk, flüchtete ins Ausland. In Griechenland gründeten die fortschrittlichen Kräfte im Kampf gegen den gesetzlosen Terror der Regierung Tsaldaris im Oktober 1946 die Demokratische Armee Griechenlands, die über einen starken Rückhalt im griechischen Volk verfügte. Von wesentlicher Bedeutung waren vor allem die Erfolge der nationalen Befreiungsbewegungen in Asien. Der im Juli 1946 von der Guomindang-Clique in China gegen die demokratischen Kräfte unter Führung der Kommunistischen Partei Chinas entfesselte Bürgerkrieg verlief, trotz verzweifelter Anstrengungen der USA, für die Aggressoren immer ungünstiger. In dem von ihnen besetzten Gebiet, das durch ein Abkommen der Guomindang-Regierung mit der amerikanischen Regierung der wirtschaftlichen Expansion des USA-Imperialismus ausgeliefert worden war, kam es zu politischen Demonstrationen und Streiks, die das Regime immer mehr erschütterten. Schon 1947 begann sich der unaufhaltsame Niedergang des Guomindang-Regimes und damit eine Veränderung in Asien abzuzeichnen, der welthistorische Bedeutung zukam. In Ko-

rea und Vietnam sahen sich die imperialistischen Mächte in die Defensive gedrängt. Auch in Europa und Amerika verstärkte sich 1946/47 der Kampf demokratischer Volksbewegungen. Den in dieser Entwicklung enthaltenen «Gefahren» einer antiimperialistischen Veränderung des internationalen Kräfteverhältnisses suchte die amerikanische Regierung, Exekutivorgan des Zentrums des Weltimperialismus, ausgangs des Winters 1947 mit der Wendung zu einer systematischen, weltweiten imperialistischen Offensive zu begegnen. Am 12. März 1947 verkündete der amerikanische Präsident Harry S. Truman in einer Rede vor dem Kongress der USA, in der er Mittel für die wirtschaftliche und vor allem militärische Stützung der reaktionären Regimes in Griechenland und der Türkei gegenüber den demokratischen Bewegungen in diesen Ländern verlangte, Grundsätze und Ziele einer neuen Aussenpolitik der USA-Regierung. Mit der Verkündung der «Truman-Doktrin» fand der Prozess des Kurswechsels der USA von der Politik der Anti-Hitler-Koalition zu einer aggressiven, antisowjetischen Atombomben-»Politik der Stärke« einen deutlichen Abschluss. Der kalte Krieg nahm seinen Anfang.

Unter der heuchlerischen Losung einer «containment»-Politik, das heisst, einer Politik der Eindämmung eines angeblichen sowjetischen oder kommunistischen Expansionismus, nahmen die aggressiven Kreise des amerikanischen Imperialismus nunmehr offen und direkt Kurs, einen konterrevolutionären Kreuzzug gegen die Sowjetunion und die volksdemokratischen Länder zu organisieren und gleichzeitig die demokratischen Bewegungen und nationalen Befreiungsbewegungen zu unterdrücken. Zugleich traten mit der Entfesselung eines kalten Krieges gegen die Sowjetunion die Hegemonialbestrebungen des amerikanischen Imperialismus in Europa und in der Welt in ein neues Stadium ein.

Das Entscheidende an dem neuen politischen Kurs der USA war nicht nur die konzentrierte Zielstellung auf eine Revision der internationalen Nachkriegsordnung zugunsten des USA-Imperialismus, sondern vor allem die Orientierung auf eine aggressive Politik der Stärke. Die mit der Entfesselung des kalten Krieges einhergehenden verstärkten Bemühungen um westliche Blockbildungen erhielten unter diesen Umständen eine ausgeprägte militärisch-konterrevolutionäre Ausrichtung.

Nach der Methode «Haltet den Dieb» bemühten sich die Initiatoren des kalten Krieges, sekundiert von opportunistischen Führern der Arbeiterbewegung, die Politik des «Containment» und damit den kalten Krieg auf angeblich von der Sowjetunion drohende Gefahren der Eroberung Westeuropas und anderer Länder zurückzuführen. Ähnlich, wenn auch meist differenzierter, geschieht es in der systemkonformen Geschichtsschreibung und Publizistik der BRD und anderer Länder. Hans-Peter Schwarz z.B. stellt in diesem Zusammenhang fest: «Vieles nötigt zur Annahme, dass insgeheim Unterwerfung und Sowjetisierung angestrebt wurden. Letzte Klarheit kann in diesem Punkt nicht gewonnen werden. «¹ Das hindert ihn jedoch nicht daran, letzten Endes doch der Sowjetunion die Hauptschuld für das Nichtzustandekommen einer Viermächterege- lung der deutschen Frage und für den kalten Krieg zuzuschreiben und die Entwicklung vom Reich zur Bundesrepublik zu verteidigen.

Insbesondere in einem Teil der umfangreichen Literatur über den kalten Krieg, die in den USA erschienen ist (insbesondere der «Neuen Linken»), werden demgegenüber die in den Interessen und der Politik des USA-Imperialismus wurzelnden Ursachen des kalten Krieges nachgewiesen und die These von der angeblichen drohenden Gefahr einer sowjetischen Aggression durch umfangreiches Material widerlegt. Danach steht fest, dass keiner der massgebenden Politiker des Imperialismus bei der Entfesselung des kalten Krieges an eine solche unmittelbar vorhandene Gefahr glaubte.² Diese Untersuchungen, in denen allerdings die Einschätzungen der sowjetischen Politik und der Entwicklungen, die zur Entstehung des sozialistischen Weltsystems führten, hinter den Imperialismus-Analysen deutlich Zurückbleiben, bekräftigten die eingangs dargelegten Zusammenhänge, Ursachen und Motive des kalten Krieges.³

Als Medium für die Verwirklichung der aggressiven Westblockpolitik der Stärke und zur Untermauerung ihres Führungsanspruchs entwickelte der amerikanische Imperialismus ein sogenanntes wirtschaftliches Hilfsprogramm für Europa (ERP). Er baute dabei be-

1 Hans-Peter Schwarz, Vom Reich zur Bundesrepublik, S. 221.

2 Siehe David Horowitz, Kalter Krieg, Bd. 1, Westberlin 1969, S. 68 ff.

3 Siehe Big Business und kalter Krieg, hrsg. von David Horowitz, Frankfurt/Main 1971.

sonders auf die Ausnutzung der durch den harten Winter 1946/47 in den meisten europäischen Ländern entstandenen Verschärfung der wirtschaftlichen Nachkriegsschwierigkeiten. Dieses Programm wurde vom amerikanischen Aussenminister Georg C. Marshall in seiner Rede in der Havard-Universität am 5. Juni 1947 dargelegt.

Mit dem Marshallplan setzten die USA nicht einfach die Linie ihrer imperialistischen Politik fort, die darauf abzielte, ihre ökonomische Stärke als Mittel für die Erlangung von Weltherrschaftspositionen einzusetzen. Es ging auch nicht nur darum, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des kapitalistischen Weltsystems bei gleichzeitiger Festigung und Stärkung des staatsmonopolistischen Kapitalismus unter Zurückdrängung der antimonopolistischen und demokratischen Bewegungen zu überwinden. Es handelte sich vor allem um den Versuch, die Überwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den kapitalistischen Ländern durch einen solchen Zusammenschluss beziehungsweise durch ein solches System wirtschaftlicher Zusammenarbeit zu erreichen, die zugleich wesentliche Grundlagen für die Errichtung eines aggressiven Militärblocks entstehen liessen. Der Marshallplan stand somit in untrennbarem Zusammenhang mit der Truman-Doktrin und diente der Durchsetzung reaktionärer und konterrevolutionärer politischer sowie aggressiver militärischer Ziele. Mit dem Marshallplansystem entstand ein solches System wirtschaftlicher Abhängigkeit der einbezogenen kapitalistischen Länder vom USA-Imperialismus, das gleichsam zwangsläufig ihre politische und militärische Gleichschaltung auf den reaktionären und aggressiven Kurs der USA-Politik nach sich zog. Er übte in den Westzonen Deutschlands und den anderen einbezogenen Ländern eine eindeutig konterrevolutionäre Funktion aus.

Der Marshallplan negierte somit die Möglichkeiten der schnellen Überwindung der Kriegsfolgen in Europa und des wirtschaftlichen Wiederaufbaus durch eine koordinierte, unabhängige Politik der europäischen Staaten auf der Grundlage friedlicher Koexistenz. Die USA hätten eine solche wirklich freie, zum allseitigen Nutzen und gegenseitigen Vorteil erfolgende europäische Zusammenarbeit durch die Gewährung von Krediten ohne unbillige wirtschaftliche und interventionistische Bedingungen wirksam unterstützen können. Die herrschenden Kreise des amerikanischen Imperialismus

waren jedoch zur Gewährung solcher Wirtschaftshilfen nicht bereit. Die Bedingungen des Marshallplanes unterbanden die Verwirklichung der Möglichkeiten eines gesamteuropäischen Wiederaufbaus gleichberechtigter Nationen; denn eine Beteiligung der Sowjetunion und der volksdemokratischen Länder an diesem imperialistischen «Wiederaufbauprogramm» war nicht möglich, ohne den demokratischen und sozialistischen Wirtschaftsaufbau in ihren Ländern preiszugeben und ihre Länder dem Import der Konterrevolution zu öffnen. Vor der Ankündigung seines Vorschlages hatte Aussenminister Marshall seinem Planungsstab die Frage zur Beantwortung vorgelegt: «Was wird geschehen, wenn die Sowjets beschliessen mitzumachen?»⁴ Und erst nach der befriedigenden Antwort auf diese Frage, dass das für die Sowjetunion unter den vorgeschlagenen Bedingungen nicht möglich sei, richtete Aussenminister Marshall sein Angebot «grosszügig» an alle europäischen Nationen. In Wirklichkeit richtete es sich also von Anfang an gegen die Sowjetunion und die volksdemokratischen Länder. Das wurde durch den Verlauf der Konferenz der Aussenminister der Sowjetunion, Grossbritanniens und Frankreichs, die zur Beratung der Marshallplanvorschläge vom 27. Juni bis 2. Juli 1947 in Paris stattfand, deutlich. Die beiden Aussenminister der imperialistischen Mächte lehnten es dort brüsk ab, die von W. M. Molotow entwickelten konstruktiven Vorschläge für ein europäisches Wiederaufbauprogramm zu unterstützen.

Die Durchführung des Marshallplanes bedeutete die Schaffung eines westeuropäischen Wirtschaftsblocks, der einseitig auf die «westliche Hemisphäre» und gegen die osteuropäischen Länder und die Sowjetunion ausgerichtet wurde, und damit die wirtschaftliche Zerreissung Europas. Der Marshallplan schuf gleichzeitig wesentliche Grundlagen für die Durchführung der Politik des kalten Krieges, die schliesslich zur Entstehung von zwei einander feindlich gegenüberstehenden Lagern in der Welt führte: das antidemokratische, imperialistische Lager der Aggression und das demokratische, sozialistische Lager des Friedens. Die Trennungslinie zwischen diesen beiden, im Entstehen begriffenen Lagern führte mitten durch Deutschland.

4 Zit. in: Wilhelm Cornides: Die Weltmächte und Deutschland, S. 173.

Mit der Entfesselung des kalten Krieges begann sich die objektive Stellung Deutschlands in den internationalen Beziehungen zu verändern. Und dementsprechend veränderte sich die Deutschlandpolitik der imperialistischen Westmächte. Die Initiative ging hierbei ebenfalls von der Regierung der USA aus, die ihre führende Rolle in der Politik der imperialistischen Mächte gegenüber Deutschland immer mehr festigte.

Die Labourregierung, die noch Anfang 1947 eine Unterstützung der deutschen Bestrebungen nach Verstaatlichung der deutschen Grundstoff- und Schwerindustrien zugesagt hatte, ordnete sich dem amerikanischen Kurs stillschweigend unter, denn unter dem Druck der britischen Finanzkrise orientierte sie sich vorbehaltlos auf den Marshallplan. Auf der Ruhrkohlenkonferenz in Washington, die vom 12. August bis 10. September dauerte, gab sie den amerikanischen Forderungen in fast allen Punkten nach, woraufhin eine Deutsche Kohlenbergbauleitung (DKBL) unter Heinrich Kost die Verwaltung der deutschen Kohlengruben übertragen bekam und die Amerikaner an der Kontrolle der Ruhrindustrie beteiligt wurden.

Mit der Revision des Bizonenabkommens am 17. Dezember 1947 wurde die Bizone – als Gegenleistung für die Übernahme des grössten Teils der britischen Verpflichtungen durch die USA – in den Dollarbereich einbezogen. Damit sicherten sich die USA endgültig ihre führende Position.

Die Symptome des kalten Krieges fanden auch in der französischen Aussen- und Innenpolitik ihren Niederschlag. In Vietnam führte die französische Regierung einen schmutzigen Krieg um die Aufrechterhaltung der französischen Kolonialherrschaft, und im März 1947 unterdrückte sie auf Madagaskar einen Aufstand in einem blutigen Massaker. Im Mai 1947 schloss Ministerpräsident Paul Ramadier die seinem Kabinett angehörenden kommunistischen Minister aus der Regierung aus.

In der französischen Deutschlandpolitik zeigten sich zunächst auch weiterhin noch eine Reihe Unterschiede gegenüber der der anglo-amerikanischen Mächte. Während die französische Militärregierung in Bezug auf die Beeinflussung der inneren Entwicklung ihrer Besatzungszone mit den antidemokratischen Massnahmen der britischen und amerikanischen Militärregierung konform ging, wider-

strebte die französische Regierung auch 1947 weiterhin den Massnahmen für eine gesamtdeutsche beziehungsweise für eine westzonale Zentralisierung. Diese Haltung verhinderte vorerst die von den anglo-amerikanischen Mächten gewünschte Entwicklung der Bizone zur Trizone. Die Rückwirkungen der Beteiligung Frankreichs am Marshallplan und an den imperialistischen Westblockbildungen führte jedoch schliesslich auch in dieser Frage zu einer Gleichschaltung der französischen Politik mit der des amerikanischen Imperialismus. Die imperialistische Politik der Bildung einer «dritten Kraft» zwischen den beiden Weltmächten Sowjetunion und USA, wie sie von den herrschenden Kreisen Grossbritanniens und Frankreichs und auch von rechtsopportunistischen Führern der westeuropäischen Sozialdemokratie für die Nachkriegszeit ins Auge gefasst worden war, erwies sich im Verlauf des Jahres 1947 – angesichts der überlegenen ökonomischen und militärischen Stärke des USA-Imperialismus in der «westlichen Welt» – vollends als eine Illusion.

Vom 12. Juli bis 22. September 1947 tagte in Paris eine Wirtschaftskonferenz von 16 Staaten (Marshallplankonferenz). Daran beteiligten sich Belgien, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Grossbritannien, Irland, Island, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Schweden, die Schweiz und die Türkei. Die Konferenz hatte die Aufgabe, zum Marshallplanangebot Stellung zu nehmen und Vorschläge für seine Durchführung zu erarbeiten. Die Zustimmung der Regierungen dieser Länder wurde in dem Schlussbericht der Konferenz mit der Forderung nach Einbeziehung der Westzonen Deutschlands verbunden.⁵

Die Einbeziehung des Wirtschaftspotentials des Ruhrgebietes, insbesondere der Ruhrkohle – bei verstärkten Anstrengungen zur Förderungssteigerung – wurde zu einer wesentlichen Voraussetzung für die Verwirklichung des Marshallplanes erklärt. Das bedeutete faktisch die Orientierung auf eine wirtschaftliche Zerreissung Deutschlands, der die endgültige Preisgabe seiner Viermächteverwaltung und einer gesamtdeutschen Regelung der deutschen Frage zwangsläufig folgen musste.

⁵ Siehe Die Wiedergesundung Europas, Schlussbericht der Pariser Wirtschaftskonferenz der sechzehn Nationen, Teil I (Dokumente und Berichte des Europa-Archivs, Bd. 4), Oberursel (Taunus) 1948, S. 30 f.

Mit der Entfesselung des kalten Krieges und den Vorbereitungen für den Marshallplan begann der Prozess der Restauration in den Westzonen und der Spaltung Deutschlands in ein neues Stadium zu treten. Als Ergebnis der Sabotage des Potsdamer Abkommens durch die westlichen Besatzungsmächte und der Wirksamkeit der Kräfte der deutschen Anti-Potsdam-Fronde waren in den westlichen Besatzungszonen bis 1947 wesentliche reaktionäre und restaurative Grundlagen und Elemente einer Ost-West-Spaltung Deutschlands entstanden.

Mit der Entfesselung des kalten Krieges gingen die USA zielstrebig zu einer Politik der Beseitigung des Systems der Viermächteverwaltung in Deutschland, der Herauslösung der Westzonen und ihrer Einbeziehung in ein Westblocksystem über, und die beiden anderen imperialistischen Besatzungsmächte taten, mehr oder weniger schnell, ein Gleiches. Anders gesagt: Mit der Entfesselung des kalten Krieges erfolgte der Übergang von einer einseitigen, Grundlagen und Elemente einer Ost-West-Spaltung Deutschlands erzeugenden westlichen Besatzungspolitik zu einer zielstrebigem Spaltungspolitik; denn die Spaltung Deutschlands – und damit die uneingeschränkte Verfügungsgewalt über Westdeutschland – wurde zu einer Voraussetzung für die Durchführung einer «Politik der Stärke» gegenüber der Sowjetunion.

2. Die Konferenz des Rates der Aussenminister in Moskau

Der Übergang zum kalten Krieg war auch der Hauptgrund für das Nichtzustandekommen von Viermächtevereinbarungen über die Regelung der deutschen Frage auf der Konferenz des Rates der Aussenminister, die vom 10. März bis 24. April 1947 in Moskau stattfand.

Die grundsätzlich unterschiedlichen Konzeptionen der Sowjetunion und der Westmächte in der Deutschlandfrage kamen am deutlichsten in den Anträgen des sowjetischen Aussenministers Molotow vom 22. März 1947 «Über Form und Umfang der zeitweiligen politischen Organisation Deutschlands»⁶ und «Über den Staatsaufbau

6 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. 1, S. 76 ff.

Deutschlands»⁷ und in den vom britischen Aussenminister Bevin vorgelegten «Ergänzenden Richtlinien für die Behandlung Deutschlands (Bevin-Plan)»⁸ vom 31. März 1947 zum Ausdruck.

Der sowjetische Antrag «Über Form und Umfang der zeitweiligen politischen Organisation Deutschlands» legte dar, dass die politische Struktur Deutschlands einen demokratischen Charakter haben, die Machtorgane durch demokratische Wahlen geschaffen, die hitlerische Zentralisierung der Staatsverwaltung liquidiert, die Dezentralisierung der Verwaltung, wie sie in der Weimarer Zeit bestanden hatte, wiederhergestellt werden sollte und eine provisorische Regierung geschaffen werden musste, welche in der Lage war, die politische und wirtschaftliche Einheit Deutschlands sicherzustellen und gleichzeitig die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass Deutschland seinen Verpflichtungen den alliierten Staaten gegenüber nachkommt.

Aus diesem Grunde wurde beantragt, als ersten Schritt deutsche Zentralverwaltungen zu gründen; den Kontrollrat zu beauftragen, unter Hinzuziehung der demokratischen Parteien, der freien Gewerkschaften und anderer antinazistischer Organisationen sowie von Ländervertretern eine zeitweilige demokratische Verfassung auszuarbeiten; Wahlen durchzuführen und eine provisorische deutsche Regierung zu bilden; dieser Regierung gemäss den Potsdamer Beschlüssen als Hauptaufgabe «die Ausrottung der Überreste des deutschen Militarismus und Faschismus, die Durchführung der allseitigen Demokratisierung Deutschlands und die Verwirklichung von Massnahmen zur Wiederherstellung der deutschen Wirtschaft sowie die unbedingte Erfüllung der Verpflichtungen gegenüber den verbündeten Staaten» zu übertragen; die Ständige Verfassung Deutschlands dem deutschen Volk zur Bestätigung vorzulegen.

Im gleichen Sinne ging der Achtpunkteantrag «Über den Staatsaufbau Deutschlands» von der vollen Verantwortung und Selbstbestimmung des deutschen Volkes aus: «Deutschland wird als einheitlicher friedliebender Staat, als demokratische Republik mit einem gesamtdeutschen Parlament mit zwei Kammern und einer deutschen

7 Ebenda.

8 Wilhelm Cornides/Hermann Volle: Um den Frieden mit Deutschland, S. 97 ff.

Zentralregierung wiederhergestellt, wobei die verfassungsmässigen Rechte der zum deutschen Staat gehörenden Länder zu sichern sind.»

Die Vertreter der USA, Grossbritanniens und Frankreichs wandten sich mit unterschiedlichen Argumenten gegen die Bildung einer deutschen Zentralregierung und die Bildung eines gesamtdeutschen Parlaments auf der Grundlage allgemeiner Wahlen. Sie befürchteten, wie der westdeutsche Publizist Paul Sethe einräumt, «eine gesamtdeutsche Regierung werde gegen sie eine feindliche Haltung einnehmen»,⁹ d.h. die imperialistischen Pläne gegenüber Deutschland würden dadurch gefährdet.

Der britische Aussenminister Bevin stellte den sowjetischen Vorschlägen einen Plan entgegen, der zunächst von den USA, später – auf der Londoner Aussenministerkonferenz Ende 1947 – auch von der französischen Delegation unterstützt wurde – den sogenannten Bevin-Plan. Obwohl in Bevins «Richtlinien» einleitend die Bestätigung der Potsdamer Grundsätze ausgesprochen wurde, stellten sie praktisch den Versuch ihrer Revidierung, wenn nicht gar völligen Liquidierung dar. Denn sie sahen ausdrücklich vor: «Sollten sich jedoch Unterschiede zwischen den Richtlinien, die im Potsdamer Abkommen enthalten sind, und denen, die in der jetzigen Denkschrift angeführt werden, herausstellen, so soll nach letzteren verfahren werden.» Die dahinter verborgene Absicht kam im Inhalt der Richtlinien deutlich zum Ausdruck. Sie propagierten die formelle Herstellung der «Einheit» Deutschlands durch Zwangsföderalisierung unter Umgehung des entscheidenden Problems seiner Demokratisierung. Als Ziel der Kontrollmächte sollte danach die Errichtung einer Verfassung gelten, die «eine Teilung der Gewalten zwischen den einzelnen Staaten oder Ländern und der Zentralregierung vorsieht», wobei alle «Gewalt bei den Ländern liegen» sollte, «mit Ausnahme der Vollmachten, die besonders auf die Zentralregierung übertragen werden». Diese Vollmachten sollten hauptsächlich in der Wahrung der politischen und wirtschaftlichen Einheitlichkeit bestehen, den Ländern aber sollte, «wo immer möglich, die Durchführung von Gesetzen, die von der Zentralregierung . . . erlassen wer-

⁹ Paul Sethe: Zwischen Bonn und Moskau, Frankfurt am Main 1956, S. 18.

den, innerhalb ihrer Ländergrenzen vorbehalten sein. Im besonderen soll es den Ländern obliegen, die zur Durchführung internationaler Verträge notwendigen Gesetze zu erlassen, soweit sie sich auf Angelegenheiten beziehen, die in den Zuständigkeitsbereich der Länder fallen». Dieser Zuständigkeitsbereich der Länder wurde sehr weit gefasst. Ausserdem sollte in diesem Zusammenhang die Länderkammer «das Recht eines absoluten Vetos für internationale Verträge und verfassungsmässige Angelegenheiten» erhalten.

Anstelle einer endgültigen demokratischen Regelung der deutschen Frage, des Abschlusses eines Friedensvertrages und des Abzugs der Besatzungstruppen wurde in den Richtlinien lediglich eine «zweite Phase der Kontrollperiode» gefordert, und sie sahen vor, auf unbestimmte Zeit «in Deutschland ausreichende Besatzungstreitkräfte zu belassen, um sicherzustellen, dass Deutschland entwaffnet und entmilitarisiert ist und bleibt». Die Pläne zur Zwangsföderalisierung Deutschlands gaben sich den Anschein, dass auf ihrem Wege die Einheit Deutschlands hergestellt werden könnte, in Wirklichkeit hätte ihre Verwirklichung seine Zersplitterung bedeutet.

Nach Bevins Richtlinien sollte nicht nur eine deutsche Zentralregierung zugunsten der Länder weitgehend entmachtet werden, sondern gleichzeitig das Kontrollrecht über die Länderregierungen dem Kontrollrat entzogen und den Zonenbefehlshabern allein zugestanden werden. Auf diese Weise hätten sich die Westmächte weiterhin Möglichkeiten geschaffen, ihre Separatpolitik in den Westzonen fortzusetzen, die Einbeziehung ihres Besatzungsgebietes in ihre imperialistischen Europapläne zu realisieren, die Entwaffnung einseitig aufzuheben.

Grundsätzlich muss jedoch bei der Einschätzung des Bevin-Planes festgestellt werden, dass ihm ganz offensichtlich nicht die Absicht zugrunde lag, mit der Sowjetunion zu einer Verständigung zu gelangen. Er ignorierte alle bisherigen sowjetischen Vorschläge, enthielt keinerlei Bereitschaft für Verständigungskompromisse und stellte gegenüber der Sowjetunion ausserdem erpresserische Forderungen auf. Es wurde darin nicht weniger als die Einstellung jeglicher «Reparationslieferungen aus der laufenden Produktion oder aus den Beständen» bis zur Erreichung einer ausgeglichenen Wirtschaft ver-

langt. Die bisherigen Reparationseinnahmen der Sowjetunion sollten gegen die bisherigen Einfuhrschulden in den westlichen Zonen aufgerechnet werden, das heisst, die Sowjetunion sollte nicht nur keine Reparationen mehr erhalten, sondern auch noch das Importdefizit der Bizone finanzieren. Ausserdem wurde die Beseitigung der SAG-Betriebe gefordert.

Infolge der beharrlichen und konstruktiven Politik der Sowjetunion kam es trotzdem auf der Moskauer Konferenz noch nicht zu einer völligen Zerstörung der Viermächtegrundlage der Behandlung Deutschlands. Die Stellvertreter der Aussenminister wurden angewiesen, die Arbeit zur Lösung der deutschen Frage in Vorbereitung einer weiteren Konferenz, die Ende 1947 in London stattfinden sollte, fortzusetzen. Eine Reihe begrenzter Vereinbarungen der Aussenminister wurden in Empfehlungen an den Kontrollrat niedergelegt. Sie betrafen die verstärkte Fortsetzung und den Abschluss der Massnahmen zur Entmilitarisierung Deutschlands bis zum 31. Dezember 1948, die beschleunigte Entnazifizierung, die Durchführung einer Bodenreform in ganz Deutschland noch im Jahre 1947 und den freien Austausch von demokratischen Druckerzeugnissen zwischen den Zonen. Ausserdem sollte beim Kontrollrat ein deutscher Beirat gebildet werden. Über diesen hiess es in einem Beschluss vom 7. April 1947: «Der Konsultivrat wird im Rahmen der vom Kontrollrat aufgestellten allgemeinen Grundsätze die Einzelheiten der provisorischen Verfassung ausarbeiten. «¹⁰ Diese Festlegung stützte, trotz aller Beschränktheit und Unbestimmtheit, zweifellos die Bestrebungen des deutschen Volkes nach einem einheitlichen demokratischen deutschen Staat.

Die entscheidende Ursache für das Scheitern der Moskauer Konferenz des Rates der Aussenminister war in der Entfesselung des kalten Krieges durch die aggressiven Kreise des amerikanischen Imperialismus zu suchen.

Clays langjähriger politischer Berater in Deutschland, Robert D. Murphy, bestätigte später, dass dies nach der Moskauer Konferenz die eindeutige Orientierung der offiziellen amerikanischen Politik in Deutschland war. Er erklärte am 26. Januar 1959 in seiner Eigen-

10 Europa-Archiv, Zweites Jahr, Juli-Dezember 1947, S. 716.

schaft als Stellvertretender Aussenminister der USA rückblickend: «Als unsere Delegation Moskau nach dem Fehlschlagen der Deutschlandkonferenz von 1947 verliess, vereinbarten die drei Westmächte mit den Westdeutschen die Errichtung der deutschen Bundesrepublik.»¹¹

Die Durchführung dieser Vereinbarung bedurfte allerdings noch einer Vorbereitungs- beziehungsweise Übergangsperiode. Da die USA nicht als Spalter Deutschlands erscheinen mochten, konnte die offene Hinwendung zur politisch-staadichen Zusammenfassung nicht vor der Londoner Konferenz des Rates der Aussenminister erfolgen. Ausserdem mussten detaillierte Pläne ausgearbeitet, verschiedene Varianten gegeneinander abgewogen sowie die amerikanische beziehungsweise «westliche» Öffentlichkeit richtig darauf vorbereitet werden. Angesichts der komplizierten internationalen Lage durfte nichts überstürzt werden. Einen Fehlschlag, ein Scheitern der Pläne infolge von Widerstand in den Ländern der Westmächte oder auch in Westdeutschland selbst konnte man sich ohne schwere Erschütterungen des gesamten imperialistischen Systems nicht leisten.

3. Hoover-Bericht und Direktive JCS 1067

Die Ersetzung der amerikanischen Direktive JCS 1067 durch die Direktive JCS 1779 vom 17. Juli 1947 war ein Symptom endgültiger Änderung der offiziellen USA-Politik gegenüber Deutschland. Die neuen «Richtlinien der amerikanischen Regierung an den Kommandierenden General der Besatzungsstreitkräfte der Vereinigten Staaten in Deutschland, General Lucius D. Clay» (Direktive JCS 1779)¹² erteilten Militärgouverneur Clay grosse Vollmachten: «Ihre Autorität als Militärgouverneur wird weit gefasst und ermächtigt Sie, in Übereinstimmung mit internationalen Abkommen, der allgemeinen Aussenpolitik unserer Regierung und mit der vorliegenden Di-

11 Europa-Archiv, 14. Jg., 1959, Teil II, Folge 5, S. 89.

12 Wilhelm Cornides/Hermann Volle: Um den Frieden mit Deutschland, S. 100 ff. (Sämtliche folgenden Zitate entstammen dieser Quelle.)

rektive so zu handeln, wie es angemessen oder wünschenswert ist, um die Ziele unserer Regierung in Deutschland zu erreichen oder militärischen Erfordernissen Rechnung zu tragen.»

Dem zukünftigen deutschen beziehungsweise westdeutschen Staat sollte eine föderalistische Struktur auferlegt werden. «Alle Befugnisse mit Ausnahme derer, die ausdrücklich der Zentralregierung vorbehalten bleiben, sollen den Ländern übertragen werden.» Clay wurde ferner angewiesen, «dem deutschen Volke die Möglichkeit zu geben, die Grundsätze und Vorteile einer freien Wirtschaft kennenzulernen . . . Bis zu einer endgültigen Entscheidung über die Form und die Rechte der deutschen Zentralregierung dürfen Sie keine Massnahmen in Bezug auf ein öffentliches Besitzrecht billigen . . .»

Militärgouverneur Clay befolgte diese Anweisung umgehend. Auf einer Pressekonferenz in Frankfurt am Main wandte er sich am 15. August 1947 gegen die Ausführung des Artikels 41 der hessischen Verfassung, wobei er argumentierte, diese bedeutsame Frage müsse so lange aufgeschoben werden, bis das ganze deutsche Volk darüber entscheiden könne. Ausserdem beständen gegenwärtig so schwierige Verhältnisse in der deutschen Industrie, dass man keine neuen Methoden ausprobieren, sondern sich lediglich auf den Wiederaufbau konzentrieren und sich nicht so sehr um die Entscheidung politischer Fragen bemühen solle. Die amerikanische Militärregierung wolle selbstverständlich Deutschland nicht ihren Willen aufzwingen. «Aber in einer Zeit, in der die USA so viel Geld aus eigener Tasche zahlen, um Deutschland zu unterstützen, haben sie auch das Recht, ihre Meinung auszudrücken und Experimente nicht zuzulassen.»¹³

In der Übergangsphase zwischen der Moskauer und der Londoner Konferenz des Rates der Aussenminister zeigte die westliche Spaltungspolitik vor allem in der verstärkten Unterstützung der restaurativen Entwicklungstendenzen in den Westzonen und dem damit zusammenhängenden Ausbau der bizonalen Verwaltungsorganisation sichtbare Auswirkungen.

Hierbei suchte und fand diese Spaltungspolitik die aktive Unterstützung massgebender wirtschaftlicher, politischer und staatlicher

13 Neue Ruhrzeitung (Essen), 16. August 1947.

Exponenten der (westdeutschen Bourgeoisie. Auch im westlichen Ausland lebende Interessenvertreter des deutschen Monopolkapitals übten einen nicht geringen Einfluss auf die Neuorientierung besonders der amerikanischen Politik aus. Gustav Stolper, vor 1933 einflussreicher Herausgeber des Industriellenorgans «Volkswirtschaft», begleitete den amerikanischen Expräsidenten und Repräsentanten reaktionärer Kreise des USA-Imperialismus, Herbert C. Hoover, als wichtigster Berater auf einer Reise durch die Westzonen Deutschlands, die dieser im Januar/Februar 1947 im Auftrag von Präsident Truman unternahm. Hoovers Berichte über Deutschland, die in bedeutenden Parteien von den Anschauungen Stolpers inspiriert wurden, bildeten eine wesentliche Grundlage für die Neuorientierung der amerikanischen Deutschlandpolitik in der bereits charakterisierten Richtung. Stolper, der in engem brieflichen Kontakt zu zahlreichen westdeutschen Persönlichkeiten des reaktionären Lagers stand, hatte bereits am 8. Juni 1946 in einem Brief an Theodor und Elly Heuss die staatliche Zusammenfassung der drei Westzonen ernsthaft in Erwägung gezogen.¹⁴ 1947 trat er entschieden für eine separate Westzonen»lösung» der deutschen Frage ein.

Im Mai 1947 wurde ein Brief Hoovers veröffentlicht, den er an den Vorsitzenden des «Committees on Appropriations» gerichtet hatte und in dem er sich für die Bildung einer Westzonenregierung aussprach. Schwarz schreibt in diesem Zusammenhang: «Der Kongress reagierte darauf sehr positiv. Einige Wochen vor der Londoner Konferenz mit Molotow waren die Zeitungen voll von Berichten über diesbezügliche Pläne der Militärregierung. Nach dem mit Gewissheit erwarteten Scheitern der Konferenz, so meinte man, würden die Westmächte zur Gründung eines westdeutschen Staates schreiten.»¹⁵

Nachdem die Hoover-Berichte den Auftakt für eine systematische Spaltungspolitik gegeben und wesentliche Grundlagen hierfür ausgearbeitet hatten, die in die Direktive JCS 1779 eingegangen waren, fanden die einzuschlagenden Wege und anzuwendenden Me-

14 Siehe Toni Stolper: Ein Leben in Brennpunkten unserer Zeit, Gustav Stolper 1888-1947, Tübingen (1960), S. 463 f.

15 Hans-Peter Schwarz: Vom Reich zur Bundesrepublik, S. 138.

thoden in vielen weiteren Dokumenten massgebender Kreise der USA ihre definitive Fixierung.

Besonders eindeutig geschah das in dem Bericht des amerikanischen Finanzmanns Lewis H. Brown, der im Auftrag des State Department die Bizone bereist hatte. Sein bereits früher abgefasster Bericht wurde am 27. Oktober 1947 veröffentlicht. Er enthielt unter anderem folgende Vorschläge für eine «Umkehr» der amerikanischen Deutschlandpolitik:

Aufgabe der Abkommen von Jalta und Potsdam; Zusammenlegung der amerikanischen, der britischen und der französischen Zone zu einem einheitlichen Westdeutschland; Beendigung der Demontagen für Reparationszwecke; Festsetzung eines endgültigen Abschlussstermins für die Entnazifizierung; bestimmte Garantien gegen eine Sozialisierung der entkartellisierten Industrien; Aufgabe aller Kontrollen und Wiederherstellung eines ‚freien Marktes‘; Beteiligung Deutschlands an den Besprechungen zum Marshallplan; Errichtung einer deutschen Zentralregierung für Westdeutschland; Vorbereitung der westdeutschen Verteidigungsanlagen gegen eine Invasion; Auflockerung der Kompensations- und Währungsbestimmungen als Anreiz für den deutschen Export; Errichtung einer Zentralbank für die Ausgabe einer neuen Währung.

Diese Vorschläge, die für die amerikanische Deutschlandpolitik massgebend wurden, fanden auch in nichtamerikanischen Kreisen Resonanz. Die Internationale Handelskammer verlangte etwa zur gleichen Zeit in einem Bericht über Deutschland, der für die Londoner Konferenz des Rates der Aussenminister abgefasst wurde, die westdeutsche Schwerindustrie ihren alten Privateigentümern zurückzugeben und die Anlage neuer ausländischer Kapitalien zu organisieren. Und der Beratungsausschuss des amerikanischen Präsidenten für die Auslandshilfe, das Harriman-Committee, stellte in seiner Stellungnahme zu dem Schlussbericht der Pariser Wirtschaftskonferenz der 16 Staaten am 7. November 1947 fest: «Alle Beobachter haben festgestellt, dass Deutschland nicht weiterleben kann, wenn nicht in irgendeiner Form eine deutsche Regierung errichtet wird ... Vor zwei Jahren wäre es noch höchst wünschenswert gewesen, die Bildung einer föderativen Regierung anzustreben, die die russische sowohl als auch die britische, französische und amerikani-

sehe Zone umfasste. Im Augenblick erscheint das fast unmöglich. Die Verzögerung ist zu kostspielig. Wir müssen im Westen mit dem, was wir haben, einen Anfang machen.»¹⁶

Diese Ausführungen waren typisch für die Art und Weise, wie die amerikanische Politik der Spaltung Deutschlands von ihren Verfechtern hochtrabend und scheinheilig verteidigt und gleichzeitig verschleiert wurde. Die Spaltung wurde als eine Zwangsläufigkeit, die Spaltungspolitik als eine Politik des Wiederaufbaus dargestellt. Dieser Wiederaufbau, dessen restaurativer und antinationaler Charakter übergangen wird, werde durch die Umstände zunächst nur auf die Bizone beziehungsweise die Westzonen Deutschlands beschränkt sein, schliesslich aber auch die Länder der sowjetischen Besatzungszone einbeziehen. Das Wesen dieser Politik war jedoch gänzlich anders, und die historische Erfahrung hat die Haltlosigkeit ihrer angeblich auf ganz Deutschland gerichteten Zielstellung längst erwiesen. In ähnlicher Weise wird jedoch heute in den meisten Büchern von Autoren aus westlichen Ländern, die diese Phase der deutschen Nachkriegsentwicklung darstellen, über die westliche Spaltungspolitik und ihre aktive Untersützung durch die verantwortlichen westzonalen deutschen Politiker geschrieben – mit blossen Unterschieden im Detail.

4. Die Bildung des bizonalen Wirtschaftsrates

Kalter Krieg, Marshallplan, antisowjetische Westblockpolitik und Kurs auf eine separate «Westlösung der deutschen Frage» entsprachen den Wünschen und Bestrebungen der imperialistischen deutschen Reaktion. Es waren nicht einfach nur die Folgen ihrer Westorientierung und ihrer Abhängigkeit vom System westlicher Militärregierungen, die die Gesamtheit dieser Kreise im Frühjahr 1947 ebenfalls aktiv Kurs nehmen liess auf die Vorbereitung einer westzonalen politisch-staatlichen Separatregelung. Dies geschah auch unter dem Eindruck des Aufschwunges der demokratischen Bewegungen

16 Wilhelm Cornides: Die Weltmächte und Deutschland, S. 176 f.

in den Westzonen, die im politischen Streik der Ruhrbergarbeiter vom 3. April 1947 ihren Höhepunkt erreicht hatten; der Festigung der antifaschistisch-demokratischen Ordnung in Ostdeutschland sowie des Einflusses ihrer Repräsentanten auf den Interzonenkonferenzen der Gewerkschaften und in interzonalen Ausschüssen bürgerlicher Parteien. Durch gesamtdeutsche Initiativen und Vorschläge und andere «alarmierende» Erscheinungen gab es hinreichend innerdeutsche Gründe für einen solchen Separatkurs. Die Interessen der Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus drängten seit Frühjahr 1947 aus internationalen und innerdeutschen Gründen auf eine westzonale politisch-staatliche Separatregelung, auf die verstärkte Abschirmung des Restaurationsprozesses gegenüber der antifaschistisch-demokratischen Entwicklung in Ostdeutschland und den Verzicht auf gesamtdeutsche «Experimente». Die Preisgabe der staatlichen Einheit Deutschlands, die im Widerspruch zu den Wünschen des deutschen Volkes stand, bedurfte natürlich vorsorglicher Tarnung und eines schrittweisen Vorgehens. Mehr noch als die anglo-amerikanischen Westmächte durch die bevorstehende Londoner Konferenz des Rates der Aussenminister waren die Kräfte der deutschen Reaktion in ihrem Aktionsradius durch das vielfältige Drängen nach gesamtdeutscher Verständigung beschränkt. Ausserdem bedurfte es zu diesem Zeitpunkt noch einer gewissen Zeit, bis sich die Erkenntnis von der Notwendigkeit, sich im Interesse der Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus eindeutig auf eine westzonale Separatregelung zu konzentrieren, in den Reihen der verschiedenen Kreise und Fraktionen der reaktionären westdeutschen Bourgeoisie vollständig durchgesetzt hatte.

Die Vorbereitungen der anglo-amerikanischen Besatzungsmächte auf die Bildung eines westzonalen Separatstaates, die von massgebenden reaktionären deutschen Kreisen aktiv unterstützt wurden, kamen zunächst vor allem in den Massnahmen zum verwaltungsmässigen Ausbau der Bizone zum Ausdruck. Am 29. Mai 1947 erliessen die amerikanische Militärregierung die Proklamation Nr. 5 und die britische Militärregierung die gleichlautende Verordnung Nr. 88 «Wirtschaftsrat».

Entsprechend diesen Anordnungen wurde am 25. Juni 1947 ein

bizonaler Wirtschaftsrat gebildet, der sich aus 54 Mitgliedern zusammensetzte. Diese wurden von den Landtagen der Länder der Bizone entsprechend dem Stärkeverhältnis der Parteien gewählt, und zwar ein Mitglied für je 750'000 Einwohner: Ausserdem wurde ein Exekutivausschuss aus je einem Vertreter der acht Länder geschaffen, der von den Länderregierungen ernannt wurde. Der Exekutivausschuss sollte die Tätigkeit der bizonalen Verwaltungsämter koordinieren, hatte aber gegenüber ihren Direktoren kein erzwingbares Weisungsrecht. Träger der eigentlichen Exekutive wurden die Direktoren der fünf Verwaltungsämter (Wirtschaft, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Finanzen, Verkehr, Post- und Fernmeldewesen), die von der reaktionären Bürokratie beherrscht wurden. Die Stellung dieser Direktoren charakterisierte diese Einrichtung eindeutig als Vorform einer Regierung. Nur aus politischen Gründen sah man von der Bezeichnung Minister oder Staatssekretär ab.

Die anglo-amerikanischen Militärgouverneure versuchten in verschiedenen Erklärungen Charakter und Bedeutung der Massnahmen vom 29. Mai 1947 zu verschleiern. «Noch immer wünschten wir den Eindruck zu vermeiden, dass wir eine Regierung schufen und eine westdeutsche Hauptstadt (in Frankfurt am Main-d. Verf.) errichteten.»¹⁷ So erklärte Robertson am Tage der Unterzeichnung des Abkommens, dass dieses «keinen Versuch dar(stellt), Deutschland zu teilen . . . Der Wirtschaftsrat ist auch kein Schattenkabinett, er ist nur dazu da, um die Besatzungsbehörden bei der wirtschaftlichen Wiederherstellung und der besseren Verflechtung der beiden Zonen zu unterstützen.»¹⁸

Aber Clay gesteht demgegenüber in seinen Memoiren, dass die anglo-amerikanischen Militärgouverneure schon zum damaligen Zeitpunkt ihren Regierungen Vorstellungen dahin gehend machten, «dass die neue Organisation nicht eher voll aktionsfähig sein könne, bis man aus ihr so etwas wie eine Regierung machte, – wenn man sie so auch nicht zu nennen und ihr Souveränitätsrechte nicht zu übertragen brauchte».¹⁹ Mit dem bizonalen Wirtschaftsrat entstand – in

17 Lucius D. Clay: Entscheidung in Deutschland. S. 201.

18 Europa-Archiv, Zweites Jahr, Juli-Dezember 1947, S. 786.

19 Lucius D. Clay: Entscheidung in Deutschland. S. 202.

Fortsetzung der bisher bestehenden reaktionären Einrichtungen und vorherrschenden Entwicklungstendenzen – ein autoritäres bizonales Verwaltungsorgan ohne parlamentarische Kontrolle. Sämtliche Direktorenposten der fünf Verwaltungsämter des Wirtschaftsrates besetzte – mit Hilfe der Stimmenmehrheit der bürgerlichen Parteien – die CDU, während die SPD in «konstruktive Opposition» ging. Es wurden als Direktoren der Verwaltungsämter gewählt: Wirtschaft – Johannes Semier; Finanzen – Otto Schniewind; Ernährung – Hans Schlange-Schöningen; Verkehr – Heinrich Fischer und Post – Hans Schubert. Und auch im Wirtschaftsrat selbst gaben in der bürgerlichen Mehrheit die Vertreter der imperialistischen Reaktion wie Robert Pferdenges, Günter Henle, August Martin Euler und andere den Ton an. Präsident des Wirtschaftsrates wurde Erich Köhler.

Das, was die SPD bereits im Herbst 1946 bei der Bildung der ersten bizonalen Verwaltungen feststellen musste, traf auf den Wirtschaftsrat und seine Exekutivorgane in verstärktem Masse zu. Rückblickend sah sich die SPD-Führung auch diesmal gezwungen, eine ähnliche Feststellung wie damals zu treffen: Der Politik der CDU im Wirtschaftsrat habe eine antisozialistische Konzeption zugrunde gelegen. «Im Laufe der ersten acht Monate der Tätigkeit des Wirtschaftsrates schälte sich diese Konzeption immer klarer heraus. In allen entscheidenden Fragen der Wirtschaftspolitik vertrat die CDU die Linie der kapitalistischen Restauration ... Im Übrigen ging die Absicht der CDU darauf hinaus, in Fällen, wo sie einer gesetzlichen Festlegung progressiver Gedanken aus propagandistischen Gründen nicht widerstehen konnte, zu verschleppen, wobei die von ihr kontrollierten Verwaltungen nach Kräften halfen.»²⁰

Die Arbeitsgemeinschaft SED/KPD enthüllte am 12. Juni 1947 in einer Erklärung das Wesen der Bildung des bizonalen Wirtschaftsrates. In ihr wurde nachgewiesen, dass diese Massnahme ein weiterer «Schritt zur Zerreissung Deutschlands» war, bei dem «es nicht um die Lösung wirtschaftlicher Probleme, sondern um politische Machtfragen» ging.²¹ Sie erklärte, dass die Bildung des bizonalen

20 Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

21 Dokumente der SED, Bd. I, S. 204 und 205.

Wirtschaftsrates die Schaffung eines autoritären Organs aus der reaktionären Wirtschafts- und Staatsbürokratie bedeutete, welches das Gesetzgebungsrecht der gewählten Landtage ausschaltete; in seiner Aufgabenstellung fehlten die in den Westzonen nicht verwirklichten Ziele der Entnazifizierung, der Entmilitarisierung und der Demokratisierung der Wirtschaft.

Die massgebenden reaktionären Politiker in den Führungsgremien der bürgerlichen Parteien, insbesondere der CDU/CSU und der FDP, stellten sich uneingeschränkt hinter den Spaltungskurs der anglo-amerikanischen Westmächte und arbeiteten mit allen Kräften auf den staatlichen Ausbau der Bizone und die Einbeziehung der französischen Zone hin.

Aus einem Bericht ihres Korrespondenten Jack Raymond aus Frankfurt am Main, der am 16. November 1947 in der «New York Times» erschien, ging die Haltung westdeutscher Wirtschaftskreise besonders deutlich hervor. Es hiess dort: «Deutsche Finanziere zeigen sich heute enthusiastisch über die Zukunftsaussichten. Allgemein glauben sie, dass mit der unwiderruflichen Aufspaltung Deutschlands bestimmt gute Zeiten kommen. Einer von ihnen, Ernst Matthiesen, früher Direktor der Börsenabteilung der allmächtigen Dresdener Bank in Berlin, gab den Gefühlen der aktiven Börsenmakler und Bankvertreter mit der Erklärung Ausdruck: ‚Wir sehen einen Silberstreifen. Ostdeutschland . . . ist verloren. Aber das hat nichts zu bedeuten; mit Amerikas Hilfe und dem Marshallplan wird Westdeutschland den Vorkriegsstand wieder erreichen.›»²²

Die von der Schumacher-Führung der westdeutschen Sozialdemokratie unter den veränderten Bedingungen bezogene Position demonstrierte erneut den proimperialistisch-opportunistischen Charakter der Politik der rechten SPD-Führer. Die antikommunistische Frontstellung Schumachers verbunden mit seiner Hetze gegenüber der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung in der sowjetischen Besatzungszone führten zur Absage an alle Bemühungen um die unmittelbare demokratische Vereinigung der Besatzungszonen Deutschlands und zu einer bejahenden Einstellung ge-

22 Albert Norden: Die Nation und wir. Ausgewählte Reden und Aufsätze 1933-1964, Bd. 1, Berlin 1964, S. 393 f.

genüber Marshallplan und Bizonenentwicklung. So erklärte Schumacher zum Beispiel am 31. Mai 1947: «Jetzt gibt das Abkommen Clay-Robertson von 27. Mai (über die Bildung des Wirtschaftsraates – d. Verf.) eine Chance . . . Man muss soziale und ökonomische Tatsachen schaffen, die das Übergewicht der drei Westzonen über die Ostzone deklarieren . . . Die Prosperität der Westzonen, die sich auf der Grundlage der Konzentrierung der bizonalen Wirtschaftspolitik erreichen lässt, kann den Westen zum ökonomischen Magneten machen. Es ist realpolitisch vom deutschen Gesichtspunkt aus kein anderer Weg zur Erringung der deutschen Einheit möglich ... Es ist gewiss ein schwerer und vermutlich langer Weg . . . Darum verlangen wir die Einbeziehung Berlins in das Wirtschaftsgebiet der Bizone . . .»²³ Die von Schumacher mit konterrevolutionärer Zielstellung entwickelte Magnettheorie, die von amerikanischen, britischen und deutschen bürgerlichen Politikern aufgegriffen wurde, bestimmte von nun an die offizielle sozialdemokratische Deutschlandpolitik.

Auf dem zweiten Parteitag der westzonalen SPD vom 29. Juni bis 2. Juli 1947 in Nürnberg stimmte Schumacher dem Marshallplanangebot zu. Die Auswirkungen der Marshallplanpolitik auf die Entwicklung Westdeutschlands gaben den restaurativen Tendenzen einen wesentlichen Auftrieb.

Das wurde auch von führenden sozialdemokratischen und Gewerkschaftsfunktionären festgestellt und in seiner verhängnisvollen Tragweite durchaus erkannt, wie zum Beispiel die redaktionellen Stellungnahmen in der «Rheinischen Zeitung» zeigen. In ihrer Ausgabe vom 13. August 1947 hiess es unter der Überschrift «Die Entscheidung» klagend, die Amerikaner treffe die gesamte Verantwortung für die nicht erfolgte Sozialisierung, «denn das deutsche Volk, das ja in dieser Frage mindestens um seine Absichten befragt werden sollte, hat darauf unzweideutig geantwortet. Es hält eine Verhinderung der Sozialisierung für eine der entscheidenden Massnahmen, die Europa in eine neue Krise und auch in einen neuen Krieg stürzen können . . .» Und am 6. Dezember 1947 stand im gleichen SPD-Organ ganz richtig zu lesen: «Und da kann die Frage nicht umgan-

²³ Acht Jahre sozialdemokratischer Kampf um Einheit, Frieden und Freiheit, S. 26 f.

gen werden, welche Garantien irgendeine deutsche Regierung geben kann gegen eine Wiederholung des deutschen Angriffs auf die Nachbarvölker Deutschlands.»

Und trotzdem stimmte die SPD-Führung der Teilnahme der Westzonen am Marshallplansystem zu, verstärkte sie im Zuge des kalten Krieges ihre «Westorientierung».

Auch in den westdeutschen Gewerkschaftsorganisationen gelang es, diese Linie gegen nicht unbeträchtlichen Widerstand, bei gleichzeitigem Abrücken von den gesamtdeutschen Initiativen der gewerkschaftlichen Interzonenkonferenzen 1948 durchzusetzen.

Unter den in den Westzonen vorhandenen Bedingungen und der erneuten Stärkung des Opportunismus in der Arbeiterbewegung verfehlten die Versprechungen der Marshallplanpolitik ihre Wirkung nicht. Ausserdem wurde der imperialistische Kurs bereits vom Frühjahr 1947 an durch zusätzliche Kredite für eine Erhöhung der Importe nach der Bizone, durch die Verteilung von über 300'000 Care-Paketen aus den USA an die westdeutschen Bergleute und ähnliche Massnahmen wirkungsvoll unterstützt. Die mit der Spaltungspolitik einhergehenden antisowjetischen und antikommunistischen Verleumdungen hinterliessen ebenfalls ihre Wirkung und erschweren den Zugang zur Erkenntnis des wahren Wesens dieser imperialistischen Politik.

5. Die restaurative Offensive

Der kalte Krieg und der damit verbundene Kurswechsel in der westalliierten Politik gaben dem westdeutschen Monopolkapital und der politischen Reaktion grossen Auftrieb. Sie begannen nun im Herbst 1947, ihre restaurativen Ziele mit grossem Nachdruck anzustreben. Dabei suchten sie auch politisch-ideologisch aus der Defensive herauszukommen. Die Monopolherren gingen dazu über, offen ihre Schuld an Faschismus und Krieg zu bestreiten. Durch eine apologetische Theorie über die Ursachen von Faschismus und Krieg wurden zugleich neue Elemente einer Restaurationsideologie, neue Modellvorstellungen über eine zukünftige staatsmonopolistische Wirtschaftsordnung entwickelt.

Die gesetzlichen Vertreter der Ruhrkonzerne Gutehoffnungshütte Oberhausen AG, Hoesch AG, Ilseder Hütte, Klöckner Werke AG, Friedrich Krupp, Mannesmann-Röhren-Werke, Press- und Walzwerk AG und Vereinigte Stahlwerke nahmen im Dezember 1947 in einer umfangreichen Denkschrift zur Entflechtung, auch zu ihrer Verantwortlichkeit für die jüngste deutsche Geschichte Stellung.²⁴

Eingeleitet wird der Abschnitt IV im ersten Teil der Denkschrift («Die politischen Vorwürfe») folgendermassen: «(19) Die deutsche Grossindustrie, namentlich aber die rheinisch-westfälische Montanindustrie wird im In- und Ausland für wesentlich mitschuldig an der verhängnisvollen politischen Entwicklung Deutschlands erklärt, welche zur Alleinherrschaft Hitlers und dann zur deutschen Katastrophe führte. Dabei werden sowohl die Zusammenballung wirtschaftlicher Macht wie ihr Missbrauch zu politischen Zwecken verurteilt. Mit sagenhaften Mitteln sollen namentlich die Montankonzerne die NSDAP unterstützt und ihre Machtergreifung bewusst vorbereitet und ermöglicht haben. Sie sollen dies im Wesentlichen getan haben in der Hoffnung, dass das NS-Regime wieder aufrüsten und damit der Industrie riesige Geschäfte bringen werde.

(20) Es handelt sich hier um eine gefährliche Propaganda mit Schlagworten, gegen welche schwer anzukämpfen ist, weil sie in der Welt aus den verschiedensten Gründen auf empfänglichen Boden fällt. Da, wo greifbare Beschuldigungen widerlegt werden, tauchen sie in anderer, unangreifbarer Form wieder auf.

(21) Es ist hier nicht der Ort und es fehlt auch an Raum, diesen tendenziösen Anwürfen im Einzelnen entgegenzutreten. Aber in Kürze muss doch darauf eingegangen werden, weil diese politischen Gesichtspunkte auch in der Konzernentflechtungsfrage im Hinter- oder Untergrund eine wesentliche Rolle mitspielen.»

Im Einzelnen werden dann folgende Behauptungen aufgestellt:

1. Die Unterstützung der Bestrebungen Hitlers zur Regierungsübernahme sei nicht von den Konzernen, sondern nur von Einzelpersonen privat erfolgt: «(23) Es soll nicht betritten werden, dass auch aus den Kreisen der Industrie von Einzelpersonen, auch füh-

24 Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie . . . , S. 523 ff.

render Stellung, die nationalsozialistische Bewegung begrüsst und mit namhaften Mitteln unterstützt worden ist. Das verführerische, aber dann nicht eingehaltene Programm der Partei . . . (hat) diese Unternehmer in ihren Bann gezogen . . . Aus dem Kreis der «rheinisch-westfälischen Konzerne» seien angeblich an Hitler lediglich 100'000 RM aus Vorstandsmitteln der Arbeitgebergruppe Nordwest (1932) und 1933 von Bergbauseite Beträge gezahlt worden, die sich «in bescheidenen Grenzen» hielten.

2. Die Tatsache, dass die Konzernherren im Nazireich weiterhin wirtschaftliche Schlüsselpositionen innehatten, sei eine «taktische Massnahme des Regimes» gewesen, um gegenüber dem Ausland «hoffähig» zu bleiben. Die Tatsache, dass die Konzernherren in zunehmendem Masse halbstaatliche und staadiche Schlüsselpositionen im Nazireich besetzten, ihre politische und wirtschaftspolitische Rolle, wird in der Denkschrift einfach negiert.

3. Die Konzerne seien im Gegenteil in ihrer Bewegungsfreiheit gehindert worden und hätten in gespanntem Verhältnis zur faschistischen Wirtschaftspolitik gestanden.

4. Die Abhängigkeit vom Rohstoffimport und die hohe Exportquote «musste für die deutsche Eisenindustrie den Gedanken an einen Blockadekrieg als Selbstmord erscheinen lassen». Sie sei deshalb immer für internationale Zusammenarbeit und friedliche Kontakte gewesen.

5. Die Gewinnausschüttung der Konzerne seit 1933 sei nicht ungewöhnlich gewesen.

Von dieser Position ihrer historisch-politischen Rechtfertigung wird in der Konzerndenkschrift die Rechtmässigkeit der Entflechtung und eine «Sozialisierung», wodurch angeblich ganze Konzerne ungerechtfertigt für die Handlungen Einzelner verantwortlich gemacht würden, in Frage gestellt. Es wird bestritten, dass die betroffenen Konzerne Kriegspotential verkörperten, ihre Grösse überschreite nicht diejenige vergleichbarer Betriebe in den USA und anderen Ländern. Eine gewaltsame Entflechtung durch die Besatzungsmächte, gegen den Willen der Betroffenen, sei völkerrechtlich unzulässig, eine Enteignung ohne Nachweis von Schuld durch ein ordentliches Gerichtsverfahren verstosse gegen allgemeine Rechtsgrundsätze, eine «Sozialisierung» sei ausschliesslich Sache der deut-

schen Gesetzgebung und eine entschädigungslose Enteignung sei unzulässig. Nach Darlegung dieser «Rechtslage», wie sie von den Konzernkreisen interpretiert wird, werden dann ausführlich alle möglichen negativen technischen und wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Folgen der geplanten Entflechtungsmassnahmen in den düstersten Faben geschildert.

Die Konzernkreise kritisierten die Entflechtungspläne nicht vom Standpunkt der nationalen Interessen des deutschen Volkes, sondern lediglich aus der Sicht ihrer restaurativen Bestrebungen. Das Manöver der Entflechtung war jedoch aus aussen- wie innenpolitischen Gründen als eine Phase auf dem Wege zur Restaurierung ihrer Macht nicht zu umgehen. Deshalb wurde in der Konzerndenkschrift zum Schluss – nach dem geschilderten Frontalangriff – wieder ein Schritt zurückgetan. Man anerkannte das berechtigte Ziel einer «Demokratisierung grosser Wirtschaftsunternehmen»²⁵ und unterbreitete selbst Vorschläge dazu. Man sei bereit, an einer «organischen Entflechtung»²⁶ auf individueller Grundlage mitzuarbeiten, durch Umbildung des Aktienrechts die Möglichkeit zu prüfen, die Unternehmensführung zu «demokratisieren» sowie eine weitere Streuung des Eigentums (etwa durch steuerbegünstigte Gefolgschaftsaktien) ins Auge zu fassen.

Die wirtschaftspolitischen Bestrebungen der grossbürgerlichen Reaktion wurden im Herbst 1947 besonders mit der Gründung der «Wirtschaftspolitischen Gesellschaft 1947 e. V.» aktiviert. Ihr Präsident wurde Rechtsanwalt Rudolf Mueller, ehemaliger Leiter des bizonalen Verwaltungsrates für Wirtschaft, Mitglied verschiedener Aufsichtsräte, vor allem auch des internationalen Dunlop-Konzerns. Ihr gehörten wirtschaftlich und politisch führende Exponenten der Monopolbourgeoisie, Ökonomen und andere Wissenschaftler an. Neben der Erörterung von Problemen praktischer bizonaler Wirtschaftspolitik wurden neue wirtschaftspolitische Leitbilder und Modellvorstellungen in Frontstellung gegen proletarische und kleinbürgerliche Vorstellungen entwickelt, die geeignet waren, den voranschreitenden Restaurationsprozess zu verschleiern bezie-

25 Ebenda, S. 555.

26 Ebenda, S. 554.

hungsweise zu idealisieren und die antimonopolistischen Bestrebungen auf einer ungefährlicheren Plattform als durch das Ahlener Programm und ähnliche Leitbilder abzufangen.

Bisher waren die wirtschaftspolitischen Leitbilder auch der politischen Reaktion – durch den starken Druck der demokratischen Forderungen – in ausserordentlichem Masse auf die Frage des Eigentums an den Produktionsmitteln orientiert gewesen. Bei allen Ablenkungsbestrebungen von einer Lösung der Monopolfrage stand diese doch vor allem als Eigentumsfrage in der öffentlichen Diskussion. Diese Tatsache fand, wie wir gesehen haben, auch im Ahlener Programm der CDU ihren Niederschlag. Unter den neuen internationalen Bedingungen, dem erreichten Stand der restaurativen Entwicklung und dem damit veränderten politischen Kräfteverhältnis in den Westzonen beschriftet die grossbürgerliche Reaktion nun in ihrer politischen Ideologie neue Wege.

Auf der Tagung Deutscher Juristen, die vom 30. September bis 1. Oktober 1947 in Bad Godesberg stattfand, hatte Rudolf Mueller in einem längeren Vortrag über «Dekartellierung und Konzernentflechtung»²⁷ eine Reihe solcher neuen Thesen entwickelt. Ausgehend von einer grundsätzlichen Kritik an der Entflechtungspolitik, die der Sache nach mit derjenigen in der erwähnten Konzerndenkschrift übereinstimmte, entwickelte er ein «konstruktives» Alternativprogramm, das er in folgenden Thesen zusammenfasste:

«1. Wirtschaftliche Macht und damit die Gefahr eines Missbrauchs

sind natürliche Folgen ungehemmter wirtschaftlicher Tätigkeit.

2. Von der Eigentumsseite her, also durch Sozialisierung, kann dieses Problem nicht gelöst werden.

3. Nur durch Wiederherstellung des Wettbewerbsprinzips und gleicher Wettbewerbsbedingungen für alle Wettbewerbsteilnehmer ist eine vollständige Wirtschaftsfreiheit möglich.

4. Dieses Wettbewerbsprinzip muss seinen Weg aber durch eine in ihrer ganzen Schwere und Leere erst kommende Krise in unseren beengten Verhältnissen finden und sich auf diesem Weg noch manche Zügel auflegen lassen.

²⁷ Tagung Deutscher Juristen, Bad Godesberg, 30. September / 1. Oktober 1947. Reden und Vorträge, Hamburg 1947, S. 42 ff.

1. Unsere Wirtschaftsordnung ist überhaupt zerstört und noch nicht neu gefunden . . .»

Diese Thesen bezeichneten in abstrakter Form die Ziele und den Weg der Restauration, wie er von der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft als Sprachrohr massgeblicher Monopolkreise abgesteckt wurde. In der Zeitschrift «Der Wirtschaftsspiegel», Wiesbaden, wurde er ausführlich und von namhaften Autoren erläutert, ebenso in der Halbmonatsschrift «Die Brücke», die von der hessischen LDP herausgegeben wurde. Autoren wie Ludwig Erhard, Wilhelm Röpke, Alfred Müller-Armack, Rudolf Mueller, V. E. Preusker, V. Muthe-sius und andere veröffentlichten hier ihre Vorstellungen von der Wiederherstellung einer «freien Marktwirtschaft». Dem marxistischen Sozialismus beziehungsweise den Bestrebungen nach Verstaatlichung und Wirtschaftsplanung wurde offen der Kampf angesagt. Und zwar von einer diametral entgegengesetzten ökonomischen Position aus. Das unterschied die neue Phase des ideologischen Kampfes der Reaktion von der vorangegangenen. Die von der «christlichen Politik», die bis dahin im Vordergrund des politisch-ideologischen Kampfes der Reaktion stand, eingenommene Position bestand in der Hervorkehrung einer christlich-weltanschaulichen Frontstellung, bei gleichzeitiger wirtschaftspolitischer Annäherung an Vorstellungen von «gemeinwirtschaftlichen» Lösungen. Der auch im Ausgangspunkt des Ahlener Programms zum Ausdruck gebrachte Gemeinwirtschaftsgedanke enthielt starke revisionistische, Gemeineigentum und Wirtschaftsplanung nicht schlechthin negierende Züge christlich-sozialer Reformbestrebungen. Die gesellschaftlich-politischen, ausser- und innerparteilichen Gründe dafür wurden bereits ausführlich erörtert. Und auch in der neuen Situation war es innerhalb der CDU ausserordentlich schwierig, den Ahlener Vorstellungskreis zugunsten einer «marktwirtschaftlichen» Ideologie zu durchbrechen.²⁸

28 Auf dem ersten Parteitag der CDU der britischen Zone im August 1947 stand noch das Ahlener Programm stark im Vordergrund. Ein Jahr später, im August 1948, hielt auf dem zweiten Parteitag Ludwig Erhard das richtungweisende Wirtschaftsreferat über «Marktwirtschaft moderner Prägung». (Siehe Zweiter Parteitag der CDU für die britische Zone, 28. bis 29. August 1948. Hrsg. vom Zonensekretariat der CDU, Heft 2, Recklinghausen o. J.)

Zwischen der von Adenauer 1946 entwickelten politisch-ideologischen Konzeption und der neuen Restaurationsideologie gab es keine wirklichen Gegensätze, auch nicht gravierende Unterschiede, hatte doch Adenauer ebenfalls bereits Anleihen aus den Schriften

Wilhelm Röpkes gemacht. Die von Adenauer vor allem in Ausnutzung der katholischen Soziallehre weltanschaulich fundierte anti»materialistische« Geschichtskonstruktion wurde nun auf eine ökonomische, anti»kollektivistische« Basis gestellt. Der Kapitalismus des 19. und 20. Jahrhunderts sei eine entartete Form der freien Marktwirtschaft und für diese nicht typisch. Es gelte, diese Entartung durch Herstellung von Wettbewerbsbedingungen durch den Staat und ihre Überwachung zu beseitigen und damit zugleich dem Sozialismus als Negation des Kapitalismus den Boden zu entziehen. Der Sozialismus, wie jede «zentrale Kommandowirtschaft», töte die wirtschaftlichen Antriebskräfte und sei wirtschaftlich rückschritt-

lich. Die gegenwärtige Alternative sei nicht «Sozialismus oder Kapitalismus», sondern «kollektivistische Planwirtschaft oder freie Marktwirtschaft».²⁹ Sozialismus und jede «Sozialisierung» sowie Wirtschaftsplanung und Bewirtschaftung wurden als ein die wirtschaftlichen Entwicklungskräfte tötendes Zwangssystem diffamiert. Die Wirtschaft dürfe nicht ausserwirtschaftlichen Zwecken und Mächten unterworfen werden, sondern müsse sich ausschliesslich nach den ihr immanenten Marktgesetzen entwickeln, der Staat dürfe sich nur marktkonformer Mittel bedienen. Das Monopol sei keine ökonomische Zwangsläufigkeit, sondern ein Produkt falscher Wirtschaftsgesetzgebung. Besonders schädlich sei in der Vergangenheit die deutsche Kartellgesetzgebung gewesen, die in Deutschland – im Unterschied zu den USA! – zu einer die Wettbewerbsbedingungen aufhebenden Kartellierung der Wirtschaft mit allen negativen wirtschaftlichen und politischen Folgen geführt habe. Die Monopolfrage sei nicht durch irgendeine Form der «Sozialisierung», sondern durch Antikartellgesetzgebung, Schaffung und Einhaltung von freien Wettbewerbsbedingungen zu lösen. Freie Unternehmerinitiative, freie wirtschaftliche Betätigung und freie Konsumwahl seien

29 Ludwig Erhard: Die liberale Welt und der soziale Fortschritt. In: Die Brücke (Frankfurt am Main), 1947, Heft 14, S. 7 f.

die wirkungsvollsten wirtschaftlichen Grundpfeiler. Diese über das Wirtschaftliche hinausgehende gesellschaftliche Modellvorstellung wurde unter dem Aspekt der «Freiheit des Menschen», die sie als einzige garantiere, von ihren Verfechtern reichlich mit pseudohumanistischen Attributen versehen, die dem «kollektivistischen Totalitarismus»³⁰ entgegengestellt wurden. Müller-Armack erfand für diese Theorie 1947 den Begriff einer «sozialen Marktwirtschaft».³¹ Diese neoliberalen Thesen und Grundgedanken fanden seit 1947/48 in den Westzonen weiteste Verbreitung, begannen vor allem – mit dieser oder jener Modifikation – die bürgerliche Presse und Publizistik vorherrschend zu beeinflussen. Die Tatsache, dass die von Ludwig Erhard in den Westzonen seit März 1948 geleitete Wirtschaftspolitik unter dem Aushängeschild der «sozialen Marktwirtschaft», die angeblich*»Wohlstand für alle»³² bringe, erfolgte, trug natürlich wesentlich zur Verbreitung dieser Ideen bei.

Der durch den Marshallplan und seine Lobpreisung in breiten Kreisen ungeheuer gestiegene Nimbus der USA verstärkte latente sozialpsychische Voraussetzungen, um unter Berufung auf das Wirtschaftssystem der USA, das die höchste Arbeitsproduktivität aufwies, mit Erfolg das kapitalistische Wirtschaftssystem aufzuwerten – mit der Massgabe, dass es von gewissen Auswüchsen befreit und durch eine bessere Verteilung und Sozialgesetzgebung ergänzt werden müsse und werde.

Gegenüber dem wirtschaftlichen Glanz der USA, der in allen Farben herausgestellt wurde, boten die vom Kriege verwüstete Sowjetunion und die volksdemokratischen Länder ein Bild von Nachkriegsnot und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, das vielen nicht sehr anziehend erschien, noch dazu, da es durch die antikommunistische Propaganda systematisch verfälscht wurde.

Mit dem wirtschaftspolitischen Leitbild einer sogenannten «freien» oder «sozialen» Marktwirtschaft betrieb die grossbürgerliche Reaktion seit Sommer 1947 zielstrebig die Restauration des staats-

30 Siehe Wilhelm Röpke: Die deutsche Frage, 3. erweiterte Auflage, Erlenbach-Zürich 1948, S. 24.

31 Siehe Alfred Müller-Armack: Soziale Marktwirtschaft. In: Der Wirtschaftsspiegel, 1947, S. 480 ff.

32 Siehe Ludwig Erhard: Wohlstand für alle, Düsseldorf 1957.

monopolistischen Kapitalismus in Westdeutschland. Die Führungen der CDU/CSU suchten ihre Parteien Schritt für Schritt auf diesen Kurs festzulegen. Das zeigte zum Beispiel die Rede Hans Ehards auf dem Parteitag der CSU in Eichstätt am 30. August 1947. In Frontstellung gegenüber allen antimonopolistischen Gemeineigentumsforderungen und auch gegenüber solchen gemeinwirtschaftlichen Vorstellungen, wie sie zweitweise in der CDU/CSU unter dem schillernden Begriff eines «christlichen Sozialismus» vertreten worden waren beziehungsweise wie sie immer noch vertreten wurden, erklärte Ehard unmissverständlich, die «christlichen Demokraten» müssten sich abgewöhnen, «ihre sozialen Gesinnungen als Sozialismus zu bezeichnen». Jeder «wirtschaftliche Sozialismus» führe zu einer «kollektivistischen Wirtschaft» und damit zwangsläufig in autoritäre und totalitäre Staatsformen.³³ In Propagierung einer «freien Marktwirtschaft» behauptete er, um die antikapitalistischen Stimmungen, wie sie auch in den Wählerkreisen der CDU/CSU verbreitet waren, abzufangen: «Es gibt Wege, die Missbräuche kapitalistischer Wirtschaftsmethoden abzustellen, ohne auf kollektivistische Bahnen zu geraten.»³⁴

Die Gesetzgebungstätigkeit des Wirtschaftsrates förderte eindeutig die Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus.

In der «Sonderstelle für Geld und Kredit» beim Wirtschaftsrat wurden unter Leitung Ludwig Erhards dementsprechende Vorschläge für eine Währungsreform unter rein kapitalistischen Gesichtspunkten ausgearbeitet, wobei man natürlich – ebenso wie in anderen Vorschlägen aus dieser Zeit – stillschweigend von einer separaten Währungsreform für die Westzonen ausging.

Die im Widerspruch zu den Beschlüssen des Potsdamer Abkommens und in unversöhnlichem Gegensatz zum demokratischen Wirtschaftsaufbau in Ostdeutschland erfolgende Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus in den Westzonen, die Grundlage und Inhalt der bizonalen Entwicklung bildete und im Herbst 1947 eine neue Stufe erreichte, wurde nun zu einer bestimmenden Triebkraft in den Westzonen, die die Spaltung Deutschlands und die Separatstaatsbildung vorantrieb.

33 Hans Ehard: Freiheit und Föderalismus, München o. J., S. 17.

34 Ebenda, S. 19.

XIII. Das Ringen um eine demokratische Alternative zur restaurativen Separatstaatbildung

1. Für einen einheitlichen deutschen demokratischen Staat

1947 war das Jahr, in dem Entscheidungen fielen, die – wie sich zeigte – den weiteren Weg der deutschen Nachkriegsentwicklung bestimmten. In diesem Jahr wurden die Weichen dafür gestellt, ob diese Entwicklung in die Richtung der Schaffung eines deutschen demokratischen Staates ging, der das ganze deutsche Territorium umfasste, oder in die Richtung einer politisch-staatlichen Zerreißung dieses Territoriums. Zweifellos wünschte die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes die Schaffung eines einheitlichen deutschen demokratischen Staates. Deswegen konnten auch die westdeutschen Spaltungspolitiker mit Adenauer und Schumacher an der Spitze, die sich eindeutig auf einen Westzonenpartikularismus festgelegt und einen gesamtdeutschen Staat als unmittelbar anzustrebendes Ziel abgeschrieben hatten, das nicht offen sagen. Auch sie gaben vor, einen gesamtdeutschen Staat anzustreben – wenn auch etappenweise. Die westdeutschen Wähler, die CDU/CSU, FDP und SPD ihr Vertrauen gaben, vertrauten nicht zuletzt diesem Versprechen. Sie wollten keineswegs endgültig bloss einen Westzonenstaat. Und wir haben schon nachgewiesen, dass, wenn sie CDU/CSU und SPD ihr Vertrauen schenkten, sie gleichzeitig auch deren antimonopolistischen, antikapitalistischen Zielorientierungen glaubten. Wenn und insoweit diese Wähler von den Diffamierungen der antifaschistisch-demokratischen Umgestaltungen in der sowjetischen Besatzungszone beeinflusst wurden, so geschah das nicht im Sinne einer völligen inhaltlichen Ablehnung, sondern vor allem in Vorbehalten gegenüber Formen und Methoden. Das wiesen die schon behandelten Verfassungen der Länder der amerikanischen und französischen Besatzungszone, Volksabstimmungen und Be-

fragungen über die Entmachtung der Nazi- und Kriegsverbrecher und die Überführung ihrer Betriebe, von Grund- und Schlüsselindustrien in Gemeineigentum, entsprechende Gesetzesanträge in den Landtagen, die Forderungen nach einer demokratischen Bodenreform usw. eindeutig aus. Ein Indiz für die weitgehende gesellschaftspolitische Konformität waren vor allem auch die Beschlüsse der neun Interzonenkonferenzen der Gewerkschaften, die seit Herbst 1946 stattfanden. Trotz der charakterisierten Positionen der rechten Gewerkschaftsführer aus den Westzonen – ihres Sozialreformismus, ihrer bürgerlich-parlamentarischen Illusionen und selbst ihres Antikommunismus – kam es mit den Vertretern des FDGB zu einer Einigung über die gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen. So brachten z.B. die Entschliessungen der IV. Interzonenkonferenz, die vom 6. bis 8. Mai 1947 in Garmisch-Partenkirchen stattfand, die Entschlossenheit zum Ausdruck, für die Schaffung eines gesamtdeutschen antifaschistisch-demokratischen Staates einzutreten, in dem die wichtigsten Schlüsselindustrien vergesellschaftet, das System einer geplanten und gelenkten Wirtschaft aufgebaut, die Bodenreform durchgeführt, ein einheitlicher Landwirtschaftsplan aufgestellt und eine einheitliche Finanz- und Währungsreform durchgeführt werden sollten.

Das war die Stimme der Vertreter von rund acht Millionen organisierten Arbeitern und Werktätigen aller vier Besatzungszonen.

Es ist typisch, dass die konformistische Geschichtsschreibung der BRD solche Fakten übergeht und die Tatsache des damaligen Vorhandenseins eines antimonopolistisch-demokratischen gesellschaftspolitischen Konsensus bei der Mehrheit des deutschen Volkes leugnet, da dieses alles ihre apologetischen Darstellungen eines angeblich legitimen und demokratischen Weges vom Reich zur BRD widerlegt.

Wenn es in den Westzonen nach dem in den ersten Nachkriegsjahren eindeutig bekundeten Willen der Mehrheit des Volkes gegangen wäre, dann hätte es keine Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus und damit keine BRD, sondern einen einzigen, anti-imperialistisch-demokratischen deutschen Staat gegeben – in Übereinstimmung mit Zielen und Prinzipien des Potsdamer Abkommens. Konsequenter Verfechter dieses Zieles waren SED und KPD,

was durch die historischen Tatsachen eindeutig belegt wird. Die SED unterbreitete im September 1946 «Die Grundrechte des deutschen Volkes» und – darauf basierend – im November 1946 den Entwurf einer Verfassung für einen deutschen demokratischen Staat.

Mit dem Verfassungsentwurf leistete die SED einen richtungweisenden Beitrag. Er fusste nicht nur auf den Erfahrungen der antifaschistisch-demokratischen Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone und den hier geschaffenen Tatsachen, sondern brachte auch das antifaschistisch-demokratische Gedankengut, wie es in den Forderungen der westdeutschen Werktätigen und Demokraten enthalten war, zum Ausdruck, fasste es zusammen und vertiefte es.

Am 1. März 1947 veröffentlichte der Parteivorstand der SED einen Aufruf an das deutsche Volk.

Nachdem der Parteivorstand der SED Ursachen und Triebkräfte der deutschen Zersplitterung analysiert und vor den Gefahren einer endgültigen «Zerreissung Deutschlands» durch die in Vorbereitung befindliche Bildung einer «Regierung für die amerikanische und englische Besatzungszone» gewarnt hatte, schlug er vor: «Die antifaschistisch-demokratischen Parteien in ganz Deutschland und die Gewerkschaften müssen zusammentreten, um einen gemeinsamen Ausschuss zu bilden für die Durchführung eines Volksentscheides über die Bildung des Einheitsstaates mit demokratischer Selbstverwaltung der Länder und Gemeinden.»¹

Von den gleichen deutschen Kräften sollte die sofortige Bildung deutscher Zentralverwaltungen und schliesslich die Bildung einer deutschen Regierung in Angriff genommen werden.

Verbunden mit der Forderung nach Beseitigung der Zonengrenzen war die Forderung nach Verwirklichung der Aufgaben der restlosen Entnazifizierung und Demokratisierung von Wirtschaft und Verwaltung, der Bodenreform und Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher sowie nach der Überführung der Grossbanken, aller Konzern-, Syndikats-, Kartell- und Trustbetriebe in öffentliches Eigentum in ganz Deutschland.

Der Parteivorstand der SED belies es nicht nur bei der Verkündi-

1 Dokumente der SED, Bd. I, S. 163.

gung dieser Forderungen, sondern zeigte zugleich auch den Weg, wie die deutschen Wirtschaftsprobleme auf demokratischer Grundlage bewältigt werden konnten: Er forderte umfassende Wirtschaftsplanung, Währungsreform und eine Steigerung der deutschen Friedensproduktion und des Aussenhandels ohne Beschränkungen durch die Besatzungsmächte.

Als den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgaben nannte er die Herstellung der Einheit der deutschen Arbeiterbewegung, die Verständigung der antifaschistisch-demokratischen Parteien und Gewerkschaften und die Durchführung von demokratischen Volksentscheiden.

5. Für und wider eine nationale Repräsentation

Die Situation, in der sich Deutschland 1947 befand, die Verhandlungen des Rates der Aussenminister über die Regelung der deutschen Fragen, geboten dringend, möglichst schnell eine nationale Repräsentation des deutschen Volkes zu schaffen. Diese konnte nur von den Repräsentanten der Parteien und demokratischer Organisationen gebildet werden. Die SED hatte auch in dieser Frage bereits zahlreiche Vorschläge unterbreitet.

Auf einer Tagung der interzonalen Arbeitsgemeinschaft der CDU/CSU, die vom 13. bis 15. März 1947 in Berlin stattfand und an der Adenauer bezeichnenderweise nicht teilnahm, wurde eine Erklärung verabschiedet, in der die Arbeitsgemeinschaft vorschlug, «dass die in Gesamtdeutschland massgebenden Parteien in ihren Spitzen zusammentreten» sollten, «um die Ausdrucksform des politischen Willens zu klären».² Diese Erklärung wurde am 15. März 1947 in Briefen an die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft SED/KPD, der LDPD und der SPD geschickt. Adenauer wandte sich am 17. März 1947 auf der Tagung des Zonenausschusses der CDU der britischen Zone in Herford gegen den Vorschlag der Arbeitsgemeinschaft. Er argumentierte dabei, es sei nicht vertretbar,

² Historisches Archiv der Parteileitung der CDU Berlin, Akte Nr. 178 a; betreffend Tagung Königstein.

einen solchen Vorschlag zu machen, wenn er keine Aussicht auf Erfolg habe, denn er rechne fest mit der Ablehnung durch Schumacher.

Nach dem vertraulichen Bericht eines Teilnehmers dieser Tagung an Jakob Kaiser vertrat Adenauer «die Ansicht, dass, wenn er in Berlin gewesen sei, er nicht zugestimmt hätte, dass die Anfrage an die anderen Parteien gerichtet worden wäre». Ausserdem sei dabei wieder seine bekannte westliche Einstellung gegenüber der östlichen zum Ausdruck gekommen, hiess es in diesem Bericht weiter.³ Was steckte hinter diesen Differenzen in der CDU/CSU bzw. hinter dem unterbreiteten Vorschlag?

Diesen Differenzen lagen die bekannten unterschiedlichen Deutschlandkonzeptionen zugrunde, wie sie einerseits von Adenauer, andererseits von Jakob Kaiser repräsentiert wurden. Kaiser, der unter anderem über enge Kontakte zum AEG-Direktor Spennrath verfügte, hatte am 1. Januar 1947 in der Berliner CDU-Zeitung «Neue Zeit» einen deutschen Weg «des Ausgleiches zwischen dem Osten und dem Westen» propagiert und sich gegen den «ausgesprochenen Willen zur Bildung der Vereinigten Staaten Westeuropas» gewandt, dem «die Gefahr einer Trennungslinie quer durch Deutschland anhaftet». Kaiser erstrebte eine deutsche Einheit ohne deren demokratische Konsequenzen und ohne sich auf die progressiven Kräfte in der CDU zu stützen.

Während Adenauer unter den gegebenen Bedingungen die Restauration der Macht der deutschen Grossbourgeoisie nur in und mit einem Westzonenstaat für realisierbar hielt und auf eine spätere Annexion Ostdeutschlands und Revision der Ostgrenzen spekulierte, wollte Kaiser die von ihm in der sowjetischen Besatzungszone verfolgten Ziele der Aushöhlung der antifaschistisch-demokratischen Ordnung, der Beseitigung ihrer Errungenschaften über die Schaffung eines von den westdeutschen restaurativen «Ordnungszellen» dominierten deutschen Staates erreichen.

Eine solche «Einheit Deutschlands» war für Kaiser eine unmittelbare Existenzfrage in seinem Kampf gegen die antifaschistisch-demokratische Entwicklung.

Die bundesdeutschen Apologeten des Weges vom Reich zur

3 Ebenda, Akte Nr. 80; betreffend Konrad Adenauer.

BRD, d.h. der Politik der Spaltung und Restauration, benutzten die Person und Politik Jakob Kaisers als Beweis für die angebliche Unmöglichkeit einer gesamtdeutschen Politik und die «Zwangsläufigkeit» einer einseitigen Wesdösung.⁴ Sogar zu einer vierbändigen Kaiser-Biografie haben sich prominente BRD-Historiker dieserhalb aufgeschwungen.⁵ Sie abstrahieren zu diesem Behuf weitgehend oder völlig von den wirklichen politischen Positionen, die Kaiser einnahm, und seinen gesellschaftspolitischen Zielvorstellungen. Kaiser ist kein Beweis für die Unmöglichkeit einer Politik zur Schaffung eines deutschen demokratischen Staates, sondern lediglich der Beweis, dass ein gesamtdeutscher Staat nicht mit antisowjetischer Ausrichtung, der Dominanz der restaurativen Entwicklung in den Westzonen und dem Verlangen nach Revision der Oder-Neisse-Grenze möglich war. Über die wirklichen politischen Positionen Kaisers gibt seine politische Praxis als Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen eindeutig Auskunft. Kaiser verkörperte eine Variante, aber keine Alternative zum restaurativen Spaltungskurs Adenauers.

Obwohl in dem Vorschlag der Arbeitsgemeinschaft CDU/CSU aus gutem Grund jede klare politische Stellungnahme zu den politischen Grundfragen und zu den von der SED unterbreiteten Vorschlägen vermieden wurde, erklärte sich der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft SED/KPD zu Verhandlungen ohne Vorbedingungen bereit. Er sprach allerdings den Wunsch aus, zu den Beratungen der Parteien die deutschen Gewerkschaften hinzuzuziehen. Dieser Vorschlag war angesichts der Tatsache, dass die Gewerkschaften die grössten gesellschaftlichen Organisationen in Deutschland darstellten und auf Interzonentagungen bedeutsame nationale Initiativen entwickelten, in jeder Weise gerechtfertigt. Auch die LDPD erklärte sich umgehend zu Besprechungen bereit.

Die Vorschläge zur Bildung einer nationalen Repräsentation wurden jedoch sofort von verschiedenen Seiten attackiert. General Koenig bezeichnete diese Vorschläge im Kontrollrat als verfrüht und illegal und verbot fortan die Teilnahme der Vertreter der CDU der

4 Hans-Peter Schwarz: Vom Reich zur Bundesrepublik, S. 299 ff.

5 3. Band: Werner Conze, Jakob Kaiser, Politiker zwischen Ost und West, 1945-1949, Stuttgart 1969.

französischen Zone an den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft CDU/CSU.

In der Stellungnahme Kurt Schumachers zur Frage einer gesamtdeutschen Repräsentation kam der Klasseninhalt der Politik der rechten SPD-Führer, ihre Parteinahme für die bürgerliche Staats- und Gesellschaftsordnung eindeutig zum Ausdruck – mit welchen Argumenten sie auch immer ihre Positionen «demokratisch» oder gar «sozialistisch» verschleiern mochten.

Schumacher erklärte auf einer Funktionärsversammlung der SPD in West-Berlin: «Mit dem Vorschlag der CDU sind wir im Prinzip einverstanden.» Dann fuhr er fort: «Die CDU sagt mit Recht, dass diese Besprechungen dazu dienen sollen, um den Volkswillen zu bilden, und da sage ich, diese Besprechungen bilden so lange nicht den Volkswillen, als die SPD in der Ostzone verboten ist.» Gleichzeitig forderte er, dass in der sowjetischen Besatzungszone zuerst die gleiche «Rechtsordnung» wie in den Westzonen hergestellt werden müsse.⁶

Die Haltung der Schumacher-Führung leistete der restaurativen Separationsentwicklung wertvolle Dienste. Adenauer brauchte sich selbst nun nicht mehr allzusehr zu exponieren, um die gesamtdeutschen Bestrebungen zu vereiteln, sondern konnte sich hinter Schumachers Absage verschanzen. Er erklärte – nachdem er bisher an der SPD-Politik kein gutes Haar gelassen hatte – nun plötzlich, dass die SPD durch ihren harten Kampf in der Ostzone und in Berlin eine deutsche Aufgabe erfülle, die man nicht hoch genug einschätzen könne. «Wir müssen anerkennen, dass Dr. Schumacher und die Leiter der SPD sich in diesem Kampf verdient gemacht haben. Eine ungehinderte Betätigung der SPD in der Ostzone ist nicht nur eine parteipolitische Angelegenheit, sondern eine Frage der Demokratie in Deutschland schlechthin.»⁷

Das Gespräch der Spitzen der deutschen Parteien wurde auf solche Weise torpediert. Im Frühjahr 1947 orientierten sich die Spitzen aller westzonalen Parteien – mit Ausnahme der KPD – immer eindeutiger auf den staatlichen Ausbau der Westzonen. Diese Tatsache wurde auch in einem anderen Zusammenhang deutlich.

6 Acht Jahre sozialdemokratischer Kampf um Einheit, Frieden und Freiheit,

S. 24.

7 Zit. in: Hans Georg Wieck: Christliche und Freie Demokraten . . . , S. 205.

Auf einer Konferenz in Rothenburg ob der Tauber am 17. März 1947 beschlossen liberale Politiker der sowjetischen und der amerikanischen Besatzungszone die Bildung einer gesamtdeutschen liberalen Partei unter dem Namen «Demokratische Partei Deutschlands» (DPD). Zu gleichberechtigten Vorsitzenden wurden Wilhelm Külz und Theodor Heuss gewählt. Damit war jedoch zunächst nur eine Plattform für die Schaffung einer einheitlichen Partei mit einem einheitlichen Programm geschaffen worden. Seine Ausarbeitung und die Schaffung einer gesamtdeutschen Organisation standen noch aus. Die einzelnen Landes- beziehungsweise Zonenparteien besaßen weiterhin Selbständigkeit bei der Festlegung und Durchführung ihrer Politik.

Die Bildung der Demokratischen Partei Deutschlands war ein positiver Versuch, zur Wahrung der politischen Einheit Deutschlands beizutragen, wenn er auch im Kontrollrat auf den Einspruch der westlichen Besatzungsmächte stieß. Die Vorstellungen über die Grundlagen dieser Einheit waren jedoch sehr verschiedenartig. In einer Vorbesprechung hatten führende liberale Politiker aus Hessen, Bayern und Württemberg-Baden am 14. März 1947 in Rothenburg ob der Tauber ihre politische Linie gegenüber der LDPD abgestimmt. Der Geschäftsführer der Demokratischen Volkspartei Württemberg-Badens, Ernst Mayer, formulierte die Meinung der Anwesenden dahingehend, dass im Verhältnis zur LDPD die Frage entscheidend sei, ob sie «sich an uns oder an den Block binde.»⁷

In einer Rundfunkansprache nach der Rothenburger Tagung am 17. März 1947 erklärte Ernst Mayer: «Wir wollen, um es ganz klar zu machen, keine Einheit, deren Formen und Lebensbedingungen vom Osten her bestimmt werden . . .»⁸ Auch hier waren also Versuche am Werk, die Frage der politischen Einheit Deutschlands auf der Grundlage der in den Westzonen geschaffenen fertigen reaktionären Tatsachen zu «lösen», gegenüber Ostdeutschland Vorbedingungen zur Preisgabe der wesentlichen antifaschistisch-demokratischen Errungenschaften zu stellen. Gleichzeitig wurde von den führenden Vertretern des westzonalen «Liberalismus» die bizonale Entwicklung aktiv unterstützt.

8 Zit. in: Parteien in der Bundesrepublik . . ., S. 295.

Die überwiegende Mehrheit der führenden Politiker der deutschen Bourgeoisie war angesichts der Erfolge der antifaschistisch-demokratischen Ordnung in Ostdeutschland noch weniger zu einer offenen demokratischen Auseinandersetzung mit den progressiven Kräften der deutschen Arbeiterklasse und ihren Verbündeten bei der Schaffung eines einheitlichen deutschen Staates und in ihm bereit als je zuvor.

Sie wollten auf keinen Fall eine deutsche Einheit, die von den Erungenschaften der antifaschistisch-demokratischen Ordnung Ostdeutschlands und den antimonopolistisch-demokratischen Bestrebungen in den Westzonen wesentlich beeinflusst worden wäre. Es setzte sich in ihren Kreisen immer mehr die Erkenntnis durch, dass die Möglichkeiten für die Realisierung eines konterrevolutionären Vereinigungsprozesses der deutschen Länder und Zonen für Gegenwart und nahe Zukunft dahinschwanden. Gleichzeitig forderte die restaurative Entwicklung in den Westzonen immer dringlicher die staatliche Zentralisierung Westdeutschlands auf reaktionärer Grundlage.

3. Die Münchner Konferenz der Ministerpräsidenten

Die mit dem Übergang zur Vorbereitung einer westzonalen, politisch-staatlichen Separatregelung von der Mehrheit der verantwortlichen Politiker in Westdeutschland bezogene Position der Absage an eine Wahrnehmung der vorhandenen Möglichkeiten, die wirtschaftliche und politische Einheit Deutschlands zu verwirklichen, wurde durch ein Ereignis gleichsam schlagartig erhellt. Es handelte sich um die Vorgeschichte und den Verlauf der Münchner Konferenz der Ministerpräsidenten der deutschen Länder.

Der bayrische CSU-Ministerpräsident Dr. Hans Ehard regte am 7. Mai 1947 in einem Telegramm an, dass sich die Regierungschefs aller deutschen Länder einschliesslich des Oberbürgermeisters von Berlin und des Präsidenten der Regierungskommission des Saargebietes in München zu einer Beratung zusammenfinden sollten, «um ein weiteres Abgleiten des deutschen Volkes in ein rettungsloses

wirtschaftliches und politisches Chaos zu verhindern . . . und den Weg zu ebnen für eine Zusammenarbeit aller Länder Deutschlands im Sinne wirtschaftlicher Einheit und künftiger politischer Zusammenfassung».⁹

Die Ministerpräsidenten sollten ein «grundsätzliches Bekenntnis zur Zusammengehörigkeit aller Teile Deutschlands» abgeben und den «Willen zum gemeinsamen Aufbau einer neuen staatlichen Form» bekunden.¹⁰

Die Ministerpräsidenten der Länder der sowjetischen Besatzungszone legten am 28. Mai 1947 in einem Telegramm an Ehard ihren Standpunkt dar. Darin schlugen sie die Teilnahme von «Parteien und Gewerkschaften» und die Verlegung des Tagungsortes nach der deutschen Hauptstadt Berlin vor, ferner in den «Mittelpunkt der Tagesordnung die Schaffung der wirtschaftlichen und politischen Einheit Deutschlands zu stellen . . .»¹¹

Ministerpräsident Ehard lehnte in einem Telegramm vom 30. Mai 1947 die Vorschläge auf Änderung der Zusammensetzung der Konferenzteilnehmer und Verlegung des Tagungsortes nach Berlin ab. Ausserdem lud er «ein bevollmächtigtes Delegationsmitglied zu Vorbesprechungen» für «die Aufstellung des Entwurfs einer Tagesordnung» für den 4. Juni 1947 nach München ein. Die Festsetzung der endgültigen Tagesordnung sollte «in der Besprechung der Regierungschefs am 5. Juni, abends, erfolgen».¹²

Da Ehard die Vorschläge der Ministerpräsidenten aus der sowjetischen Besatzungszone über die Tagesordnung, die sich durchaus im Einklang mit dem in seiner Einladung vom 7. Mai 1947 angekündigten Zweck der Konferenz befanden, nicht direkt zurückwies, schienen in diesem entscheidenden Punkt noch Möglichkeiten einer Verständigung vorhanden zu sein.

Jedoch der Schein trog. In Wirklichkeit waren die Entscheidungen gegen eine solche Verständigungsmöglichkeit bereits gefallen.

Am 30. Mai 1947 hatte in Hannover eine «Vorbesprechung»

9 Die Deutsche Ministerpräsidenten-Konferenz in München vom 6. bis 8. Juni 1947, hrsg. von der Bayrischen Staatskanzlei, München 1947, S. 10.

10 Ebenda, S. 14 f.

11 Ebenda.

12 Ebenda, S. 16.

Ehards mit den Ministerpräsidenten der britischen Zone stattgefunden, die eine elf Punkte enthaltende Tagesordnung unterbreiteten. Bereits auf dieser Besprechung wurden – ohne Wissen und gegen die dargelegten Auffassungen der ostdeutschen Ministerpräsidenten – grundlegende Entscheidungen gefällt. Der in der Einladung Ehards vom 7. Mai 1947 ursprünglich enthaltene Gesichtspunkt, einen Beitrag auch für die «zukünftige politische Zusammenfassung» Deutschlands zu leisten, der einen Ansatzpunkt für eine den Erfordernissen Rechnung tragende Tagesordnung bot, wurde preisgegeben.

Die Tagung sollte im engsten Sinne unter das Motto «Wie überwinden wir den nächsten Winter ohne zu grosse Not?» gestellt werden. Und weiter wurde vereinbart: «Dem Wunsche der Antragsteller (aus der britischen Zone – d. Verf.), alle rein politischen Themen als nicht in die Kompetenz der Ministerpräsidenten fallend (Auslassung im Original – d. Verf.), wurde Rechnung getragen.»¹³

Die Ministerpräsidenten der Länder der sowjetischen Besatzungszone, Erhard Hübener, Rudolf Paul, Wilhelm Höcker, Karl Steinhoff und der stellvertretende Ministerpräsident Sachsens, Kurt Fischer, kamen trotz der Ablehnung ihrer Vorschläge auf Veränderung des Rahmens und des Tagungsortes nach München. Dort wurden sie mit der inzwischen getroffenen Entscheidung und einer fertigen Tagesordnung konfrontiert. Die ostdeutschen Ministerpräsidenten machten nun nicht – wie es in der Version der bayrischen Staatskanzlei dargestellt wird – plötzlich neue und unzumutbare Vorschläge. Sie präzisierten vielmehr lediglich ihre Darlegungen vom 28. Mai 1947 und schlugen vor: «Es wird beantragt, als entscheidende Voraussetzung für die Verhandlungen der Konferenz folgenden Punkt 1 auf die Tagesordnung zu setzen: Bildung einer deutschen zentralen Verwaltung durch die Verständigung der demokratischen Parteien und Gewerkschaften zur Schaffung des deutschen Einheitsstaates.»¹⁴

In einer heftigen nächtlichen Debatte wurde dieser Vorschlag konzessionslos abgelehnt. Den ostdeutschen Ministerpräsidenten wurde es ausserdem verwehrt, ihre Meinung zur Frage der staatli-

13 Ebenda, S. 17.

14 Ebenda, S. 22.

chen Einheit Deutschlands als der zentralen Frage auch für die Behebung der deutschen Wirtschaftsnot auf der Konferenz darzulegen.

Die sozialdemokratischen Teilnehmer handelten, wie der Bremer Senatspräsident Wilhelm Kaisen eingestand, nach Direktiven ihres Parteivorstandes, die die Zustimmung zu einer Änderung der Tagesordnung nach den Vorschlägen der ostdeutschen Ministerpräsidenten ausschlossen.

Als endgültige Tagesordnung wurden folgende Punkte beziehungsweise Referate festgelegt: die deutsche Ernährungsnot; die deutsche Wirtschaftsnot; die deutsche Flüchtlingsnot; Fragen des Besatzungsrechts. Daraufhin verliessen die ostdeutschen Ministerpräsidenten nachts um zwei Uhr die Vorbereitungen und am nächsten Mittag München.

Unter diesen Bedingungen war eine Teilnahme an der Konferenz nicht möglich. Sie hätte die in den Westzonen geschaffenen föderalistischen Tatsachen für ganz Deutschland staatsrechtlich legitimiert und politisch aufgewertet und wäre auf eine Unterstützung der zonalen Spaltungspolitik hinausgelaufen.

Der Verlauf der Rumpfkonzferenz in München bestätigte – wenn es überhaupt noch einer Bestätigung bedurfte – die Richtigkeit der Einschätzung und der Entscheidung der ostdeutschen Ministerpräsidenten. Zwar fehlte es nicht an Bekenntnissen für eine wirtschaftliche Einheit Deutschlands, aber die Vorschläge zur Behebung der Wirtschaftsnot gingen ausschliesslich von den westzonalen Bedingungen aus und orientierten sich auf Fragen der Verwirklichung der mit der Bildung des Wirtschaftsrates gewiesenen Separatziele.

Auch die Fragen der Wirtschaftsordnung, der Enteignung der Nazi- und Kriegsverbrecher, der Beseitigung von Monopolen und Grossgrundbesitz, der Demokratisierung von Wirtschaft und Verwaltung und andere Grundfragen der Entwicklung in den Westzonen fanden in den Beratungen keine Erwähnung. Durch neuere Forschungen in der BRD wurden inzwischen ebenfalls die üblichen apologetischen Darstellungen über die Münchener Ministerpräsidentenkonferenz erschüttert bzw. widerlegt. In einer von W. Conze angenommenen Dissertation gelangt die Verfasserin, die die Kompromissbereitschaft der Ministerpräsidenten der sowjeti-

sehen Besatzungszone zugeben muss, schliesslich zu dem Schluss, dass die Mehrheit der Chefs der Länder der Westzonen den bizonalen Zusammenschluss unbedingt wollten, «wofür schon die Anwesenheit der ostdeutschen Ministerpräsidenten» eine Gefährdung bedeutet hätte.¹⁵ Und noch weitergehend sind die Einschätzungen der auf umfangreichem Quellenmaterial fussenden Untersuchung W. Grünewalds.¹⁶ Er weist u.a. nach, dass die westzonalen Ministerpräsidenten keineswegs an eng begrenzte Weisungen der Militärregierungen gebunden waren, sondern weitgehend nach ihren eigenen politischen Maximen handelten. Grünewald wertet die Münchner Konferenz als echte, verpasste Gelegenheit und stellt von daher die angebliche Zwangsläufigkeit der Westzonenstaatsgründung und dessen Westbindung in Frage. Die Haltung der westzonalen Ministerpräsidenten in München brachte den gleichen Kurs auf Separatstaatbildung und damit Spaltung Deutschlands zum Ausdruck, den die Mehrheit der Parteiführer zu dieser Zeit unbeirrt steuerte.

Das provozierte Scheitern der Münchner Ministerpräsidentenkonferenz diente nun als Alibi, um ungeniert die separate Bildung eines Westzonenstaates vorantreiben zu können, wofür die anglo-amerikanischen Mächte mit den Verordnungen zur Bildung des bizonalen Wirtschaftsrates bereits vor der Münchner Konferenz weitere Bausteine gelegt hatten.

Der südwürttembergische Staatssekretär Paul Binder berichtete: «Als (nach dem Scheitern der Münchner Konferenz – d. Verf.) feststand, dass mit der Ostzone nicht weiterzukommen war, hat der (Ellwanger) Kreis unter Heranziehung der Direktoren des Wirtschaftsrates Frankfurt/Main sich intensiv um den Zusammenschluss der drei westlichen Zonen bemüht . . . Man hat im Ellwanger Kreis auch genaue Verfassungspläne durchdiskutiert, die nachher in die Herrenchiemsee'er Vorschläge eingegangen sind. Dadurch, dass die Teilnehmer den Regierungsapparat in der Hand hatten, übte der Ellwanger Kreis einen effektiven Einfluss aus.»¹⁷

15 Marie-Elise Foelz-Schroeter: Föderalistische Politik und nationale Repräsentation 1945- 1947, Stuttgart 1974, S. 130.

16 Siehe Wilhard Grünewald: Die Münchener Präsidentenkonferenz 1947. Analyse und Scheitern eines gesamtdeutschen Unternehmens, Meisenheim am Glan 1971.

17 Hans Georg Wieck: Christliche und Freie Demokraten . . . , S. 192 f.

Nicht nur in dem unter Einfluss Adenauers stehenden Zonenausschuss der britischen Zone, sondern auch in der CDU und CSU der französischen und amerikanischen Zone sowie in den Spitzen der bilateralen Verwaltungsämter und Länderregierungen hatte sich die Orientierung auf die separatstaatliche Entwicklung der Westzonen bereits lange vor dem Scheitern der Londoner Außenministerkonferenz endgültig durchgesetzt. Dieses Scheitern wurde vielmehr vorausgesetzt beziehungsweise ungeduldig erwartet, damit man endlich freie Hand bekam.

4. Das Verbot der Volkskongressbewegung und das Dokument «M»

Die SED unternahm alles, um die restaurative Spaltungspolitik doch noch zu durchkreuzen. Am 26. November 1947 – einen Tag nach Beginn der Londoner Außenministerkonferenz – veröffentlichte der Parteivorstand der SED den «Aufruf zu einem deutschen Volkskongress für Einheit und gerechten Frieden».¹⁸ Die Stellungnahme zu diesem Vorschlag wurde für alle politischen Kräfte in Deutschland zu einem ersten Prüfstein.

Nicht nur die führenden Politiker der westzonalen Parteien, sondern auch die Berliner CDU-Vorsitzenden Kaiser und Lemmer lehnten eine Beteiligung am Volkskongress ab. Damit setzten sie sich in offenen Gegensatz zu der Haltung der CDU-Landesverbände in der sowjetischen Besatzungszone beziehungsweise zu allen progressiven Kräften in der CDU. Gleichzeitig verstärkten sie ihre Propaganda gegen die Oder-Neisse-Grenze und die Fortsetzung der Blockpolitik. Die dadurch in der CDU entstehende Führungskrise endete mit der Ablösung von Kaiser und Lemmer.

Der Vorstand der LDPD stimmte am 1. Dezember 1947 der Beteiligung am Volkskongress zu, während Theodor Heuss als damaliger Vorsitzender des Koordinierungsausschusses der DPD eine Teilnahme mit antikommunistischer Argumentation ablehnte.

18 Dokumente der SED, Bd. I, S. 260/261.

Ebenso handelten die anderen westzonalen Parteiführungen. Nachdem die Vertreter der LDPD auf der Frankfurter Tagung des Koordinierungsausschusses am 18. Januar 1948 auch unter massivstem westdeutschen Druck ihre Haltung bekräftigten und gegen die westzonalen Separatstaatsbestrebungen Stellung nahmen, setzten die Politiker der westdeutschen Reaktion der Tätigkeit dieses Ausschusses ein Ende. Die liberalen Parteien der Westzonen schlossen sich am 11./12. Dezember 1948 in Heppenheim zur Freien Demokratischen Partei (FDP) zusammen.

Am ersten Deutschen Volkskongress für Einheit und gerechten Frieden, der am 6. und 7. Dezember 1947 in Berlin tagte, nahmen dessen ungeachtet 2'215 Delegierte, davon 664 aus den Westzonen, teil. Davon waren 1456 Mitglieder politischer Parteien (651 SED, 242 KPD, 253 LDPD, 219 CDU, 91 SPD) und 440 Mitglieder demokratischer Massenorganisationen (212 FDGB, 94 FDJ, 13 VdGB, 56 DFD, 40 VVN, 25 Kulturbund). Die soziale Zusammensetzung der Kongressteilnehmer war folgende: 574 Arbeiter, 921 Angestellte, 8 Landarbeiter, 35 Bauern, 93 Handwerker, 39 Ingenieure, 117 Lehrer, 232 Angehörige freier Berufe und 196 sonstige Vertreter der Bevölkerung. Damit verkörperte der Kongress die erste gesamtdeutsche und überparteiliche Repräsentation des deutschen Volkes nach 1945.

Der Kongress bekundete den Willen der Mehrheit des deutschen Volkes nach wirtschaftlicher und politischer Einheit Deutschlands auf demokratischer Grundlage und einem gerechten Friedensvertrag. Er forderte die Bildung einer zentralen deutschen Regierung, die auf der Friedenskonferenz gehört wird, und die Wahl einer Nationalversammlung. Ausserdem unterstrich er das Recht des deutschen Volkes, durch eine Volksabstimmung selbst über die Herstellung eines deutschen demokratischen Staates zu entscheiden.

Nach dem ersten Deutschen Volkskongress für Einheit und gerechten Frieden in Berlin bildeten sich in verschiedenen westdeutschen Ländern und Städten Initiativkomitees zur Einberufung regionaler Volkskongresse. Für das Land Niedersachsen wurde für den 17. und 18. Januar 1948 ein Volkskongress nach Bremen einberufen. In Nordrhein-Westfalen und Bayern beschloss die Vorbereitungsausschüsse die Einberufung von Volkskongressen nach So-

lingen für den 24. Januar beziehungsweise nach München für den 8. Februar. In Hessen, Württemberg-Baden, Hamburg und Schleswig-Holstein wurden gleichfalls vorbereitende Ausschüsse ins Leben gerufen. Die Initiatoren der Volkskongressbewegung in den Westzonen gehörten den verschiedensten Schichten der Bevölkerung an. Neben Arbeitern, Angestellten und Vertretern der Mittelschichten beteiligten sich zahlreiche Angehörige der Intelligenz an der Vorbereitung der Kongresse. Von den westdeutschen Parteien bekannte sich lediglich die KPD zu den Zielen der Volkskongressbewegung. Trotz der feindlichen Haltung der Führungen der SPD und der bürgerlichen Parteien schlossen sich auch viele Mitglieder dieser Parteien und Parteilose der Volksbewegung an.

Am 17. und 18. Januar 1948 tagte in Vegesack bei Bremen der Volkskongress für das Land Niedersachsen. 1037 Delegierte und 337 Gäste aus der sowjetischen Besatzungszone, darunter Otto Grotewohl und Otto Nuschke, hatten sich zusammengefunden. Über 40 Prozent der Delegierten gehörten keiner Partei an. Neben Kommunisten waren Funktionäre der SPD und der Gewerkschaften sowie

Mitglieder anderer Parteien vertreten. Obwohl die amerikanische Militärregierung die Veranstaltung nicht wie die britische direkt verboten hatte, wurde die propagandistische und organisatorische Vorbereitung des Kongresses durch zahlreiche schikanöse Massnahmen der Besatzungsbehörden behindert. Darüber hinaus entfachten die sozialdemokratische und die bürgerliche Presse gegen die Veranstalter des Bremer Volkskongresses eine wütende Hetzkampagne. Die Volkskongressbewegung wurde als eine von der SED und der KPD gesteuerte, der sowjetischen Aussenpolitik und nicht der Einheit Deutschlands dienenden Aktion verleumdet.

Der Bremer Volkskongress war allen Behinderungen und Verleumdungen zum Trotz ein verheissungsvoller Auftakt für die Weiterführung der Volkskongressbewegung in den westlichen Besatzungszonen. Zu dieser Erkenntnis kamen offensichtlich auch die verantwortlichen Männer in den Militärregierungen der Westzonen und in den Parteibüros von SPD, CDU, CSU und FDP. Sie mussten befürchten, dass die Ausbreitung der Gedanken und Ziele der Volkskongressbewegung unter der westdeutschen Bevölkerung die Pläne zur Errichtung eines westdeutschen Staates ernsthaft gefähr-

den könnte. Grosse Teile der Werktätigen Westdeutschlands waren ohnehin seit Beginn des Jahres 1948 infolge der katastrophalen Versorgungslage in Bewegung geraten. Am 4. Januar streikten 1,5 Millionen Angestellte in der britischen Zone. In Essen kam es am 9. Januar zu einem Generalstreik. Am 16. Januar fanden Proteststreiks in Duisburg, Mülheim und anderen Städten des Ruhrgebietes statt. Am 21. Januar streikten 200'000 Werktätige in Köln und 100'000 in Nürnberg. Am 23. Januar fand in Bayern ein Generalstreik statt.

Angesichts dieser Situation entschlossen sich die Besatzungsbehörden, die Volkskongressbewegung in den Westzonen kurzerhand zu verbieten. Drei Tage vor der Eröffnung des geplanten Volkskongresses für Nordrhein-Westfalen in Solingen, zu dem 1'300 Delegierte gewählt worden waren, erliess der britische Zivilgouverneur des Landes, Brigadegeneral John A. Barraclough, eine Verordnung, derzufolge «Zusammenkünfte des Volkskongresses oder vorbereitende Tätigkeiten im Zusammenhang mit solchen Veranstaltungen in Nordrhein-Westfalen nicht zugelassen werden». Das Verbot wurde folgendermassen begründet: «Was auch die angebliche Politik des Volkskongresses sein mag, Tatsache bleibt, dass er ausschliesslich durch die KPD und ihre Helfer organisiert worden ist. Der amtierende Zivilgouverneur ist entschlossen, dass Irreführungen dieser Art auf Kosten der Militärregierung oder des deutschen Volkes nicht stattfinden werden.»¹⁹

In Bayern wurde das Verbot der Volkskongressbewegung von der amerikanischen Militärregierung am 22. Januar 1948 ausgesprochen. Verboten wurden ferner die geplanten Volkskongresse in Hamburg, Kiel und Frankfurt am Main. Schliesslich wurde jede weitere Tätigkeit der Bewegung in den drei westlichen Besatzungszonen und in den Westsektoren Berlins untersagt.

Das aktive Auftreten der KPD gegen die Restauration in den Westzonen und die Spaltung Deutschlands hatte eine ständig wachsende Verleumdung und Behinderung der gesamten Tätigkeit der Partei zur Folge. So war es kein Zufall, dass ausgerechnet Anfang Januar 1948, zurzeit der grossen Streikbewegungen gegen die katastrophale Ernährungslage und der Vorbereitung der regionalen

19 Freiheit (Düsseldorf), 23. Januar 1948.

Volkskongresse in Westdeutschland, in der französisch lizenzierten Westberliner Zeitung «Der Kurier» das ominöse «Protokoll M» erschien, angeblich ein geheimer kommunistischer Plan, dessen Ziel die Organisation von Streiks zur Desorganisation des Transportwesens, von Sabotagemassnahmen und anderem, kurz die Vorbereitung und Durchführung einer kommunistischen «Machtergreifung» in den Westzonen sein sollte. Das Dokument wurde von der gesamten westdeutschen und westlichen Presse kolportiert. Bürgschaften des britischen Geheimdienstes bestätigten die angebliche Echtheit des «Protokolls M». Im britischen Unterhaus versicherte Staatsminister Hector Mac Neil am 21. Januar 1948, «dass die Regierung seiner Majestät von der Echtheit des Dokuments überzeugt ist».²⁰

Von der KPD und der SED wurde das «Protokoll M» sofort «als eine plumpe Provokation, durch die von den schweren Anschlägen abgelenkt werden soll, die gegenwärtig von dem amerikanisch-britischen Monopolkapital und seinen Agenten gegen das deutsche Volk unternommen werden»,²¹ bezeichnet. Drei Monate später musste das Dokument selbst von der britischen Regierung als Fälschung bezeichnet werden. Der gleiche Mac Neil gab am 19. April 1948 im Unterhaus bekannt, dass die «Echtheit des Dokuments nunmehr anzuzweifeln ist».²² Das «Protokoll M» war eines jener sogenannten authentischen kommunistischen Dokumente, die immer dann auftauchen, wenn die Reaktion von ihren Absichten und Massnahmen abzulenken wünscht. Obwohl nach kurzer Zeit als Fälschung entlarvt, blieb es nicht ohne Wirkung auf die Öffentlichkeit. Es trug dazu bei, die KPD politisch und moralisch zu diskreditieren, und war der Vorwand für zahlreiche Unterdrückungsmassnahmen gegen die KPD. Das erwähnte Verbot der regionalen westdeutschen Volkskongresse machte den Anfang. Am 7. Februar 1948 entliess der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Karl Arnold die beiden kommunistischen Minister Heinz Renner (Verkehr) und Hugo Paul (Wiederaufbau).

20 House of Commons, Parliamentary Debates, Nr. 75, 20th Jan. 22nd Jan. 1948, London o. J., S. 189.

21 Dokumente der SED, Bd. I, S. 273.

22 House of Commons . . ., Nr. 87, 16th Apr. 22nd Apr. 1948, London o. J., S. 1437.

Am 13. Februar verboten die britischen Besatzungsbehörden das KPD-Organ «Hamburger Volkszeitung» für vier Wochen. Wenige Tage später musste die Düsseldorfer «Freiheit» ihr Erscheinen für drei Monate einstellen und am 1. März folgte ein sechsmonatiges Verbot des «Westdeutschen Volksechos», Dortmund. Damit verlor die KPD in kurzer Zeit mehr als die Hälfte ihrer Publikationsorgane in der britischen Zone. Führenden Vertretern der SED wurde die Einreise in die Westzonen untersagt. Am 16. März schloss der Ältestenrat des Wirtschaftsrates den Vorsitzenden der KPD, Max Reimann, für zwei Monate von seinen Sitzungen aus.

Mit der Verhinderung und Torpedierung gesamtdeutscher Kontakte, Besprechungen und Massnahmen, dem Kreuzzug gegen die KPD und der Unterdrückung der Volkskongressbewegung wurde der Weg gebahnt zur Schaffung eines westzonalen Staates und zur Vollendung der Restauration. Wie schwach dennoch die Positionen der restaurativen Kräfte waren, bewies die Tatsache, dass dieser Weg «gesamtdeutsch» getarnt und die Restauration nach wie vor manipuliert und demagogisch verschleiert werden musste.

XIV. Westblock, Londoner Empfehlungen und das Ende des Alliierten Kontrollrates

1. Die Torpedierung der Londoner Konferenz und der Ausbau des Wirtschaftsrates

Die Londoner Aussenministerkonferenz, die am 25. November 1947 begann, fand unter den Bedingungen des kalten Krieges und einer entfesselten Antisowjethetze statt.

Die Westmächte traten nicht an den Verhandlungstisch von London, um zu einer Verständigung mit der Sowjetunion über die deutsche Frage zu gelangen; denn jede Art von Verständigung hätte ihre Verfügungsgewalt über die Westzonen beeinträchtigt und damit ihren gesamten aussenpolitischen Kurs durchkreuzt.

Wie schon auf der Aussenministerkonferenz von Moskau bemühte sich die Sowjetunion in London, zu einer demokratischen Regelung der deutschen Frage zu gelangen. Sie schlug vor, innerhalb von zwei Monaten dem Aussenministerrat Entwürfe für die Grundlagen eines deutschen Friedensvertrages einzureichen.

Die Westmächte gingen auf die Vorschläge der Sowjetunion nicht ein. Wie schon auf der Moskauer Konferenz rückten sie stattdessen Verfahrensfragen, Fragen der Oder-Neisse-Grenze und der Reparationen in den Vordergrund und unterbreiteten erneut den für die Sowjetunion unannehmbaren Bevin-Plan zur Revision des Potsdamer Abkommens. Obwohl die Sowjetunion konstruktive Vorschläge unterbreitete, die die Vereinbarkeit von Reparationen aus der laufenden Produktion mit der Erhöhung des deutschen Industrienniveaus und der Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse Deutschlands nachwiesen, beharrten die britische und die amerikanische Seite auf einer Einstellung von Reparationen aus der laufenden Produktion. Die unterschiedlichen Standpunkte in dieser Frage wurden von Aussenminister Marshall schliesslich zum Anlass genommen, am 15. Dezember 1947 die Vertagung der Konferenz zu

verlangen. Die Konferenz wurde abgebrochen und auf unbestimmte Zeit vertagt.

Die sowjetische Delegation entlarvte in den Verhandlungen der Konferenz die imperialistische Westblock- und Spaltungspolitik. Sie wies den Bruch des Potsdamer Abkommens durch die Deutschland- und Besatzungspolitik der Westmächte in den entscheidenden Fragen der staatlichen Einheit, der Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Demokratisierung nach. Obwohl sich die Westmächte gegen die den Tatsachen entsprechenden Feststellungen Molotows, die Schaffung eines westzonalen Staates mit der Zentrale in Frankfurt am Main sei bereits beschlossen, verwahrten, lehnten sie es bezeichnenderweise ab, folgender sowjetischer Resolution ihre Zustimmung zu geben: «Der Aussenministerrat hält Vorschläge, Regierungen dieser oder jener Zonen Deutschlands zu bilden, für falsch, weil das den Ansichten der Regierungen Grossbritanniens, der Vereinigten Staaten, der Sowjetunion und Frankreichs widerspricht, die es für notwendig halten, eine gesamtdeutsche Regierung zu bilden, die Deutschland als einheitlichen, demokratischen Staat vertritt.»¹

In seiner öffentlichen Erklärung über den Abbruch der Londoner Aussenministerkonferenz betonte der sowjetische Aussenminister am 31. Dezember 1947, dass die entscheidenden Meinungsverschiedenheiten nicht in den von den Westmächten vorgeschützten Streitfragen lagen, sondern in der Frage der demokratischen Einheit Deutschlands und des Abschlusses eines Friedensvertrages mit Deutschland. General Clay führte in seinen Memoiren aus: «Die Londoner Besprechungen hatten gleichwohl als unmittelbares Ergebnis den Vorteil, dass die Massnahmen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Doppelzone beschleunigt und ein Stück weiterer politischer Verantwortung innerhalb dieses Gebietes an deutsche Stellen übertragen wurden.»²

Durch die Sprengung der Londoner Aussenministerkonferenz schufen sich die Westmächte freie Bahn, das Gebiet der drei Westzonen in das sich bereits formierende antisowjetische Blocksystem einzugliedern.

Noch in London erhielt Marshall die Zusage von Aussenminister

1 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, S. 130.

Bidault, dass die französische Regierung bereit sei, die Fragen einer Verschmelzung der französischen Zone mit der Bizone zu erörtern.

Am 9. Februar 1948 wurde die Umbildung der bizonalen Körperschaften durch die Proklamation Nr. 7 der amerikanischen beziehungsweise die Verordnung Nr. 126 der britischen Militärregierung in Kraft gesetzt.

Sie beruhte weitgehend auf westdeutschen Anregungen und war zwischen den Militärgouverneuren und bürgerlichen und sozialdemokratischen Spitzenpolitikern am 7. und 8. Januar 1948 in Frankfurt am Main abgestimmt worden.

Damit standen nunmehr zwei legislative Organe – der auf 104 Mitglieder erweiterte Wirtschaftsrat und der aus 16 Vertretern gebildete Länderrat sowie der Verwaltungsrat als Exekutive an der Spitze des «Vereinigten Wirtschaftsgebietes». Die Abgeordneten des Wirtschaftsrates wurden von den Landtagen entsprechend ihrer parteipolitischen Zusammensetzung delegiert, die Mitglieder des Länderrates von den Länderregierungen ernannt. Der Verwaltungsrat setzte sich aus einem vom Wirtschaftsrat gewählten und vom Länderrat bestätigten Vorsitzenden sowie den für die einzelnen Bereiche verantwortlichen Direktoren, die gleichfalls vom Wirtschaftsrat gewählt wurden, zusammen. Gleichzeitig trat eine Verordnung über die Bildung eines von der Exekutive und Legislative unabhängigen Obergerichts für das Gebiet der Bizone in Kraft. Am 14. Februar 1948 schliesslich unterzeichneten die Generäle Clay und Robertson das Statut der «Bank Deutscher Länder.»

Was somit entstanden war, ähnelte in seiner gesamten Struktur bereits einem vollausgebildeten Staatsapparat. In den Grundzügen entsprach die reorganisierte Verwaltung der Bizone den späteren Machtorganen der Bundesrepublik: der Wirtschaftsrat dem Bundestag, der Länderrat dem Bundesrat, der Verwaltungsrat der Bundesregierung, die Funktion des Vorsitzenden des Verwaltungsrats der des Bundeskanzlers und die der Direktoren der der späteren Minister.

«Wir hatten zwar keine Regierung, aber doch einen Regierungsapparat»,³ schrieb Clay über das Ergebnis der vollzogenen Umbil-

2 Lucius, D. Clay: Entscheidung in Deutschland, S. 387.

3 Ebenda, S. 208.

«Wie beim ersten Wirtschaftsrat sollte auch jetzt noch der Eindruck vermieden werden, dass eine politische Regierung gebildet würde.»⁴

Nach Erhöhung der Abgeordnetenzahl auf 104 setzte sich der Wirtschaftsrat parteipolitisch wie folgt zusammen: 43 Mitglieder gehörten der CDU/CSU, 40 der SPD, 8 der FDP, 6 der KPD, 4 dem Zentrum, 2 der WAV, ein Mitglied der DP an. Im Länderrat war die SPD mit 9, die CDU/CSU mit 5 und die FDP mit 2 Mitgliedern vertreten. Der Länderrat konstituierte sich am 23. Februar 1948. Sein erster Vorsitzender wurde der bayrische Ministerpräsident Hans Ehard. Der Vorsitz im Länderrat wechselte gewöhnlich im Turnus von drei Monaten.

Am 24. Februar 1948 trat der Wirtschaftsrat nach der Umbildung zu seiner ersten Sitzung zusammen. Mit allen Stimmen gegen die der KPD wurden Erich Köhler (CDU) und Gustav Dahrendorf (SPD) erneut zum Präsidenten beziehungsweise Vizepräsidenten gewählt.

Zum Vorsitzenden des Verwaltungsrates, dem sogenannten Oberdirektor, wurde mit 40 Stimmen der CDU/CSU, gegen 8 Stimmen der FDP, bei 48 Stimmenthaltungen der übrigen Parteien Dr. Hermann Pünder (CDU) gewählt. Dieser, ein typischer Vertreter des deutschen Berufsbeamtentums alter Schule, hatte in den Jahren von 1926 bis 1932 den Posten eines Staatssekretärs der Reichskanzlei bekleidet. Anschliessend, nach dem Sturz Brünnings, war er bis 1933 Regierungspräsident gewesen. Pünder gehörte in den Jahren der Weimarer Republik dem Zentrum an. 1945 gründete er die CDU in Münster. Bis zu seiner Wahl als Vorsitzender des Verwaltungsrates war Pünder Oberbürgermeister von Köln.

Zu Direktoren der zunächst fünf Verwaltungen wurden mit den Stimmen der CDU/CSU und der FDP Ludwig Erhard (Wirtschaft), Hans Schlange-Schöningen (Ernährung, Landwirtschaft und Forsten), Hans Schubert (Post- und Fernmeldewesen), Alfred Hartmann (Finanzen) und Edmund Frohne (Verkehr) gewählt. Die im Sommer 1948 zusätzlich errichtete Verwaltung für Arbeit übernahm Anton Storch. Bis auf Ludwig Erhard besaßen alle Direktoren das Parteibuch der CDU. Erhard war formal parteilos, doch stand er

4 Walter Vogel: Westdeutschland 1945-1950, Teil I, S. 30.

schon damals der CDU sehr nahe. Die leitenden Posten in den verschiedenen Ämtern wurden gleichfalls von Parteigängern der CDU/CSU und Vertretern der Ministerialbürokratie besetzt, die, wie beispielsweise Walter Strauss und Eduard Schalfjew, als Staatssekretäre in die erste Bundesregierung einzogen.

Durch die Reorganisation der bizonalen Verwaltungen wurden die Rechte und Befugnisse der Länder weiter eingeschränkt und faktisch der Oberhoheit der Frankfurter Behörden unterworfen. «Jene neuen Organe . . . der Wirtschaftsrat, der Länderrat und der Verwaltungsrat, bedurften zur Durchführung ihrer Beschlüsse nicht mehr wie die ersten bizonalen Verwaltungsräte entsprechender Gesetze und Verordnungen der Länder. Der Wirtschaftsrat konnte unmittelbar verbindliches Recht auf wirtschaftlichem und fiskalischem Gebiet für alle Einwohner des Vereinigten Wirtschaftsgebietes setzen.»⁵ Die Entscheidung über alle wichtigen Bereiche der westdeutschen Entwicklung – Wirtschaft, Finanzen – konnte von nun an nicht mehr in den Länderparlamenten gefällt werden. Sie oblagen – wenn man vom Einspruchsrecht der Militärregierungen absieht – den Frankfurter Verwaltungsstellen.

Die einzige Oppositionspartei im Wirtschaftsrat blieb auch nach seiner Neukonstituierung die KPD. Ihre Stellung zu diesem Gremium hatte sie mehr als einmal unmissverständlich zum Ausdruck gebracht. Die kommunistische Fraktion im Wirtschaftsrat sah ihre Aufgabe nicht in konstruktiver Mitarbeit, sondern in der Entlarvung dieser anglo-amerikanischen Schöpfung als Organ der deutschen Spaltung und der Restauration der Macht des Monopolkapitals in Westdeutschland. Die künftige Entwicklung bestätigte die Einschätzung der KPD.

2. Londoner Konferenz, Brüsseler Pakt und OEEC

Am 23. Februar 1948 begann in London eine Konferenz von Vertretern der USA, Grossbritanniens und Frankreichs sowie Belgiens, der Niederlande und Luxemburg. Zu den Beratungen, die auf Bot-

⁵ Ebenda, S. 33.

schaftsebene stattfanden, wurden auch die drei Militärgouverneure der Westmächte in Deutschland, Clay, Robertson und Koenig, hinzugezogen. Auf der Tagesordnung standen folgende Fragen: 1. die Hinzuziehung der Beneluxstaaten bei der Festlegung der Deutschlandpolitik; 2. das Verhältnis Westdeutschlands zum Marshallplan; 3. die Rolle der deutschen Wirtschaft in der europäischen Wirtschaft und die Kontrolle des Ruhrgebietes; 4. Fragen der Sicherheit gegenüber Deutschland; 5. die Reparationen; 6. die politische und wirtschaftliche Organisation Deutschlands; 7. vorläufige gebietsmässige Regelungen.

Gleich nachdem die Einberufung dieser Konferenz bekannt wurde, protestierte die sowjetische Regierung in einer Note vom 13. Februar 1948 energisch gegen derartige separate Verhandlungen. Sie verwies darauf, dass die zur Beratung stehenden Fragen «nur mit allgemeinem Einverständnis derjenigen Grossmächte gelöst werden können, die Deutschland okkupieren. Die Einberufung dieser Beratung in London ist eine Verletzung der Abkommen über den Kontrollmechanismus für Deutschland und eine Verletzung der Potsdamer Beschlüsse über die Behandlung Deutschlands als einheitliches Ganzes.»⁶ Eine Aussenministerkonferenz der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und Polens, die am 17. und 18. Februar 1948 in Prag tagte, brachte in ihrem Abschlusskommuniqué die unverhohlene Besorgnis der drei Regierungen über die Pläne einer Teilung Deutschlands und die restaurative Entwicklung in den Westzonen zum Ausdruck. Sie forderte die Rückkehr zu den Prinzipien von Jalta und Potsdam und protestierte gegen die Separatpolitik der Westmächte in der deutschen Frage.

Von den Westmächten wurden diese Proteste in einer Form zurückgewiesen, die erkennen liess, dass sie nicht die Absicht hatten, von dem von ihnen eingeschlagenen Kurs abzuweichen.

Schon die Tagesordnung der Konferenz sowie die Beteiligung der Beneluxstaaten liessen erkennen, worum es in London ging, nämlich um die Einbeziehung der drei Westzonen in das im Entstehen begriffene westeuropäisch-amerikanische Bündnissystem und die Errichtung eines separaten westdeutschen Staates. Die Londoner

6 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 168 f.

Botschafterkonferenz sollte die noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den drei westlichen Grossmächten in der deutschen Frage ausräumen und einen Massnahmeplan für die nächsten Schritte ausarbeiten.

Die erste Konferenzphase in London, die sich vom 23. Februar bis zum 6. März 1948 erstreckte, führte zur Abgrenzung der gegenseitigen Standpunkte und zur Klärung vieler untergeordneter Meinungsverschiedenheiten. Ein Abkommen wurde noch nicht fixiert. Im Schlusskommuniqué⁷ wurde den Regierungen der drei Besatzungsmächte empfohlen, die drei Zonen «voll am europäischen Wiederaufbauprogramm» zu beteiligen und eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit der Bizone mit der französischen Zone herbeizuführen. Hinsichtlich des künftigen Staatsaufbaus Westdeutschlands einigten sich die Westmächte auf die sehr allgemein gehaltene Feststellung, «dass eine föderative Regierungsform . . . am besten für die schliessliche Wiederherstellung der gegenwärtig fehlenden Einheit Deutschlands geeignet» sei. Es wurde schliesslich beschlossen, die Konferenz im April – nachdem die Regierungen die unterschiedlichen Standpunkte erwogen hätten – fortzusetzen.

In der Beratungspause der Londoner Sechsmächtekonferenz wurden in Brüssel und Paris Verträge unterzeichnet, die unmittelbar das Deutschlandproblem berührten. Mit Beginn des Jahres 1948 forcierten die imperialistischen Kreise der USA, Grossbritanniens und Frankreichs ihre seit langem verfolgten Pläne zur Bildung eines gegen die UdSSR und die anderen sozialistischen Staaten gerichteten ökonomischen, politischen und militärischen Bündnissystems.

Eine neue Etappe auf diesem Wege wurde durch eine Rede von Aussenminister Bevin am 22. Januar 1948 im britischen Unterhaus eingeleitet. Darin teilte er die Absicht seiner Regierung mit, eine westeuropäische Union zu errichten.

Bevins Vorschlag löste ein lebhaftes internationales Echo aus. Neben zustimmenden Äusserungen aus Paris, Brüssel, Washington und Den Haag gab es zahlreiche warnende Stimmen, die auf die Gefahren eines solchen Zusammenschlusses verwiesen. In einer sowje-

7 Siehe Dokumente der deutschen Politik und Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart, hrsg. von Di. Johannes Hohlfeld, Bd. VI, Deutschland nach dem Zusammenbruch 1945, (West-)Berlin und München o.J., S. 271 ff.

tischen Note an die britische Regierung vom 6. März 1948 hiess es, dass die angestrebte «Westunion» nichts mit den Friedens- und Sicherheitsinteressen der europäischen Völker zu tun hat und lediglich zur politischen Spaltung Europas führen wird. Von den Regierungen Norwegens, Dänemarks und Schwedens wurde, obwohl sie den Marshallplan begrüsst hatten, eine politische und militärische Blockbildung abgelehnt. Der Teilnehmerkreis beschränkte sich schliesslich auf Grossbritannien, Frankreich, Belgien, die Niederlande und Luxemburg. In den Vereinigten Staaten wurde die Initiative Grossbritanniens sofort lebhaft begrüsst.

Am 17. März 1948 wurde in Brüssel durch die Aussenminister Grossbritanniens, Frankreichs, Belgiens, der Niederlande und Luxemburgs ein «Pakt zur kollektiven Verteidigung und zur wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zusammenarbeit»⁸ – der sogenannte Brüsseler Pakt – unterzeichnet. Der Vertrag wurde auf 50 Jahre abgeschlossen. Drei Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges gab es in Europa bereits wieder einen gegen andere Staaten des Kontinents gerichteten militärischen Block.

Wollte man der Präambel des Brüsseler Paktes glauben, dann ging es seinen Signaturmächten darum, «den internationalen Frieden und die Sicherheit zu erhalten und jeder Angriffspolitik Widerstand zu leisten, alle Schritte zu unternehmen, die sich für den Fall der Erneuerung einer deutschen Aggressionspolitik als notwendig erweisen». Es gab aber keinen Zweifel darüber – Bevin und andere westliche Staatsmänner haben nie ein Hehl daraus gemacht –, dass dieser Vertrag eindeutig gegen die Sowjetunion und die volksdemokratische Ordnung in den Staaten Ost- und Südosteuropas gerichtet war.

Abgesehen davon verfolgte Grossbritannien mit dies.em Bündnis die Absicht, eigene Hegemoniebestrebungen in Westeuropa durchzusetzen.

Die antideutsche Spitze wurde in den Vertragstext nur hineingenommen, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Zur gleichen Zeit nämlich wurde in Regierungsreisen und den Generalstaben des Westens die Einbeziehung Westdeutschlands in die Westunion und seine Wiederbewaffnung bereits diskutiert.

8 Europa-Archiv (Oberursel/Taunus), Drittes Jahr, 1948, S. 1263.

Noch vor Beendigung des Nürnberger Prozesses gegen die faschistischen Hauptkriegsverbrecher hatten die amerikanischen Behörden einige hundert deutsche Generäle und Stabsoffiziere in Aliendorf bei Nürnberg und in Neustadt (Lahn) zusammengezogen. Unter Leitung des ehemaligen Generalstabschefs des OKH, Generaloberst Franz Halder, wurde hier begonnen, die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges, speziell des «Russlandfeldzuges», auszuwerten, für die sich amerikanische Militärs äusserst interessiert zeigten. Um die Jahreswende 1947/48 waren die Arbeiten beendet. Als Gegenleistung erhielten die Angehörigen der «Historischen Division» zahlreiche Vergünstigungen. Unter anderem wurden unter Umgehung der Entnazifizierungsgesetzgebung in den Lagern Sonderprüfungskammern gebildet. Über das Ergebnis ihrer Tätigkeit schrieb der amerikanische Korrespondent Russell Jones: «Obwohl sich die Gruppe dieser Begünstigten aus den Spitzenstrategen der Wehrmacht zusammensetzte, wurde nicht einer von den ad hoc zusammengestellten Gerichten als ‚Hauptschuldiger‘ eingestuft.»⁹ Auch diese Fakten deuten darauf hin, dass eine westdeutsche Wiederbewaffnung zumindest von amerikanischen Kreisen bereits erwogen wurde.

Eine Einbeziehung Westdeutschlands in den Brüsseler Pakt war allerdings 1948 noch nicht möglich. Knapp drei Jahre nach dem 8. Mai 1945 konnte es keine Regierung in Westeuropa wagen, für eine deutsche Wiederbewaffnung einzutreten. Die Völker hatten die Untaten des deutschen Militarismus in allzu frischer Erinnerung. Zwischen den drei westlichen Grossmächten gab es noch immer Meinungsverschiedenheiten über Form und Handlungsfähigkeit des entstehenden westdeutschen Staates. Hinzu kam, dass in den Westzonen der Boden für eine Remilitarisierung nicht vorbereitet war. Jeder Parteiführer und jede Partei, die es Anfang 1948 riskiert hätten, einer deutschen Wiederbewaffnung das Wort zu reden, wäre von der Volksmeinung hinweggefegt worden. Der westdeutsche Platz im Brüsseler Pakt wurde freigehalten. Er konnte allerdings erst sieben Jahre später, im Mai 1955, von der Adenauer-Regierung eingenommen werden.

9 Das ist Germany, Hrsg. von Arthur Settle, Hamburg 1950, S. 131.

Während die deutschen Westzonen dem militärischen Bündnis noch fernbleiben mussten, erfolgte im Frühjahr 1948 ihre Eingliederung in den ökonomischen Block der westeuropäischen Staaten, in das Marshallplansystem. Am 3. April 1948 unterzeichnete Präsident Truman, nachdem beide Häuser des amerikanischen Kongresses ihre Zustimmung gegeben hatten, das sogenannte Auslandshilfegesetz.

Am 15. und 16. März 1948 beschlossen die europäischen Teilnehmerländer des Marshallplans, ein Statut für die Errichtung einer ständigen wirtschaftlichen Organisation und ein entsprechendes multilaterales Abkommen auszuarbeiten. Die Bizone und die französische Zone sollten, vertreten durch die Besatzungsmächte, in diese Organisation gleichberechtigt aufgenommen werden.

Auf einer dritten Konferenz wurde dann am 16. April 1948 in Paris das «Abkommen über die europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit» unterzeichnet, das unter anderem die Bildung der OEEC (Organisation für europäische ökonomische Zusammenarbeit) vorsah. Unterzeichnerstaaten waren: Belgien, Frankreich, Grossbritannien, Griechenland, Dänemark, Irland, Island, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Schweiz, Schweden und die Türkei. Für Westdeutschland unterschrieben die Militärgouverneure. Mit der Verwirklichung des Marshallplans und der Bildung der OEEC begann die Aufteilung Europas in zwei Wirtschafts- und Handelssphären. Die Marshallplanstaaten mussten sich den amerikanischen Bedingungen beugen und ihre Wirtschaft weitgehend auf den westeuropäischen und amerikanischen Markt orientieren. Wirtschaftliche Bindungen zu den ost- und südosteuropäischen Ländern wurden unter dem Druck der USA-Embargopolitik sehr stark eingeschränkt. Die USA benutzten die wirtschaftliche Abhängigkeit der westeuropäischen Staaten, um ihre weitergehenden Pläne einer politischen und militärischen Blockbildung voranzubringen.

Der Abschluss des Brüsseler Paktes und die Bildung der OEEC unter Beteiligung Westdeutschlands schuf wichtige Voraussetzungen für die Fortsetzung der Londoner Separatverhandlungen der Westmächte und der Beneluxstaaten über die deutsche Frage. Während der Beratungspause von Anfang März bis Mitte April waren die

Verhandlungen auf der Ebene der Militärgouverneure fortgesetzt worden.

Ein von Clay entworfenes Memorandum, das die beiden anderen Militärgouverneure prinzipiell billigten, wurde als gemeinsamer Vorschlag an die Londoner Konferenz weitergeleitet.

3. Die Londoner Empfehlungen. Das Ende des Alliierten Kontrollrates

Die zweite Phase der Separatverhandlungen über Deutschland begann am 20. April 1948 in London. Trotz grundsätzlicher Übereinstimmung aller daran beteiligten Mächte dauerten die Beratungen länger als vorgesehen. Erst am 1. Juni konnte ein gemeinsames Abkommen unterzeichnet werden. Wiederum waren es die französischen Vertreter, die versuchten, Zugeständnisse von ihren Bundesgenossen zu erreichen. Sie wiederholten ihre Forderungen nach einer weitestgehenden Föderalisierung des westdeutschen Staates. Meinungsverschiedenheiten gab es auch in der Frage der Ruhrkontrolle. Im Gegensatz zu den USA und Grossbritannien verlangte Frankreich nicht nur ein Mitspracherecht in Bezug auf die Verteilung der Produkte, sondern auch in Bezug auf die Produktion im Ruhrgebiet. Der hinhaltende Widerstand der französischen Vertreter in diesen beiden Fragen erklärte sich aus ihrer Befürchtung, dass der westdeutsche Staat bald zu einem ernsthaften Konkurrenten in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht werden könnte. Hinzu kam, dass die französische Regierung auf die öffentliche Meinung im eigenen Lande Rücksicht nehmen musste. Grosse Teile des französischen Volkes verfolgten verständlicherweise mit grossem Misstrauen die Bemühungen der Westmächte, dem deutschen Imperialismus wieder auf die Beine zu helfen. So mussten die französischen Vertreter in London aus innenpolitischen Rücksichten mitunter stärker gegen die anglo-amerikanische Seite opponieren, als es ihrer eigenen Überzeugung entsprach.

Das Ergebnis der Londoner Separatkonferenz wurde in Form von Empfehlungen an die Regierungen der Teilnehmerstaaten zur Bestä-

tigung weitergeleitet. Was beinhalteten die «Londoner Empfehlungen»?¹⁰

1. Es wurde eine enge Zusammenarbeit zwischen den drei Militärgouverneuren der Westzonen und Vertretern der Beneluxstaaten vorgeschlagen.

2. Die sechs Mächte erzielten Übereinstimmung darin, das wirtschaftliche Leben Westeuropas und Westdeutschlands eng miteinander zu verflechten. Die bereits erfolgte Einbeziehung der Westzonen in das Marshallplansystem wurde bestätigt. Gleichzeitig einigten sich die Verhandlungspartner über die Errichtung einer «internationalen Behörde für die Kontrolle des Ruhrgebiets».

3. Die Delegationen kamen überein, «dass das deutsche Volk jetzt in den verschiedenen Ländern die Freiheit erhalten soll, für sich die politischen Organisationen und Institutionen zu errichten, die es ihm ermöglichen werde, eine regierungsmässige Verantwortung so weit zu übernehmen, wie es mit den Mindestanforderungen der Besetzung und Kontrolle vereinbar ist.» Zur Verwirklichung dieser Absicht – der Errichtung eines westdeutschen Staates – sollte den Ministerpräsidenten der elf westdeutschen Länder Vollmacht erteilt werden, «eine verfassungsgebende Versammlung zur Ausarbeitung einer Verfassung einzuberufen». Die Verfassung sollte eine föderative Regierungsform mit einer angemessenen zentralen Gewalt festlegen. Die Konferenz erzielt Übereinstimmung über die weitere Koordinierung der Wirtschaftspolitik in der Bizone und in der französischen Zone.

4. Es wurde ins Auge gefasst, «Vorschläge über gewisse geringfügige vorläufige Berichtigungen der Westgrenzen Deutschlands zur Prüfung vorzulegen».

5. Der letzte Punkt behandelte Fragen der Sicherheit. Eingangs bekräftigten die drei Westmächte ihre Absicht, «dass es keinen allgemeinen Rückzug ihrer Besatzungstruppen aus Deutschland geben könne, solange der Frieden in Europa nicht gesichert ist und ohne dass vorherige Beratungen stattgefunden haben». Darüber hinaus wurde festgelegt, «um die Entwaffnung und Entmilitarisierung im

10 Das Londoner Deutschland-Kommuniqué vom 7. Juni 1948. In: Dokumente der deutschen Politik und Geschichte. Bd. VI, S. 271 ff. (Sämtliche folgenden Zitate aus den «Londoner Empfehlungen» entstammen dieser Quelle.)

Interesse der Sicherheit weiterhin sicherzustellen», eine Sicherheitsbehörde für die drei Westzonen zu errichten. «Es wurde erneut bestätigt, dass es Deutschland nicht noch einmal ermöglicht werden dürfe, zu einer aggressiven Macht zu werden.»

Als Anhang zu den «Empfehlungen» legten die Delegationen Grundsätze für die Errichtung einer internationalen Kontrolle über die Kohle- und Stahlproduktion des Ruhrgebiets in Form der bereits erwähnten «Ruhrbehörde» dar. Sie sollte aus den Vertretern der drei Westmächte und der Beneluxstaaten bestehen. Eine Beteiligung deutscher Vertreter war nicht vorgesehen.

Befreit man den Text der «Londoner Empfehlungen» von den für die Öffentlichkeit bestimmten Floskeln, in denen von vorläufigen Massnahmen und ihrer angeblich gesamtdeutschen und europäischen Bedeutung die Rede ist, so tritt der eigentliche Kern dieser Vereinbarungen zutage: Die Londoner Konferenz einigte sich auf die nächsten Schritte zur endgültigen Bildung eines westdeutschen Separatstaates, ihre Beschlüsse zielten auf die ökonomische und politische Zerreissung Deutschlands, auf die Einbeziehung Westdeutschlands in das aggressive, antisowjetische Bündnissystem ab. Nicht mit einem Wort nahmen die «Londoner Empfehlungen» auf die gemeinsamen Grundsätze von Jalta und Potsdam Bezug. Sie bedeuteten den rigorosen Bruch mit den dort formulierten Prinzipien zur Gestaltung eines neuen demokratischen Deutschlands. Die Vorschläge der Sechsmächtekonferenz machten den Weg frei für die vollständige Wiederaufrichtung der ökonomischen und politischen Herrschaft des deutschen Monopolkapitals zwischen Elbe und Rhein. Damit wurde zugleich der alliierten Viermächteverwaltung und dem Alliierten Kontrollrat der Todesstoss versetzt.

Eine Note der Sowjetregierung vom 6. März 1948 machte die Regierungen der USA, Grossbritanniens und Frankreichs darauf aufmerksam, dass ihr Vorgehen den Kontrollrat lähmt und seine Bedeutung untergräbt. «Das alles bedeutet, dass die Regierungen Grossbritanniens, der USA und Frankreichs die Verantwortung für die Sprengung des Abkommens über den Kontrollrat in Deutschland auf sich genommen haben.»¹¹ Der letzte Akt vollzog sich am 20.

11 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 173.

März 1948. Der sowjetische Oberbefehlshaber, Marschall W. D. Sokolowski hatte turnusgemäss den Kontrollrat einberufen. Zur Beratung standen zwei Dokumente; die Prager Erklärung der Aussenminister Jugoslawiens, Polens und der Tschechoslowakei zur deutschen Frage und ein sowjetisches Memorandum zur separaten Sechsmächtekonferenz. Darin wurden die drei westlichen Vertreter aufgefordert, über Inhalt und Ergebnis dieser Verhandlungen zu informieren – ein durchaus legitimes Anliegen, da die dort behandelten Fragen unmittelbar die Kompetenz des Kontrollrates berührten. Clay, Robertson und Koenig weigerten sich, die Prager Erklärung zu erörtern, und lehnten jede Auskunft über die Londoner Konferenz ab. Daraufhin gab Sokolowski bekannt, dass er es für zwecklos halte, die Sitzung fortzusetzen, und verliess mit der sowjetischen Delegation den Saal. Vor Verlassen der Sitzung verlas Marschall Sokolowski eine Erklärung, in der es unter anderem hiess: «Durch ihre Handlungsweise haben diese drei Delegationen (der Westmächte – d. Verf.) wieder einmal bestätigt, dass der Kontrollrat als Organ der obersten Gewalt in Deutschland, das die Viermächteverwaltung dieses Landes verwirklicht, faktisch nicht mehr besteht. Das geht auch klar aus den Stellungnahmen der amerikanischen, britischen und französischen Delegation in allen vorhergehenden Sitzungen des Kontrollrates und seiner Organe hervor. Das bedeutet, dass diese Delegationen den Kontrollrat zerstören und zu Grabe tragen und alle Beschlüsse vernichten, die über den Alliierten Kontrollrat in Deutschland angenommen wurden.»¹²

4. Volksbegehren und Warschauer Konferenz

Der 2. Deutsche Volkskongress, der am 17. und 18. März 1947 in Berlin tagte, protestierte gegen das Bizonenstatut vom 9. Februar 1948. Er wählte einen aus 400 Mitgliedern (davon 100 aus den Westzonen) bestehenden Deutschen Volksrat und beauftragte ihn, ein Volksbegehren in Deutschland durchzuführen.

¹² Ebenda, S. 182.

Das Präsidium des Deutschen Volksrates rief am 15. April 1948 das deutsche Volk in allen Besatzungszonen zur Einzeichnung in die Listen des Volksbegehrens auf, das vom 23. Mai bis 13. Juni 1948 durchgeführt werden sollte.

Das Volksbegehren hatte folgendem Wortlaut:

«Gesetz über die Einheit Deutsch' nds

§ 1: Deutschland ist eine unteilbare demokratische Republik, in der den Ländern ähnliche Rechte zustehen sollen, wie sie die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 enthielt.

§ 2: Dieses Gesetz tritt mit seiner Verkündung in Kraft.»¹³

Mit der Form des Volksbegehrens knüpfte der Deutsche Volksrat an ein in der Weimarer Verfassung verankertes Recht an, wonach die wahlberechtigte Bevölkerung unmittelbar durch eine Volksabstimmung Gesetze beschliessen konnte. Die Einbringung der Gesetzesvorlage musste durch ein Volksbegehren erfolgen, an dem sich mindestens 10 Prozent der wahlberechtigten Bürger durch Eintragung in ausgelegte Listen beteiligen mussten. War dieses geschehen, so musste aufgrund der Verfassung ein Volksentscheid – eine Volksabstimmung – über diese Gesetzesvorlage erfolgen. Entsprechend den Bestimmungen der Weimarer Verfassung schlug der Deutsche Volksrat den Oberbefehlshabern der vier Besatzungszonen vor, das von ihm vorgeschlagene Gesetz über die Einheit Deutschlands zu beschliessen oder einen Volksentscheid darüber anzuordnen. Wie nicht anders zu erwarten, erklärte sich lediglich die sowjetische Besatzungsmacht dazu bereit. Die übrigen drei Besatzungsmächte weigerten sich, für eine Massnahme ihre Zustimmung zu geben, die letztlich alle ihre bereits in Ausführung befindlichen Deutschlandpläne über den Haufen werfen musste. Dass sie mit ihrer Ablehnung das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes auf das grösste verletzen, störte sie wenig. Von den amerikanischen und französischen Besatzungsbehörden wurde das Volksbegehren in ihren Zonen und Berliner Sektoren einfach verboten.

Die britischen Behörden verzichteten auf ein offizielles Verbot. Sie legten aber den Initiatoren des Volksbegehrens in ihrem Besatzungsgebiet Schwierigkeiten in den Weg, die einem Verbot naheka-

¹³ Neues Deutschland (B), 16. April 1948.

men. Im Übrigen weigerten sich die britischen Behörden von vornherein, das Volksbegehren anzuerkennen, Lizenzbestimmungen liessen die Bildung von überparteilichen Komitees nicht zu. So musste die KPD als alleiniger Veranstalter auftreten. Die Durchführung des Volksbegehrens auf Grundlage der amtlichen Wählerlisten und mit Unterstützung der Verwaltungsorgane zu organisieren, war nicht möglich. Hinzu kam das bereits erwähnte Verbot der meisten KPD-Zeitungen in der britischen Zone. Wie schon Anfang des Jahres gegen die regionalen Volkskongresse, so vereinten sich auch jetzt die bürgerlichen Parteien und die SPD gegen das Volksbegehren. In der Presse und im Rundfunk sowie durch Plakate und Flugblätter verleumdete sie die Aktion in bewährter Manier als rein kommunistisches Unternehmen. «In fast allen Orten des Ruhrgebietes haben die Geistlichen von den Kanzeln herab gegen das Volksbegehren gesprochen. Wenn Ihr Euch eintragt, so wurde gesagt, eröffnet Ihr den Kommunisten damit Tür und Tor. Die Verhetzung durch die Geistlichkeit ist bei den religiös eingestellten Menschen stark spürbar gewesen»,¹⁴ hiess es in einem Bericht der KPD über die Durchführung und Ergebnisse des Volksbegehrens im Ruhrgebiet.

Trotz Behinderungen und Verboten hatten sich in Westdeutschland und Westberlin mehr als 1,5 Millionen Bürger am Volksbegehren beteiligt. Über 370'000 Unterschriften, das heisst Unterschriften von mehr als 14 Prozent der Wahlberechtigten, konnten im Ruhrgebiet gesammelt werden.

Das Ergebnis in der sowjetischen Zone bewies, das dort, wo die Bevölkerung frei entscheiden konnte, ein überwältigendes Bekenntnis für die deutsche Einheit abgelegt wurde.

Insgesamt forderten nach Abschluss des Volksbegehrens 14,7 Millionen von den 38 Millionen Wahlberechtigten in ganz Deutschland, das heisst etwa 38 Prozent-dazu kommen noch über zwei Millionen Jugendliche- die Durchführung eines Volksentscheides für die Einheit Deutschlands. Die erforderlichen 10 Prozent der Einzeichnungsberechtigten war damit bei weitem überschritten.

14 Zit. in: Alfred Drögemüller: Die Spaltung Deutschlands durch die imperialistischen Westmächte und die deutsche Grossbourgeoisie und der Kampf Westdeutschlands für ein demokratisches und friedliebendes Deutschland (1947 bis Mitte 1948), Phil. Diss., Berlin 1961 (MS).

Das Ergebnis des Volksbegehrens musste auch von den westdeutschen Politikern in Rechnung gestellt werden. Ihre teilweise kritische Reaktion auf die Londoner Empfehlungen vom Juni 1948 war ein erstes Anzeichen dafür.

Am 23. und 24. Juni 1948 trafen sich auf Initiative der sowjetischen und polnischen Regierung die Aussenminister Albaniens, Bulgariens, Jugoslawiens, Polens, Rumäniens, der Tschechoslowakei, Ungarns und der UdSSR in Warschau. In der Erklärung der Warschauer Konferenz, die als erstes gemeinsames aussenpolitisches Auftreten der Staaten des sich formierenden sozialistischen Lagers angesehen werden kann, wird die Londoner Separatberatung als offene Verletzung der bestehenden Deutschlandabkommen bezeichnet.

In der Erklärung der acht Mächte wurde auf die schwerwiegenden Folgen der «Londoner Empfehlungen» für die Gestaltung der internationalen Beziehungen, die Erhaltung des Friedens und die Entwicklung in Deutschland selbst hingewiesen. Die wirtschaftliche und politische Spaltung Deutschlands sowie die Verhinderung einer friedensvertraglichen Regelung der Deutschlandfrage wurde als unvermeidliche Folge der Beschlüsse von London herausgestellt. Aus all diesen Gründen weigerten sich die Teilnehmer der Warschauer Konferenz, «den Beschlüssen der Londoner Beratung Rechtskraft und irgendeine wie immer geartete moralische Autorität zuzuerkennen».¹⁵

Gleichzeitig enthielt die Warschauer Deklaration ein konkretes, positives Programm zur Lösung der deutschen Frage. Im Einzelnen wurden vorgeschlagen:

1. die Durchführung von Massnahmen zur endgültigen Entmilitarisierung Deutschlands, die zwischen den vier Mächten vereinbart werden sollen;
2. die Errichtung einer genau befristeten Viermächtekontrolle über die Schwerindustrie des Ruhrgebietes, um die Wiederherstellung des deutschen Kriegspotentials zu verhindern und die Friedensindustrie der Ruhr zu entwickeln;
3. die Bildung einer provisorischen demokratischen und fried-

15 Dokumente der Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 194.

liebenden gesamtdeutschen Regierung aus Vertretern der demokratischen Parteien und Organisationen Deutschlands, um Garantien gegen die Wiederholung einer deutschen Aggression zu schaffen;

4. der Abschluss eines Friedensvertrages mit Deutschland auf der Grundlage der Potsdamer Beschlüsse und der Abzug aller Besatzungstruppen innerhalb eines Jahres nach Unterzeichnung des Friedensvertrages;

5. die Ausarbeitung eines Massnahmeplans, der die Erfüllung der Reparationsverpflichtungen Deutschlands gegenüber den geschädigten Staaten sicherstellt.

Von den Westmächten wurden die Vorschläge der acht Staaten ignoriert. Das positive Programm der Warschauer Konferenz ging in den Westzonen in der ansteigenden Woge antisowjetischer Propaganda unter.

5. Die Frankfurter Direktiven

Am 1. Juli 1948 riefen die drei Militärgouverneure der Westzonen, Clay, Robertson und Koenig, die Ministerpräsidenten der elf westdeutschen Länder zu sich. Im Verwaltungsgebäude des IG-Farben-Konzerns in Frankfurt am Main übergaben die Militärgouverneure den Ministerpräsidenten drei Dokumente, die als Frankfurter Dokumente beziehungsweise Direktiven in die Geschichte eingegangen sind.

Was besagten die Frankfurter Direktiven?¹⁶

Dokument Nr. I enthielt Anweisungen zur Schaffung einer Verfassung für den geplanten westdeutschen Staat. Die Ministerpräsidenten der Länder wurden autorisiert, eine verfassungsgebende Versammlung einzuberufen, «die spätestens am 1. September 1948 zusammentreten sollte». Ihre Abgeordneten sollten von den Länderparlamenten delegiert werden; auf je 750'000 Einwohner war ein Abgeordnetensitz vorgesehen. Über den Charakter der Verfassung

¹⁶ Abgedruckt in: Dokumente der deutschen Politik und Geschichte, Bd. VI, S. 323 ff.

wurde I cstgelegt, dass sie «eine Regierungsform des föderativen Typs schafft», die am besten geeignet sei, «die gegenwärtig zerrissene deutsche Einheit schliesslich wiederherzustellen, und die Rechte der beteiligten Länder schützt, eine angemessene Zentralinstanz schafft und Garantien der individuellen Rechte und Freiheit enthält». Abgesehen von der föderativen Gestaltung, die von den Besatzungsmächten ausdrücklich gefordert wurde, springt hier insbesondere die – angesichts der ganz offenkundigen Spaltungsabsicht – scheinheilige Formulierung ins Auge, diese Staatsbildung solle der deutschen Einheit dienlich sein. Dokument Nr. 1 legte ausdrücklich fest, dass die Verfassung von den Militärgouverneuren genehmigt werden muss. Darüber hinaus sollte die Ratifizierung der Verfassung durch ein Referendum in den Ländern erfolgen.

Im Dokument Nr. II wurden die Ministerpräsidenten ersucht, Vorschläge zur Änderung der Ländergrenzen zu unterbreiten. Auch hier behielten sich die Militärgouverneure das endgültige Entscheidungsrecht vor. Erst nach ihrer Billigung sollte die Bevölkerung der von den Grenzänderungen betroffenen Gebiete das Recht haben, darüber abzustimmen.

Das den Ministerpräsidenten zur Kenntnis gebrachte Dokument Nr. III der Frankfurter Direktiven betraf die Beziehungen zwischen den drei westlichen Besatzungsmächten und der künftigen westdeutschen Regierung. Die Militärgouverneure kündigten darin an, der westdeutschen Regierung Befugnisse der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtsprechung zu gewähren und sich solche Zuständigkeiten vorzubehalten, «die nötig sind um die Erfüllung des grundsätzlichen Zwecks der Besetzung sicherzustellen.»

Die Vorbehaltsrechte der Besatzungsmächte sollten sich auf folgende Gebiete erstrecken:

- a) Wahrnehmung und Leitung der auswärtigen Beziehungen;
- b) Kontrolle «über den westdeutschen Aussenhandel und über innenpolitische Richtlinien und Massnahmen, die den Aussenhandel nachteilig beeinflussen könnten»;
- c) vereinbarte beziehungsweise noch zu vereinbarende Kontrollen in Bezug auf die Internationale Ruhrbehörde, Reparationen, Stand der Industrie, Dekartellisierung, Abrüstung und Entmilitarisierung und gewisse Formen wissenschaftlicher Forschung;

- d) Gewährleistung des Ansehens, der Sicherheit und der Bedürfnisse der Besatzungsstreitkräfte;
- e) Überwachung der von den Militärgouverneuren bestätigten Verfassung.

Abgesehen von den angeführten Kontroll- und Überwachungsfunktionen wollten sich die Militärgouverneure vorbehalten, ihre «vollen Machtbefugnisse wieder aufzunehmen, falls ein Notstand die Sicherheit bedroht und um nötigenfalls die Beachtung der Verfassungen und des Besatzungsstatuts zu sichern».

Es war vorgesehen, diese Grundsätze der Beziehungen zwischen den Besatzungsmächten und der künftigen westdeutschen Regierung in einem Besatzungsstatut niederzulegen, das nach Annahme der Verfassung durch die Militärgouverneure veröffentlicht werden sollte.

Die Frankfurter Direktiven enthielten folglich ein detailliertes Programm, um das auf der Londoner Konferenz vereinbarte Ziel, Schaffung eines einem antisowjetischen Block eingegliederten westdeutschen separaten Staates, in möglichst kurzer Frist zu realisieren.

Den elf Ministerpräsidenten waren diese Konsequenzen sehr wohl bekannt. Reinhold Maier erklärte Jahre später in einem Interview mit dem Hamburger Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» freimütig: «Die Herren, mit denen ich damals zu tun hatte, sagen wir, Herr Kaisen aus Bremen, Herr Hinrich Wilhelm Kopf aus Hannover, Herr Arnold aus Düsseldorf – wir haben alle miteinander, als uns da am 1. Juli 1948 die Militärgouverneure das Dokument übergaben, wonach wir die Möglichkeit hatten, die Bundesrepublik zu begründen, wir haben alle miteinander, auch ich, wirkliche Manschetten davor gehabt, einen deutschen Beitrag zur Teilung Deutschlands zu leisten.¹⁷»

Aus diesen Gründen und aus unterschiedlichen politischen Auffassungen über die Verfahrensweise bei der Staatsbildung kam es in der Folge zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den Militärgouverneuren und den Ministerpräsidenten.

Nach Ablehnung der Koblenzer Änderungsvorschläge der westzonalen Ministerpräsidenten durch die Militärgouverneure kam es

¹⁷ Der Spiegel, Hamburg, Nr. 9, 27. Februar 1957, S. 23.

schliesslich nach vielem taktischen Hin und Her zu folgender Einigung:

Beide Seiten kamen überein, die Körperschaft, die den Verfassungsentwurf ausarbeiten sollte, statt «Verfassungsgebende Versammlung» «Parlamentarischer Rat» zu benennen. Die Bezeichnung «Verfassung» wurde durch «Grundgesetz» ersetzt, wobei in Klammern die Ergänzung «Vorläufige Verfassung» beigefügt werden sollte. Die Militärgouverneure versprachen ferner, ihren Regierungen nahezulegen, die Ratifizierung des Grundgesetzes den Landtagen zu überlassen, da eine allgemeine Abstimmung nach Ansicht der Ministerpräsidenten unter den bestehenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen nicht ratsam sei. Der Weg zur Bildung des Westzonenstaates war frei.

In strenger Abgeschlossenheit begann am 10. August 1948 auf Schloss Herrenchiemsee in Oberbayern der von den Ministerpräsidenten gebildete Verfassungsausschuss seine Tätigkeit. Er bestand aus Vertretern der elf westdeutschen Länderregierungen.

Am 23. August beendete der Verfassungsausschuss seine Vorarbeiten mit der Verabschiedung einer 300 Seiten umfassenden Denkschrift.

XV. Die Verhinderung gesellschaftspolitischer Veränderungen und die restaurativen Entscheidungen

1. Die separate Währungsreform

Am 20. Juni 1948 erliessen die Westmächte in einem einseitigen Akt drei Gesetze zur Neuordnung des Geldwesens (Währungsgesetz, Emissionsgesetz, Umstellungsgesetz). Die separate Währungsreform bedeutete die währungspolitische Spaltung Deutschlands. Für die Westzonen fiel mit ihr eine wesentliche restaurative Entscheidung. Die seit Kriegsende anstehende Massnahme einer Währungsreform wurde zu Lasten der Ersparnisse der Werktätigen und zu Gunsten der Kriegs- und Nachkriegsprofite der Kapitalisten, besonders des Grosskapitals, durchgeführt.

Der Ausplünderung der werktätigen Bevölkerung stand eine relative und absolute Stärkung der Kapitals – vor allem durch die Erhaltung beziehungsweise Aufwertung des Anlagekapitals – gegenüber. Das «Gesetz über die Eröffnungsbilanz in Deutscher Mark und die Kapitalneufestsetzung(D-Markbilanzgesetz)» vom 21. August 1949 bot mittels eines komplizierten Mechanismus, der Auflösung stiller Reserven usw., die Handhabe für eine fast verlustlose Umstellung von RM auf DM per 21. Juni 1948. Bei einer etwa 90 Prozent der Aktiengesellschaften erfassenden Berechnung ergab sich folgendes Bild über die «Abwertung»:

20. Juni 1948 Vermögen von 12'030 Millionen RM

21. Juni 1948 Vermögen von 10'111 Millionen DM.

Der Verlust betrug also nicht ganz 16 Prozent, wobei zahlreiche Konzernbetriebe ihr Aktienkapital 1:1, 1:3 und höher umstellten.

In ähnlicher Art konnten sich auch die kapitalistischen Grossbanken sanieren.

Durch diese Massnahmen, eine vorangegangene Senkung der Körperschaftssteuer, weitere Gesetze über grosszügige Kreditge-

währungen für industrielle Wiederaufbauvorhaben und dergleichen wurde die kapitalistische Restauration sprunghaft vorangetrieben. Nach Angaben von Oberdirektor Pünder konnte die westdeutsche Wirtschaft, vor allem natürlich die grossen Konzerne, vom 20. Juni 1948 bis 31. März 1949 etwa 6 Milliarden DM aus «eigener Kraft» investieren.

Die weitere Wirtschaftspolitik wurde von Ludwig Erhard als faktischem Wirtschaftsminister nach der Währungsreform auf die Wiederherstellung einer uneingeschränkten kapitalistischen Profitwirtschaft festgelegt. In einem bereits am 24. Juni 1948 erlassenen Gesetz des Wirtschaftsrates, «Leitsätze für die Bewirtschaftung und Preispolitik nach der Geldreform»,¹ wurde die Beseitigung der Bewirtschaftung, der staatlichen Preisfestsetzung und aller Elemente der staatlichen Wirtschaftsplanung zugunsten einer «Wettbewerbsordnung» zum Ziel erklärt. Nur für Hauptnahrungsmittel und bestimmte Rohstoffe wurde eine Übergangsregelung festgelegt, alle anderen Preisbindungen wurden zugunsten eines «Leistungswettbewerbs» aufgehoben. Eine «Lockerung der Lohnbildung» wurde demgegenüber nur in Aussicht gestellt, der Lohnstopp blieb erhalten. Die Folge war ein sprunghaftes Anziehen der Preise der nun aus den Hortungslagern auf den Markt geworfenen Waren. Die Werktätigen, die infolge des starken Nachholbedarfs zum Kaufen gezwungen waren, wurden erneut ausgeplündert.

Die gewerkschaftlichen Proteststreiks gegen die Währungsreform und ihre Auswirkungen, die überall durchgeführt wurden, erreichten mit dem 24stündigen Generalstreik von rund 12 Millionen Gewerkschaftern vom 12. November 1948 in der Bizone ihren Höhepunkt. Die DGB-Führung betrachtete diesen Streik jedoch nicht als Auftakt zu weiteren Massnahmen, sondern gab sich mit einigen Zugeständnissen wie der Aufhebung des Lohnstopp und Versprechungen zufrieden.

Die Währungsreform war ebenso wie die meisten anderen Separat- und Restaurationsmassnahmen unter wesentlicher aktiver Mitwirkung der deutschen grossbürgerlichen Reaktion vorbereitet und durchgeführt worden. Ihre Vorschläge und Ansichten waren es, die

¹ Gesetz- und Verordnungsblatt des Wirtschaftsrates des Vereinigten Wirtschaftsgebietes, 1948, Nr. 12, S. 59 f.

– gegenüber zahlreichen anderen Vorschlägen zur Währungsreform, die seit 1945 unterbreitet worden waren – ihren Niederschlag in den westalliierten Massnahmen fanden. Eine besondere Rolle spielte dabei die «Sonderstelle Geld und Kredit» unter Leitung von Ludwig Erhard, die vom Wirtschaftsrat am 23. Juli 1947 mit der Ausarbeitung eines deutschen Planes zur Währungsreform beauftragt worden war.

Den Initiatoren der Währungsreform ging es nicht schlechthin um die Gesundung der Wirtschaft, sondern sie verfolgten mit dieser Massnahme das Ziel, den kapitalistischen Restaurationsprozess in Westdeutschland tatkräftig voranzubringen. Sowohl die drei Gesetze zur Neuordnung des Geldwesens als auch die darauffolgenden gesetzlichen Massnahmen des Wirtschaftsrates führten zu einer gewaltigen Umverteilung des westdeutschen Nationaleinkommens zugunsten der Sachwertbesitzer, das heisst in erster Linie zugunsten der Unternehmer und Grossgrundbesitzer.

Ein gross angekündigter Lastenausgleich, der eigentlich zusammen mit der Währungsreform stattfinden und dessen Ziel der Ausgleich von Kriegs- und Kriegsfolgeschäden sein sollte, wurde immer wieder hinausgeschoben.

Nach der Währungsreform setzte in Westdeutschland im Vergleich zur Stagnation der Jahre von 1945 bis 1948 eine geradezu sprunghafte wirtschaftliche Entwicklung ein. In den Geschäften wurden die jahrelang zurückgehaltenen Waren am Morgen nach der Geldumstellung angeboten. Langentbehrte Dinge gab es plötzlich wieder zu kaufen. Vielerorts wurden bereits Lebensmittel ohne Marken und zu normalen Preisen angeboten. Obwohl das Geld knapp war, die Preise stiegen und die Arbeitslosigkeit beträchtlich zunahm, war doch für die grosse Masse der Bevölkerung eine sichtliche Besserung gegenüber den zurückliegenden Hungerjahren eingetreten.

Der bekannte westdeutsche Ökonom und Publizist Kurt Pritzkoile schrieb über die soziale und wirtschaftliche Bedeutung und das Ergebnis der separaten Währungsreform in Westdeutschland treffend: «Zweifellos ist die «kapitalistische» Lösung des Währungsproblems . . . um den Preis grosser sozialer Härten erkaufte worden. Ebenso wenig aber kann bezweifelt werden, dass sowohl die damals

beginnende politische Konsolidierung Westdeutschlands als auch das deutsche ‚Wirtschaftswunder‘ durch eben diese Währungsreform und ihre rigorose Handhabung erst möglich gemacht worden sind. Die Wirtschafts- und Finanzpolitik der vereinten westdeutschen Zonen und später der Bundesrepublik, ja, die Bundesrepublik selbst und der im Rahmen dieses Staates in statu nascendi sich vollziehende wirtschaftliche Wiederaufbau gründen sich letzten Endes auf das grosse Gesetzgebungswerk der monetären Neuordnung.» Weiter kommt Pritzkoleit zu der Schlussfolgerung, «dass im Falle der Bundesrepublik das Geld nicht als das Geschöpf des Staats, sondern der Staat als Geschöpf des Geldes . . . anzusehen ist.»² Die separate Währungsreform war ein entscheidender Schritt zur Schaffung eines reaktionären Westzonenstaates und zur Spaltung Deutschlands. Mitten durch Deutschland war eine Währungsbarriere errichtet worden.

2. Die Berlin-Krise

Von der sowjetischen Besatzungsmacht wurde bis zuletzt versucht, eine gemeinsame Lösung des Währungsproblems zu erreichen. Noch am 17. Juni 1948 hatte Marschall Sokolowski die Bereitschaft der Sowjetunion zum Ausdruck gebracht, an allen Massnahmen teilzunehmen, um eine Währungsreform auf Viermächtebasis zu ermöglichen. Gleichzeitig kündigte die SMAD Gegenmassnahmen an, falls die Westmächte ihren Kurs nicht ändern sollten.

Mit Wirkung vom 19. Juni 1948 sperrte die sowjetische Besatzungsmacht den Personenverkehr zwischen der sowjetischen Zone und den Westzonen sowie zwischen den Westzonen und Berlin. Ausserdem wurde eine strenge Kontrolle des gesamten Güterverkehrs angeordnet. Am 23. Juni befahl die SMAD die Durchführung einer Währungsreform für die sowjetische Zone und Gross-Berlin. Da sich die Sowjetunion im Gegensatz zu den Westmächten auf keine Separatlösung in der Währungsfrage vorbereitet hatte und folglich auch keine neuen Banknoten zur Verfügung standen, wurde

² Kurt Pritzkoleit: Die neuen Herren, Wien/München, Basel 1955, S. 111/112.

die Währungsreform in Ostdeutschland auf Basis der alten Reichs- und Rentenmarkscheine durch Aufkleben von Sonderkuponen durchgeführt. Der Umtausch dieser sogenannten «Kupon-Mark» in neue Geldscheine konnte erst Ende Juli 1948 erfolgen.

Gleichfalls am 23. Juni 1948 befahlen die Westmächte die Einführung der D-Mark (West) in ihren Berliner Sektoren.

In Ergänzung der Massnahmen vom 18. Juni 1948 veranlassten daraufhin die sowjetischen Behörden in den Nachtstunden des 23. Juni die zeitweilige Einstellung des gesamten Güterverkehrs zwischen den Westzonen und Berlin. Die Westmächte sperrten darauf alle Lieferungen nach der sowjetischen Besatzungszone. Der Interzonenhandel kam völlig zum Erliegen. Am 25. Juni 1948 kündigten die amerikanischen Besatzungsbehörden die Versorgung der Westsektoren Berlins auf dem Luftwege an. Einen Tag später, am 26. Juni 1948 begann die «grosse» Luftbrückenaktion, die sich bis zum 30. September 1949 erstreckte. Die Berlinkrise hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Von den Westmächten wurde die Errichtung der «Luftbrücke» damit begründet, dass die Sowjetunion angeblich über Westberlin eine «Hungerblockade» verhängt und das Leben von 2,4 Millionen Menschen aufs Schwerste gefährdet habe. Presse und Rundfunkstationen des Westens taten alles, um die sowjetischen Gegenmassnahmen als Akt der Willkür und der Brutalität hinzustellen und die «humane» und «weitherzige» «Hilfe» der Westmächte zu preisen. Die Legende von der «Hungerblockade» Westberlins hat ihren festen Platz in Memoiren, Biographien und Darstellungen der westlichen Welt gefunden. In keinem westdeutschen Geschichtsbuch zur neuesten Zeit fehlt ein Abschnitt über die «Blockade» und die Luftbrücke.

Als die sowjetischen Gegenaktionen anliefen, waren in Westberlin – wie selbst Clay zugibt – Lebensmittelvorräte für mehr als einen Monat vorhanden. Bereits in einer Note an die drei Westmächte vom 14. Juli 1948 hatte die sowjetische Regierung angekündigt, «falls erforderlich . . . eine ausreichende Versorgung von ganz Gross-Berlin aus ihren eigenen Mitteln zu gewährleisten».³ Wenige Tage später,

3 Die Sowjetunion und die Berliner Frage (Dokumente), Moskau 1948, S. 50.

am 20. Juli, erklärte sich der Ministerrat der UdSSR bereit, die Versorgung der ganzen Stadt nach den bestehenden Normen zu garantieren. Aus den staatlichen Reserven der Sowjetunion wurden 100'000 Tonnen Weizen und andere Lebensmittel bereitgestellt. Gleichzeitig wurden Verhandlungen mit Polen und der Tschechoslowakei über Lebensmittelkäufe für Berlin geführt. Die Bevölkerung der Westsektoren erhielt die Möglichkeit, gegen D-Mark (Ost) Lebensmittel im sowjetischen Sektor zu kaufen. Es waren die westlichen Besatzungsbehörden und Westberliner Dienststellen, die die Einwohner der Westsektoren daran hinderten, diese Möglichkeit wahrzunehmen. Sie ordneten ausserdem den Abbruch aller Handelsbeziehungen zwischen den Westsektoren und dem sowjetischen Sektor und der sowjetischen Besatzungszone an. Es war folglich keine «Luftbrücke» notwendig, um die Einwohner Westberlins zu versorgen.

Die Aktion erwuchs nicht aus humanitären, sondern aus politischen und militärischen Motiven. Dieses kostspielige Unternehmen – nach offiziellen Angaben soll es 252,2 Millionen Dollar verschlungen haben – war als militärische Demonstration und Mittel zur Verschärfung der Berlinkrise angelegt.

Mit allen Mitteln haben Presse und Rundfunk, deutsche und westalliierte Politiker in Westberlin, Westdeutschland, Westeuropa und den USA Luftbrücke und «Blockade» benutzt, um die antisowjetische Stimmung anzuheizen. Die Hetze und Verleumdungskampagne gegen die Sowjetunion, die seit Jahresbeginn auf vollen Touren lief, erreichte mit der Berlinkrise ihren absoluten Höhepunkt.

Zeitungen und Rundfunkstationen schilderten die Ereignisse in der deutschen Hauptstadt in den düstersten Farben. In den Landtagen wurden Protestresolutionen gegen die sowjetischen «Wdlkürmassnahmen» verabschiedet und Hilfsaktionen für Berlin beschlossen. Der Wirtschaftsrat der Bizone bewilligte am 1. Juli 1948 für Westberlin einen Kredit in Höhe von 45 Millionen DM. Am 1. September sicherte die Konferenz der westdeutschen Ministerpräsidenten einen weiteren Kredit in Höhe von 75 Millionen DM zu. Später, am 19. Oktober, verabschiedete der Wirtschaftsrat ein Gesetz über das sogenannte Notopfer Berlin, das die ständige finanzielle Unter-

Stützung Westberlins auf Kosten der westdeutschen Steuerzahler vorsah. Warum in den drei Westzonen die Vorgänge in Berlin bewusst hochgespielt wurden, enthüllte der KPD-Sprecher Heinz Renner im Landtag von Nordrhein-Westfalen am 15. Juli 1948: «Dahinter steht das Bestreben, zu vertuschen, wo wirklich Volk in Not ist. Dahinter steht das Bestreben, nicht bekanntwerden zu lassen die Zusammenhänge unserer Not mit den Londoner Empfehlungen und der darin diktierten Währungsreform. Dahinter steht vor allen Dingen das Bestreben, das zu verhüllen, was sich jetzt in den letzten Tagen in Frankfurt beziehungsweise in Koblenz (Renner bezieht sich auf die Stellungnahme der Ministerpräsidenten zu den Frankfurter Direktiven – d. Verf.) abgespielt hat . . .»⁴

Die Berlin-Krise war zustande gekommen, weil die Westmächte rechtswidrig Westberlin in ihre separate Währungsreform einbezogen hatten und damit die Sowjetunion zu Schutzmassnahmen zwangen. Doch nach wie vor war die Sowjetunion bestrebt, auf dem Verhandlungswege zu beiderseits annehmbaren Lösungen zu gelangen. Wiederum liessen die Westmächte die Verhandlungen, die bereits zu wichtigen Teilergebnissen geführt hatten, scheitern, da sie an keiner Regelung der Westberlinfrage interessiert waren und zumindest solange keine Entschärfung der Lage in Berlin wollten, solange sie die Vorbereitungen zur Schaffung eines westdeutschen Staates nicht abgeschlossen hatten. Die westalliierten, westdeutschen und Westberliner Verantwortlichen für die Währungsspaltung in Berlin steuerten mit diesem Kurs bewusst auf die Spaltung Berlins hin, die sie Schritt für Schritt vorantrieben. Von der Währungsspaltung war es nur mehr ein kurzer Schritt zur Spaltung Berlins.

Nachdem sich die Stadtrate und Abgeordneten der Stadtverordnetenversammlung der Mehrheitsparteien bereits im Spätsommer und Herbst in Westberlin etabliert hatten, wurden von den westlichen Besatzungsbehörden auf Antrag der Rumpfstadverordnetenversammlung für den 5. Dezember 1948 Neuwahlen in den Westsektoren ausgeschrieben. Die SED boykottierte aus Protest diese Separatwahlen. Anfang 1949 konstituierte sich eine selbständige

4 Landtag Nordrhein-Westfalen. Erste Wahlperiode. Stenographischer Bericht über die 49. und 50. Sitzung, S. 694.

Westberl iner Stadtverwaltung, die von der SPD, CDU und LDP gebildet wurde. An ihrer Spitze stand als Oberbürgermeister Ernst Reuter. Nach Auflösung der Viermächtekommandantur im Juni 1948 bildeten die westlichen Stadtkommandanten am 21. Dezember 1948 eine Dreimächtekommandantur für Westberlin.

Die abenteuerliche Politik der Parteiführungen von SPD, CDU und LDP führten dazu, dass sich zahlreiche Mitglieder von diesen Parteien trennten, zu Arbeitsgemeinschaften zusammenschlossen und schliesslich eigene Landesverbände bildeten. Auf Initiative der SED wurde am 3. September 1948 der Demokratische Block von Berlin gegründet, dem neben der SED, dem FDGB und dem Kulturbund die neugebildeten SPD-, CDU- und LDPD-Landesverbände angehörten. Er knüpfte in seiner Tätigkeit an die guten Traditionen des antifaschistisch-demokratischen Blocks an, der bis Ende 1946 so erfolgreich den Neuaufbau Berlins eingeleitet hatte. Nachdem die politische Abtrennung Westberlins faktisch vollzogen war, erklärte der Demokratische Block am 30. November 1948 den alten Magistrat für abgesetzt und wählte eine neue provisorische Stadtverwaltung mit dem bisherigen Landtagspräsidenten von Brandenburg Friedrich Ebert (SED) als Oberbürgermeister. Von der sowjetischen Besatzungsmacht wurde der neue demokratische Magistrat als rechtmässiges Berliner Verwaltungsorgan anerkannt.

Nachdem bis Ende 1948 alle vernünftigen Versuche zur Beilegung des Berlinkonfliktes erfolglos endeten, kam es schliesslich Anfang 1948 auf Initiative der Sowjetunion zu neuen Gesprächen zwischen den Grossmächten, die Anfang Mai 1949 zu einer Verständigung führten.

Die grosse antisowjetische und antikommunistische Propagandawelle, die im Zusammenhang mit den Berliner Ereignissen organisiert wurde, blieb nicht ohne Wirkung auf die öffentliche Meinung in verschiedenen westlichen Ländern. «Das Blockadejahr war für den Westen von unschätzbarem Wert, denn es bedeutete den Gewinn kostbarer Zeit, in der der westdeutsche Staat und der Atlantikpakt ins Leben gerufen werden konnten.»⁵ Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass das eine wie das andere Ziel der imperialistischen

5 Das ist Germany, S. 39.

Westmächte ohne die Berlinkrise mit weitaus grösseren Schwierigkeiten durchzusetzen gewesen wäre.

Ende des Jahres 1948 gab es faktisch zwei völlig selbständige Verwaltungs- und Wirtschaftsgebiete in Berlin. Die Absicht, ganz Berlin in den Bestand des sich bildenden westdeutschen Staates einzu beziehen, schlug fehl. Selbst Westberlin konnte nicht als «Land» in die Bundesrepublik einbezogen werden, so sehr sich die Westberliner und westdeutschen Initiatoren der deutschen Spaltung darum bemühten.

3. Das Gesetz Nr. 75

Am 10. November 1948 erliessen die amerikanische und britische Militärregierung das Gesetz Nr. 75 zur «Umgestaltung des deutschen Kohlenbergbaus und der deutschen Eisen- und Stahlindustrie». Es beinhaltete die Anwendung des Gesetzes Nr. 56 beziehungsweise der Verordnung Nr. 78 zum Verbot wirtschaftlicher Machtkonzentration vom 12. Februar 1947 und schuf die juristische Grundlage für die bereits erfolgte provisorische Abtrennung der Kohlengruben von den Montankonzernen und die Überführung ihrer Hauptstahlwerke in 24 neue Gesellschaften. Von entscheidender Bedeutung war die Aufhebung der gemäss Gesetz Nr. 52 vom 18. September 1944 erfolgten Beschlagnahme der Vermögenswerte und die Übertragung des Vermögens, der Ausarbeitung und Durchführung der Entflechtungs- und Neuordnungspläne an die Deutsche Kohlenbergbau-Leitung und die Stahltruhändlervereinigung. Die Gesetze bedeuteten eine De-facto-Bestätigung der bestehenden Eigentumsrechte; eine Enteignung und Überführung dieser Vermögenswerte in Gemeineigentum wurde blockiert, in Bezug auf die betroffenen Betriebe auch die Durchführung des Artikels 41 in Hessen. Dem Gesetz Nr. 75 war am 6. August 1948 eine dem Wesen ähnliche Anordnung hinsichtlich der Behandlung des IG-Farben-Konzerns vorangegangen. Ein deutscher Entflechtungsausschuss (FARDIP) wurde gebildet, die Eigentumsrechte bestätigt und ein Aktienumtausch angekündigt.

An der Spitze des Entflechtungsausschusses stand Hermann Bücher, ein Repräsentant des Elektrokonzerns AEG, der seit 1925 mit der IG Farben engsten Kontakt hatte. Im Abwicklungsbericht der IG Farben hiess es zur Entflechtung: «Bei Durchführung der Entflechtungsmassnahmen wurde die Schaffung von Einheiten angestrebt, deren Grösse, Zusammensetzung, Produktionsprogramm und Sachkapitalausstattung ihre Selbständigkeit und Wettbewerbsfähigkeit auch unter wechselnden wirtschaftlichen Bedingungen gewährleistet.»⁶ Daneben war bereits 1947 eine regionale Aufgliederung der Grossbanken verfügt worden.

Vor amerikanischen Gerichten wurden im Rahmen der sogenannten Nürnberger Nachfolgeprozesse gegen Vertreter des Flick- und des Krupp-Konzerns sowie der IG Farben Verfahren durchgeführt. Am 22. Dezember 1947 ging der Flick-Prozess zu Ende. Drei der sechs Angeklagten wurden zu Freiheitsstrafen verurteilt. Das Urteil für den Hauptangeklagten, Friedrich Flick, lautete auf sieben Jahre Gefängnis. Als einer der ersten wurde dieser Kriegsverbrecher vom amerikanischen Hohen Kommissar John J. McCloy schon 1950 begnadigt. Sein gewaltiges Vermögen blieb ihm, soweit es in den drei Westzonen lag, erhalten.

Am 29. Juli 1948 wurde das Urteil gegen 23 leitende Männer des Chemietrustes IG Farben verkündet. Zehn der Angeklagten wurden freigesprochen, die übrigen erhielten Gefängnisstrafen zwischen anderthalb und acht Jahren. Unter anderem betrug das Strafmass für Otto Ambros acht Jahre, Fritz Ter Meer sieben Jahre, Georg von Schnitzler fünf Jahre, Hermann Schmitz vier Jahre und Max ligner drei Jahre. Die Untersuchungshaft wurde selbstverständlich angerechnet. Das waren angesichts der Verbrechen der IG Farben im Zweiten Weltkrieg lächerlich geringe Strafen. Auch diese verurteilten Spitzen der IG kehrten nach Gründung der Bundesrepublik Anfang der fünfziger Jahre auf ihre alten Posten zurück.

Am 31. Juli 1948 ging der dritte Industriellenprozess, gegen Alfred Krupp von Bohlen und Halbach und elf seiner engsten Mitarbeiter, zu Ende. Krupp und zwei weitere Angeklagte wurden zu ei-

⁶ IG Farbenindustrie Aktiengesellschaft. Abwicklungsbericht und Nachfolgegesellschaften, Heppenheim (Bergstrasse) 1952 (ohne Seitennummerierung).

ner Freiheitsstrafe von zwölf Jahren verurteilt. Die übrigen Angeklagten erhielten Strafen von zwei bis zehn Jahren Gefängnis. Das Gericht beschloss die Einziehung des gesamten Vermögens der Firma Krupp. Das Strafmass im Krupp-Prozess lag zwar höher als in den beiden anderen Verfahren, doch das Ergebnis war das gleiche. Am 1. Februar 1951 entliess McCloy alle Verurteilten und hob die beschlossene Einziehung des Kruppschen Vermögens auf.

Alle angeklagten Industriellen wurden von der Anklage freigesprochen, an der Vorbereitung eines Angriffskrieges mitgewirkt zu haben.

General Clay versuchte später, die mageren Ergebnisse der Prozesse gegen führende deutsche Industrielle wie folgt zu begründen: «Der Beweis, dass die Industriellen den Krieg mit vorbereitet hatten, war schwer zu erbringen, und die Gerichtshöfe fanden, dass das vorgelegte Belastungsmaterial zur Verurteilung nicht ausreichte.»⁷

Ähnlich milde Urteile wie die bereits genannten fällten amerikanische Gerichte in Verfahren gegen leitende Beamte und führende Militärs des faschistischen Deutschlands, so im OKW-Prozess am 28. Oktober 1948 und im Wilhelm-Strassen-Prozess (gegen führende Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes) am 14. April 1949. Die Verfolgung von Nazi- und Kriegsverbrechen wurde im Verlauf des Jahres 1948, als die Westmächte dazu übergingen, Westdeutschland als künftigen Verbündeten zu behandeln, für sie immer problematischer. Ausdruck dafür waren nicht nur die Urteile in den erwähnten Prozessen, sondern auch eine zunehmende Pressekampagne gegen die amerikanischen Hauptankläger in den Nürnberger Nachfolgeprozessen, Telford Taylor und Robert M. Kempner, die sich bemüht hatten, die wahren Schuldigen am deutschen Faschismus zu entlarven.

Mit der Einbeziehung der Westzone in das westliche Bündnissystem gaben die Westmächte schliesslich auch ihre – ohnehin nicht effektive – Entnazifizierungspolitik offen auf.

Wie es nach der Entnazifizierung in den verschiedenen westdeutschen Ländern aussah, veranschaulichen folgende Tatsachen: In Hessen waren 50 Prozent der hohen und höheren Beamten ehema-

7 Lucius, D. Clay, Entscheidung in Deutschland, S. 282.

lige Nazis. Von den ehemaligen NSDAP-Mitgliedern, die von den Amerikanern aus den bayrischen Regierungsstellen entfernt wurden, sind 80 Prozent wieder eingesetzt worden. 60 Prozent der bayrischen Richter und 76 Prozent der bayrischen Staatsanwälte sind durch die Spruchkammern gegangen. In der britischen Zone waren 76 Prozent der ehemaligen Richter und Staatsanwälte NSDAP-Mitglieder. Ähnliche Verhältnisse herrschten in den Schulen. 1949/50 waren wenigstens 60 Prozent der in Westdeutschland tätigen Lehrer ehemalige Nazis. «Darüber hinaus ergab eine Untersuchung, die die Franzosen in ihrer Zone anstellten, dass viele der unbelasteten Lehrer ebenso nationalistisch wie die Nazis sind.»⁸

«. . . als die Militärregierung (die amerikanische – d. Verf.) den eigentlichen Abschluss des deutschen Entnazifizierungsprogramms verkündete, da wurde es ganz klar, dass Männer mit Nazi- oder faschistischen Sympathien Stellungen in verschiedenen deutschen staatlichen Verwaltungen innehatten»,⁹ schrieb der amerikanische Publizist John Anspacher. Nach Gründung der Bundesrepublik gab es kein Ministerium in Bonn, kein westdeutsches Gericht und keine westdeutsche Schule, in denen nicht ehemalige Nazis, die sich teilweise während des «Dritten Reiches» schwerer Verfehlungen und Verbrechen schuldig gemacht hatten, regierten, Recht sprachen und eine neue Generation im alten Geist erzogen.

4. Unterdrückung fortschrittlicher Landtagsgesetze

Die Restauration der alten gesellschaftlichen Verhältnisse wurde durch die offene Intervention der Westmächte gegen demokratische Gesetze, die in den westzonalen Landtagen gegen den Widerstand der deutschen Reaktion gefasst wurden, abgesichert. Besondere Bedeutung kam dabei dem Vorgehen gegen die Nationalisierung des Ruhrkohlenbergbaus zu. FDP und CDU war es im Landtag von Nordrhein-Westfalen gelungen, die Überführung der Bergwerke in

8 Das ist Germany, S. 90.

9 Ebenda, S. 123.

Gemeineigentum monatelang in Ausschussberatungen zu verschleppen. Die taktischen CDU-Vorschläge einer «gemeinwirtschaftlichen» Regelung kamen jedoch nicht zum Zuge, obwohl es auch innerhalb der SPD-Fraktion Kräfte gab, die zu Kompromissen in der Eigentumsfrage bereit waren.

So erklärte der SPD-Abgeordnete Walter am 6. April 1948 in der 38. Sitzung des Landtages, dass die Frage der «Sozialisierung» weniger ein Problem des Eigentums als ein Problem des Verfahrens sei.¹⁰ Und an die CDU gewandt meinte im gleichen Sinne der SPD-Abgeordnete Henssler in der Abstimmungsdebatte am 6. August 1948: «Ich hätte das Wichtigste beinahe vergessen, nämlich festzustellen, dass aufgrund der bisherigen Debatte in den entscheidenden Fragen doch eine gewisse Annäherung erfolgt ist.»¹¹

Die Mehrheit der Delegierten des Bezirksparteitages der SPD-Mittelrhein, der am 29. und 30. Mai 1948 stattfand, war allerdings darüber anderer Meinung. Sie forderte einen entschiedenen Kampf gegen die reaktionären Tendenzen in den Westzonen und kritisierte die SPD-Landtagsfraktion wegen ihrer Kompromissbereitschaft gegenüber der CDU.¹² Unter diesen Umständen kam es schliesslich in der 56. bis 59. Sitzung des Landtages von Nordrhein-Westfalen zur dritten Lesung des von der SPD eingebrachten Gesetzes zur Sozialisierung der Kohlenwirtschaft im Land Nordrhein-Westfalen. Obwohl sie mit seinem Wortlaut in verschiedenen Punkten nicht übereinstimmte, unterstützte die KPD das Gesetz, da es in der wesentlichen Frage des Eigentums bestimmte: «Das Eigentum an allen Stein- und Braunkohlenvorkommen steht dem Land zu.»¹³ Mit Inkrafttreten des Gesetzes sollten die aufgeführten Betriebe und Vermögen als enteignet und in das Eigentum des Landes überführt gelten. Bei dem Gesetz handelte es sich natürlich nicht um eine Sozialisierungsmassnahme, es eröffnete jedoch den Weg für eine demokratische Nationalisierung. Deren Realisierung hing allerdings von den weiteren Er-

10 Landtag Nordrhein-Westfalen. Erste Wahlperiode, Stenographischer Bericht

11 Ebenda, Stenographischer Bericht, S. 980.

12 Sozialistische Rundschau, Mitteilungsblatt der SPD, Bezirk Mittelrhein (Köln), 1948, Nr. 4, S. 5.

13 Landtag Nordrhein-Westfalen, Landtagsdrucksache Nr. 11-583; Ergänzung Nr. 11-602.

folgen des demokratischen Kampfes ab, für den das Gesetz andererseits günstigere Möglichkeiten schuf. Das Gesetz wurde am 6. August 1948 gegen die Stimmen der FDP und eine CDU-Stimme, bei Stimmenthaltung der CDU (mit dieser einen Ausnahme) mit grosser Mehrheit angenommen. Das Sitzverhältnis betrug zu dieser Zeit im Landtag: CDU 92, SPD 64, KPD 28, Zentrum 20 und FDP 12 Sitze. Es verdient in diesem Zusammenhang festgehalten zu werden, dass die CDU als Hauptpartei der Grossbourgeoisie es in der gegebenen politischen Situation immer noch nicht wagte, offen gegen das «Sozialisierungsgesetz» zu stimmen.

Am 23. August 1948 lehnte der amtierende Gouverneur des Landes Nordrhein-Westfalen, Generalmajor W. H. A. Bishop, auf Anweisung des britischen Militärgouverneurs in einem Schreiben an den Landtagspräsidenten die Genehmigung des Gesetzes ab.¹⁴ Als Begründung wurde behauptet, die Ruhrkohle gehöre zum nationalen Vermögen, deshalb könne nur eine deutsche Regierung eine Entscheidung über die Eigentumsfrage fällen.

Ein gleiches Vergehen zeigte sich in der Frage einer erweiterten Mitbestimmung.

Im Hessischen Landtag wurde am 26. Mai 1948 mit grosser Mehrheit gegen die Stimmen der FDP ein Betriebsrätegesetz angenommen. Der Direktor der Militärregierung in Hessen, James Newman, zögerte die sonst übliche Prüfung des Gesetzes innerhalb von 14 Tagen durch die Militärregierung hinaus. Gleichzeitig wurde Ministerpräsident Bock (SPD) gedrängt, die im Gesetz enthaltenen Paragraphen über die Mitbestimmung in wirtschaftlichen Fragen durch einen Akt der Regierung herauszunehmen. Angesichts der grossen Popularität des Gesetzes lehnte das Bock ab. Der amerikanische Historiker John Gimbel schreibt in diesem Zusammenhang: «Am 3. September 1948 gab Clay seine Entscheidung bekannt, die schon am 3. August formuliert, aber zurückgehalten worden war, solange Bemühungen im Gange waren, mit weniger drastischen Massnahmen den gleichen Zweck zu erreichen.»¹⁵ Die Paragraphen 30 (Abs. 1), 32 (Abs. 2) und 52 bis 55 des Betriebsrätegesetzes wurden suspendiert. «Clay befür-

14 Siehe Mitteilung des Präsidenten des Landtages (Landtag Nordrhein-Westfalen, Erste Wahlperiode, Landtagsdrucksache Nr. 11-631, o.O. u. J.).

15 John Gimbel: Amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland 1945-1949, S. 305.

wortete die Suspendierung statt der Ablehnung, um dadurch der Kritik der Kommunisten und Gewerkschafter, die er voraussagte, den Stachel zu nehmen.»¹⁶ Als Begründung der Suspendierung wurde lediglich der formale Gesichtspunkt ins Feld geführt, dass eine solche wichtige Frage angeblich nicht auf Länderebene entschieden werden könne. In Wirklichkeit ging es dabei einzig um die Wahrnehmung imperialistischer bzw. privatkapitalistischer Interessen. Auf seine Weise bestätigt das auch ein solcher, keineswegs «marxismusverdächtiger» Historiker wie John Gimbel, wenn er in diesem Zusammenhang vom eindeutigen «Vorrang der Interessen gegenüber den Idealen», d.h., gegenüber den so lautstark propagierten Ideen «westlicher Demokratie» spricht.¹⁷

Der Arbeitgeberverband der Metallindustrie Hessens zeigte sich mit den Eingriffen der Militärregierung noch keineswegs zufrieden und forderte am 21. September 1948 in einem Schreiben an den Militärgouverneur zugleich im Namen aller hessischen Arbeitgeberverbände die zusätzliche Suspendierung der Paragraphen über die soziale und personelle Mitbestimmung.

Suspendiert wurden die Paragraphen über die wirtschaftliche Mitbestimmung auch im Betriebsrätegesetz von Württemberg-Baden, das am 13. August 1948 mit grosser Mehrheit angenommen worden war. Ähnlich wurde gegenüber dem Betriebsrätegesetz von Bremen verfahren, das Anfang 1948 angenommen worden war – aufgrund eines Einspruchs der Militärregierung ohne Paragraphen über wirtschaftliche Mitbestimmung.

Nicht ganz programmgemäss nach Clays Vorstellungen verlief die Entwicklung in Baden. Hier hatte die französische Militärregierung dem am 24. September 1948 verabschiedeten Betriebsrätegesetz zugestimmt, das in § 23 ein Mitbestimmungsrecht auch in wirtschaftlichen Fragen enthielt. Clay protestierte und forderte Washington auf, auf die französische Regierung Druck auszuüben und zwar mit dem Argument, «eine deutsche Bundesregierung sei nicht lebensfähig, wenn einige Länder sozialistisch regiert würden, andere marktwirtschaftlich und wieder andere gemischt.»¹⁸

16 Ebenda, S. 305.

17 Ebenda, S. 306.

18 Ebenda, S. 307.

Die französische Militärregierung verbot daraufhin das parallel zum Betriebsrätegesetz verabschiedete Fachkommissionsgesetz, das die Einsetzung von Fachkommissionen von Betriebsräten und Gewerkschaftsvertretern zur Realisierung der wirtschaftlichen Mitbestimmung zum Inhalt hatte.

In den Ländern der britischen Zone kam es infolge der verzögerten Verfassungsentwicklung nicht mehr vor Gründung der BRD zur Verabschiedung von Betriebsrätegesetzen.

In Bayern wurde erst im Oktober 1950 ein Betriebsrätegesetz verabschiedet, das durch die Einflussnahmen der CSU nur geringfügige Rechte im wirtschaftlichen Bereich enthielt.

Mit Wiederaufbau und Reorganisation der Wirtschaft wurde somit die ökonomische Macht der Monopole wiederhergestellt. Die «Neuordnung» in der Industrie trug eindeutig restaurativen Charakter. Nur bei den Montankonzernen und den IG Farben erfolgten überhaupt Veränderungen ihres Status. Die zusammen mit Ideen des kleinbürgerlichen Antimonopolismus propagierte Entflechtung trug niemals einen antimonopolistischen Charakter, wenn sie auch Zugeständnisse in Bezug auf eine Mitbestimmung von Gewerkschaft-

ten und Betriebsangehörigen in den entflochtenen Gesellschaften enthielt. Bereits 1949 war offensichtlich, dass die Entflechtungsneuordnung weder die wiedererstandene ökonomische Allmacht der Monopole noch die politische Macht der alten und der neuen Konzernherren beeinträchtigen würde. Weitere Verschleppung und Aushöhlung der Entflechtungsneuordnung durch die deutschen Entflechtungsgremien beziehungsweise den Wirtschaftsrat unterstrichen nur das ohnehin bestehende Wesen der Entflechtung.

Franz Reuter, einer der «Liquidatoren», schreibt zur IG-Farben-Entflechtung: «Die beiden wichtigsten Ergebnisse der Entflechtung und Liquidation in der Bundesrepublik sind die Schaffung entwicklungsfähiger, kräftiger Nachfolgesellschaften und die gerechte Verteilung ihrer Aktien an die IG-Aktionäre.»¹⁹

Und die ökonomische Macht konzentrierte sich ebenfalls wieder in den Händen der alten Bank- und Konzernherren beziehungsweise

¹⁹ Einleitung zu Werner Otto Reichelt: Das Erbe der IG Farben, Düsseldorf 1956, S. 7 f.

ihrer natürlichen Nachfolger, das heisst in den Händen der gleichen Herrschaftsschicht wie vorher.

Im Juni 1949 endete die Beschlagnahme und Kontrolle der übrigen durch Gesetz Nr. 52 beschlagnahmten Vermögenswerte. Von den 51'000 beschlagnahmten Vermögen von Nationalsozialisten, hohen Staatsbeamten, Kriegsverbrechern und ihresgleichen im Wert von 2,8 Milliarden D-Mark wurde der grösste Teil an die alten, durch Spruchkammerurteile entlasteten Eigentümer zurückgegeben.

Mit der Restauration der von den Monopolvertretern beherrschten Unternehmerverbände, vor allem mit der Wiederherstellung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie als Bundesverband der Deutschen Industrie, entstanden weitere Voraussetzungen, um den Verwaltungsapparat der BRD den Interessen der Monopole dienstbar zu machen.

5. Die nicht stattgefundene Bodenreform

Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Restauration war die Verhinderung einer demokratischen Bodenreform und die Erhaltung und Festigung des Eigentums und damit der Macht des Grossgrundbesitzes, dessen reaktionäres Wesen und Wirken in der Hessischen Verfassung und in zahlreichen Verlautbarungen unterschiedlicher politischer Richtungen in den ersten Nachkriegsjahren festgestellt worden war. In den Ländern der Westzonen gab es viele hunderttausend registrierte Bodenbewerber. Die westlichen Militärregierungen erliessen Bodenreformgesetze bzw. Rahmenverordnungen, OMGUS am 15. Oktober 1946, die britische Militärregierung am 4. September 1947 und die französische am 21. Oktober 1947. Die Gesetze

und Verordnungen erweckten den Anschein, als ob in den Westzonen ebenfalls eine Bodenreform vollzogen werden sollte. Doch der Schein trog. Erstens wirkten diese Gesetze und Verordnungen bzw. die darauf basierenden Gesetze und Verordnungen der Länder zunächst einmal den Initiativen der KPD in den westzonalen Landtagen nach einer wirklichen, den Grossgrundbesitz enteignenden Bodenreform entgegen. So wurde z.B. in Hessen der Gesetzentwurf

der KPD vom 13. Januar 1948²⁰ mit Hinweis auf das hessische Gesetz vom 15. Oktober 1946 abgelehnt. Sodann zeigte es sich, dass die westalliierten Gesetze und Verordnungen keine Enteignung und Entmachtung des Grossgrundbesitzes zum Inhalt hatten, sondern lediglich die Einziehung eines Teils des Landes über 100 oder 150 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche – und zwar gegen Entschädigung! Darüberhinaus blieben Vieh, Gebäude, Maschinen und Geräte sowie Waldbesitz davon völlig unberührt, ebenso Spezial- und Musterbetriebe und was der Ausnahmen noch mehr waren. Die Grossgrundbesitzer konnten sich ausserdem durch Aufteilung ihres Besitzes an Angehörige und andere Manöver einer Landabgabe entziehen. Das Land wurde Siedlungsgesellschaften zugeteilt, die es an Bodenbewerber verkauften. Dieses Vorgehen schränkte den Kreis von vornherein auf kapitalkräftige Bodenbewerber ein.

Mit einer demokratischen Bodenreform, wie sie auch in den Westzonen dringend notwendig war, um Landarbeitern, Kleinbauern und umgesiedelten Bauern Boden, aber auch Vieh, Geräte und Maschinen zu geben, hatte das alles nichts zu tun.

Es muss einer Spezialuntersuchung vorbehalten bleiben, den verwickelten und komplizierten Gang der Bodenreformgesetzgebung und -praxis in den einzelnen Ländern der Westzonen nachzuzeichnen. Zum Zeitpunkt des Erlasses von Gesetzen fehlte es nicht an hochgeschraubten Behauptungen, die in der Presse propagiert wurden. So sollten in Schleswig-Holstein 120'000 Hektar eingezogen und aufgesiedelt werden, in Nordrhein-Westfalen 200'000, in Niedersachsen rund 100'000, in der amerikanischen Zone 196'000 Hektar usw.

Die untrügliche Statistik sagt aus, dass am Ende in den Westzonen insgesamt lediglich 37 886 Betriebe 87 658 Hektar Boden erhalten haben. Der Anteil der landwirtschaftlichen Betriebe über 100 Hektar an der Gesamtfläche veränderte sich 1949 gegenüber 1939 lediglich von 27,9 auf 27,5 Prozent.²¹ Adlige und nichtadlige Grossgrundbesitzer hatten ihr Eigentum bewahrt, ihre Macht erhalten und erneut gefestigt. Sie beherrschten weiterhin Dörfer und Land-

20 Siehe Hessischer Landtag, 1. Wahlperiode, Drucksache Nr. 615.

21 Siehe Grigorij G. Kotow, a.a.O., S. 256 ff.

kreise. Die Rückständigkeit des Dorfes als Hort der Reaktion blieb weitgehend erhalten, eine grosse Zahl der Millionen umgesiedelten landlosen Bauern wurden zu einem Reservat des Revanchismus, mit dessen Zielen sich ihre illusionäre und politische gefährliche Hoffnung auf Land verband.

6. Restauration auf der ganzen Linie

Parallel zur Restauration der kapitalistischen Produktionsverhältnisse und der Macht der Monopole und des Grossgrundbesitzes beziehungsweise in Wechselwirkung mit ihr war die Wiederherstellung der alten, mit dem kapitalistischen System tausendfältig verbundenen Verwaltungsbürokratie erfolgt. An der Spitze der bizonalen und trizonalen Verwaltungen und in ihren leitenden Funktionen wirkten Angehörige der Ministerialbürokratie der ehemaligen Reichsministerien und andere reaktionäre «Fachleute».

Die bürgerliche Sammelpartei CDU/CSU war seit 1946/47 völlig in die Hände reaktionärer Politiker geraten. Selbst der Einfluss der Führer ehemaliger christlicher Gewerkschaften und Arbeitervereine, wie Arnold und Albers, war weitgehend ausgeschaltet worden. Seit 1947 leitete der Rechtsanwalt Franz Etzel, direkter Interessenvertreter bestimmter monopolistischer Kreise, «mit einem aktiven Arbeitsstab die Arbeit des Wirtschaftsausschusses» der CDU in der britischen Zone – wobei er sich aufgrund einer offiziellen Vereinbarung auf die «akademisch-volkswirtschaftlichen Mitarbeiter» des Wirtschaftsbüros Dr. Hellwig, einer Unternehmerinstitution, stützte. «Doch besser noch als diese wenigen Namen erhellt ein Blick in die politischen Grundsätze der westdeutschen Unternehmerorganisationen den Kontakt mit Programmatik und Politik der CDU», muss für die weitere Entwicklung selbst von bürgerlicher Seite konstatiert werden.²²

Mit den am 15. Juli 1949 von der CDU der britischen Zone verabschiedeten Düsseldorfer Leitsätzen fand die restaurative Rolle der

22 Parteien in der Bundesrepublik, S. 126.

CDU ihren programmatischen Ausdruck, wurde das Ahlener Programm offiziell beiseitegeschoben. Von den antimonopolistischen Bekenntnissen und Forderungen blieb nur noch ein Bekenntnis zur «Monopolkontrolle» durch Kartellgesetzgebung innerhalb einer «sozialen Marktwirtschaft» übrig.

Die Restauration musste weiterhin mit vollendeten Tatsachen hinter dem Rücken der westdeutschen Bevölkerung betrieben werden, auf Umwegen, mit Teilzugeständnissen, täuschenden Drapierungen und demagogischen Versprechungen – und vor allem mittels Unterdrückung demokratischer Kräfte und Forderungen. Führende bundesdeutsche Historiker können noch solche Kapriolen schiessen und sich dagegen wehren: Die Restauration trug von Inhalt, Form und Weg her zutiefst undemokratischen Charakter, sie wurde gleichermaßen erzwungen und manipuliert.

Die antikommunistische Kreuzzugsideologie und -psyche des kalten Krieges erwies sich als das entscheidende Druck- und Manipulierungsmittel. In ihrem Zeichen wurden Kommunisten – und damit die aktivsten Demokraten – aus Landesregierungen, Verwaltungen sowie den Vorständen der Industriegewerkschaften hinausgedrängt, wurde die KPD systematisch verleumdet und ihr Einfluss zurückgedrängt.

Sozialdemokraten und Gewerkschafter wurden mit dem Argument einer angeblichen Gefahr sowjetischer Aggression und kommunistischer Infiltration zur Unterstützung oder Hinnahme der Politik ihrer rechten Führer bewogen. Klassenbewusste Sozialdemokraten und zum Kampf um antimonopolistisch-demokratische Forderungen bereite Gewerkschafter wurden als «Kommunisten» bzw. als Helfershelfer «Moskaus» verdächtigt und damit mundtot gemacht. Parallel dazu schritt die unter- und hintergründige Diffamierung antimonopolistisch-demokratischer Neuordnungsvorstellungen voran, denen durch ihre Übereinstimmung mit dem, was in den volksdemokratischen Ländern und im Osten Deutschlands durchgeführt worden war, immer unerschämter ein verdächtiges politisches Odium durch einen grossen Sektor der öffentlichen Meinungsbildung angehängt wurde. Für die neoliberale Propaganda der «sozialen Marktwirtschaft» waren Überführung in Gemeineigentum und demokratische Wirtschaftsplanung oder -lenkung Formen des

«Kollektivismus» und damit eine Vorstufe des Kommunismus. Thilo 'Vogelsang charakterisiert diesen Manipulierungsmechanismus, den er natürlich gutheisst, rückblickend folgendermassen: Man sei gezwungen gewesen, sich in den Westzonen von den «kommunistischen Umwälzungen im Osten Deutschlands abzuheben». Diese Haltung hatte zur Folge, «dass die gesellschaftliche Struktur in Westdeutschland . . . unversehrt blieb».²³ Lutz Niethammer verschleierte diese Zusammenhänge weniger, wenn er feststellt: Die angeblich durch die Politik der Sowjetunion und der Kommunisten «entstandene antikommunistische Hysterie im Westen, insbesondere in den USA und den deutschen Westzonen, hat nicht nur dort die Voraussetzungen für sozialistische Reformen im öffentlichen Bewusstsein ruiniert, sondern eine antiöstliche Integration bewirkt, in der auch liberale antifaschistische Reformen wie Entnazifizierung, Dekartellierung, Umerziehung keine Entfaltungsmöglichkeiten mehr hatten.»²⁴

Wesentlich für das Gelingen der antikommunistischen Indoktrination, der Zurückdrängung antimonopolistisch-demokratischer Neuordnungsvorstellungen und Forderungen war seit 1948 die Tatsache, dass die Restauration von der nun einsetzenden Nachkriegskonjunktur politisch-ideologisch bzw. sozialpsychisch profitieren konnte.

Die Grossbourgeoisie hatte ihre Nachkriegskonzeptionen in vielen Punkten modifizieren müssen, sie musste Umwege gehen, zahlreiche Manöver unternehmen und Zugeständnisse machen. Sie musste ihre «liberale» Taktik ausserordentlich strapazieren, grosse Anstrengungen unternehmen, sich ein soziales Image zu geben, um ihre Klassenherrschaft in den Westzonen zu erhalten und wieder auszubauen. Der grösste Aktivposten war für sie dabei die konterrevolutionäre Besatzungspolitik der Westmächte und deren imperialistische Blockpolitik unter Einbeziehung des wiedererstehenden deutschen Imperialismus. Letzteres unterschied die internationale Situation der deutschen Grossbourgeoisie von derjenigen nach dem Ersten Weltkrieg. Sie erhielt Schutz und Sicherheit – allerdings, um

23 Thilo Vogelsang: Das geteilte Deutschland, a.a.O., S. 163.

24 Lutz Niethammer: Entnazifizierung in Bayern, a.a.O., S. 486.

den Preis des einheitlichen deutschen Nationalstaats und bei Abtretung wesentlicher Souveränitätsrechte sowie wirtschaftlicher Benachteiligung. Ein zweiter wesentlicher Aktivposten bestand in einer günstigeren wirtschaftlichen Entwicklung parallel mit den restaurativen Entscheidungen, wie ein Vergleich der Industrieproduktion ausweist.²⁵

Industrieproduktion

| | Index (1913 = 100)* | | (1936 = 100) |
|------|---------------------|------|----------------|
| 1919 | 38 | 1946 | 34 (Westzonen) |
| 1920 | 55 | 1947 | 40 |
| 1921 | 66 | 1948 | 60 |
| 1922 | 71 | 1949 | 89 |
| 1923 | 47 | 1950 | 113 |

Zugleich hatte die Grossbourgeoisie eine Reihe historische Lehren gezogen, so hinsichtlich eines relativ hohen Beschäftigungsgrades, zahlreicher ökonomischer Korruptionmassnahmen und sozialpolitischer Manöver.

Die Restauration war noch nicht abgeschlossen, der Sieg der Grossbourgeoisie in den Westzonen nicht vollständig, ihre Herrschaft noch nicht staatlich etabliert und konsolidiert. Doch sie war auf dem Wege dazu.

Der erreichte Stand und die eindeutig vorherrschende Entwicklungstendenz in den Westzonen trugen 1948/49 klar restaurativen Charakter. Das Wesen des im *Statu nascendi* befindlichen Westzonenstaates war damit bereits als restaurativ bestimmt, und andererseits war die Bildung des Staates als Produkt des kalten Krieges ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Wege der vollständigen ökonomischen, politischen und militärischen Restauration der Herrschaft des (westdeutschen Monopolkapitals).

²⁵Tabelle nach: Jürgen Kuczynski: So war es wirklich. Ein Rückblick auf zwanzig Jahre Bundesrepublik, Berlin 1969, S. 53.

XVI. Auf dem Wege zur Bundesrepublik

1. Die Bildung der NATO

Am 6. Juli 1948 – auf dem Höhepunkt der Berlinkrise – begannen in Washington Geheimverhandlungen der amerikanischen Regierung mit Vertretern Belgiens, Frankreichs, Grossbritanniens, Kanadas, Luxemburgs und der Niederlande über die Bildung einer nordatlantischen «Verteidigungsgemeinschaft». Obwohl die Partner in der Zielsetzung des Vertrages grundsätzlich übereinstimmten, verzögerten die imperialistischen Widersprüche zwischen den einzelnen Staaten den Gang der Verhandlungen. Interessengegensätze bestanden vor allen Dingen zwischen den USA und Grossbritannien. Während die Vereinigten Staaten danach strebten, möglichst viele europäische Länder in den Pakt einzubeziehen, wollte Grossbritannien den Kreis auf die Mitgliederstaaten des Brüsseler Vertrages beschränkt wissen. Die britische Regierung hoffte dadurch mehr Einfluss auf die geplante Nordatlantikpaktorganisation ausüben zu können. Andererseits hatten Frankreich und die Beneluxstaaten kein Interesse daran, die britische Vorherrschaftsstellung im Brüsseler Pakt in das atlantische Bündnis mithinüberzunehmen. Bei den Verhandlungen konnten die Vereinigten Staaten aufgrund ihrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Stärke ihren Standpunkt in allen wesentlichen Fragen durchsetzen. Am 4. April 1949 unterzeichneten die Aussenminister Belgiens, Dänemarks, Frankreichs, Grossbritanniens, Islands, Kanadas, Luxemburgs, der Niederlande, Norwegens, Portugals und der USA den Vertrag.

Der Nordatlantikpakt wurde auf 20 Jahre abgeschlossen. Der Abschluss dieses Vertrages verletzte nicht nur die Bestimmungen der englisch-sowjetischen und französisch-sowjetischen Bündnisverträge von 1942 beziehungsweise 1944, sondern stand auch in Wider-

Spruch zu den Abkommen von Jalta und Potsdam sowie anderen während des Zweiten Weltkrieges abgeschlossenen Abkommen, in denen die Hauptmächte der Anti-Hitler-Koalition die Verpflichtung übernommen hatten, bei der Festigung des allgemeinen Friedens und der internationalen Sicherheit zusammenzuarbeiten. Die Teilnahme Italiens an der NATO war darüber hinaus eine Verletzung des 1947 unterzeichneten Friedensvertrages.

Wenn auch der Vertragstext dies nicht ausdrücklich ausspricht, so richtete sich der Nordatlantikpakt ganz eindeutig gegen die UdSSR und die volksdemokratischen Staaten. Selbst in den Kommentaren führender Staatsmänner der Paktstaaten sprach man ganz offen davon. Die Bildung der NATO wird bis heute als die Antwort des Westens auf die «alarmierenden Expansionsversuche» der Sowjetunion hingestellt.¹ Dabei verwies man auf die Festigung der volksdemokratischen Ordnung in den Staaten Ost- und Südosteuropas, insbesondere auf die Ausschaltung reaktionärer bürgerlicher Kräfte im Februar 1948 in der Tschechoslowakei, und natürlich auf die «Blockade» Berlins.

Die NATO war ein Instrument der imperialistischen Politik der Stärke gegen die sozialistischen Länder mit dem Ziel, die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges zu revidieren, den Einflussbereich des Imperialismus auszudehnen.

Für massgebende Kreise der Vereinigten Staaten war die Einbeziehung des westdeutschen Potentials in die NATO lange schon vor Realisierung dieser Pläne eine beschlossene Sache. Ohne Westdeutschland «musste Europas Verteidigung eine blosse Nachhutaktion an der Atlantikküste bleiben,»² schrieb der amerikanische Präsident Truman in seinen Memoiren.

Konrad Adenauer hatte im Oktober/November 1948 dem «Spiegel»-Herausgeber Rudolf Augstein empfohlen, die notwendige Aufstellung deutscher Divisionen zu propagieren. «Wir müssen sie erst einmal ins Gespräch bringen und dann das Weitere ab warten.»³ Im Dezember erhielt der ehemalige Hitlergeneral Hans Speidel von

1 Wilhelm G. Grewe: Deutsche Aussenpolitik der Nachkriegszeit, Stuttgart 1960, S. 65.

2 Harry S. Truman: Memoiren. Bd. II, S. 282.

3 Der Spiegel, 9. Oktober 1963, S. 66.

Adenauer den Auftrag, eine Denkschrift über die Notwendigkeit, den Umfang und Charakter einer westdeutschen Wiederaufrüstung zu verfassen.

Auch in sozialdemokratischen Kreisen war das Thema «militärischer Beitrag» keineswegs tabu. Auf der Sitzung des Parteivorstandes am 10. und 11. Dezember 1948 wurde eine Entschliessung zum Problem der westdeutschen Sicherheit angenommen. Die SPD-Parteiführung sprach sich zwar dagegen aus, «die Frage einer künftigen militärischen Position Deutschlands mit den Repräsentanten des alten Militarismus zu behandeln», bezeugte aber durchaus Wohlwollen für eine etwaige deutsche Beteiligung innerhalb eines «Systems internationaler kollektiver Sicherheit».⁴

Die anglo-amerikanischen Schöpfer des Brüsseler Vertrages und der NATO haben ganz bewusst eine Beteiligung Westdeutschlands an diesem Paktsystem vorgesehen. Prominente Parteiführer in den Westzonen haben bereits im Stadium der westdeutschen Staatswerdung analoge Vorschläge entwickelt. Die inkonsequente Durchführung der Entmilitarisierung in den Westzonen und die gleichzeitige Sammlung von Führungskadern und technischen Kräften der faschistischen Wehrmacht in Sonderlagern und militärisch organisierten Dienstgruppen bei den Besatzungstruppen schufen wichtige Voraussetzungen für eine relativ schnelle Aufstellung einer neuen westdeutschen Armee.

Die fast gleichzeitige Entstehung der NATO und der westdeutschen Bundesrepublik war folglich kein Zufall. Beide Ereignisse standen in engster Beziehung zueinander. Die Ausnutzung der ökonomischen und militärischen Potenzen Westdeutschlands für den antisowjetischen imperialistischen westeuropäisch-atlantischen Block war ein entscheidender Beweggrund für die Bildung der Bundesrepublik und die Spaltung Deutschlands.

4 Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1948/49, S. 136.

2. Die Beratungen des Parlamentarischen Rates

Am 1. September 1948 konstituierte sich in Bonn der Parlamentarische Rat. Er setzte sich aus 65 von den Landtagen delegierten stimmberechtigten Abgeordneten zusammen. Die Abgeordneten besaßen kein Mandat vom deutschen Volk bzw. der westdeutschen Bevölkerung, die Verfassung für einen westdeutschen Staat zu schaffen. Der Parlamentarische Rat besaß somit keine demokratische Legitimation. Seine Arbeit vollzog sich hinter verschlossenen Türen, hinter dem Rücken des Volkes.

Zu seinem Präsidenten wurde Konrad Adenauer gewählt. Am 15. September 1949 konstituierten sich der Ältestenrat, der Hauptausschuss und weitere zehn Fachausschüsse, von deren Vorsitzenden fünf der CDU/CSU, vier der SPD und einer der FDP angehörten. Zum Vorsitzenden des 21 Mitglieder (davon je 8 CDU/CSU und SPD, 2 FDP, je 1 DP, Zentrum und KPD) umfassenden Hauptausschusses wurde Carlo Schmid (SPD) gewählt.

Grundlage der Arbeiten des Parlamentarischen Rates bildete der in Herrenchiemsee im Auftrage der Ministerpräsidenten erarbeitete Verfassungsentwurf. Darüber hinaus wurden weitere Materialien herangezogen. So die «Grundsätze für eine Deutsche Bundesverfassung», die der Ellwanger Kreis im April 1948 beschlossen hatte; der Entwurf einer «Westdeutschen Satzung» des sozialdemokratischen Innenministers von Nordrhein-Westfalen, Walter Menzel; der Verfassungsentwurf des Zonenbeirates der britischen Zone. Auch die Verfassungsrichtlinien des Deutschen Volksrates vom August 1948 wurden wenigstens formell als Diskussionsgrundlage anerkannt.

Auf Grundlage der von den Fachausschüssen erarbeiteten Vorlagen begann der Hauptausschuss am 11. November mit der ersten Lesung des Grundgesetzentwurfes, die am 10. Dezember beendet wurde. Die zweite Lesung wurde in der Zeit vom 15. Dezember 1948 bis zum 20. Januar 1949 durchgeführt. Innerhalb von drei Tagen, vom 8. bis 10. Februar 1949, erfolgte die dritte und, wie zunächst angenommen wurde, letzte Lesung des Grundgesetzes im Hauptausschuss. Der Kompromissentwurf, der von allen Parteien ausser der KPD gebilligt worden war, bedurfte nunmehr der Zu-

stimmung der drei Militärgouverneure, um danach vom Plenum des Parlamentarischen Rates verabschiedet zu werden.

Charakteristisch für die Beratungen des Parlamentarischen Rates war das Bemühen der bürgerlichen Parteien und der SPD, über alle, z.T. nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten hinweg zu einer Einigung zu gelangen und damit die verfassungsmässigen Grundlagen für die Bildung eines westzonalen Staates möglichst rasch zu legen. Das war möglich, weil die Vertreter dieser Parteien auf einer gemeinsamen gesellschaftspolitischen Plattform, der bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsordnung, standen, weil eine anti-sowjetische Westorientierung im Zeichen des kalten Krieges, der Antikommunismus, die Feindschaft gegen die antifaschistisch-demokratische Ordnung im Osten Deutschlands sowie das Bestreben nach einer Revision der Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges sie miteinander verband.

Es gab im Parlamentarischen Rat nur eine Partei, die gleichermaßen für die demokratischen Interessen der westdeutschen Werktätigen, für die Herstellung eines einheitlichen demokratischen deutschen Staates und gegen die Separatstaatbildung auftrat bzw. diese Bildung als Akt der Spaltung Deutschlands charakterisierte – und das war die KPD. Sie war durch ihren Vorsitzenden Max Reimann und durch Hugo Paul, dessen Platz im Oktober Heinz Renner einnahm, vertreten. Die anderen Parteien waren sich sämtlich einig in ihrer Frontbildung gegenüber den Vertretern der KPD und in der konzessionslosen Ablehnung ihrer Anträge, die vor allem auf die Verankerung von sozialen Grundrechten und antimonopolistisch-demokratischen Forderungen sowie des Verbots der Remilitarisierung im Grundgesetz gerichtet waren. Ebenso einmütig wurden alle Vorschläge der KPD nach Verhandlungen mit dem Deutschen Volksrat zur Schaffung einer einheitlichen deutschen demokratischen Republik abgelehnt. Mit verteilten Rollen und grossem Aufwand sahen sich die Vertreter der anderen Parteien veranlasst, die Entlarvung des restaurativen und separatistischen Charakters der westdeutschen Staatsbildung zu verleugnen. Das Auftreten der KPD vermehrte die schwierige Situation, in der sich die anderen Parteien befanden, beträchtlich. Sie mussten verstärkte Bemühungen zur «nationalen» und demokratischen Tarnung und Aufpolierung

ihrer politischen Wege und Ziele und auch in einer Reihe Verfassungsfragen formale Zugeständnisse in Richtung von Forderungen des Kampfes um Demokratie und Frieden machen.

Die bürgerlichen Parteien vertraten spezifische parteipolitisch geprägte Varianten der Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus, die sich hinsichtlich des Ausmasses der als notwendig erachteten sozialpolitischen Manöver und der Verankerung formal-demokratischer Rechte und Freiheiten unterschieden. Die DP vertrat eine betont konservative und offen revanchistische Position, während die CDU/CSU stärker als Partei des sozialen Ausgleichs auftrat und ihre revanchistischen Ziele noch etwas zurückhaltender formulierte. Zwischen CDU/CSU und Zentrum bzw. FDP gab es Meinungsverschiedenheiten wegen der von der ersteren betriebenen Konfessionalisierung des Schulwesens und des kulturellen Lebens. Grösser waren die Unterschiede, die zwischen den bürgerlichen Parteien und der SPD in der Wirtschaftspolitik bestanden. Die rechten SPD-Führer verfolgten eine wirtschaftspolitische Variante, die die Nationalisierung von Industriezweigen, grössere Mitbestimmungsrechte für die Gewerkschaften und stärkere Elemente der Wirtschaftslenkung durch den bürgerlichen Staat beinhaltete. Obwohl sich diese Variante im Rahmen einer Grundkonzeption bewegte, die auf die Erhaltung und Entwicklung der bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsordnung orientiert war, bot sie doch objektiv Ansatzpunkte für bzw. fließende Übergänge zu den antimonopolistisch-demokratischen Forderungen von Kommunisten, klassenbewussten Sozialdemokraten und anderen Kräften. Sie war somit die für den Kampf um Demokratie, Frieden und sozialen Fortschritt günstigere Variante bürgerlicher Wirtschaftspolitik.

Meinungsverschiedenheiten traten zwischen SPD und bürgerlichen Parteien hinsichtlich des provisorischen Charakters des Grundgesetzes und der westdeutschen Staatsbildung auf. Die rechten SPD-Führer hoben aus verschiedenen Gründen den angeblich provisorischen Charakter stärker hervor.

Im Unterschied zur Sozialdemokratie betonten die Fraktionen der bürgerlichen Parteien, wie z.B. der Abgeordnete Josef Schwaiber von der CSU: «Es kann nicht unsere ernste Absicht sein, nur einen Torso zu schaffen. Wenn wir schon nicht . . . das ganze

Deutschland einbeziehen können, so soll wenigstens das, was wir schaffen, so gut wie möglich organisiert werden, es soll, wenn auch keimhaft, alle Lebenskräfte enthalten, um zu gegebener Zeit sich zu einem vollen Staatswesen entfalten zu können. Es soll das Kernstück werden, das wie ein Magnet diejenigen Teile Deutschlands an sich zieht, denen der Beitritt heute noch verwehrt ist.»⁵

Nicht weniger deutlich drückte sich der spätere erste Bundespräsident, Theodor Heuss von der FDP, aus, der davor warnte, «das Wort ‚provisorisch‘ etwas zu oft auszusprechen».⁶ Heuss wandte sich auch gegen die im Herrenchiemseer Entwurf getroffene Bezeichnung «Bund deutscher Länder» für den geplanten Westzonenstaat. Dieser Begriff war ihm zu zufällig, nicht symbolkräftig genug. Heuss schlug vor, den zu schaffenden Staat «Bundesrepublik Deutschland» zu nennen. Schliesslich sprach sich auch der Vertreter der DP, Hans-Christoph Seebohm, der schon in diesem Gremium lautstark revanchistische Ansprüche stellte, unmissverständlich gegen den Begriff des Staatsfragments aus.

Scheinbar setzte sich der von der SPD verfochtene Gedanke des Provisoriums der Bundesrepublik und des Grundgesetzes durch. Präambel und Schlussbestimmungen der Verfassung liessen allerdings eine sehr unterschiedliche Interpretation zu. «Während sie einen Staat mit allen Attributen des Staates und eine Verfassung mit allen Merkmalen einer Verfassung schufen, versicherten sie in einem fort, dass dieser Staat kein Staat und diese Verfassung keine Verfassung sei», schrieb Fritz René Allemann. «Diese sorgsamsten Unterscheidungen konnten die eine Tatsache nicht verwischen: dass das ‚Staatsfragment‘ den Vollstaat und das ‚Grundgesetz‘ die Vollverfassung bereits in sich trug.»⁷ Mit der Gründung der Bundesrepublik blieb vom provisorischen Charakter eines westdeutschen Staates nichts mehr übrig.

Weitere Meinungsverschiedenheiten traten in solchen Fragen wie der Föderalisierung und der sogenannten Unabhängigkeit des Richterstandes auf. Die CDU/CSU hielt an der von ihr seit 1945 vertre-

5 Parliamenurischer Rat. Stenographischer Bericht. Bd. 1, Nr. 3: Dritte Sitzung, S. 35.

6 Ebenda, S. 41.

7 Fritz René Allemann: Bonn ist nicht Weimar, (West-)Berlin (1956),

tenen föderalistisch geprägten Restaurationskonzeption fest, da noch nicht sicher war, in wessen parteipolitischen Händen die Zentralgewalt des westdeutschen Staates fallen würde. Die rechten SPD-Führer die damit rechneten, den ersten Bundeskanzler zu stellen, wollten die Kompetenzen der Zentralgewalt erweitern, insbesondere eine weitgehende Finanzhoheit des Bundes durchsetzen. Die CDU/CSU konnte in dieser Frage, gestützt durch weitgehend übereinstimmende Positionen der Militärgouverneure, ihren Standpunkt in dem Verhandlungskompromiss stärker zur Geltung bringen.

Einig waren sich bürgerliche Parteien und SPD in der Übernahme des bürgerlichen Verfassungsgrundsatzes der sogenannten Gewaltenteilung zwischen exekutiver, legislativer und richterlicher Gewalt. Dabei legten sie jedoch Wert auf eine Stärkung der Exekutive, insbesondere der Stellung des Bundeskanzlers, was schliesslich zur Entwicklung einer autoritären «Kanzlerdemokratie» führte.

Der Antrag der KPD, die Lehren aus der Geschichte zu ziehen und Exekutive und Richterstand der Kontrolle durch die Volksvertretung zu unterwerfen, wurde von allen anderen Parteien abgelehnt. Immerhin sahen sich die SPD-Führer genötigt, der Tatsache verfassungsfeindlicher Tätigkeit und Rechtsprechung von zahlreichen Richtern in der Weimarer Republik Rechnung zu tragen. Sie traten jedoch lediglich für die Schaffung eines Verfassungsgerichtes ein, eine Forderung, die im Bundesverfassungsgericht Gestalt annahm.

Verständlicherweise konnten die Abgeordneten des Parlamentarischen Rates 1948 noch nicht wagen, in die Verfassung Bestimmungen aufzunehmen, die eine Wiederbewaffnung Westdeutschlands vorsahen. Es wurden aber bewusst keine Artikel aufgenommen, die die geplante Remilitarisierung unmöglich gemacht oder erschwert hätten. Der Antrag der KPD, den Krieg zu ächten, wurde abgelehnt.

Die Westmächte und ihre Militärgouverneure verfolgten die Arbeit des Parlamentarischen Rats wachsam und scheuten sich nicht, in den Prozess des Zustandekommens des Grundgesetzes durch neue Richtlinien bzw. Präzisierungen offen einzugreifen, ihre Interessen durchzusetzen und die «Väter des Grundgesetzes» wie Schuljungen zu gängeln und zu bevormunden.

3. *Das Ruhrstatut*

Am 11. November 1948 begann in London eine Konferenz von Vertretern Grossbritanniens, der USA, Frankreichs und der Beneluxstaaten, um – wie es in den «Londoner Empfehlungen» festgelegt worden war – über die Errichtung einer internationalen Kontrollbehörde im Ruhrgebiet zu beraten. Auf der ersten Plenarsitzung hatte der französische Delegierte, Hervé Alphand, folgende Forderungen erhoben: Ausstattung der geplanten Ruhrbehörde mit Vollmachten gegen eine übermässige industrielle Machtkonzentration, Verhinderung einer Machtübernahme durch extrem nationale und nazistische Gruppen, Überwachung der Planung und Neuausrüstung der Ruhrunternehmen, damit die europäische Sicherheit nicht gefährdet werde. Nach langwierigen Beratungen wurde am 28. Dezember 1948 der Entwurf eines Abkommens veröffentlicht.

Nach dem Abschlusskommuniqué bestand das Hauptziel der sechs Mächte darin, «sicherzustellen, dass die Hilfsquellen der Ruhr zukünftig nicht für Angriffszwecke sondern allein im Interesse des Friedens verwendet werden».⁸ Der Internationalen Ruhrbehörde wurden weitgehende Vollmachten zur Kontrolle der gesamten Produktion von Kohle, Koks und Stahl übertragen. Sie teilte diese Produkte der Ruhr zwischen innerdeutschen Verbrauch und Export auf. Alle Fragen, die Stahl, Kohle und Koks des Ruhrgebiets berührten, wurden faktisch aus der Kompetenz der künftigen westdeutschen Regierung ausgeklammert. Formell war eine Beteiligung Westdeutschlands vorgesehen, doch die Stimmverteilung in der Behörde (USA, Grossbritannien, Frankreich und Westdeutschland je drei, Belgien, die Niederlande und Luxemburg je eine, wobei bei acht Ja-Stimmen ein Beschluss angenommen galt), liess diese Vertretung von vornherein zur Fiktion werden.

Das Ruhrstatut sah eine weitgehende Beschneidung der staatlichen Souveränität vor und musste deshalb die westdeutsche Bundesregierung mit einer schweren Hypothek belasten. Schon im Juni 1948 waren die Passagen der «Londoner Empfehlungen» über eine Ruhrkontrolle Gegenstand schärfster Kritik gewesen. Jetzt, nach-

8 Europa-Archiv, Viertes Jahr, Januar-Juni 1949, S. 2197.

dem der volle Wortlaut des Ruhrabkommens veröffentlicht wurde, zeigte sich, dass die damaligen Befürchtungen vollauf berechtigt waren.

Am 7. Januar 1949 fand im Hauptausschuss des Parlamentarischen Rates eine Sondersitzung statt, in der alle darin vertretenen Parteien zum Ruhrstatut Stellung nahmen. Die Aussprache wurde durch eine Entschliessung der KPD-Fraktion erzwungen, in der die Weigerung jeder Mitarbeit des Parlamentarischen Rates an der Durchführung des Ruhrstatuts gefordert wurde.

Heinz Renner verwies auf den engen Zusammenhang zwischen dem Gesetz Nr. 75 und dem Ruhrstatut, die beide die deutschen Monopolherren in ihren Machtstellungen beliesen. «Das Ruhrstatut gibt keine Handhabe gegen das Wiederaufkommen des Nationalsozialismus. Es beseitigt nicht die Macht und den Einfluss der Aggressoren von gestern. Es schafft keine Sicherheit für jene Völker, die Hitlers Angriffskrieg zum Opfer fielen . . .»⁹

Der kommunistische Antrag, jede Mitwirkung am Ruhrstatut zu verweigern, wurde von den anderen Parteien abgelehnt. Sie bestätigten damit, dass ihre Deklarationen und halben A-blehnungen die grundsätzliche Bejahung der auch im Ruhrstatut verankerten Politik der Restauration in Westdeutschland und der Spaltung Deutschlands nicht in Frage stellten.

Am 28. April 1949 unterzeichneten Vertreter der sechs Mächte in London das Abkommen über das Ruhrstatut. Im Juli 1949 nahm die Ruhrbehörde ihre Tätigkeit in Düsseldorf auf. Nach Bildung der Bundesrepublik erklärte das Adenauer-Kabinett am 30. November 1949 seinen offiziellen Beitritt zum Ruhrstatut. Das Ruhrabkommen der sechs Mächte hatte nichts mehr gemein mit der von der Sowjetunion auf der Moskauer Aussenministerkonferenz von 1947 vorgeschlagenen Viermächtekontrolle des Ruhrgebietes. Anstelle einer echten Kontrolle des deutschen schwerindustriellen Herzstückes zur Sicherung des europäischen Friedens trat die Einbeziehung des Ruhrgebietes in den aggressiven Westblock. Aus der deutschen sollte die NATO-Waffenschmiede werden.

Ein weiterer Schritt zur Realisierung der «Londoner Empfehlun-

⁹ Parlamentarischer Rat. Verhandlungen des Hauptausschusses, S. 384 f.

gen» war die Bildung eines Militärischen Sicherheitsamtes für die Westzonen, die am 17. Januar 1949 bekanntgegeben wurde. Das Amt unterstand unmittelbar den Oberbefehlshabern der westlichen Besatzungstruppen in Westdeutschland. Seine Aufgabe sollte darin bestehen, «die Wiedergeburt eines deutschen Kriegspotentials»¹⁰ zu verhindern. Formell übernahm das Sicherheitsamt eine Reihe von Funktionen, die einst vom Alliierten Kontrollrat ausgeübt wurden. Es sollte unter anderem die Durchführung bereits erlassener Viermächteverordnungen und Direktiven, die den militärischen Sicherheitskomplex betrafen, überwachen; die Einhaltung von Verboten und Beschränkungen bei bestimmten Industrien gewährleisten; das Wiederaufleben von militärischen Organisationen und die Forschung auf militärischem Gebiet verhindern.

Die Errichtung eines sogenannten militärischen Sicherheitsamtes sollte offensichtlich den Eindruck erwecken, als hielten sich die drei Westmächte nach wie vor an bestimmte Grundsätze der 1945 verkündeten gemeinsamen Deutschlandpolitik. Abgesehen davon, war diese Einrichtung dazu bestimmt, das Misstrauen der französischen Regierung in Bezug auf eine Wiederbelebung der Rüstungsindustrie beseitigen zu helfen. So kurios diese Massnahme angesichts der damals bereits bestehenden Remilitarisierungspläne heute auch erscheinen mag, sie war notwendig, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen und um die gemeinsame Politik der drei Westmächte im Zusammenhang mit der Weststaatsbildung zu sichern.

4. Verabschiedung von Grundgesetz und Besatzungsstatut

Nach der dritten Lesung im Hauptausschuss wurde der Verfassungsentwurf am 11. Februar 1949 den alliierten Verbindungsstäben zur Weiterleitung an die Militärgouverneure übergeben. Diese hatten, wie Clay in seinen Erinnerungen schreibt, «einiges an der Verfassung auszusetzen».¹¹ Der Parlamentarische Rat wurde zunächst an-

10 Europa-Archiv, 1949, S. 2163.

11 Lucius D. Clay: Entscheidung in Deutschland, S. 463.

gewiesen, die endgültige Beschlussfassung über die Verfassung im Plenum – sie war bereits für den 22. Februar festgelegt worden – hinauszuschieben, bis sich die Militärregierungen zu den Einzelheiten geäußert hatten. Am 2. März übergaben die Militärgouverneure einer Delegation des Parlamentarischen Rates, die aus dem Präsidenten und den Mitgliedern des sogenannten Fünferausschusses bestand, eine Denkschrift, in der eine ganze Reihe von Artikeln des Verfassungsentwurfs beanstandet wurden. Die Haupteinwände betrafen wiederum das Verhältnis zwischen Bund und Ländern. Nach Ansicht der Militärgouverneure hatte der Parlamentarische Rat den föderalistischen Rahmen des Grundgesetzes nicht genügend eingehalten. Sie forderten deshalb die Abänderung verschiedener Artikel, in denen unter anderem die Rechte der Länder und die Steuerverteilung zwischen Bund und Ländern geregelt wurden. Auf Kritik stießen auch die angeblich ungenügende Sicherung der richterlichen Unabhängigkeit und die Bestimmungen über das Berufsbeamtenrecht, «die das überlieferte und zweifellos undemokratische Berufsbeamtenrecht fortzuführen schienen».¹² Schliesslich verlangten die Militärgouverneure die Änderung des Artikels 22, in dem der Geltungsbereich des Grundgesetzes auf «Gross-Berlin» ausgedehnt wurde.

Der Hauptausschuss hatte in seiner 47. Sitzung am 8. Februar 1949 gegen die Stimme des KPD-Vertreters die Einbeziehung ganz Berlins als zwölftes Land in die Bundesrepublik beschlossen. Dieser Akt gehörte zu jenen Provokationen, durch die der Parlamentarische Rat zur Erhöhung der Spannungen in Deutschland beisteuerte. Die Einbeziehung Berlins in die Bundesrepublik sollte den «gesamtdeutschen» Vertretungsanspruch der Bundesrepublik demonstrieren und ihren Separatstaatscharakter übertünchen. Dieser erste, aber keineswegs letzte Versuch der deutschen Spalter, Berlin beziehungsweise später Westberlin in den Bund einzubeziehen, scheiterte am Einspruch der Westmächte, die ihre Rechtspositionen offensichtlich realistischer beurteilten.

Die Mehrheit des Parlamentarischen Rates war bereit, die Einwände der Militärgouverneure zu berücksichtigen.

¹² Ebenda, S. 464.

Am 25. April trafen sich die drei Militärgouverneure mit einer siebzehnköpfigen Delegation des Parlamentarischen Rates zu einer letzten Aussprache über den Verfassungsentwurf, auf der es schliesslich zur endgültigen Einigung kam. Adenauer konnte den Militärgouverneuren versichern, dass der baldigen Verabschiedung des Grundgesetzes durch eine ausreichende Mehrheit nunmehr nichts mehr im Wege stünde.

Am 5. und 6. Mai 1949 wurde die vierte Lesung des Grundgesetzes im Hauptausschuss regelrecht durchgepeitscht. Wenige Stunden nach Beendigung der Lesungen – noch am 6. Mai – begann im Plenum – die Abgeordneten waren telegrafisch herbeigerufen worden – die Abschlussberatung des Verfassungsentwurfs. Am 8. Mai 1949 wurde das Grundgesetz mit 53 gegen 12 Stimmen angenommen. Für die Annahme entschieden sich die Abgeordneten der CDU, der SPD und der FDP. Gegen das Grundgesetz stimmten die Abgeordneten der KPD, des Zentrums, der Deutschen Partei und 6 der 8 CSU-Vertreter. Die Ablehnung war bei diesen Parteien auf sehr unterschiedliche Motive zurückzuführen. Allein die KPD stimmte gegen das Grundgesetz, weil dadurch die Spaltung Deutschlands besiegelt, weil wesentliche soziale Grundrechte nicht aufgenommen wurden. Die KPD gab allerdings mehr als einmal zu verstehen, dass sie trotz grundsätzlicher Ablehnung der Verfassung die darin enthaltenen demokratischen Rechte des Volkes verteidigen werde. Die sechs bayrischen CSU-Abgeordneten lehnten das Grundgesetz ab, weil ihre extrem föderalistischen Forderungen nicht berücksichtigt worden waren, die Vertreter des Zentrums, weil das von ihnen vertretene Elternrecht keine Aufnahme gefunden hatte, und die Deutsche Partei sprach sich dagegen aus, weil ihr die Verfassung zu «fortschrittlich» war.

Die Absicht, vor der bevorstehenden Aussenministerkonferenz in Paris vollendete Tatsachen zu schaffen, trieb die Schöpfer des Grundgesetzes zur schnellen Beendigung ihrer Arbeiten.

«Das, was bei uns, und das, was in der Ostzone geschieht, ist ebensowenig zu vergleichen, wie Feuer und Wasser zu vergleichen sind», erklärte Adenauer in seiner Schlussansprache vor dem Parlamentarischen Rat. «Deswegen möchte ich in dieser bedeutungsvollen Stunde den alliierten Mächten zurufen: Wir wollen nicht, dass

durch die Verhandlungen in Paris etwa eine Annäherung der Zustände in den Westzonen an die in der Ostzone erreicht wird. Wir wollen keine solche Vermischung, sondern wir möchten, dass die Ostzone zu den gleichen Zuständen gelangt, in denen wir leben, damit wir dann die Einheit und die Freiheit Deutschlands als gesichert ansehen können.»¹³

Keinen Kompromiss mit dem Osten, Wiederherstellung der Einheit Deutschlands mit Hilfe der Westmächte auf imperialistischer Grundlage – das war das Programm Adenauers, das seine Politik als Bundeskanzler und Repräsentant des deutschen Monopolkapitals bestimmte. Paul Lobe als Sprecher der Sozialdemokratie ergänzte diese Zielstellung mit der Forderung nach Revision der in Potsdam festgelegten deutschen Ostgrenzen.

Seebohm verlangte sogar die Fixierung des «Rechtes auf Heimat»,¹⁴ das heisst des revanchistischen Anspruches auf die ehemaligen deutschen Ostgebiete, im Grundgesetz.

Mit diesen masslosen und zugleich illusionären Deklamationen verabschiedete der Parlamentarische Rat die westdeutsche Verfassung. Bereits am 12. Mai hatten die Militärgouverneure ihre Zustimmung erteilt und das Grundgesetz zur Ratifizierung an die Landtage weitergeleitet. In zehn der elf westdeutschen Länder wurde es mit grosser Mehrheit angenommen. Lediglich der bayrische Landtag verweigerte mit 101 Nein- gegen 63 Ja-Stimmen und bei 9 Enthaltungen der Verfassung seine Zustimmung. Dagegen stimmten die Fraktionen der CSU und der Bayernpartei, vor allen Dingen deshalb, weil nach ihren Auffassungen die Länderinteressen im Bonner Grundgesetz ungenügend verankert waren. Die Rechtsverbindlichkeit des Grundgesetzes wurde allerdings im Falle seiner Annahme in zwei Dritteln der deutschen Länder auch für Bayern anerkannt.

Am 23. Mai 1949, an dem Tage als die vier Aussenminister der Sowjetunion, Frankreichs, Grossbritanniens und der USA in Paris ihre Verhandlungen begannen, fand die letzte Sitzung des Parlamentarischen Rates statt. Einziger Punkt der Tagesordnung war die Fest-

13 Parlamentarischer Rat. Stenographische Berichte, Bd. 1, Nr. 10: Zehnte Sitzung, S. 242.

14 Ebenda, Nr. 9: Neunte Sitzung, S. 175.

stellung der Annahme des Grundgesetzes, seine Ausfertigung und Verkündigung. Nacheinander unterschrieben die Abgeordneten des Parlamentarischen Rates, die elf Landtagspräsidenten und die elf Ministerpräsidenten das Grundgesetz. Als der Schriftführer des Parlamentarischen Rates die Namen der beiden kommunistischen Abgeordneten zur Unterschrift aufrief, lehnten diese ab. «Ich unterschreibe nicht die Spaltung Deutschlands»,¹⁵ rief Heinz Renner in das feierliche Schweigen der Schlusszeremonie. Es blieb Adenauer vorbehalten, in seinen abschliessenden Worten noch einmal die unwahre These zu wiederholen, dass der Parlamentarische Rat durch seine Arbeit «einen wesentlichen Beitrag zur Wiedervereinigung des ganzen deutschen Volkes»¹⁶ geleistet habe.

Das Grundgesetz war ein Dokument der Spaltung Deutschlands. Es schrieb die erreichte Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus fest, ermöglichte ihre Fortführung und den reaktionären Ausbau der BRD.

Mit der Formulierung eines Alleinvertretungsanspruches wurde die Grundlage gelegt für die Politik der Nichtanerkennung eines zweiten deutschen Staates, für die aggressive und annexionistische Politik gegenüber der im Entstehen begriffenen DDR. Das sogenannte Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes war somit nichts anderes als der Anspruch des wiedererstehenden deutschen Imperialismus auf die Errichtung eines imperialistischen Deutschlands – und zwar in den Vorkriegsgrenzen. Damit wurde der Revanchismus legalisiert. Zugleich wurden im Grundgesetz Voraussetzungen für die Beteiligung der BRD an der westlichen Block- und «Integrations»politik und für eine mögliche Remilitarisierung geschaffen.

Zum Zwecke der Verschleierung des bürgerlichen Charakters der im Grundgesetz festgeschriebenen Staats- und Gesellschaftsordnung und zugleich als Ausdruck von notwendigen politischen Zugeständnissen fanden im Grundgesetz demokratische Rechte und Freiheiten formelle Verankerung. Die BRD wurde – im Widerspruch zur Verfassungswirklichkeit – als demokratischer und sozia-

15 Parlamentarischer Rat. Stenographische Berichte, Bd. I, Nr. 12: Zwölfte Sitzung, S. 272.

16 Ebenda, S. 273.

ler Rechtsstaat charakterisiert. Die Möglichkeit der Überführung von Naturschätzen und Produktionsmitteln im Gemeineigentum gegen Entschädigung wurde eingeräumt. Doch enthielt das Grundgesetz keinerlei Verfassungsgebot hinsichtlich der Überführung von Produktionsmitteln in Gemeineigentum und der Mitbestimmung, wie sie z.B. in der hessischen Verfassung verankert worden waren.

Insgesamt den Prozess der Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus widerspiegelnd, enthielt das Grundgesetz somit auch Bestandteile, die für einen verfassungsgemässen antimonopolistisch-demokratischen Kampf genutzt werden konnten. Es spiegelte damit zugleich auch wider, dass der deutschen Grossbourgeoisie noch keine vollständige Restauration, erst ein dreiviertel Sieg gelungen war. Bis zur Gegenwart waren deshalb auch bereits mehr als zwanzig Grundgesetzänderungen notwendig, um diese Verfassung den Herrschaftsinteressen der westdeutschen Grossbourgeoisie anzupassen.

Noch vor Abschluss der Verfassungsarbeiten in Bonn hatten sich die Westmächte über alle offenstehenden Fragen der westdeutschen Staatsgründung verständigt. Am 26. März 1949 wurde ein Sechsmächtekommuniqué über Grenzveränderungen im Westen veröffentlicht. Es legte 31 Grenzberichtigungen zugunsten der Niederlande, Belgiens, Luxemburgs, Frankreichs und des Saargebietes fest. Vom 5. bis 8. April 1949 handelten die Aussenminister Dean G. Acheson, Ernest Bevin und Robert Schuman in Washington die letzten ungeklärten Probleme aus. Im Gegensatz zu früheren Beratungen, bei denen sich die französischen Vertreter immer wieder als Hemmschuh erwiesen hatten, einigten sich die Minister diesmal sehr rasch. Die USA konnten ihren Standpunkt ohne nennenswerten Widerstand der anderen Partner durchsetzen. Nicht ohne Einfluss auf den schnellen Abschluss der Verhandlungen war der am 4. April erfolgte Abschluss des Nordatlantikpaktes.

Die Aussenminister einigten sich auf den Text des vorgesehenen Besatzungsstatuts für Westdeutschland, das den drei Militärgouverneuren überreicht wurde. Damit kamen die seit Spätsommer geführten Verhandlungen über seinen Inhalt endlich zum Abschluss. Im Besatzungsstatut behielten sich die Westmächte unter anderem das Recht der Entscheidung über folgende Bereiche vor: Fragen der Ab-

rüstung und Entmilitarisierung; Kontrolle der Ruhr, des Aussenhandels und des Devisenverkehrs; auswärtige Angelegenheiten einschliesslich internationaler Abkommen. Den westdeutschen Behörden sollte die «volle Freiheit» in der Verwaltung und Gesetzgebung überlassen werden, wobei sich die Besatzungsbehörden das Einspruchsrecht vorbehalten. Änderungen des Grundgesetzes und der Länderverfassungen bedurften gleichfalls der Zustimmung der Okkupationsbehörden. Geblieben war der bereits in den Frankfurter Direktiven vorhandene Passus: «Die Besatzungsbehörden behalten sich indessen das Recht vor, auf Weisung ihrer Regierungen die Ausübung der vollen Gewalt ganz oder teilweise wieder zu übernehmen, wenn sie dies als wesentlich ansehen für die Sicherheit oder die Aufrechterhaltung der demokratischen Regierung in Deutschland oder als Folge der internationalen Verpflichtungen.»¹⁷

Die Westmächte versprachen eine Überprüfung des Besatzungsstatuts und eventuelle Erweiterungen der deutschen Zuständigkeitsbereiche 12 beziehungsweise 18 Monate nach seinem Inkrafttreten.

Das von den drei Aussenministern in Washington verabschiedete Besatzungsstatut war das wohl wichtigste Dokument des künftigen westdeutschen Staates. Es schränkte seine Handlungsfähigkeit in starkem Masse ein. Den Besatzungsmächten blieb letztlich die Entscheidung über alle wichtigen Lebensbereiche vorbehalten. Jede selbständige Politik der künftigen westdeutschen Regierung, insbesondere in Fragen der Beziehungen zu anderen Staaten, der Friedensregelung mit Deutschland und der Wiedervereinigung, war aufgrund des Statuts nicht möglich.

Die drei Aussenminister beschlossen in Washington das Abkommen über die Dreimächtekontrolle, das die endgültige Fusion der drei Besatzungszonen und die Errichtung eines Dreimächtekontrollapparates zum Inhalt hatte. Das in Washington erzielte Abkommen sah nunmehr die Errichtung einer obersten alliierten Kontrollbehörde, der Alliierten Hohen Kommission, vor. Sie bestand aus einem Hohen Kommissar jeder Besatzungsmacht oder seinem Stellvertreter. Dieses zivile Amt ersetzte die bisherigen Militärgouverneure. An der Spitze der Besatzungstruppen stand darüber hin-

17 Europa-Archiv, Viertes Jahr, Januar-Juni 1949, S. 2075.

aus ein militärischer Oberbefehlshaber. Art und Ausmass der Kontrollfunktionen der Hohen Kommission wurden durch das Besatzungsstatut umrissen. Interessant war der vorgesehene Abstimmungsmodus in diesem Gremium. Auf dem Gebiet des Aussenhandels und des Devisenverkehrs sollten die Vertreter der Besatzungsbehörden ein Stimmrecht haben, «dessen Gewicht zu den Mitteln im Verhältnis steht, die von den betreffenden Regierungen für Deutschland zur Verfügung gestellt werden».¹⁸ Alle anderen Fragen wurden durch einfachen Mehrheitsbeschluss entschieden. Dieses Abstimmungsverfahren in der Alliierten Hohen Kommission räumte den USA den entscheidenden Einfluss in Westdeutschland ein. Daran änderten auch die im Abkommen vorgesehenen Rechte der Hochkommissare nichts, an ihre Regierungen zu appellieren, um Änderungen von Entscheidungen zu erwirken. Änderungen der Bundesverfassung mussten vor den alliierten Hochkommissaren einstimmig beschlossen werden.

Das Abkommen über die Errichtung der internationalen Ruhrbehörde (Ruhrstatut) wurde von der Konferenz bestätigt und gutgeheissen.

Die Washingtoner Aussenministerkonferenz schloss die entscheidenden Vorbereitungen der drei Westmächte für die westdeutsche Staatsgründung ab. Ihre Beschlüsse bestätigten ganz eindeutig die amerikanische Hegemoniestellung gegenüber Grossbritannien und Frankreich. Nach dem Schlusskommunique der Konferenz wurde als eines der wichtigsten Ziele der drei alliierten Regierungen die Eingliederung des deutschen Volkes «in die europäische Gemeinschaft» bezeichnet.¹⁹ Hinter dieser wohlklingenden Formulierung verbarg sich die feste Absicht der USA, Grossbritanniens und Frankreichs, die westdeutsche Bundesrepublik in das bestehende ökonomische und militärische antisowjetische Bündnis einzuordnen. Sie gaben damit zu erkennen, dass die Konstituierung des westdeutschen Staates nur ein Teilziel ihrer Deutschlandpolitik bildete.

18 Ebenda, S. 2076.

19 Ebenda, S. 2074.

5. Die Pariser Konferenz der Aussenminister

Im Hinblick auf die Aussenministerkonferenz der vier Grossmächte richtete das Präsidium des Deutschen Volksrates am 7. Mai 1949 an den Parlamentarischen Rat und den bizonalen Wirtschaftsrat noch einmal telegrafisch die Aufforderung, in Braunschweig oder an irgendeinem anderen Ort zu Besprechungen zusammenzutreffen. Dabei sollte unter anderem über folgende Fragen beraten werden:

1. Massnahmen zur Verwirklichung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit Deutschlands;
2. Ausarbeitung eines gesamtdeutschen Memorandums für die Aussenministerkonferenz, in dem der baldige Abschluss eines Friedensvertrages und der Abzug der Besatzungstruppen gefordert werden sollten. Die Fraktion der KPD stellte zu Beginn der Plenarsitzung vom 8. Mai den Antrag, dass der Parlamentarische Rat sofort Verbindung mit dem Präsidium des Deutschen Volksrates aufnehmen solle.

Die Vorschläge des Deutschen Volksrates boten im Frühjahr 1949 noch einmal die Möglichkeit für sachliche Verhandlungen zwischen den Vertretern Ost- und Westdeutschlands über die Herstellung der staatlichen Einheit. Die Angebote des Volksrates befanden sich in voller Übereinstimmung mit den auf der ersten Parteikonferenz der SED im Januar 1949 formulierten Zielsetzungen ihrer Politik:

«Wir fordern die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands und die Bildung einer gesamtdeutschen Regierung aus den demokratischen Parteien und Organisationen!

Wir fordern den Abschluss eines Friedensvertrages mit Deutschland und den Abzug der Besatzungstruppen nach Abschluss des Friedensvertrages!

Wir fordern die restlose Ausrottung des Militarismus und Nazismus und den Aufbau eines friedlichen demokratischen Deutschlands!»²⁰

Auf der Grundlage dieser Forderungen suchten die SED und die mit ihr in der Volkskongressbewegung verbundenen Parteien einen Kompromiss selbst mit den Kräften, die sich für die Bildung eines

20 Dokumente der SED, Bd. II, Berlin 1971, S. 172.

westdeutschen Staates ausgesprochen hatten. Wie zuvor und wie in den folgenden Jahren lehnten es aber die bürgerlichen und sozialdemokratischen Politiker in den Westzonen ab, mit den Repräsentanten Ostdeutschlands über die Frage der Einheit Deutschlands zu sprechen. Sie wollten nicht mehr «zurück zu Potsdam», sie zogen ein restauriertes imperialistisches Westdeutschland dem demokratischen deutschen Einheitsstaat vor. Im Unterschied zur SED fürchteten die Parteiführungen der CDU/CSU, der SPD, FDP die offene Auseinandersetzung um die Gestaltung eines einheitlichen deutschen demokratischen Staates. Sie zeigten keinerlei Kompromissbereitschaft und weigerten sich, von dem beschrittenen Weg zur Spaltung abzugehen.

Auf der Pariser Aussenministerkonferenz, die vom 23. Mai bis 20. Juni 1949 tagte, waren die vier Grossmächte durch Dean G. Acheson (USA), Ernest Bevin (Grossbritannien), Robert Schumann (Frankreich) und A. J. Wyschinski (UdSSR) vertreten. Auf der Tagesordnung standen – abgesehen von der Frage des österreichischen Staatsvertrages – folgende Punkte:

1. die Probleme der deutschen Einheit einschliesslich der Richtlinien für Politik und Wirtschaft sowie Fragen der Viermächtekontrolle;

2. Berlin und die Währungsfrage;

3. die Frage der Vorbereitungen für einen deutschen Friedensvertrag. Zum ersten Punkt der Tagesordnung unterbreitete der sowjetische Aussenminister Wyschinski am 24. Mai folgende Vorschläge zur Gewährleistung der wirtschaftlichen und politischen Einheit Deutschlands:

1. Wiederaufnahme der Tätigkeit des Alliierten Kontrollrates auf der früheren Grundlage als Organ, «das dazu berufen ist, die oberste Gewalt in Deutschland auszuüben», und Wiedereinsetzung der Alliierten Kommandantur in Berlin;

2. Errichtung eines gesamtdeutschen Staatsrates als deutsche Zentralbehörde «auf der Grundlage der jetzt in der Ost- und den Westzonen bestehende deutschen Wirtschaftsorgane»; Wiederherstellung der Gesamtberliner Stadtverwaltung.²¹

21 Siehe Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 218.

Bei den Westmächten stiessen die sowjetischen Vorschläge auf taube Ohren. Einmal widersetzten sich die westlichen Aussenminister aus sehr naheliegenden Motiven einer Rückkehr zu den gemeinsamen Prinzipien von 1945, die von der Sowjetunion zum Ausgangspunkt ihrer Vorschläge gemacht wurden. Acheson behauptete, das Abkommen von Potsdam sei nur für die erste Zeit der Kontrolle gedacht gewesen «und führte bedauerlicherweise durch die Anwendung seiner Grundsätze in der Folge zur Teilung Deutschlands». ²² Zum anderen wandten sich die Westmächte gegen eine Wiederaufnahme der Viermächteverwaltung auf der Basis des Alliierten Kontrollrats. Insbesondere war es hier das Prinzip der Einstimmigkeit und des Vetorechtes, das die westlichen Vertreter zur Ablehnung der sowjetischen Vorschläge bewog.

Am 28. Mai legte der britische Aussenminister Bevin im Namen seiner beiden Kollegen die westlichen Gegenvorschläge vor. Bereits im ersten Punkt des Memorandums trat deutlich zutage, worauf die Vorstellungen der Westmächte hinausliefen: «Da das Grundgesetz von Bonn öffentlich verkündet worden ist, nachdem es die Zustimmung der übergrossen Mehrheit der gewählten Vertreter von drei Besatzungszonen gefunden hatte, sollte die Vereinheitlichung Deutschlands entsprechend diesem Gesetz auf Grund geeigneter Vereinbarungen, die den Staaten der Ostzone den Beitritt gestatten würden, ins Werk gesetzt werden.» ²³

Die Westmächte verlangten also nicht mehr und nicht weniger, als den Anschluss der sowjetischen Besatzungszone an die Westzonen, die Ausdehnung der Prinzipien der Bonner Verfassung auf ganz Deutschland und in der Endkonsequenz die Aufgabe der in Ostdeutschland geschaffenen antifaschistisch-demokratischen Ordnung. Dieses Ziel des Westens wurde auch durch die anderen Punkte bestätigt, die ein Besatzungsstatut für ganz Deutschland und eine Viermächtekontrolle in Gestalt einer Hohen Kommission auf der Grundlage der Stimmenmehrheit vorsahen, also auf die Ausschaltung der Sowjetunion in der deutschen Frage hinausliefen.

Auch bei den beiden anderen Punkten der Tagesordnung schei-

²² Keesing's Archiv der Gegenwart, 1948/49, S. 1978.

²³ Dokumente zur deutschen Politik und Geschichte, Bd. VI, S. 382.

terte eine Übereinkunft des Aussenministerrates an der Haltung der Westmächte.

Ein sowjetischer Vorschlag zur Regelung der Berliner Währungsfrage auf Grundlage der Direktive vom 30. August 1948 wurde vom amerikanischen Aussenminister als verspätet und überholt abgelehnt. Überhaupt weigerten sich die drei westlichen Aussenminister, jeder Lösung des Währungsproblems, solange Berlin geteilt bleibe, zuzustimmen. Andererseits verweigerten sie den sowjetischen Vorschlägen zur Wiederherstellung einer einheitlichen Berliner Stadtverwaltung und der Alliierten Kommandantur auf der Grundlage der Abkommen von 1945 ihre Zustimmung.

Ebensowenig wie die Westmächte bereit waren, ihre Pläne in Westdeutschland zugunsten einer gesamtdeutschen Lösung zu revidieren, zeigten sie sich in Berlin zu einer Lösung geneigt, die über den Status quo vom 4. Mai 1949 hinausging. Der strategische Vorposten Westberlin erschien ihnen wichtiger als jede Vereinbarung, die zur Wiederherstellung einer einheitlichen Stadtverwaltung geführt hätte. Diese Haltung hatten die Westmächte schon vor Beginn der Aussenministerkonferenz demonstriert, als sie – ähnlich wie in Westdeutschland – am 14. Mai 1949 ein sogenanntes Kleines Besatzungsstatut verkündeten. Auch die Fortsetzung der Luftbrückenaktion nach Aufhebung der Sperrmassnahmen bis zum 30. September 1949 war ein Ausdruck dafür.

Hinsichtlich des Abschlusses eines deutschen Friedensvertrages unterbreitete Wyschinski am 10. Juni 1949 einen Dreipunkteplan. Dieser sah vor, dass die Regierungen der vier Mächte «innerhalb von drei Monaten dem Aussenministerrat Entwürfe eines Friedensvertrages mit Deutschland vorlegen sollten und dass in diesen Entwürfen für den Friedensvertrag mit Deutschland der Abzug der Besatzungstruppen aller Mächte aus Deutschland im Laufe eines Jahres nach Abschluss des Friedensvertrages vorgesehen werden sollte.» Ausserdem schlug die sowjetische Delegation vor, «zu beschliessen, dass auf der gegenwärtigen Tagung des Aussenministerrates die Erörterung des Verfahrens für die Vorbereitung des Friedensvertrages abgeschlossen wird».²⁴ Acheson und Schuman betrachteten die

24 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 228.

Vorbereitung eines deutschen Friedensvertrages für unmöglich, bevor die Mächte sich nicht über die beiden anderen Fragen – Herstellung der Einheit Deutschlands und Berlins – geeinigt hätten. Bevin erklärte sich bereit, den sowjetischen Vorschlag seiner Regierung weiterzuleiten. Schumann wiederum erhob dagegen Einspruch, dass die Besatzungstruppen innerhalb eines Jahres nach Abschluss des Friedensvertrages aus Deutschland abziehen sollten. Wie in London 1947 weigerten sich die drei westlichen Aussenminister auch in Paris, eine Delegation des Deutschen Volkskongresses zu empfangen.

Erfolgreich verliefen dagegen die Verhandlungen über Österreich. Die Aussenminister konnten sich über die grundsätzlichen Fragen des österreichischen Staatsvertrages einigen. Die Stellvertreter der Minister wurden beauftragt, bis spätestens zum 1. September 1949 den Gesamtentwurf des Vertrages vorzulegen.

In dem gemeinsamen Schlusskommuniqué der Konferenz²⁵ wurde festgestellt, dass es nicht möglich gewesen sei, «ein Übereinkommen über die Wiederherstellung der wirtschaftlichen und politischen Einheit Deutschlands zu erzielen». Ungeachtet dessen sollten die Bemühungen zur Lösung der deutschen Frage fortgesetzt werden. Zu diesem Zweck wurden Beratungen der Besatzungsbehörden in Berlin vereinbart, deren Ziel darin bestehen sollte, «die Folgen der gegenwärtigen administrativen Teilung Deutschlands und Berlins ... zu mildern». Im Einzelnen sollte über die Ausdehnung des Handels, des Personen- und Güterverkehrs sowie über die Normalisierung der Lage in Berlin verhandelt werden. Den Besatzungsbehörden wurde empfohlen, bei den Beratungen deutsche Sachverständige und Organisationen heranzuziehen. Die Aussenminister bestätigten die New Yorker Vereinbarung vom 4. Mai 1949. Punkt 6 des Abschlusskommuniqués über Deutschland lautete: «Die Besatzungsbehörden empfehlen den leitenden deutschen Wirtschaftsorganen der östlichen Zone und der westlichen Zonen, zur Errichtung engerer Wirtschaftsbeziehungen zwischen den Zonen und zur wirksameren Durchführung von Handels- und Wirtschaftsabkommen beizutragen.»

In den entscheidenden Fragen – Abschluss eines Friedensvertrages

25 Deutscher Volksrat, Informationsdienst, 1949, Nr. 6, S. 25.

und Herstellung der staatlichen Einheit – konnten die vier Aussenminister in Paris keine Einigung erzielen. Die Sowjetunion hatte vor und während der Pariser Konferenz echte Kompromissbereitschaft gezeigt. Der Westen verlangte von der Sowjetunion nicht mehr und nicht weniger als die vollständige Kapitulation in der deutschen Frage. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass die Vertreter der USA, Grossbritanniens und Frankreichs die Illusion hatten, diese Forderungen in Paris durchzusetzen. Ganz offensichtlich sollten sie demonstrieren, dass die imperialistischen Grossmächte nicht bereit waren, einer möglichen Lösung des Deutschlandproblems zuzustimmen. Sie zeigten keine Bereitschaft, auf die endgültige Abspaltung der Westzonen zu verzichten.

In dieser Haltung wurden die Westmächte von den massgeblichen Politikern der bürgerlichen Parteien und der SPD bestärkt. Anlässlich einer Besprechung des politischen Beraters der amerikanischen Militärregierung, Robert D. Murphy, mit den Ministerpräsidenten der amerikanischen Zone und dem Westberliner Oberbürgermeister Reuter am 29. Mai 1949 billigten die westdeutschen Vertreter einhellig den Standpunkt der Westmächte in Paris. Sie sprachen sich gegen jede Abkehr von dem einmal beschrittenen Weg und gegen jede weitere Verzögerung der westdeutschen Staatsgründung aus. Die gleiche Auffassung vertrat der westdeutsche «Konsultativauschuss», ein speziell für die Pariser Aussenministerkonferenz gebildetes Beratungsgremium, am 8. Juni 1949 in einem Informationsgespräch mit den drei Militärgouverneuren.

Das Politbüro der SED orientierte in einer Entschliessung vom 2. Juli 1949 auf diejenigen Ergebnisse der Aussenministerkonferenz, die Ansatzpunkte für eine Fortführung der Gespräche über Deutschland boten und zu konkreten Lösungen führen konnten.

Am 4. Juli 1949 schlug der Vorsitzende der DWK, Heinrich Rau, dem Oberdirektor des Verwaltungsrates der Bizone, Hermann Pünder, in einem Schreiben vor, einen gesamtdeutschen Wirtschaftsausschuss aus Vertretern der Wirtschaftsverwaltungen aller vier Besatzungszonen zu bilden. Ausserdem wurde angeregt, Sonderkommissionen zur Beratung von Einzelfragen zu konstituieren.

Der Deutsche Volksrat forderte am 22. Juli 1949 die westdeutschen Parteien, Organisationen und Behörden auf, alle gegen die

Einheit Deutschlands gerichteten Massnahmen, wie beispielsweise die vorgesehenen Wahlen zum ersten Bundestag und die Bildung einer westdeutschen Bundesregierung, einzustellen. Er erneuerte seinen Vorschlag vom April und Mai 1949, eine gesamtdeutsche Beratung einzuberufen, und schlug vor, ein gesamtdeutsches Komitee zu schaffen, das mit der Ausarbeitung von Vorschlägen des deutschen Volkes an die vier Besatzungsmächte in Übereinstimmung mit dem Pariser Abschlusskommuniqué beginnen sollte.

Auf der letzten Sitzung des westdeutschen Konsultativausschusses mit den drei Militärgouverneuren am 17. Juli 1949 lehnten seine Mitglieder ab, sich mit Vertretern der DWK, des Deutschen Volksrates oder anderen ostdeutschen Organisationen an einen Tisch zu setzen, um gemeinsame Wirtschaftsfragen zu besprechen. Während der Beratungen gaben die Militärgouverneure zu verstehen, dass die entsprechenden Abschnitte des Pariser Abschlusskommuniqués lediglich als Empfehlungen zu betrachten seien und dass es im Ermessen der westdeutschen Seite läge, ob sie mit ostdeutschen Vertretern verhandelt oder nicht.

Oberdirektor Pünder lehnte am 25. Juli die von der DWK angelegte Bildung eines gesamtdeutschen Wirtschaftsausschusses mit der Begründung ab, «dass die wirtschaftliche Einheit nur durch Organe wiederhergestellt werden könne, die vom Willen demokratisch, frei und unmittelbar gewählter Volksvertretungen getragen sind».²⁶ Der Appell des Deutschen Volksrates vom 22. Juli wurde von den angesprochenen Parteien und Institutionen einfach ignoriert. Stur hielten sie am Kurs auf die Errichtung des westzonalen Separatstaates fest.

²⁶ Die Welt (Berlin), 26. Juli 1949.

XVII. Konstituierung der BRD

1. Wahlen und Regierungsbildung

Alle Vorbereitungen zur Gründung der Bundesrepublik hatten sich unter strikter Ausschaltung der Öffentlichkeit vollzogen. Das Feld der Handelnden blieb beim Prozess der Staatsbildung auf einen engen Kreis beschränkt. Dazu gehörten die Länderministerpräsidenten, die leitenden Politiker des Frankfurter Verwaltungsrates, die Abgeordneten des Parlamentarischen Rates und die Führungsgremien der Parteien. Das letzte Wort hatten sich in allen Fragen die Westmächte vorbehalten, ja die grundlegenden Vereinbarungen über die Staatsbildung sind ohne Beteiligung westdeutscher Instanzen gefasst worden.

Erst nachdem vollendete Tatsachen geschaffen worden waren, durfte die wahlberechtigte Bevölkerung der drei Westzonen zur Wahlurne schreiten. Es ging bei diesen Wahlen nicht um die Bejahung oder Ablehnung der Staatsgründung. «Vielmehr wurde damit nur der Zustand konsolidiert, der ohne das deutsche Volk schon entschieden war.»¹ Diese Feststellung von Karl Jaspers trifft den Kern der Sache. Der Charakter dieses Staates, seine soziale und ökonomische Struktur lagen im Sommer 1949 längst fest. Das galt auch für den aussenpolitischen Standort der Bundesrepublik in den weltweiten Auseinandersetzungen zwischen Sozialismus und Imperialismus. Die für den 14. August 1949 ausgeschriebenen ersten Bundestagswahlen hatten lediglich die Aufgabe, die hinter dem Rücken des Volkes gefällten Entscheidungen nachträglich den Anstrich der Legitimität zu verleihen. Die verantwortlichen Politiker hatten wohl-

¹ Karl Jaspers: Antwort. Zur Kritik meiner Schrift «Wohin treibt die Bundesrepublik», München 1967, S. 67.

weislich darauf verzichtet, den Wahlen den Charakter eines Plebizits zu geben.

Von der reaktionären DP bis zur SPD behaupteten alle Parteien im Verlauf des Wahlkampfes, dass mit der Konstituierung eines westdeutschen Staates ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zur Wiederherstellung der deutschen Einheit gemacht werde. Sie richteten ihre Hauptangriffe gegen die KPD, die als einzige Partei auf die verhängnisvollen Folgen der separaten Staatsbildung hinwies. «Es geht darum, ob die nationale Einheit Deutschlands wiederhergestellt oder ob Deutschland endgültig gespalten werden soll»,² hiess es in ihrem Wahlprogramm. Doch die westdeutschen Kommunisten standen bereits damals faktisch unter Ausnahmerecht. Ihre Politik wurde entstellt, die Wirkungsmöglichkeiten der KPD weiter eingengt. Das war die logische Folge der westdeutschen Nachkriegsentwicklung und der Staatsbildung, die ganz im Zeichen des Antikommunismus standen.

Die Wahlen bestimmten über die Zusammensetzung des Bundestages und damit auch über die Regierungsbildung. Im Grunde hatten nur zwei Parteien theoretisch die Chance auf den Wahlsieg – die CDU/CSU und die SPD. «Wird Deutschland christlich oder wird es sozialistisch regiert werden?»³ So charakterisierte Adenauer in seiner programmatischen Wahlrede in Heidelberg die Alternative. Das war natürlich reine Demagogie. Im Höchstfall ging es darum, ob in den nächsten vier Jahren eine grossbürgerlich-reaktionäre oder eine sozialreformistisch-opportunistische Regierung die Geschicke des Landes bestimmen würde.

Am 14. August 1949 erwies sich die CDU/CSU als stärkste Partei. Sie erreichte 31 Prozent der abgegebenen Stimmen, dicht gefolgt von der SPD, die 29,2 Prozent auf sich vereinen konnte. Die FDP erhielt 11,9, die KPD 5,7 Prozent. Der knappe Vorsprung der CDU/CSU vor der SPD täuschte über das eigentliche Ergebnis dieser Wahlen, denn die bürgerlichen Parteien erhielten zusammen fast zwei Drittel der Stimmen. Das Wahlergebnis gab der deutschen Grossbourgeoi-

2 Dokumente der KPD 1945-1956, Berlin 1956, S. 186.

3 Union im Wahlkampf. Informations- und Rednerdienst des Deutschland-Union-Dienstes, Bonn, vom 30. Juli 1949, S. 7.

sie in den Westzonen die Möglichkeit, ihre Politik der Wiederherstellung der alten Machtverhältnisse und sozialen Strukturen fortzusetzen, die Einbeziehung der BRD in das westliche antisowjetische Bündnissystem zu forcieren.

Sowohl in der CDU als auch in der SPD gab es nach den Wahlen Bestrebungen zur Bildung einer grossen Koalition zwischen CDU/CSU und SPD. Sie wurden vor allem von einflussreichen Länderpolitikern getragen, wie Karl Arnold, Peter Altmaier, Werner Hilpert von der CDU, Hans Ehard von der CSU, Christian Stock, Ernst Reuter, Wilhelm Kaisen von der SPD. Der grossbürgerlich-konservative Führungskern in der CDU um Konrad Adenauer sprach sich kategorisch gegen eine Zusammenarbeit mit der SPD in einer Regierungskoalition aus.

Bereits eine Woche nach den Bundestagswahlen, am 21. August, hatte Adenauer die Initiative zur Regierungsbildung ergriffen. Auf einer Beratung führender CDU-Politiker in seinem Rhöndorfer Haus setzte er das von ihm vertretene Konzept einer bürgerlichen Koalitionsregierung durch. «Wir müssen jetzt an die Macht kommen. Und wir müssen wenigstens acht Jahre lang an der Macht bleiben. Dann haben wir Deutschland auf den Weg gebracht, auf dem es weitergehen kann»,⁴ hatte er vor den Wahlen 1949 erklärt. Jetzt war diese Chance vorhanden, und der kalt rechnende CDU-Politiker zögerte keinen Augenblick, sie voll zu nutzen. Auf der Rhöndorfer Tagung überzeugte Adenauer die Anhänger einer Grossen Koalition von seinem Konzept vor allem durch das Argument, dass der junge Staat eine starke und loyale Oppositionspartei brauche. Eine Mitbeteiligung der SPD an der Regierungsverantwortung, so argumentierte er, könnte dazu führen, dass sich ausserhalb des Parlaments eine Opposition auf «nationaler Basis» entwickeln würde.⁵ Von der Sozialdemokratie war Adenauer überzeugt, dass sie sich streng an die Regeln der parlamentarischen Demokratie hielt und die Rolle eines ungefährlichen Auffangbeckens der oppositionellen Kräfte spielen könnte. In Rhöndorf wurde beschlossen, eine Regierungskoalition aus der CDU/CSU, der FDP und DP zu bilden, so wie sie bereits im

4 Paul Weymar: Konrad Adenauer, S. 378.

5 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, S. 226.

Wirtschaftsrat seit Sommer 1947 bestand, Theodor Heuss als Bundespräsidenten zu wählen und Adenauer für den Posten des Bundeskanzlers zu nominieren.

Im SPD-Parteivorstand hatte man sich sofort nach den Wahlen für die Opposition entschieden. Als das Ergebnis von Rhöndorf bekannt wurde, sagte die sozialdemokratische Führung dem Bürgerblock-Kabinett den schärfsten Kampf an. In einer Stellungnahme hiess es: «Die Politik der CDU wird – wie die Zusammensetzung der entscheidenden Besprechungen erweist – von konservativen Kräften wie Dr. Adenauer und von Grossindustriellen und Bankkreisen wie Dr. Pferdenges geführt.»⁶

Die künftige Politik der SPD in der BRD wurde auf einer Tagung des Parteivorstandes am 29. und 30. August 1949 in Bad Dürkheim festgelegt. Die sozialdemokratische Führung übernahm ganz bewusst die ihr zugedachte Funktion des ungefährlichen Auffangbeckens aller Unzufriedenen. Dazu schrieb später Carlo Schmid: «Einer der Gründe, weswegen die SPD 1949 bewusst in die Opposition gegangen ist, war, dass wir der Meinung gewesen sind, dass die parlamentarische Demokratie bei uns in Deutschland nur dadurch funktionsfest gemacht werden könne, dass eine starke Partei in die Opposition geht, die den Staat bejaht, auch, wenn sie die gegenwärtige Regierung schlecht findet. Nur so könne verhindert werden, meinten wir, dass die Unzufriedenen, die es ja immer geben wird, sich radikalen Parteien anschliessen müssen, die den Staat verneinen. Diese Unzufriedenen haben so die Möglichkeit, sich einer Partei anzuschliessen, die sich zwar gegen die jetzige Regierung stellt, die aber bereit ist, den Staat und seine Grundordnung zu erhalten und zu verteidigen.»⁷ Die vom Parteivorstand beschlossenen «Richtlinien der Politik der SPD im Bundestag», die Dürkheimer 16 Punkte, erhielten in der Wirtschafts- und Sozialpolitik, abgesehen von einigen aktuellen Bezügen, den Katalog mit den seit dem Parteitag von Hannover immer wieder aufgestellten allerdings schon sehr verwässerten Forderungen nach Sozialisierung, Mitbestimmung usw. Als aussen-

6 Neuer Vorwärts, Bonn, 23. August 1949

7 Carlo, Schmid: Die Opposition als Staatsausrichtung. In: Der Wähler 1955, Heft 11, S. 504.

politische Postulate wurden u.a. erhoben: der Abbau der alliierten Beschränkungen, die Einbeziehung Berlins als 12. Land in die BRD, die Ablehnung der Oder-Neisse-Grenze.

Die SPD-Parteiführung hielt nach der Staatsgründung an der bisherigen opportunistischen Politik fest, die offiziell immer noch als dritter Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus ausgegeben wurde. In der Praxis entwickelte sich die Partei jedoch, bedingt durch die staatsbejahende, auf den bürgerlichen Parlamentarismus eingeschworene Haltung und die antikommunistische Grundeinstellung ihrer Führer, zu einer unentbehrlichen Stütze der grossbürgerlichen Regierungskoalition. In dieser Eigenschaft war sie der wieder zur Herrschaft gelangten Monopolbourgeoisie weitaus nützlicher denn als Regierungspartei.

Mit der Konstituierung der gesetzgebenden Körperschaften der BRD – des Bundestages und des Bundesrates – begann am 7. September 1949 der letzte Akt der westdeutschen Staatsbildung. Das Amt des Bundestagspräsidenten fiel an Erich Köhler, seit Sommer 1947 Präsident des Frankfurter Wirtschaftsrates. Zum Bundespräsidenten wurde am 12. September Professor Theodor Heuss, der bisherige Vorsitzende der FDP, gewählt, ein Mann, der 1933 für Hitlers Ermächtigungsgesetz votiert hatte und 1948/49 zu den stärksten und aktivsten Befürwortern der Bonner Staatsgründung zählte. Am 15. September schliesslich erfolgte mit 202 von 402 Stimmen die Wahl Konrad Adenauers zum ersten Bundeskanzler der BRD. Damit bekleidete der Politiker das wichtigste Staatsamt in Bonn, der sich am frühesten und entschiedensten für den Gedanken einer westdeutschen Staatsbildung im Rahmen eines westeuropäischen Zusammenschlusses eingesetzt hatte.

In dem ersten, am 20. September vereidigten Kabinett stellte die CDU/CSU 9, die FDP 3 und die DP 2 Minister. Diese erste Adenauer-Regierung war von Anfang an nicht nur schlechthin die Interessenvertretung der Bourgeoisie, sondern vor allem der konservativen, reaktionären Kräfte des Monopolkapitals, die vor 1945 und 1933 die Herrschaft in Deutschland ausgeübt hatten. Schumacher hatte durchaus recht, wenn er im Hinblick auf die Kabinettsbildung feststellte: «Aus dem Wesen und der Zusammensetzung dieser Regierung heraus besteht die grosse Gefahr, dass dieser neue Staat ein

autoritärer Besitzverteidigungsstaat werden kann.»⁸ Daran änderte auch der Umstand nichts, dass aus wohlabgewogenen taktischen Gründen in die erste Bundesregierung einzelne Männer berufen wurden, die in dem Ruf standen, sozial gesinnte bürgerliche Demokraten zu sein.

Der Prozess der westdeutschen Staatsgründung fand mit Bildung der ersten Adenauer-Regierung seinen Abschluss. Damit war zugleich ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur vollen Wiederherstellung der Macht des deutschen Monopolkapitals zwischen Elbe und Rhein getan. Vier Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation war die drohende Gefahr der Entmachtung gebannt. Das mit massgeblicher Unterstützung der Westmächte neu geschaffene Staatswesen war in jeder Hinsicht Fortsetzer und Nachfolger des 1945 untergegangenen Deutschen Reiches. Die gleichen Klassenkräfte, die das deutsche Volk zweimal innerhalb weniger Jahrzehnte in schreckliche nationale Katastrophen gestürzt hatten, sassen 1949 wieder an den Schalthebeln der Macht.

Allerdings war ihre Herrschaft auch nach der Staatsgründung noch keineswegs gefestigt. Der zentrale Staatsapparat befand sich noch im Aufbau. Entscheidende Machtfaktoren wie Polizei und Armee waren noch schwach bzw. fehlten völlig. Eine sichere Massenbasis im Volk war noch nicht vorhanden. Selbst im Parlament, wo die Koalitionsparteien 208 von 402 Mandaten besaßen, konnte man noch nicht schalten und walten, wie man wollte. Hinzu kam, dass es in der Bundesrepublik immer noch einflussreiche Kräfte gab, die für demokratische Reformen in Staat und Wirtschaft eintraten, eine Beschränkung der Macht der Monopole forderten und sich der Restauration des imperialistischen Herrschaftssystems widersetzen. Dazu zählten in erster Linie die KPD sowie beträchtliche Kräfte innerhalb der Sozialdemokratie und der relativ starken Gewerkschaftsbewegung. Durch die antikommunistische, opportunistische und staatsbejahende Haltung der SPD- und Gewerkschaftsführung waren sie allerdings von vornherein gehindert, einheitlich und geschlossen gegen die Restaurationspolitik der Regierung vorzugehen. In der Zersplitterung und Inkonsequenz ihrer innerpoliti-

⁸ Deutscher Bundestag, Stenographische Berichte, Bd. 1, Bonn 1950, S. 32.

schen Gegner bestand eigentlich die grösste Stärke der in der BRD wieder herrschenden Kräfte.

Ein Ausdruck der eigenen Schwäche war auch die völlige Abhängigkeit des Staates und seiner Organe von den Besatzungsmächten, denen man noch den grössten Teil der Regierungsgewalt überlassen musste. Der Handlungsspielraum der ersten Bundesregierung war durch die Anwesenheit und Vorbehaltsrechte der Besatzungsmächte stark eingeschränkt. Das Besatzungsstatut trat am 21. September 1949 in Kraft. Am gleichen Tag konstituierte sich die Alliierte Hohe Kommission, die auf dem Petersberg bei Bonn ihren Sitz hatte. In ihren Händen lag nach der Staatsgründung die eigentliche Macht in der BRD. Als Hochkommissare fungierten für die USA John F. McCloy, übrigens ein Schwager Adenauers, für Grossbritannien General Robertson, der jedoch bald von Sir Ivone Kirkpatrick abgelöst wurde, für Frankreich André François-Poncet. Bereits im Juli 1949 hatte die Internationale Ruhrbehörde in Düsseldorf ihre Tätigkeit aufgenommen. Schliesslich gab es seit Januar 1949 ein Militärisches Sicherheitsamt für die Westzonen. Besatzungsstatut und Alliierte Hohe Kommission, Ruhrstatut und militärisches Sicherheitsamt waren Vorkehrungen, die von den Westmächten getroffen wurden, um zu verhindern, dass in der BRD eine andere als den drei Regierungen genehme Politik eingeschlagen wurde.

Die westdeutschen Initiatoren der Staatsbildung haben die damit verbundenen einschneidenden Souveränitätsbeschränkungen zwar kritisiert, jedoch schliesslich gebilligt. Man wusste, ohne Anerkennung der beschlossenen Massnahmen gab es keine Bundesrepublik. Sie wurden zwar als schwere Auflagen empfunden, galten jedoch im Vergleich zu einer immer noch zu befürchtenden Einigung der vier Grossmächte über eine Friedensregelung mit Deutschland auf der Grundlage von Potsdam als das kleinere Übel. Hinzu kam, dass die Anwesenheit der westlichen Besatzungsmächte als eine nicht zu unterschätzende Sicherheitsgarantie beim Auf- und Ausbau der übertragenen Macht gegenüber allen Bestrebungen zur Veränderung von Staat und Gesellschaft betrachtet wurde. Selbst die einseitige Internationalisierung des Ruhrgebiets bot immerhin Schutz gegen die Sozialisierungsforderungen, die von der SPD/KPD und den Gewerkschaften erhoben wurden. Im Übrigen sah man in der Bundesregie-

rung und ihr nahestehenden Kreisen das Besatzungsregime und das damit zusammenhängende Souveränitätsmanko als notwendiges Durchgangsstadium zur vollen Wiederherstellung der eigenen Macht und zur Durchsetzung der eigenen Ziele an. Adenauer schrieb in seinen «Erinnerungen» von «Übergangsregelungen», von bestimmten Abschnitten auf dem Weg zur Gleichberechtigung, von «Diskriminierungen», worunter er bezeichnenderweise auch die Entmilitarisierungsbestimmungen verstand, die zwangsläufig fallen mussten, da die Westmächte die BRD als Partner gegen die Sowjetunion brauchten.

Noch im Parlamentarischen Rat hatte der kommunistische Abgeordnete Heinz Renner auf den machtpolitischen Hintergrund der von Adenauer in diesen Fragen betriebenen Politik aufmerksam gemacht: «Ihre Politik der Unterwerfung unter die Pläne der Westmächte – alles das geht darauf zurück, dass Ihnen dieser politische und wirtschaftliche Kurs hier im Westen auf den Leib geschrieben ist, Herr Konrad Adenauer. 2 Prozent Gewinn unter dem Schatten des Dollars – das ist besser als Sozialisierung und Enteignung der Betriebe der Kriegsverbrecher . . . Ich habe schon einmal gesagt, dass Sie bewusst zu einer für Sie im Augenblick bösen Politik gute Miene machen, weil Sie auf den Augenblick warten, da Sie als Vertreter des deutschen imperialistischen Kapitals wieder offensive imperialistische Politik machen können.»⁹

2. Das Regierungsprogramm der Adenauer-Regierung

Eine Vorstellung von den Zielen, Wünschen und Ambitionen der in der BRD wieder an der Macht befindlichen Kräfte der Monopolbourgeoisie bot bereits die erste Regierungserklärung des Bundeskanzlers. Die darin verkündeten wirtschaftlichen und innenpolitischen Ziele liefen auf die konsequente Fortsetzung des seit 1947 verfolgten Kurses zur vollen Wiederherstellung der alten machtpolitischen Verhältnisse in Wirtschaft und Staat hinaus. Förderung der

9 Parlamentarischer Rat, Verhandlungen des Hauptausschusses, S. 607.

freien Unternehmerinitiative, Senkung der Einkommensteuer zwecks Kapitalbildung, Gewinnung des Vertrauens des ausländischen Kapitals, Fortsetzung der als «soziale Marktwirtschaft» etikettierten neoliberalistischen Wirtschaftspolitik – darin bestanden die Hauptthesen zu diesem Fragenkomplex. In vagen Formulierungen sprach sich der Bundeskanzler für eine zeitgemässe Neuordnung der Beziehungen zwischen «Arbeitnehmern und Arbeitgebern» aus. Sogar von einer «Neuordnung der Besitzverhältnisse in den Grundindustrien»¹⁰ war die Rede. Adenauer kündigte eine Politik sozialer Gerechtigkeit an, versprach die Durchführung des seit der Währungsreform anstehenden Lastenausgleichs, Massnahmen zur Eingliederung der Umsiedler, die Förderung des Wohnungsbaus, Hilfe für den Mittelstand. Die besondere Betonung sozialer Fragen konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich hier um das Programm einer grossbürgerlichen Regierung handelte. Nicht zufällig wurden darin weder die Arbeiter noch ihre stärkste Klassenorganisation, die Gewerkschaften, mit einem Wort erwähnt. Dafür war die Rede von der notwendigen Regelung des Pensionsrechts der «vertriebenen Beamten und der ehemaligen Militärpersonen».¹¹ In versteckter Form wurde von der Rehabilitierung der Kriegsverbrecher und ganz offen von der notwendigen Beseitigung der Entnazifizierungsfolgen gesprochen. Schon in dieser ersten Erklärung wurde all jenen gedroht, «die an der Existenz unseres Staates rütteln».¹² Dabei nannte Adenauer, wie das von nun an üblich wurde, den Rechts- und Linksradikalismus in einem Atemzug, gleichsam als Alibi für die bald verstärkt einsetzenden Verfolgungen gegen alle konsequent linken Kräfte in der BRD.

Im aussenpolitischen Teil seiner Rede rückte er die Beziehungen zu den Westmächten in den Mittelpunkt. Dabei stellte er sich voll und ganz auf den Boden des Besatzungsstatuts, obwohl es, wie er bekannte, «alles andere als ein Ideal»¹³ sei. Den einzigen Weg zur Überwindung dieses Zustandes sah der Kanzler darin, «dass wir im Einvernehmen mit der Hohen Alliierten-Kommission unsere Frei-

10 Deutscher Bundestag, Bd. 1, S. 26.

11 Ebenda.

12 Ebenda, S. 27.

13 Ebenda, S. 29.

beiten und unsere Zuständigkeiten Stück für Stück zu erweitern versuchen». ¹⁴ Dabei präsentierte er schon die nächsten Forderungen: die Herabsetzung der Besatzungskosten, die Amnestie von rechtskräftig verurteilten Kriegsverbrechern und die endgültige Einstellung der Demontagen. Einen grossen Raum nahm in der Regierungserklärung der von Adenauer schon 1945 geäusserte Gedanke ein, die BRD in einen westeuropäischen Zusammenschluss zu integrieren. Er legte ein eindeutiges Bekenntnis zur Westorientierung ab, sprach sich für gute Beziehungen zu allen westlichen Nachbarstaaten und vor allem für die endgültige Überwindung des deutsch-französischen Gegensatzes aus. Noch bestehende Interessengegensätze, wie etwa in der Saarfrage, sollten durch notwendige Kompromisse geregelt werden. Als ein möglicher Lösungsweg wurde dabei die «europäische» Ebene, die Bildung einer westeuropäischen Union bezeichnet. Seinen besonderen Dank für geleistete Hilfe stattete Adenauer den USA, dem wichtigsten Paten der BRD, ab.

Ein ganz anderer Ton wurde gegenüber den sozialistischen Staaten angeschlagen. War gegenüber dem Westen von Ausgleich und Kompromissbereitschaft die Rede, von Versöhnungswillen und Freundschaftswerben, so wurden an den Osten massive Forderungen gestellt. Zwar beteuerte Adenauer, die Bundesrepublik sei auch bereit, mit den östlichen Nachbarn, «insbesondere mit Sowjet-Russland und mit Polen, in Frieden zu leben», ¹⁵ doch nur unter den von Bonn gestellten Bedingungen. Sie liefen faktisch darauf hinaus, dass die Sowjetunion in der deutschen Frage kapitulieren, ihre Besatzungszone räumen und einer Revision der Oder-Neisse-Grenze zustimmen sollte. Anschluss an den kapitalistischen Westen, Feindschaft gegenüber dem sozialistischen Osten – das war auf einen kurzen Nenner gebracht das aussenpolitische Programm der Regierung Adenauer.

In der anschliessenden Debatte haben lediglich die Abgeordneten der KPD das Programm der Bundesregierung prinzipiell kritisiert. Sie entlarvten die pseudosoziale Note der Regierungserklärung, verwiesen auf den restaurativen Charakter des Bonner Staates und

14 Ebenda.

15 Ebenda.

warnten vor den Folgen des angekündigten revanchistischen aussenpolitischen Kurses gegenüber den sozialistischen Staaten. Die sozialdemokratischen Sprecher wandten sich gleichfalls in zum Teil scharfer Form gegen die sozialen und wirtschaftlichen Thesen der Adenauer-Regierung. Gleichzeitig aber brachten sie zum Ausdruck, dass sie als eine wesentliche Aufgabe ihrer «konstruktiven Opposition» die Festigung der mitgeschaffenen staatlichen Grundordnung, die sozial attraktiv gemacht werden sollte, ansahen. Wo für die Sozialdemokraten der Feind stand, gab Erich Ollenhauer noch einmal zu verstehen, als er ausführte: «... es gibt für uns eine unversöhnliche Gegnerschaft, das ist die Gegnerschaft zu den kommunistischen Trägern des Diktatorsystems in der Ostzone und zu ihren kommunistischen Mitschuldigen in der Westzone.»¹⁶ Die aussenpolitischen Thesen der Regierung fanden weit über die Koalition hinaus die Billigung der übrigen bürgerlichen Parteien und auch der sozialdemokratischen Fraktion.

Einheitlich lehnten alle Parteien, mit Ausnahme der KPD, die Oder-Neisse-Grenze ab. Eine Reihe von Abgeordneten der Rechten erhoben Forderungen nach der Eingliederung Österreichs, des Sudetenlands, Böhmens und Mährens. Derartige revanchistische Positionen, die zum Teil mit beleidigenden Ausfällen gegenüber sozialistischen Politikern in Polen und der Tschechoslowakei verknüpft waren, konnten vorgebracht werden, ohne dass die betreffenden Abgeordneten auch nur gerügt wurden. Wer jedoch wie der KPD-Vorsitzende Max Reimann die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze verlangte oder wie sein Fraktionskollege Renner die von Adenauer gegenüber der Sowjetunion betriebene Hetze in der Kriegsgefangenenfrage anprangerte, wurde von dem Bundestagspräsidenten zur Ordnung gerufen.

Weder in der Regierungserklärung noch in den Reden bürgerlicher und sozialdemokratischer Abgeordneter fand sich ein Hinweis auf die Schuld und Verantwortung für die vom deutschen Faschismus und Militarismus verübten Verbrechen, auf die Notwendigkeit der Sühne und Wiedergutmachung. Wenn vom Potsdamer Abkommen gesprochen wurde, dann ausschliesslich in der Absicht, aus

¹⁶ Ebenda, S. 103.

den dort gefassten Beschlüssen die Ungültigkeit der Grenzregelung im Osten nachzuweisen. Gott, das Völkerrecht und die Moral wurden bemüht, um Ansprüche anzumelden, die durch die Gewaltpolitik des deutschen Imperialismus verspielt waren.

In einer Note an die Regierung der USA, Grossbritanniens und Frankreichs vom 1. Oktober 1949 machte die Sowjetunion die drei Staaten im Zusammenhang mit der BRD-Gründung für den Bruch des Potsdamer Abkommens, die Nichteinhaltung der Beschlüsse der Pariser Aussenministerkonferenz von 1949 und die unzulässige Verzögerung des Abschlusses eines Friedensvertrages mit Deutschland verantwortlich. Die Bildung der westdeutschen Bundesregierung, «die den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz über die Demokratisierung und Entmilitarisierung Deutschlands sowie den Deutschland auferlegten Verpflichtungen gegenüber feindlich eingestellt ist»,¹⁷ wurde von der Sowjetunion als unvereinbar mit den Interessen des friedliebenden Europas betrachtet. In ähnlichen Noten protestierten die Regierungen der übrigen sozialistischen Staaten Ost- und Südosteuropas gegen die Bildung der westdeutschen Regierung.

Mit Misstrauen und Unbehagen wurden auch in der westeuropäischen Öffentlichkeit die ersten Erklärungen der führenden Repräsentanten der BRD zur Kenntnis genommen. Das galt vor allem für den revanchistischen Geist der formulierten aussenpolitischen Ansprüche. Linksstehende Blätter in Grossbritannien und Frankreich sprachen von den Gefahren eines neuen Nationalismus. Selbst die britische «Times», die insgesamt recht wohl wollend das Programm der Adenauer-Regierung kommentierte, gab im Hinblick auf die Nichtanerkennung der Oder-Neisse-Grenze zu verstehen, dass «Europa», d.h. die westeuropäische Staatengemeinschaft nicht alle Grenzrevisionsansprüche anerkennen und unterstützen könne. Das konservative schwedische «Svenska Dagbladet» schrieb: «Die grosse Mehrheit des westdeutschen Parlaments ist von einer Mentadität beherrscht, die es für viele ausserordentlich schwer macht, die deutsche Bundesrepublik als Hort des Friedens und der Demokratie zu betrachten.»¹⁸

17 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 235.

18 Zitiert in: Die Welt (Hamburg), 24. September 1949.

Mit Bildung der BRD waren die Auseinandersetzungen um die Lösung der deutschen Frage in ein neues Stadium getreten. In ihren Stellungnahmen zur sowjetischen Note vom 1. Oktober 1949 gaben die Westmächte noch einmal zu verstehen, dass für sie die Rückkehr zu einer gemeinsamen Deutschlandpolitik nicht in Frage kam. Nach Gründung des Bonner Staates war ihre gesamte Politik darauf ausgerichtet, die Bundesrepublik fest in das gegen die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Staaten gerichtete Bündnissystem einzubauen.

3. Die Gründung der DDR. Bonner Alleinvertretungsanspruch

Nach der Regierungsbildung in Bonn beschlossen die in der Volkskongressbewegung vereinten Parteien und Massenorganisationen auf Vorschlag der SED die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik. Die Abgeordneten des Deutschen Volksrates konstituierten sich am 7. Oktober 1949 als Provisorische Volkskammer. Die vom III. Deutschen Volkskongress angenommene Verfassung wurde in Kraft gesetzt. Am 11. Oktober erfolgte die Wahl Wilhelm Piecks zum Staatspräsidenten. Am 12. Oktober stellte Otto Grotewohl, der zum Ministerpräsidenten nominiert worden war, seine Regierung vor. Die sowjetischen Besatzungsbehörden übergaben alle bisher von ihnen wahrgenommenen Verwaltungsfunktionen an die Regierung der DDR.

Mit der DDR entstand ein Staat, in dem erstmals die Arbeiterklasse, geführt von ihrer geeinten, marxistisch-leninistischen Partei die Macht ausübte. Die Staatsgründung im Osten war die Konsequenz der 1945 dort begonnenen und erfolgreich verlaufenen antifaschistisch-demokratischen Umwälzung. Ihre Ergebnisse – die Beseitigung der Grundlagen von Faschismus, Militarismus und Krieg – stimmten mit den Zielsetzungen der Antihitlerkoalition überein. Sie führte zur Überwindung der alten kapitalistischen Gesellschaftsordnung, schuf neue Eigentumsverhältnisse in der Wirtschaft, die verbunden waren mit der ökonomischen und politischen Entmachtung der Monopolbourgeoisie und des Junkertums.

Die Restauration der imperialistischen Machtverhältnisse und die staatliche Zusammenfassung der Westzonen in Form einer bürgerlich-parlamentarischen Demokratie, nicht zuletzt die bereits in der Entstehungsphase des Separatstaates von seinen Gründern verkündeten territorialen und gesellschaftspolitischen Ziele, machte die Schaffung eines zweiten deutschen Staates unumgänglich. Es gab keinen anderen Weg mehr, sollte nicht all das preisgegeben werden, was im Ergebnis der revolutionären Umwälzung entstanden war.

In seiner Regierungserklärung begründete Otto Grotewohl die Notwendigkeit der Staatsbildung und die nächsten Aufgaben seiner Regierung. Als Grundlage der Aussenpolitik wurde die feste Freundschaft zur UdSSR und zu den volksdemokratischen Ländern sowie normale, friedliche Beziehungen mit allen anderen Ländern auf Basis der Gleichberechtigung proklamiert. Die Regierung Grotewohl erkannte die Oder-Neisse-Grenze als die endgültige unantastbare Friedensgrenze an.

Einen wichtigen Platz nahm in der Regierungserklärung das Bekenntnis zur Wiederherstellung der Einheit Deutschlands auf der Grundlage der Beschlüsse von Potsdam ein. Die Forderung nach einem einigen, demokratischen und friedliebenden deutschen Staat fand die volle Unterstützung der Sowjetunion und der übrigen sozialistischen Staaten.

Trotz der verständlichen Vorbehalte gegenüber der Bundesrepublik und ihren führenden Repräsentanten, waren Regierung und Volkskammer der DDR bereit, mit den staatlichen Instanzen der BRD zu verhandeln. Wilhelm Pieck hatte in seiner Antrittsrede am 11. Oktober auf die besondere Verantwortung der beiden Regierungen und Parlamente bei der Überwindung der eingetretenen Spaltung hingewiesen. Am 26. Oktober 1949 schlug Pieck der Bundesregierung vor, in gemeinsame Verhandlungen über die Einheit Deutschlands einzutreten.

Die Gründung der DDR, das Bekenntnis ihrer Repräsentanten zur Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands auf Grundlage der Potsdamer Beschlüsse und die Bereitschaft zu Verhandlungen mit den staatlichen Organen der BRD zwang Bundesregierung und Bundestag zu einer klaren Stellungnahme. Am 21. Oktober 1949 gab Konrad Adenauer vor dem Bundestag eine Erklä-

nung ab. Darin wurde die Regierungsbildung in Berlin als ein ungesetzlicher Akt bezeichnet. Der Bundeskanzler sprach der DDR jede Staatlichkeit ab und erklärte ihre Verlautbarungen und Handlungen à priori für nicht verbindlich. Dabei bezog er sich speziell auf die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze durch die Regierung Grotewohl. Adenauer stellte die BRD als «die alleinige legitimierte staatliche Organisation des deutschen Volkes» hin.¹⁹ Sie allein sei berechtigt, in seinem Namen zu sprechen. «Unser vornehmstes Ziel wird es sein», so betonte er, «ganz Deutschland auf dem Boden des Rechts und der Freiheit zu einen und es in eine europäische Ordnung hineinzuführen.»²⁰

Die Regierungserklärung, die mit Ausnahme der KPD von allen im Bundestag vertretenen Parteien gebilligt wurde, beruhte auf den schon vor Gründung der beiden deutschen Staaten vertretenen Auffassungen und praktizierten Politik. Das galt in erster Linie für das bereits im Grundgesetz verankerte Prinzip der Alleinvertretung, die Ablehnung aller offiziellen Kontakte und Beziehungen zu den staatlichen Instanzen im anderen Teil Deutschlands. Das Zeremoniell einer Kanzlererklärung vor dem Bundestag war gewählt worden, um Grundsätze und Ziele der Bonner Deutschlandpolitik nochmals vor aller Welt sichtbar zu repräsentieren – gegenüber dem Osten als Forderung, gegenüber dem Westen als Aufforderung zur Unterstützung. Dieser Aufwand zeigte übrigens, dass man in der BRD die Gründung der DDR ernster nahm, als in ersten Stellungnahmen zum Ausdruck kam, in der die Meinung überwog, im Grunde hätte sich dadurch eigentlich nichts verändert. Spiritus rector der Veranstaltung vom 21. Oktober waren die sozialdemokratische Bundestagsfraktion und ihr Vorsitzender Schumacher.

Die offiziellen Kommentare und Stellungnahmen der SPD zur Entstehung der DDR zeichneten sich nicht nur durch besondere Gehässigkeit und Arroganz aus, sie brachten die Forderung nach Nichtanerkennung am prägnantesten zum Ausdruck. «Es muss jeder Schritt vermieden werden, der zu einer Anerkennung oder Stärkung des ostzonalen Regimes führen würde . . .»,²¹ hiess es im Organ des

19 Deutscher Bundestag, Bd. 1, S. 308.

20 Ebenda. S. 309.

21 Neuer Vorwärts, Bonn, 26. November 1949.

Parteivorstandes. Jede Verhandlung mit DDR-Vertretern über die Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten wurde abgelehnt. Sogar Wirtschaftsbeziehungen galten als suspekt. Wer solche Gedanken äusserte, wurde als «Rückversicherer» oder «ost-westlicher Brückenbauer» diffamiert.

Die Tatsachen beweisen, dass zwischen Bundesregierung und sozialdemokratischer Opposition hinsichtlich des Verhältnisses zur DDR völlige Übereinstimmung bestand. Eine ganze Reihe der in Adenauers Regierungserklärung benutzten Argumente wiesen eine auffällige Ähnlichkeit mit sozialdemokratischen Dokumenten auf. Das trifft auch auf die Zielsetzungen der Anti-DDR-Politik zu.

Beide Seiten waren sich darin einig, dass dieser Staat beseitigt werden und sein Gebiet in der BRD aufgehen muss. Die von den Sozialdemokraten kreierte und von der Regierungskoalition übernommene Formel von der «Wiedervereinigung in Freiheit» besagte nichts anderes als die beabsichtigte Ausdehnung der politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse der BRD auf die Gebiete östlich von Elbe und Werra, die Beseitigung der DDR und ihrer Gesellschaftsordnung. Als selbstverständlich wurde dabei angesehen, dass die durch die verbrecherische Politik des deutschen Imperialismus verspielten Ostprovinzen jenseits von Oder und Neisse Bestandteil des so wiedervereinigten Deutschlands in den Grenzen von 1937 sein sollten. Der Begriff «Wiedervereinigung» verschleierte lediglich diese reine Anschlusskonzeption. Die Regierungserklärung vom 21. Oktober 1949 erhob diese Zielsetzung zum offiziellen Programm. Der bereits verfassungsmässig verankerte Alleinvertretungsanspruch erhielt den Charakter einer Staatsdoktrin, einzig und allein geschaffen als Instrument einer völkerrechtlich verbrämten friedensgefährdenden Revanchepolitik. Mit diesem Mittel konnten von nun an alle gegen die DDR gerichteten Massnahmen, angefangen von der Hetze über die Spionage und Sabotage bis hin zum begrenzten Krieg gerechtfertigt werden. Die Formel von der Alleinvertretung durchdrang das gesamte öffentliche Leben in der Bundesrepublik. Sie bestimmte die Propaganda, die Lehrmeinungen an den Universitäten, den Unterricht an den Schulen und ging in die Rechtsprechung ein. Nicht zuletzt diente diese Anmassung dazu, die völkerrechtliche Anerkennung der DDR durch andere Staaten zu verhindern.

Die Alleinvertretungsdoktrin war in erster Linie eine permanente Kriegserklärung an die DDR. Gleichzeitig aber war sie Ausdruck einer offen feindseligen Politik gegenüber allen sozialistischen Staaten, die mit der DDR normale völkerrechtliche Beziehungen aufnahmen, insbesondere gegenüber der Volksrepublik Polen und der UdSSR. Bis in die sechziger Jahre hat die BRD die Anerkennung ihrer revanchistischen Forderungen als Voraussetzung für die Aufnahme normaler Beziehungen zu diesen Staaten betrachtet. Zwei Jahrzehnte hat der Alleinvertretungsanspruch die Normalisierung der Beziehungen zwischen der BRD und der DDR blockiert, den Prozess der Entspannung in Europa behindert. Die Schuld dafür trifft nicht nur jene westdeutschen Politiker und Parteien, die 1949, vier Jahre nach der Zerschlagung des Hitlerstaates, abermals territoriale Forderungen anmeldeten, sondern in gleichem Masse die verantwortlichen Politiker der drei Westmächte. Ihre Politik hat die revanchistischen Kräfte in dem von ihnen mitgeschaffenen Staat dazu ermuntert.

Die Proklamation des Alleinvertretungsanspruchs und der Forderungen nach Veränderung der europäischen Grenzen hatten zunächst nicht mehr als deklaratorische Bedeutung. Um daraus ein wirksames Instrument der Politik zu machen, bedurfte es der internationalen Unterstützung. Die Adenauer-Regierung sah deshalb eine ihr naheliegende Aufgabe darin, von den drei Westmächten und den übrigen kapitalistischen Staaten die notwendige Rückendeckung zu erhalten.

Die ersten Verlautbarungen und Massnahmen der Bundesregierung machten deutlich, dass es ihre Absicht war, möglichst rasch den innenpolitischen Restaurationsprozess abzuschliessen, die volle Handlungsfreiheit nach innen und aussen zu erlangen, all jene Kräfte, die eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebten, zurückzudrängen und auszuschalten. In der vollen Wiederherstellung und Konsolidierung der alten imperialistischen Machtverhältnisse in Staat und Gesellschaft bestand gewissermassen das Nahziel der Adenauer-Regierung. Darin sah man zugleich die Voraussetzung zur Realisierung der proklamierten, verfassungsrechtlich verankerten Annexionsansprüche, die man glaubte, danach mit Unterstützung der Westmächte, vor allem der USA, erreichen zu kön-

nen. Dieses Programm der ersten Bundesregierung und die in diesem Staat wieder herrschenden Klassenkräfte sowie die Absicht der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten, die Bundesrepublik als Speerspitze gegenüber dem Sozialismus zu benutzen, machte die Gründung der BRD zu einem friedensgefährdenden Akt in Europa. Dieser Akt musste zwangsläufig zu einer Verschärfung der internationalen Spannungen führen.

XVIII. Konsolidierung des Herrschaftssystems

1. Auf- und Ausbau des Staatsapparats

Mit der Konstituierung der zentralen Organe der BRD hatte der Staatsgründungsprozess im Herbst 1949 seinen Abschluss gefunden. Der Staatsapparat musste zwar neu organisiert werden, doch man brauchte dabei in Bonn nicht beim Nullpunkt anzufangen. Die seit Ende 1946 eingeleitete staatliche Zusammenfassung Westdeutschlands brachte es mit sich, dass eine ganze Reihe der zu bildenden Bundesbehörden in Gestalt der bizonalen Institutionen bereits vorhanden war. Allein sechs der zwölf Ministerien – Finanzen, Wirtschaft, Landwirtschaft und Ernährung, Verkehr, Arbeit, Post – gingen unmittelbar aus den Frankfurter Verwaltungsämtern hervor. Einige der neugebildeten Ministerien – Angelegenheiten des Marshallplanes, Wohnungsbau, Vertriebene, gesamtdeutsche Fragen, Angelegenheiten des Bundesrates – waren Sonderministerien, deren Kompetenzen zum Teil erst abgesteckt werden mussten. Von den klassischen Ämtern mussten die Bundesministerien für Inneres und Justiz weitgehend neu errichtet werden. Das Auswärtige Amt, das erst im Frühjahr 1951 entstand, existierte im embryonalen Zustand bereits in dem 1947 gebildeten «Büro für Friedensfragen». Nach Gründung der BRD wurde beim Bundeskanzleramt als Vorläufer dieses Ministeriums eine Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten eingerichtet. Das Bundeskanzleramt entwickelte sich unter Adenauer zu einer zentralen Schalt- und Kontrolleinrichtung.

An der Spitze der Bundesbehörden standen in der Anfangsphase zumeist Politiker sowie ehemals hohe Staats- und Justizbeamte aus der Zeit vor 1933. Sie stützten sich auf die alte Ministerialbürokratie, die zuvor dem Faschismus und der Weimarer Republik gedient hatten. Die meisten ihrer Vertreter kamen entweder direkt aus den bi-

zonalen Ämtern bzw. aus dem Verwaltungsapparat der Länder nach Bonn. Die übergrosse Mehrzahl waren Berufsbeamte, sehr viele davon Mitglieder der NSDAP, die durch die Entnazifizierungsverfahren ihre weisse Weste zurückerhalten hatten.

In den meisten Ländern wurde schon 1946/47 das alte Beamten-gesetz von 1937 wieder eingeführt. Es ist 1950 auch vom Bund über-nommen worden. Durch das Grundgesetz erhielt das Berufsbeam-entum, ähnlich wie in der Weimarer Republik und im Kaiserreich, eine verfassungsmässige Garantie. Das war nicht verwunderlich, wenn man weiss, dass im Parlamentarischen Rät allein 52 der 65 Ab-geordneten Vertreter dieser Berufskaste waren. Der Beamtenappa-rat übertrug den alten konservativen Geist auf die obersten Organe der Bundesrepublik. Es war ein ähnlicher Vorgang wie 1918, als die Weimarer Republik die gesamte alte Ministerialbürokratie über-nommen hatte.

Besondere Anstrengungen unternahm die Bundesregierung in dieser Phase zum weiteren Ausbau der Organe des «repressiven Ver-fassungsschutzes», d.h. des staatlichen Unterdrückungsapparates. Am 27. September 1950 trat das Gesetz über die Zusammenarbeit des Bundes und der Länder in Angelegenheit des Verfassungsschut-zes in Kraft, das die Errichtung des Bundesamtes für Verfassungsschutz in Köln und von Landesämtern bestimmte. Als Aufgabe wurde ihm die Überwachung von Personen und Organisationen übertragen, deren Tätigkeit im Widerspruch zu den Bestimmungen des Grundgesetzes steht. Mit dieser Einrichtung schuf sich die Re-gierung eine weitverzweigte Spitzelorganisation zur Unterdrückung aller fortschrittlichen Kräfte. Im Frühjahr 1951 entstand das Bun-deskriminalamt. Als oberstes Organ der Straf- und Zivilgerichtsbar-keit wurde der Bundesgerichtshof in Karlsruhe gebildet, der seinen Vorgänger im Obergericht der Bizone hatte.

Am 28. September 1951 schliesslich erfolgte die Konstituierung des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe, der höchstrichterlichen Instanz, die die Einhaltung der Bestimmungen des Grundge-setzes überwachen sollte. U.a. hatte es über die Verwirkung von Grundrechten und die Verfassungswidrigkeit von Parteien zu ent-scheiden sowie auf Antrag des Bundestages die Verfassungsmässig-keit von Massnahmen der Bundesregierung und anderer Exekutivvor-

gane zu überprüfen. Die Entscheidungen des Karlsruher Bundesverfassungsgerichtes wiesen es als getreues Instrument der herrschenden Kräfte des deutschen Monopolkapitals aus, das alle fortschrittlichen Bestrebungen unterdrücken half.

Bald nach Gründung der Bundesrepublik hatte sich die Adenauer-Regierung um die Verstärkung der Polizei bemüht. Der ursprüngliche Plan für die Bildung einer zentralen Bundespolizei wurde von der Alliierten Hohen Kommission nicht genehmigt. Sie erlaubte jedoch Ende Juli 1950 den Aufbau einer kasernierten Bereitschaftspolizei der Länder in Stärke von 10'000 Mann. Die Gesamtzahl der westdeutschen Polizeiverbände betrug Anfang 1951 140'000 Mann. Hinzu kam im Frühjahr 1951 der Bundesgrenzschutz, dessen ursprüngliche Stärke von 10'000 Mann 1953 auf das Doppelte erhöht wurde. Ausrüstung, Aufbau und Führung prädestinierten diese Truppe zur Durchführung begrenzter militärischer Aktionen nach innen und aussen. Führungsspitze, Offizierkorps und ein grosser Teil der Unterführer des Bundesgrenzschutzes setzten sich aus Angehörigen der faschistischen Wehrmacht und Polizei zusammen. Nach 1955 konnten die ausgebildeten Kader des Bundesgrenzschutzes direkt in die Bundeswehr überführt werden.

Von sozialdemokratischer Seite wurde eine Verstärkung der westdeutschen Polizei, speziell die Errichtung einer Bundesbereitschaftspolizei, unterstützt. Offizielle Sprecher der Partei begrüßten ausdrücklich dieses Vorhaben. Die gleiche Haltung wurde auch hinsichtlich des Bundesgrenzschutzes eingenommen.

Eine ähnliche Kaderreserve bildeten die deutschen Einheiten bei den anglo-amerikanischen Besatzungsmächten, die faktisch seit Beendigung des Zweiten Weltkrieges in unterschiedlicher Stärke und mit unterschiedlicher Aufgabenstellung bestanden. Im Frühjahr 1950 begannen auch die Franzosen mit dem Aufbau westdeutscher Hilfsformationen. Die amerikanische und bald auch die britische Besatzungsmacht verstärkten ab Sommer des gleichen Jahres ihre Arbeitseinheiten bzw. Dienstgruppen. Über ihre zahlenmässige Stärke gab es unterschiedliche Angaben. 1951 wurde in der Presse von 100'000 Mann und mehr gesprochen.

Im Bundestag erläuterte der SPD-Wehrexperte Fritz Erler am 16. Oktober 1951 den Charakter dieser Formationen: «Es handelt sich

hier um Einheiten, die nach den verschiedensten Grundsätzen regiert und verwaltet werden. Aber im Allgemeinen handelt es sich um kasernierte Formationen unter deutschen Offizieren mit nach Zonen sehr stark wechselnden Drill, mit Unterstellung unter die Militärgerichtsbarkeit der betreffenden Besatzungsmacht und sogar Teilnahme an Manövern. ... Es handelt sich in Wahrheit um nicht mehr und nicht weniger als einen stillschweigenden von den Alliierten hinter dem Rücken des Bundestages in Deutschland vorexerzierten Vorgriff auf einen Verteidigungsbeitrag ohne deutsche Mitwirkung.»¹

Angesichts der alten unveränderten Struktur der Gesellschaft in der Bundesrepublik war es geradezu gesetzmässig, dass überall in der Staatsbürokratie, im Justiz- und Bildungswesen, in der Polizei, von der Wirtschaft gar nicht zu reden, die alten Kräfte aus der Zeit vor 1945 den Ton angaben. Bald erhielten auch ehemalige aktive Förderer und Träger des faschistischen Staates die Möglichkeit zum Wiedereintritt in das öffentliche Leben und in die Politik. Voraussetzung war allerdings, dass sie die neuen Spielregeln der bürgerlichen Demokratie akzeptierten.

2. *Das 131er Gesetz*

Adenauer sah als Bundeskanzler eine seiner wichtigsten innenpolitischen Aufgaben darin, die ohnehin geringen Ergebnisse der Entnazifizierung in Westdeutschland grundlegend zu korrigieren. Schon in seiner ersten Regierungserklärung betont er, nachdem er sich dafür ausgesprochen hatte, die wirklich Schuldigen an Faschismus und Krieg streng zu bestrafen: «Aber im Übrigen dürften wir nicht mehr zwei Klassen von Menschen in Deutschland unterscheiden: die politisch Einwandfreien und die Nichteinwandfreien. Diese Unterscheidung muss baldigst verschwinden.»²

Nach Abschluss der Entnazifizierung hatten sich vor allem die

1 Deutscher Bundestag, Bd. 9, Bonn 1951,

2 Ebenda, Bd. 1, S. 27.

bürgerlichen Parteien für die Wiederverwendung der entlassenen alten Beamten eingesetzt. Im Grundgesetz wurde durch den parlamentarischen Rat unter Artikel 131 festgelegt, dass die Rechtsverhältnisse all jener Personen «einschliesslich der Flüchtlinge und Vertriebenen», die seit dem 8. Mai 1945 aus dem öffentlichen Dienst «aus anderen als beamten – und tarifrechtlichen Gründen ausgeschieden sind und bisher nicht oder nicht ihrer früheren Stellung entsprechend verwendet werden»,³ durch Bundesgesetz zu regeln sei. Die Verfassungsgeber begründeten die Notwendigkeit einer solchen Regelung mit unbilligen Härten, die im Verlauf der Entnazifizierungsverfahren aufgetreten sind. Noch in der ersten Legislaturperiode verabschiedete der Bundestag mit den Stimmen der bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie das Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der unter Artikel 131 des Grundgesetzes fallenden Personen, das am 11. Mai 1951 in Kraft trat. Nachdem 131er Gesetz erhielten etwa 150'000 Beamte und Angestellte, ehemalige Wehrmachts- und Arbeitsdienstangehörige, die aufgrund ihrer Tätigkeit in der Zeit des Faschismus aus dem öffentlichen Dienst entlassen worden waren, ihre vollen Versorgungsansprüche zurück bzw. die Möglichkeit, erneut in den Staatsdienst zu treten. Die öffentlichen Verwaltungen in Bund, Ländern und Gemeinden wurden durch dieses Ausführungsgesetz verpflichtet, 20 Prozent der Besoldungsmittel für die Einstellung des betreffenden Personenkreises zu verwenden. Zwar hiess es darin, dass jene Beamte, die durch die Entnazifizierungsverfahren als untragbar für den öffentlichen Dienst erklärt worden waren, keinen Anspruch auf Wiederverwendung haben sollten. Angesichts der bekannten Praktiken der Spruchkammern war das alles andere als eine Garantie. Neben nominellen Mitläufern der Nazipartei, unbescholtenen Berufssoldaten, Umsiedlern, zogen mit Hilfe dieses Gesetzes zu einem grossen Teil Naziaktivisten und Kriegsverbrecher wieder in die öffentlichen Verwaltungen ein.

«Die grösste Fehlleistung im demokratischen Sinne, an deren Folgen die Bundesrepublik seit ihrem Bestehen leidet und noch lange leiden wird, war der Artikel 131 des Grundgesetzes mit seinen

3 Grundgesetz, 24. durchgesehene Auflage, München, 1959, (West-)Berlin, S. 63.

Ausführungsgesetzen und Verordnungen.»⁴ So beurteilte später der FDP-Politiker Karl Hermann Flach diesen gesetzgeberischen Akt, der Gestapo-Kommissaren, hohen SS-Chargen des Sicherheitshauptamtes, Staatsanwälten an Sondergerichten und Getto-Verwaltern aus den besetzten Ostgebieten als Beamte auf Lebenszeit oder gar unabsetzbare Richter in den öffentlichen Dienst der Bundesrepublik brachte.

Anfang September 1951 wies die «Frankfurter Rundschau» in einer Artikelfolge unter der Überschrift «Ihr naht euch wieder . . .» nach, dass in dem jüngsten Ministerium der Bundesregierung, dem im März 1951 gebildeten Auswärtigen Amt, zahlreiche leitende Personen beschäftigt wurden, die vor 1945 im Aussenministerium des Herrn von Ribbentrop gedient hatten. Ein vom Bundestag eingesetzter Untersuchungsausschuss musste bestätigen, dass 66 Prozent der Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes ehemalige Mitglieder der NSDAP waren. Er stellte fest, dass Personen beschäftigt wurden, «deren Verwendung das Vertrauen des In- und Auslandes zur demokratischen Entwicklung beeinträchtigen könnte».⁵ Zur Entschuldigung dieser Tatsachen führte Adenauer, dem dieses Ministerium unmittelbar unterstand, im Bundestag aus: «Man kann doch ein Auswärtiges Amt nicht aufbauen, wenn man wenigstens zunächst an den leitenden Stellen Leute hat, die von der Geschichte von früher etwas verstehen.» Er forderte dazu auf, endlich mit der «Naziriecherei» Schluss zu machen, «denn verlassen Sie sich darauf, wenn wir damit anfangen, weiss man nicht, wo das aufhört.»⁶ Damit gab der Bundeskanzler zu verstehen, dass die Bundesregierung ohne die Erfahrungen der altbewährten «Fachkräfte» aus dem «Dritten Reich» Hitlers nicht auskommen könne. Schliesslich gehörten die engsten aussenpolitischen Berater Adenauers – Blankenhorn und Grewe – zu diesem Personenkreis.

Zweifellos gab es kaum eine andere Behörde in Bonn, die so direkt die Kontinuität zu den faschistischen Reichsministerien wahrte wie das Auswärtige Amt, doch ähnlich sah es auch in anderen Ministerien und nicht zuletzt im Bundeskanzleramt aus. Mit der Berufung

4 Karl-Hermann Flach: Erhards schwerer Weg, Stuttgart 1963, S. 23 f.

5 Deutscher Bundestag, Bd. 13, Bonn 1952, S. 10 781.

6 Ebenda, S. 10 735 f.

von Hans Maria Globke, eines leitenden Mitarbeiters des faschistischen Innenministeriums, des Kommentators der Nürnberger Rassengesetze und eines intellektuellen Mitschuldigen für die Verfolgung und Ermordung von Millionen jüdischer Bürger, im August 1950 zum Leiter des Staatssekretariats für Inneres im Bundeskanzleramt, gab Adenauer selbst das klassische Beispiel einer Personalpolitik, die für die Bundesrepublik typisch wurde. Trotz der seit 1950 innerhalb und ausserhalb des Bundestages erhobenen Forderungen nach Entlassung Globkes, trotz der unwiderlegbaren Beweise seiner Schuld, konnte sich dieser Mann, der eine Schlüsselposition in der Regierung bekleidete, bis zur Erreichung des Pensionsalters in Bonn halten.

Nach den Bundestagswahlen von 1953 scheute sich Adenauer nicht, ehemalige Mitglieder der NSDAP als Minister in sein Kabinett aufzunehmen. Der krasseste Fall war die Ernennung von Theodor Oberländer zum Bundesminister für Vertriebene, eines Mannes, der als Ostexperte während des Faschismus die Ausrottung ganzer Völker propagiert und als Führer von Sondereinheiten während des Zweiten Weltkrieges aktiv an der Verwirklichung dieser Politik mitgewirkt hatte. Das von Oberländer geleitete Ministerium entwickelte sich in den folgenden Jahren in besonderem Masse zu einem Zentrum der ehemaligen faschistischen Bürokratie.

«Dies Fortwirken der alten Nationalsozialisten ist ein Grundbrechen der inneren Verfassung der Bundesrepublik»,⁷ schrieb Karl Jaspers 1967. Die Unterlassung einer gründlichen politischen Säuberung vor 1949 und die Generalamnestie der belasteten Nazis nach Gründung der Bundesrepublik waren die Ursachen dafür.

Angesichts der Tatsache, dass sich im Bereich der Staatsbürokratie gegenüber der Zeit vor 1945 im Grunde gar nichts geändert hat, die schüchternen Versuche, die von sozialdemokratischer Seite ausgingen, den alten Beamtenapparat zu reformieren, ohne Ergebnis geblieben sind, müssen auch bürgerliche Politologen, wie etwa Löwenthal oder Eschenburg, wenigstens auf diesen Gebiet von Restauration oder reataurativen Tendenzen sprechen.

7 Karl Jaspers: *Wohin treibt die Bundesrepublik? Tatsachen, Gefahren, Chancen*, München 1967, S. 183.

3. *Staat und Wirtschaft*

Am offensichtlichsten war die Restauration in der Wirtschaft vorangekommen. Die bis zur Staatsgründung von den Besatzungsmächten gefällte Grundsatzentscheidung über die Beibehaltung der kapitalistischen Eigentumsstruktur ermutigte die Vertreter der Unternehmerschaft und ihre Organisationen dazu, zielstrebig die völlige Wiederherstellung der alten Machtverhältnisse zu betreiben. Das von Anfang an enge Wechselverhältnis zwischen Bundesregierung und den entscheidenden Machtgruppen der Wirtschaft erleichterte diese Absicht.

Schon im ersten Adenauer-Kabinett waren zahlreiche Minister vertreten, wie Vizekanzler Blücher, Wirtschaftsminister Erhard, Finanzminister Schäffer, Verkehrsminister Seehofer, die selbst Repräsentanten bedeutender Bank- und Industrieunternehmen waren bzw. in enger Beziehung zu ihnen standen. Als erster Staatssekretär im Wirtschaftsministerium fungierte Eduard Schalfejew, ehemaliger Generaldirektor der Deutschen Continental Gasgesellschaft und Wehrwirtschaftsführer Hitlers, der bereits im Frankfurter Wirtschaftsrat als Stellvertreter Erhards gewirkt hatte. Zu seinem Nachfolger wurde 1951 Ludger Westrickberufen, vor 1945 Generaldirektor der Vereinigten Aluminiumwerke AG, gleichfalls Wehrwirtschaftsführer, nach 1945 vorübergehend als Kriegsverbrecher verhaftet, doch bereits 1948 Mitglied des Direktoriums der Deutschen Kohlenbergbauleitung und zahlreicher Aufsichtsräte in wichtigen Industrieunternehmen. Enge Beziehungen bestanden seit langem zwischen Konrad Adenauer und der Kölner Gruppe des Finanzkapitals, zu der u.a. der Wehrhahnkonzern sowie eine Reihe bedeutender Versicherungsgesellschaften und privater Bankhäuser gehörten.

Zu den engsten Vertrauten des Bundeskanzlers zählten einige wenige Vertreter der führenden Finanz- und Industriekreise der Bundesrepublik – Pferdenges, Abs, Henle und bald auch Berg –, die eine Schlüsselstellung im wirtschaftlichen Leben einnahmen. Angesichts des autoritären Regierungsstils des Kanzlers, seiner berückichtigten Politik der einsamen Entschlüsse, kam dem Einfluss dieser Männer überragende Bedeutung auf die politischen Entscheidungen zu.

Besonders nahe stand Adenauer Robert Pferdmenes, dem Kölner Privatbankier, einem der reichsten und einflussreichsten Finanzmagnaten Westdeutschlands. Er stieg nach seinem für ihn erfolgreichen Entnazifizierungsverfahren mit vollen Segeln in die Politik ein. Schon 1947 war er CDU-Abgeordneter in Nordrhein-Westfalen und im Wirtschaftsrat. 1949 trat er als Nachfolgekandidat in den Bundestag ein, dem er bis zu seinem Tode, 1962, angehörte. Das Zusammenspiel zwischen dem Bundeskanzler und dem Bankier wurde von spöttischen Bonner Journalisten mit der treffenden Wortkombination «Ära Pferdmaner» charakterisiert. Anlässlich des Todes von Pferdmenes schrieb der «Industriekurier»: «Es gab in den letzten 13 Jahren in der Bundesrepublik kein politisches und sicherlich kein wirtschaftspolitisches Gespräch von Bedeutung, an dem er nicht beteiligt gewesen war.»⁸

Nicht weniger gewichtig war die Stellung von Hermann J. Abs, der vor 1945 Vorstandsmitglied der Deutschen Bank war und an der Spitze der vom Kilgore-Ausschuss aufgestellten Kriegsverbrecherliste stand. Er avancierte schon 1946 zum Finanzberater bei der britischen Militärregierung. Ende 1948 wurde er Leiter der Kreditanstalt für Wiederaufbau. Abs entwickelt sich in den fünfziger Jahren zu einem der einflussreichsten Figuren des westdeutschen Finanzkapitals. Er vertrat die Bundesregierung bei verschiedenen internationalen Verhandlungen.

Günter Henle, Chef des Klöcknerkonzerns, nach 1945 vorübergehend in Haft, spielte in der CDU/CSU-Fraktion des Bundestags eine wichtige Rolle. Er war bereits Mitglied des Frankfurter Wirtschaftsrates gewesen. Im Bundestag trat er als profilierter Sprecher seiner Partei in aussen- und wirtschaftspolitischen Fragen auf. Auch er vertrat die Adenauer-Regierung bei Verhandlungen im Ausland.

In zunehmendem Masse zogen in den Bundestag Unternehmer und Beauftragte grosser Wirtschaftsunternehmen ein. Wichtige Bundestagsausschüsse, besonders jene, die sich mit wirtschaftlichen Fragen befassten, wurden von Vertretern dieser Kreise geleitet. Neben Henle und Pferdmenes sassen u.a. Hugo Schamberg von der Hütten- und Bergwerke Rheinhausen AG, Hans Wellhausen, Di-

8 Industriekurier, 2. Oktober 1962.

rektor der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg AG, im ersten Bundestag. Nach den Wahlen von 1953 gab es im Bonner Parlament 34 Grossindustrielle, 42 Konzerndirektoren und 41 Grossgrundbesitzer. Die bürgerlichen Parteien, deren Mitgliederzahlen verhältnismässig niedrig liegen, wurden von Verbänden der Wirtschaft finanziert und durch ihre Vertrauensleute gelenkt. Besondere Bedeutung gewannen dabei die grossen finanziellen Zuwendungen bei den Wahlen. Schon 1949 organisierte ein Konsortium unter Vorsitz Robert Pferdenges die Geldsammlung in Wirtschaftskreisen zugunsten der bürgerlichen Parteien. Diese Finanzspritzen wurden gewissermassen zur Tradition bei den folgenden Bundestagswahlen, lediglich die aufgewandten Beträge erhöhten sich von Fall zu Fall.

In erster Linie jedoch erfolgte die Einflussnahme der Monopole auf den Staat über die Unternehmerorganisation, die sich mit wohlwollender Billigung der Besatzungsmächte in den Westzonen nach 1945 schnell zu formieren begannen. Ganz Westdeutschland wurde von einem engmaschigen Netz fachlich und regional gegliederter Organisationen überzogen, die sich nach 1949 zu Spitzenverbänden auf Bundesebene zusammenschlossen. Beherrschenden Einfluss üben vor allen Dingen die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und der Bundesverband der Deutschen Industrie aus.

Die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände entstand 1950. Sie konzentrierte sich auf die lohn- und sozialpolitische Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften. Erster Präsident der Vereinigung war Walter Raymond, Vorstandsmitglied der Vereinigten Deutschen Metallwerke AG Frankfurt a. M., einer Filiale des Merton-Konzerns.

Im Oktober 1949 konstituierte sich in Köln der Ausschuss für Wirtschaftsfragen. Anfang 1950 erfolgte seine Umbenennung in Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI). Vorsitzender dieser Nachfolgeorganisation des unrühmlich bekannt gewordenen Reichsverbandes der Deutschen Industrie wurde Fritz Berg, Besitzer einer verhältnismässig unbedeutenden Metallbetten- und Matratzen-Fabrik, ein Protégé der amerikanischen Besatzungsmacht. Dem Präsidium gehörten von Anfang an die gleichen Kreise an, die vor 1945 und 1933 die Geschichte der industriellen Spitzenverbände

gelenkt hatten. Einer der mächtigsten Männer der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebietes, Hermann Reusch von der Gutehoffnungshütte, sagte zur Aufgabe des BDI: «Der Zweck der Spitzenorganisation ist, eine geschlossene, möglichst alle Wirtschaftszweige umfassende schlagartige Vertretung der wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Interessen der industriellen Unternehmer zu schaffen.»⁹

Die konkreten Ziele des BDI bestanden, nach einer offiziellen Eigendarstellung in Folgendem:

1. Einfügung in die politischen Tendenzen, Einnahme klarer Positionen auf der westlichen Seite.
2. Bejahung der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung, u.a. der Konzeption der europäischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit, wobei das westdeutsch-französische Verhältnis, das von der ökonomischen Seite her vorbereitet werden muss, von besonderer Bedeutung ist.
3. Abbau der Nachkriegszwangswirtschaft, Entfaltung der freiheitlich-sozialen Marktwirtschaft.
4. Abbau jedweder Diskriminierung, Freilassung der in Haft und Internierung befindlichen Industriellen.¹⁰

Vergleicht man diese Punkte mit dem Programm der ersten Bundesregierung, so wird die Gleichheit der Interessen und Ziele überdeutlich. Die Spitzenfunktionäre des BDI haben mehrfach betont, dass die Politik der Regierung Adenauer ihre vollste Unterstützung findet.

Ein besonderes Anliegen des industriellen Spitzenverbandes war nach seiner Gründung die Beseitigung der bestehenden wirtschaftlichen Beschränkungen, die erwähnten «Diskriminierungen» und die volle Wiederherstellung und Sicherung des privatkapitalistischen Eigentums.

In den ersten Jahren nach 1949 kam es zu jener tiefgreifenden Vereinigung von Staat und Monopolen, von politischer und wirtschaftlicher Macht, die bis heute den staatsmonopolistischen Kapitalismus

9 Allgemeine Kölnische Rundschau, 20. Oktober 1949.

10 Vgl.: 5 Jahre BDI. Aufbau und Arbeitsziele des industriellen Spitzenverbandes, Bergisch-Gladbach 1954, S. 59.

in der Bundesrepublik charakterisiert. Die gesamte Politik der Adenauer-Regierung war darauf ausgerichtet, die volle Herrschaft des Monopolkapitals wiederherzustellen und zu festigen. Dieser für die weitere Entwicklung des Landes einschneidende Vorgang, der durch den Restaurationsprozess vor 1949 allseitig vorbereitet worden war, wurde durch eine grossangelegte Propaganda von der «sozialen Marktwirtschaft» und von einem angeblichen demokratischen Pluralismus zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen verschleiert. Die mehr als ein Jahrzehnt anhaltende Nachkriegskonjunktur, die damit verbundene Steigerung der Realeinkommen auch der Arbeiter und Angestellten, der Rückgang der anfänglich beträchtlichen Arbeitslosenzahl, führte dazu, dass diese Propagandathesen, die zum Teil auch von der SPD- und Gewerkschaftsführung vertreten wurden, in dieser Zeit bei einem grossen Teil der Bevölkerung Glaubwürdigkeit erlangten. Angesichts der Nachbarschaft zum Sozialismus, der Existenz der DDR, waren Staat und Monopole daran interessiert, den Nährboden für soziale Auseinandersetzungen einzuengen. Diesem Ziel dienten auch eine Reihe von sozialen Massnahmen – Lastenausgleich, Kriegsopferversorgung, Rentenerhöhungen, Steuersenkungen, sozialer Wohnungsbau u.a., die von der Bundesregierung in den fünfziger Jahren ergriffen wurden. Sie änderten nichts an den bestehenden Machtverhältnissen und der gesellschaftlichen Struktur sowie der Vermögensverteilung. Sie erweckten jedoch bei nicht wenigen den Eindruck, dieser Staat und seine Regierung diene den Interessen des ganzen Volkes und verschafften der Hauptpartei des Monopolkapitals – der CDU/CSU – eine erhebliche Massenbasis.

XIX. Aussenpolitik im Zeichen der «westeuropäischen Integration»

1. Das Petersberger Abkommen

«Die weitverbreitete Meinung eines restaurativen Kerns der Ära Adenauer stimmt, was die Aussenpolitik angeht, gewiss nicht.»¹ Diese Behauptung, dass der 1949 eingeschlagene aussenpolitische Kurs der BRD etwas völlig Neues darstellt, fortschrittlichen und friedlichen Charakter trug, gehört zu den Grundthesen der bürgerlichen Historiographie über die Entwicklung der Bundesrepublik.

Neu an der Bonner Aussenpolitik war zweifelsohne das vorbehaltlose Bekenntnis zur antikommunistischen Westorientierung, wie es in der bisherigen Geschichte des deutschen Imperialismus nie der Fall gewesen war. In ihren Leitlinien folgte sie weitgehend den Überlegungen, die der nunmehrige Bundeskanzler schon 1945/46 geäußert hatte und über die in der Regierungskoalition ein weitgehender Konsensus bestand. Ihr Kernstück bildete die Zielsetzung, die BRD fest in eine höhere «europäische Gemeinschaft» zu integrieren, die territorial mit dem bereits bestehenden imperialistischen Bündnissystem identisch war. Diese Politik der westeuropäischen Integration, im BRD-Sprachgebrauch auch als Europapolitik bezeichnet, hatte für die Adenauer-Regierung die absolute Priorität vor allen anderen Fragen. Damit passte sie sich sowohl den in verschiedenen westeuropäischen Staaten vorhandenen, von den USA nachhaltig unterstützten, Bestrebungen zur Bildung eines engeren ökonomischen, militärischen und politischen Zusammenschlusses als auch der erklärten Politik der Westmächte an, die BRD zum untrennbaren Bestandteil dieser «europäischen Gemeinschaft» zu ma-

¹ Waldemar Besson: Die Aussenpolitik der Bundesrepublik. Erfahrungen und Massstäbe, München 1970, S. 38.

chen. In der Bundesregierung sah man darin den einzig möglichen Weg zum Wiederaufstieg und zur Beseitigung der territorialen und sonstigen Ergebnisse des verlorenen Krieges.

Die in den Regierungserklärungen vom 20. September und 21. Oktober 1949 umrissene Richtung der Aussenpolitik wurde in einem Abkommen, das zwischen den Alliierten Hohen Kommissaren und Adenauer am 15. November 1949 abgeschlossen worden ist, bekräftigt. Im Petersberger Abkommen bekundeten beide Seiten ihre Absicht, die BRD in die bestehenden und künftigen westlichen Zusammenschlüsse einzugliedern. Im Einzelnen wurden die Aufnahme der BRD in den Europarat sowie der Abschluss eines bilateralen Abkommens mit den USA über Lieferungen im Rahmen des Marshallplans befürwortet. Die Bundesregierung verpflichtete sich, in der Internationalen Ruhrbehörde mitzuarbeiten. Dafür gestatteten die Westmächte der BRD die schrittweise Wiederaufnahme von Konsular- und Handelsbeziehungen und hoben einige Beschränkungen auf dem Gebiet des Schiffbaus auf. Der psychologisch wichtigste Erfolg für die Adenauer-Regierung waren die von den Hohen Kommissaren abgegebenen Zusicherungen, die Demontagen weitgehend einzustellen.

Das Petersberger Abkommen ist eines der bedeutsamsten aussenpolitischen Dokumente der BRD. Seine Relevanz liegt weniger in den einzelnen konkreten Festlegungen, sondern vielmehr in der Festschreibung der aussenpolitischen Grundlinie auf die Politik der westeuropäischen Integration. Diese Orientierung wurde einerseits von den Westmächten verordnet. Andererseits aber entsprach dieser Kurs voll und ganz den Vorstellungen der herrschenden grossbürgerlichen Kreise in der BRD.

Die auf dem Petersberg erzielten Vereinbarungen waren charakteristisch für die von beiden Seiten eingeschlagene Taktik bei der weiteren Gestaltung der gegenseitigen Beziehungen. Die Westmächte praktizierten hier erstmals die Politik des Junktims gegenüber der BRD. Das hiess: Jede Erweiterung der politischen Handlungsfreiheit, jeder Abbau ökonomischer Schranken wurde abhängig gemacht von der Bereitschaft der BRD, den von ihr erwarteten Beitrag zur Stärkung der «europäischen Gemeinschaft» zu leisten. Anders ausgedrückt, jeder Abbau des Besatzungsregimes wurde kompen-

siert durch eine engere Verflechtung der Bundesrepublik mit den Westmächten und ihren Verbündeten. Die konkreten Fesdegunen des Petersberger Abkommens belegen das eindeutig.

Von der Adenauer-Regierung wurde dieses Junktim zwischen Gleichberechtigung und Westintegration vollauf akzeptiert. Angesichts des grossen Misstrauens, mit dem die Entwicklung in der BRD auch im westlichen Ausland verfolgt wurde, hütete sich die Bundesregierung, in der Anfangsphase mit weitgehenden Forderungen an die Adresse der Westmächte aufzutreten.

Auf den ersten Blick hatte die gegenüber den Westmächten eingeschlagene Aussenpolitik scheinbar wenig Ähnlichkeit mit der bekannten und berüchtigten imperialistischen deutschen Hegemonialpolitik alten Stils. Die Adenauer-Regierung passte sich voll und ganz den Wünschen der Westmächte an. Angesichts der bestehenden Abhängigkeit blieb aber kein anderer Weg. Man brauchte ihre Hilfe und Unterstützung und betrieb deshalb eine Politik, die, wie ein bekannter Publizist einmal schrieb, von einem «Versöhnungswillen und Freundschaftswerben» getragen war, «die gelegentlich bis zur Aufdringlichkeit gingen.»²

Das Petersberger Abkommen bedeutete grünes Licht für die Eingliederung der Bundesrepublik in die bestehenden und künftigen Zusammenschlüsse des Westens. Vertreter der BRD zogen in die OEEC und die Internationale Ruhrbehörde ein, besetzten die bisher von den Besatzungsmächten frei gehaltenen Plätze. Am 15. Dezember 1949 unterzeichneten Adenauer und der amerikanische Hohe Kommissar McCloy ein Abkommen über die wirtschaftliche Zusammenarbeit. Es ersetzte die im Sommer 1948 von den Militärgouverneuren getroffenen Vereinbarungen über die Beteiligung Westdeutschlands am Marshallplan.

Im März 1950 erhielt die Bundesregierung vom Europarat die offizielle Einladung, als assoziiertes Mitglied beizutreten. Diese am 5. Mai in London gegründete Institution mit Sitz in Strassburg war von seinen Initiatoren als Vorstufe für einen europäischen Zusammenschluss konzipiert worden. Da die Beschlüsse des Europarates

2 Sebastian Haffner: Die bedingungslose Integration, in: Nach 25 Jahren. Eine Deutschland-Bilanz, hrsg. von Karl Dietrich Bracher, München 1970, S. 9

lediglich empfehlenden Charakter trugen, besass er faktisch keinerlei Machtbefugnisse. In der ersten Periode seines Bestehens entwickelte er sich zu einem Propagandaforum der westeuropäischen Integrationspolitik, das dazu beigetragen hat, den kalten Krieg gegen die Sowjetunion zu schüren.

In Bonn sah man durchaus die Schwächen des Europarates. Die von den Westmächten organisierte Einladung konnte man jedoch nicht abschlagen. Durch ihre Annahme erhoffte sich die Bundesregierung Lockerungen des Besatzungsregimes. Ausserdem sah man Möglichkeiten, die bestehende aussenpolitische Isolierung zu durchbrechen. Selbst im Kabinett gab es aber auch Bedenken hinsichtlich einer Beteiligung am Europarat. Die Minister Kaiser und Heinemann sprachen die Befürchtungen aus, dass dadurch die endgültige Einbeziehung der BRD in das westliche Blocksystem erfolgen und die Chancen einer «Wiedervereinigung» schwinden würden. Heinemann sah die Gefahr, dass der Beitritt zum Europarat Konsequenzen für einen militärischen Beitrag der BRD haben könnte.

Adenauer wischte diese Einwände mit dem Hinweis vom Tisch, dass es im Grunde die gleiche Diskussion sei, die bei Gründung der BRD geführt worden sei. «Ich glaubte», so erläuterte er auf einer Pressekonferenz seinen Standpunkt, «man könne auch auf diese neue Sachlage aufgrund der Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren gesammelt hätten, denselben Grundsatz anwenden, nämlich, je stärker die Bundesrepublik Deutschland politisch und wirtschaftlich werde, desto besser sei es für Berlin und für den deutschen Osten.»³ Es handelt sich hierbei um eine Grundthese der Adenauerschen Aussenpolitik, die von nun an immer ins Spiel gebracht wurde, um die Richtigkeit des eingeschlagenen Westkurses zu begründen.

Am 15. Juni 1950 entschied sich die Mehrheit des Bundestages für eine Beteiligung an der Beratenden Versammlung in Strassburg. Gegen eine Mitarbeit im Europarat hatten sich die Sozialdemokraten ausgesprochen. Von der SPD-Führung wurde zwar prinzipiell die westeuropäische Integration unterstützt, sie lehnte aber den von der Bundesregierung eingeschlagenen Weg ab. Die taktischen Differen-

3 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, S. 331.

zen zwischen Koalition und sozialdemokratischer Opposition traten schon im Herbst 1949 zutage, als die SPD das Petersberger Abkommen heftig kritisierte. Die sozialdemokratischen Sprecher wandten sich gegen die von Adenauer betriebene Politik der «Vorleistungen» und verlangten von den Westmächten von Anfang an eine gleichberechtigte Partnerschaft der BRD. Im Zusammenhang mit dem Beitritt zum Europarat brachte der Parteivorstand die Befürchtung zum Ausdruck, dass ein solcher Schritt negative Auswirkungen auf die von Regierung und Opposition gemeinsam vertretenen aussenpolitischen Ziele haben könnte. Kritisiert wurde die nach sozialdemokratischer Auffassung Unzulänglichkeit der bisher geschaffenen «europäischen» Institutionen. Im Bundestag erklärte Schumacher: «Aber was jetzt in Europa zusammengezimmert wird, ist die Schaffung eines Europa, das schwächer ist, als es zu sein braucht, so schwach, dass es seine Funktion der Überwindung des Kommunismus nicht so gut und möglicherweise kaum erfüllen kann.»⁴ Schliesslich sprach sich die SPD gegen eine Beteiligung am Strassburger Europarat aus, weil gleichzeitig mit der BRD auch das Saargebiet eingeladen worden war. Dieser Umstand, der einer Bestätigung der Abtrennung der Saar gleichkam, hatte auch in den Parteien der Regierungskoalition erheblichen Widerspruch hervorgerufen. Gleichzeitig berührte er ein Kernproblem der Bonner Europapolitik – das Verhältnis zu Frankreich.

Schon in seiner Regierungserklärung und im Zusammenhang mit der Pariser Aussenministerkonferenz hatte der Bundeskanzler mit besonderem Nachdruck auf die Notwendigkeit einer «Aussöhnung mit Frankreich» hingewiesen. Es war weniger eine spät erwachte Liebe für den alten «Erbfeind», der die Adenauer-Regierung bewog, eine Verständigung mit dem französischen Nachbarn zu suchen. Nicht altruistische, sondern reine Vernunftgründe waren dafür ausschlaggebend. Der französische Imperialismus hatte bereits vor Bildung der BRD die meisten Bedenken gegen eine gleichberechtigte Aufnahme Westdeutschlands in die «europäische Gemeinschaft» erhoben. Besonders in Paris zeigte sich die Tendenz, der Bundesrepublik feste Zügel anzulegen, um jeden Alleingang zu verhindern

4 Deutscher Bundestag, Bd. 4, Bonn 1950. S. 2472.

und allen Vorherrschaftsambitionen des deutschen Imperialismus von vornherein die Spitze abzubrechen. Konkurrenzgründe, aber auch berechnete Sicherheitsinteressen spielten dabei eine wichtige Rolle. In Bonn wusste man, dass die USA, auf deren Unterstützung man in erster Linie baute, die Wünsche und Forderungen des französischen Verbündeten nicht einfach übergehen konnte, nicht zuletzt angesichts der starken Positionen der linken Kräfte in diesem Lande.

Eine erhebliche Belastung erfuhr das westdeutsch-französische Verhältnis durch die am 3. März 1950 erfolgte Unterzeichnung von vier Konventionen über das Saargebiet durch den französischen Außenminister Robert Schuman und den Ministerpräsidenten der Separatistenregierung in Saarbrücken, Johannes Hoffmann. Diese Verträge sahen eine noch engere wirtschaftliche und politische Bindung des Saarlandes an Frankreich vor. Der Protest der Bundesregierung hatte lediglich zur Folge, dass sowohl Frankreich als auch die beiden anderen Westmächte Erklärungen abgaben, in denen versichert wurde, dass die Regelung des Statuts des Saargebiets endgültig durch einen Friedensvertrag mit Deutschland erfolgen werde.

Adenauer benutzte die Auseinandersetzung um die Saarfrage und den Beitritt zum Europarat, um den Gedanken des politischen Zusammenschlusses Westeuropas ins Spiel zu bringen. Auf der «europäischen Ebene», so kalkulierte er, liessen sich einmal die bestehenden Differenzen über die Saarfrage am leichtesten lösen, zum anderen sah er darin den raschesten Weg zur Herstellung der Gleichberechtigung. Am 7. März 1950 schlug Adenauer in einem Interview mit dem amerikanischen Journalisten Kingsbury-Smith die Bildung einer westdeutsch-französischen Union mit einem gemeinsamen Parlament vor. Dieser Zusammenschluss sollte den Grundstock für die angestrebte westeuropäische Staatenföderation abgeben.

Der Vorschlag Adenauers fand beim französischen Adressaten keine Gegenliebe. Die eigennützigen Motive der westdeutschen Seite bei der angebotenen politischen Verschmelzung waren allzu offensichtlich. Lediglich General de Gaulle hatte sich zustimmend geäußert. Im Übrigen fehlten im Frühjahr 1950 jede Voraussetzungen für einen solchen Zusammenschluss. Offensichtlich handelte es sich auch nur um einen Versuchsballon, der gestartet wurde, um die

angespannte Lage zwischen der BRD und Frankreich zu entschärfen.

2. Der Schumanplan

Im Frühjahr 1950 spitzte sich der Konflikt über die weitere Behandlung der BRD zwischen den USA und Grossbritannien sowie Frankreich weiter zu. In Washington und London trat man für eine möglichst schnelle Einbeziehung der BRD in das westliche Bündnissystem ein und war dabei immer weniger geneigt, auf Frankreich Rücksicht zu nehmen. Der Abbau weiterer Restriktionen und Kontrollen wurde für die allernächste Zeit ins Auge gefasst. Die französische Regierung stand faktisch vor dem Bankrott ihrer Deutschlandpolitik, die darauf hinausgelaufen war, die BRD in möglichst grosser Abhängigkeit zu halten. Sie musste nunmehr, wenn sie nicht vor den beiden anderen Mächten kapitulieren wollte, nach einem neuen Konzept suchen. Man fand es in Gestalt des Schumanplans. Am 9. Mai 1950 unterbreitete der französische Aussenminister einen Plan zur Vereinigung Westeuropas. Das Projekt sah den supranationalen Zusammenschluss der Montanindustrie Frankreichs, der BRD und anderer westeuropäischer Länder vor. Die Bildung einer solchen Union sollte nach den Worten Schumans das Fundament für den schrittweisen ökonomischen und politischen Zusammenschluss Westeuropas legen, seine wirtschaftliche Entwicklung fördern, den Wohlstand heben und zur Sicherung des Friedens beitragen.

In den imperialistischen Hauptländern des Westens fand der Schumanplan ein vielfältiges, zumeist positives Echo. Die amerikanische Regierung, die bereits vor Schumans Erklärung mit dem Projekt vertraut war, begrüßte ihn. Die Schaffung einer Montanunion entsprach voll und ganz der mit dem Marshallplan eingeleiteten amerikanischen Europapolitik, die darauf abzielte, eine engere wirtschaftliche, politische und militärische Zusammenarbeit und Integration der westeuropäischen Staaten, bei Sicherung des allseitigen Einflusses der USA auf diese Entwicklung, zu erreichen. Washington war bereit, den Schumanplan zu fördern.

In Grossbritannien wurde der Plan zwar begrüsst, doch die angebotene direkte Beteiligung abgelehnt. Der britische Imperialismus befürchtete durch eine so enge Bindung an den Kontinent negative Auswirkungen auf die Stellung im Commonwealth. Ausserdem war man in London noch nicht bereit, lebenswichtige wirtschaftliche Kräfte des Landes einer supranationalen Behörde zu überlassen. Die Regierung der BRD dagegen unterstützte den französischen Vorschlag uneingeschränkt. Adenauer übermittelte umgehend die Bereitschaft seiner Regierung, mitzuwirken. Das schnelle Ja aus Bonn war verständlich. Man hatte dort sofort die Chance erkannt, mit Hilfe dieses Projektes die bestehenden wirtschaftlichen Beschränkungen zu beseitigen und der politischen Gleichberechtigung näher zu kommen.

Neben der Bundesrepublik bekundeten die Regierungen Belgiens, Italiens, Luxemburgs und der Niederlande ihre Bereitschaft, das französische Projekt zu unterstützen. Am 20. Juni begannen in Paris die Verhandlungen der sechs Staaten über die Zusammenlegung der Kohle- und Stahlproduktion und die Errichtung einer hohen Behörde. Nach neunmonatigen Verhandlungen wurde am 18. April 1951 der Vertrag über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) unterzeichnet. In einer Erklärung betonten die sechs Mächte ihre Entschlossenheit, «die erste übernationale Einrichtung ins Leben zu rufen, und so die wirkliche Grundlage für ein organisiertes Europa zu schaffen.»⁵ Das wirtschaftliche Ziel dieser Vereinigung war, die Produktion und Verteilung von Kohle, Eisenerz, Stahl und Schrott im Rahmen der sechs Länder zu regulieren, schrittweise einen gemeinsamen Markt für diese Produkte zu schaffen, um eine erhebliche Steigerung der Produktion und einen möglichst reibungslosen Wirtschaftsablauf zu sichern. Im Unterschied zu bisherigen wirtschaftlichen Zusammenschlüssen lag die Aufgabe der Montanunion darin, nicht nur den Absatz, sondern auch die Produktion zu regulieren. Die EGKS ging auch nicht aus Vereinbarungen von Monopolgruppen hervor, sondern war das Resultat von Regierungsvereinbarungen. Sie sollte ei-

⁵ Materialien zum Vertrag über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Schumann-Plan). Zusammengestellt vom Auswärtigen Amt 1951, S. 7.

nen grossen Industriekomplex im Massstab mehrerer Länder schaffen. Durch diesen ersten supranationalen Zusammenschluss wurde versucht, die privatkapitalistische Wirtschaftsform der modernen industriellen Entwicklung anzupassen und die objektive Tendenz zur Internationalisierung des Wirtschaftslebens in Übereinstimmung mit den Interessen des Monopolkapitals zu bringen.

Das politische Hauptziel der EGKS bestand darin, den Zusammenschluss Westeuropas weiter voranzubringen und Voraussetzungen für eine politische Vereinigung zu schaffen. «Bei dem Aufbau des Vertragswerkes war nicht lediglich daran gedacht, eine Union für Kohle, Eisen und Stahl zu schaffen, sondern wir wollten ein Vorbild geben für etwaige zukünftige weitere internationale Institutionen in Europa.»⁶ Das war nicht nur die Auffassung Adenauers, sondern auch anderer westeuropäischer Politiker, wie Schuman, Spaak, de Gasperi, Sticker u.a., die massgeblichen Anteil am Zustandekommen des Vertrages hatten. Abgesehen von den gemeinsamen Interessen der Mitgliedstaaten – bessere Ausnutzung der wirtschaftlichen Möglichkeiten, Stärkung des westlichen Bündnis-systems – verfolgte jede Regierung mit der Montanunion ihre spezifischen Ziele. Das galt in erster Linie für die beiden Hauptakteure Frankreich und die BRD.

Der Ausgangspunkt für den französischen Vorschlag zur Bildung einer Montanunion war die Befürchtung, dass die BRD in absehbarer Zeit aufgrund ihres ökonomischen Potentials Frankreich überflügeln und zum beherrschenden Faktor in Westeuropa werden könnte. «Deutschland (gemeint ist die BRD) wird sich rasch entwickeln, wir können seine Aufrüstung nicht verhindern»,⁷ hiess es in einem Memorandum, das Jean Monnet, der eigentliche Schöpfer des Schumanplans, am 3. Mai 1950 der Regierung Bidault übergab. Darin wurde gleichzeitig zum Ausdruck gebracht, dass die Vereinigten Staaten auch gegen den Widerstand Frankreichs ihr Ziel, nämlich den Zusammenschluss der Staaten Westeuropas unter gleichberechtigter Einbeziehung Westdeutschlands, durchsetzen werden. Durch die Schaffung einer Montanunion hoffte man in Paris, einmal gün-

6 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, S. 425.

7 Das «Monnet-Memorandum» vom 3. Mai 1950, in: Gilbert Zie-bura: Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Mythen und Realitäten. Pfullingen 1970, S. 199.

stigere Bedingungen für die französische Wirtschaft zu erreichen – billige Kohleimporte, Steigerung der Stahlproduktion verbunden mit Sicherung des Absatzes – um der westdeutschen Konkurrenz besser begegnen zu können. Man verband mit dem Projekt aber auch die Hoffnung, indem man den Wünschen der USA entgegenkam, Frankreich eine führende Position in den westeuropäischen Zusammenschlüssen zu sichern. Zugleich spielte der Gedanke eine Rolle, mit der Montanunion eine Art Ersatz für die schwindenden Kontrollrechte in der BRD zu schaffen. Die französische Regierung rechnete sich mit Hilfe des Schumanplans Chancen aus, ihre Positionen in den überseeischen Besitzungen und im Mutterland zu festigen, den Einfluss und die Autorität der FKP und anderer fortschrittlicher Kräfte zurückdrängen zu können. Es waren folglich vielfältige aussen- und innenpolitische Gründe, die den französischen Imperialismus veranlassten, diesen Schritt zu gehen.

In der BRD wurde das positive Bekenntnis der Adenauer-Regierung zum Schuman-Plan von der Monopolbourgeoisie, vor allem natürlich von den unmittelbar betroffenen Konzernen an Rhein und

Ruhr einmütig geteilt. Hier sah man neben den Möglichkeiten, politische und wirtschaftliche Restriktionen abzubauen, die Chance, die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse zu sichern, die alte Struktur der Montanindustrie im Ruhrgebiet wiederherzustellen.

Hinzu kam noch ein anderer Aspekt. Die westdeutsche Schwerindustrie benötigte, nachdem sich die BRD voll und ganz der amerikanischen Embargopolitik gegenüber den sozialistischen Staaten angeschlossen und den osteuropäischen Markt faktisch aufgegeben hatte, dringend neue Absatzmärkte im Westen. Der Schumanplan eröffnete den Weg dazu. Im Übrigen war der Gedanke eines Zusammenschlusses der westeuropäischen Montanindustrie den deutschen Konzernherren keineswegs fremd. Die Vereinigung von Kohle und Eisen in diesem Raum war ein langgehegter Wunschtraum, der vor und während des Ersten Weltkrieges, in den Jahren der Weimarer Republik und in der Zeit des Faschismus immer wieder angestrebt worden war. Allerdings gingen die Pläne der Vergangenheit stets von einer Vorherrschaft des deutschen Imperialismus aus. Mit solchem Anspruch konnte man Anfang der fünfziger Jahre verständlicherweise noch nicht auftreten. Doch die im Schumanplan liegenden

Möglichkeiten wurden sofort erkannt. «Was die Ruhrindustriellen anbelangt, so glaube ich sagen zu können, dass diese es von vornherein an grundsätzlicher positiver Einstellung zum Schumanplan nicht haben fehlen lassen».⁸ erklärte Günter Henle (CDU), der Chef des Klöcknerkonzerns, im Bundestag.

Diese Kreise meldeten auch sofort nachdrücklich ihre Forderungen an. Dazu zählten in erster Linie: die Aufhebung der Produktionsbegrenzungen, vor allem die Aufhebung der Stahlquote, die Abschaffung des Ruhrstatuts und der damit verbundenen Diskriminierungen, die völlige Gleichberechtigung der BRD-Industrie, vor allem die Wiederherstellung der durch die Dekartellisierungsgesetzgebung aufgehobenen Verbundwirtschaft zwischen Kohle und Stahl im Ruhrgebiet. Henle, ansonsten einer der eifrigsten Verfechter des Schumanplans, sagte dazu auf einer Veranstaltung des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung: «In jedem Falle ist es nunmehr höchste Zeit, dass das gesamte Neuordnungsproblem zu seinem Ende kommt, und dass dabei nicht versucht wird, Grundsätze um jeden Preis durchzudrücken, die vor Jahr und Tag ersonnen wurden und die kaum noch recht in das Gesamtbild der heutigen Lage passen.»⁹ In verschiedenen Stellungnahmen, Gutachten und Reden wurde immer wieder auch auf die durch die alliierte Besatzungspolitik – Demontagen, Produktionsbeschränkungen, hohe Exportauflagen – sowie die durch Kriegsschäden und fehlende Investitionen entstandene Rückständigkeit der westdeutschen Montanindustrie gegenüber der westeuropäischen Konkurrenz hingewiesen. Es fehlte auch nicht das Argument, das ganze Projekt berge die Gefahr in sich, dass die wirtschaftliche Kontrolle der BRD in anderer Form fortgesetzt werden könnte. Insgesamt wurde der Eindruck erweckt, dass die Risiken einer Beteiligung für die Bundesrepublik weitaus höher lägen als die möglichen Vorteile.

In ersten sozialdemokratischen Stellungnahmen wurde der Schuman-Plan als ernst zu nehmender Vorschlag gewertet, der die «Eini-

8 Deutscher Bundestag, Bd. 8, Bonn 1951, S. 6502.

9 Vortrag von Dr. Günter Henle, MdB, Duisburg am 9. Januar 1951 vor der Volks- und Betriebswirtschaftlichen Vereinigung im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet. Sonderveröffentlichung des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung, Essen, S. 17.

gung Europas» voranbringen könnte. Gleichzeitig nannte die SPD-Führung entsprechend ihren seit 1945 verkündeten Programmforderungen eine Reihe von Bedingungen, die als unabdingbare Voraussetzungen für die Mitwirkung an dem Projekt bezeichnet wurden: Überführung der Schlüsselindustrien der beteiligten Länder in Gemeineigentum, Beteiligung der Gewerkschaften und der politischen Arbeiterorganisationen an der Ausarbeitung des Abkommens, Sicherung des Mitbestimmungsrechtes der Arbeiter und Angestellten, Gleichberechtigung der Bundesrepublik innerhalb des Zusammenschlusses, echte parlamentarische Kontrolle der Organe der Montanunion.

Dieser reformistische Aspekt der sozialdemokratischen Opposition trat im Verlaufe der weiteren Auseinandersetzungen mehr und mehr in den Hintergrund. Er wurde verdrängt durch die Forderung nach Gleichberechtigung der BRD, was im Grunde Gleichberechtigung der westdeutschen Monopolbourgeoisie bedeutete; durch die Kritik an den Hegemonialbestrebungen einzelner Partner der westeuropäischen Zusammenschlüsse – hier richtete sich die Spitze in erster Linie gegen Frankreich – und die ständigen Vorwürfe, das Bündnissystem des Westens sei aufgrund dieser oder jener Mängel nicht stark genug, um seine Rolle bei der «Abwehr des Weltkommunismus» gut genug zu erfüllen. Darin erschöpfte sich auch weitgehend die Kritik, die Anfang Januar 1952 bei der 3. Lesung des Vertrages über die EGKS von den Sprechern der sozialdemokratischen Fraktion im Bundestag vorgebracht wurde.

In ähnlicher Weise wie die SPD hat auch die Gewerkschaftsführung das Montanunionsprojekt bemängelt. Im Gegensatz zur Sozialdemokratie hoben die Spitzenfunktionäre des DGB aber von Anfang an die «positiven» Aspekte der Verschmelzung der westeuropäischen Schwerindustrie hervor. Schon im Juni 1950 schrieb Ludwig Rosenberg, Vorstandsmitglied des DGB, offen: «Es wäre töricht zu erklären, dass man abwarten solle, bis ein sozialistisches Europa entsteht, und sich in eine fruchtlose Opposition gegenüber einer Idee zu verrennen, die man selbst längst proklamierte, bevor Schuman sie zum Tenor seiner Rede machte.»¹⁰ Es ist die gleiche

¹⁰ Ludwig Rosenberg: Eine Idee beschäftigt die Welt, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 1. Jg., Juni 1950, Heft 6, S. 243.

Einstellung, die Hans Böckler im Frühjahr 1948 bewog, dem Marshallplan zuzustimmen, nämlich die Annahme die wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen der Gewerkschaften liessen sich auch nach der vor allem im Interesse der Monopolherren an der Ruhr liegenden wirtschaftlichen Integration durchsetzen. Der Bundesausschuss des DGB nahm am 7. Mai 1951 eine Entschliessung an, in der die prinzipielle Zustimmung zur EGK.S zum Ausdruck gebracht wurde. Von diesem offenen Bekenntnis zur Politik der westeuropäischen Integration erhofften sich die Gewerkschaftsführer nicht zuletzt von der Adenauer-Regierung Unterstützung bei der Durchsetzung ihrer Mitbestimmungsforderungen. Das war, wie sich bald herausstellen sollte, ein unverzeihlicher Irrtum.

Für die Bundesregierung bildeten die vielgestaltige Kritik am Schuman-Plan und die vielen zusätzlichen Forderungen eine spürbare Schützenhilfe bei den Verhandlungen. Das gilt uneingeschränkt auch für die sozialdemokratische Opposition. Die Regierung selbst legte in den öffentlichen Diskussionen aus taktischen Gründen weitgehende Zurückhaltung an den Tag. Ihre Sprecher, Adenauer, Ludwig Erhard, Hallstein u.a., stellten immer wieder die politische Bedeutung dieser wirtschaftlichen Vereinigung heraus, sie beschworen die grossen Vorteile der Montanunion für Deutschland und Europa. So betonten sie in erster Linie den dem Vertragswerk zugrundeliegenden Gedanken der europäischen Einheit und bezeichneten die EGKS als Weg zur Überwindung der zwischen Frankreich und der Bundesrepublik bestehenden Gegensätze.

Die Auseinandersetzungen um die Bildung der Montanunion zeigten, dass es bei der westeuropäischen Integration um harte machtpolitische Interessen der daran beteiligten Staaten ging. Wenn es bei den Verhandlungen gelang, trotz widerstrebender Interessen Kompromissentscheidungen zu erzielen, dann hat der von den USA auf Frankreich und die BRD ausgeübte Druck eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Gleichzeitig haben auch andere, objektive Ursachen mitgewirkt. Die zwischen dem französischen und deutschen Imperialismus seit jeher bestehenden Gegensätze hatten nach der durch den Zweiten Weltkrieg veränderten Weltlage einen neuen Stellenwert erhalten. Gegenüber den Auseinandersetzungen zwischen Sozialismus und Imperialismus hatten die Widersprüche zwi-

schen der BRD und Frankreich ihre einstige Schärfe verloren. Ausserdem war keiner der beiden Kontrahenten Anfang der fünfziger Jahre in der Lage, eine unabhängige Machtpolitik zu betreiben.

Am 11. Januar 1952 wurde der Vertrag über die EGKS im Bonner Bundestag mit 232 gegen 143 Stimmen bei drei Enthaltungen angenommen. Dagegen hatten die Sozialdemokraten und Kommunisten gestimmt. Die scheinoppositionelle Rolle der Sozialdemokratie bei den Diskussionen um die Montanunion wurde durch das Verhalten ihrer Vertreter im Bundesrat noch einmal deutlich. Dort, wo die SPD 20 der 38 Stimmen besass, entschieden sich alle Bundesländer, d.h. auch die sozialdemokratisch regierten, für die Annahme des Vertrages.

Betrachtet man das erzielte Endergebnis, so zeigt sich, dass der eindeutige Gewinner des Vertrages, trotz aller gegenteiliger Beteuerungen der Adenauer-Regierung, die westdeutsche Monopolbourgeoisie war. Dank amerikanischer Einwirkung hatte die Adenauer-Regierung weitgehend erreicht, was zu diesem frühen Zeitpunkt überhaupt möglich war: Die Aufhebung des Ruhrstatuts mit seinen einseitigen, nur für die BRD zutreffenden einschneidenden Souveränitätsbegrenzungen, die Beseitigung der noch bestehenden Beschränkungen für die Stahlproduktion und Stahlkapazität, die weitgehend Abmilderung und schliesslich bald völlige Aufhebung der Dekartellisierungsbestimmungen. Mit Verwirklichung des Schumannplans war die BRD auf einem bedeutsamen Teilgebiet innerhalb der EGKS gleichberechtigter Partner der Westmächte geworden. Darin liegt zweifelsohne ein wichtiges politisches Resultat dieses Vertragswerkes.

In ökonomischer Hinsicht zahlte sich die Beteiligung der BRD an der EGKS für die westdeutschen Montanunternehmen bald aus. Die Stahlproduktion, die 1950 11,8 Mill. Tonnen betrug, erreichte im Jahre 1955 21,3 Mill. Tonnen. Frankreich, das 1949 in der Stahlproduktion mit der BRD etwa gleich lag, erzeugte 1955 12,6 Mill. Tonnen.

Die ersten Schritte der Bonner Aussenpolitik dienten einem grossen Ziel: der Wiederherstellung der Macht des Imperialismus in der BRD. Durch die Beteiligung an der EGKS konnte ein entscheidender Durchbruch in dieser Richtung erreicht werden. Die Resultate,

insbesondere die völlige Wiederherstellung und Sicherung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse und der alten wirtschaftlichen Strukturen, führten zur innenpolitischen Konsolidierung des imperialistischen Herrschaftssystems. Der andere Aspekt der Bonner Europapolitik bestand darin, die politische Handlungsfähigkeit zu erweitern und Voraussetzungen für die Realisierung des proklamierten Revanchprogramms zu schaffen. Ihr aggressiver, reaktionärer Charakter zeigte sich gleichfalls schon in der Anfangsperiode. Die Montanunion bildete zu Beginn der fünfziger Jahre nur eine Ebene der Bemühungen um einen engen Zusammenschluss Westeuropas. Sie war gleichzeitig als ökonomische Basis und Schrittmacher für die militärische und politische Integration vorgesehen.

Die Aussenpolitik der BRD entsprach von Anfang an dem Wesen dieses Staates. Sie zielte auf den raschen Abschluss des innenpolitischen Restaurationsprozesses ab. Es war deshalb auch ganz natürlich, dass die herrschende Klasse dieses Staates diesen aussenpolitischen Kurs einmütig unterstützte. Die Politik der westeuropäischen Integration verschleierte gerade in der Anfangsphase den aggressiven Charakter der Bonner Aussenpolitik. Vollzogen hatte sich aber im Grunde nur eine Richtungsänderung, bedingt durch die Veränderungen im internationalen Kräfteverhältnis und die eigene Schwäche. Die alte unverkennbare Kontinuitätslinie imperialistischer deutscher Aussenpolitik trat spätestens mit der Entscheidung über die Remilitarisierung der BRD zutage, die, wie ein amerikanischer Politologe mit Recht schreibt, «zum Angelpunkt des gesamten aussenpolitischen Programms der Adenauer-Regierung (wurde).»¹¹

11 Wolfram F. Hanrieder: Die stabile Krise, Düsseldorf 1971, S. 15.

XX. Die Remilitarisierung und ihre ersten Folgen

1. Entscheidung über die Wiederbewaffnung

Nach einer in der Bundesrepublik weit verbreiteten Version wurde die Frage einer westdeutschen Wiederbewaffnung durch den Ausbruch des Koreakrieges ausgelöst. Dieses Ereignis hätte deutlich gemacht, welche Gefahren der unbewaffneten Bundesregierung aus dem Osten drohten. Da aber ihre Verteidigung nicht allein den Westmächten überlassen bleiben konnte, wären die Westdeutschen gewissermassen moralisch verpflichtet gewesen, ihren Teil zur eigenen und zur Sicherheit der westlichen Nachbarvölker beizutragen. Mit diesen Argumenten, die heute in jedem westdeutschen Schulbuch zur neuesten Geschichte zu finden sind und die auch Adenauer in seinen «Erinnerungen» wiederholt hat, wurde im Sommer 1950 die Notwendigkeit der Remilitarisierung von der Bundesregierung begründet und propagiert.

Die Diskussion um die westdeutsche Wiederbewaffnung begann keineswegs erst mit dem Krieg in Korea. Sie war im Grunde die Konsequenz der ganzen vorangegangenen Entwicklung: der Gründung der BRD, der beginnenden politischen und wirtschaftlichen Einbeziehung in die westlichen Zusammenschlüsse. Rudolf Augstein hat durchaus recht, wenn er schreibt: «Die neue deutsche Armee wurde nicht gegründet, um den Bonner Staat zu schützen, sondern der neue Staat wurde gegründet, um eine Armee gegen die Sowjets ins Feld zu stellen . . .»¹Auf diesen Zusammenhang zwischen Staatsgründung und Remilitarisierung hatte die KPD schon im Frühjahr 1949 im Zusammenhang mit der Bildung der NATO auf-

¹ Rudolf Augstein: Waffen statt Politik, in: Bilanz der Bundesrepublik, Köln 1961, S. 48.

merksam gemacht: «Die Bildung des westdeutschen Separatstaates soll unter anderem auch die Einbeziehung Westdeutschlands in den Atlantikpakt schaffen»,² hiess es in einer Erklärung des Parteivorstandes.

Wie die Gründung der BRD so ging auch die Entscheidung über die Remilitarisierung der Bundesrepublik in erster Linie von den USA aus. Mit dem Übergang zur militärischen Blockbildung in Westeuropa wurde eine neue Phase der amerikanischen Aussenpolitik eingeleitet, deren erklärtes Ziel die Zurückdrängung des Sozialismus war. Es hatte sich erwiesen, dass mit Mitteln der ökonomischen Blockade oder des politischen Drucks eine Entscheidung zugunsten des Westens nicht zu erreichen war. Der Sowjetunion gelang es schneller als erwartet, die schweren Kriegsfolgen zu überwinden. Die Stabilisierung der jungen sozialistischen Staaten in Ost- und Südosteuropa war nicht aufzuhalten. In wirtschaftlicher Hinsicht konnte der Stand der Vorkriegsentwicklung bis 1950 weit überschritten werden. Gleichzeitig wurde in all diesen Ländern die sozialistische Umgestaltung zügig fortgesetzt und die Grundlagen einer neuen sozialen Ordnung errichtet. In Ostasien hatte der Weltimperialismus, vor allem die stark engagierte USA, durch die Entstehung der Volksrepublik China eine entscheidende Niederlage hinnehmen müssen. Ein wesentlicher Faktor im strategischen Kräfteverhältnis zwischen Ost und West bedeutete das Ende des amerikanischen Kernwaffenmonopols, das den USA in den vierziger Jahren ein zusätzliches Druckmittel in die Hand gegeben hatte.

All diese Ereignisse führten dazu, dass die Vereinigten Staaten nach Gründung der NATO verstärkte Anstrengungen unternahmen, das von ihnen beherrschte militärische Bündnissystem in Europa und der übrigen Welt weiter auszubauen. Gegenüber der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten wurde die Politik des kalten Krieges verschärft. In den ersten Monaten des Jahres 1950 plädierte Aussenminister Acheson in einer ganzen Serie von öffentlichen Erklärungen dafür, die amerikanische Aussenpolitik noch stärker unter dem Gesichtspunkt einer Politik von der Position der Stärke auszurichten. Einflussreiche Ideologen wie James Burnham

2 Dokumente der KPD 1945-1956, S. 172.

und Politiker wie John F. Dulles sprachen sich öffentlich für eine rasche Eingliederung der BRD in den antisowjetischen Militärblock aus. In den militärischen Stäben der Westmächte wurde eine Remilitarisierung spätestens seit Frühjahr 1948 im Zusammenhang mit dem Abschluss des Brüsseler Paktes ins Auge gefasst und intern diskutiert.

Nach der Explosion der ersten sowjetischen Atombombe und dem damit verbundenen Ende des amerikanischen Kernwaffenmonopols erschien den leitenden Männern des Pentagon die Einbeziehung des westdeutschen Militärpotentials in das westliche Bündnis-system besonders notwendig, und seit Herbst 1949 wurden Pläne über die Wege der westdeutschen Remilitarisierung ausgearbeitet. Angesichts der auch in Westeuropa vorhandenen Abneigung gegen eine neue deutsche Wehrmacht geschah dies unter strenger Geheimhaltung.

Nun war allerdings die Wiederbewaffnung der BRD durchaus nicht nur eine Angelegenheit, die von den USA allein ausging. Führende Politiker der Bundesrepublik haben die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Remilitarisierung lange vor Konstituierung des Bonner Staates ins Auge gefasst. Anlässlich eines Pressetees für Auslandskorrespondenten am 24. Januar 1952 gestand Adenauer, dass er bereits im Dezember 1948 General Speidel beauftragt hatte, «ein Memorandum auszuarbeiten über die vergleichsweise Zusammensetzung der europäischen Armeen und darüber, was die Verbündeten eines schönen Tages von uns fordern konnten.»³

Auch der sozialdemokratische Parteivorstand erörterte Ende 1948 Fragen der westdeutschen Sicherheit und sprach sich dabei für die Einbeziehung Westdeutschlands in ein kollektives internationales Sicherheitssystem nach dem Vorbild des Brüsseler Paktes aus. Bei den Beratungen des Grundgesetzes im Parlamentarischen Rat wurden zwar noch keine Bestimmungen aufgenommen, die eine westdeutsche Wiederbewaffnung vorsahen, aber es wurden wohlweislich auch keine Artikel formuliert, die eine Remilitarisierung ausdrücklich verboten. Kurz vor der Unterzeichnung des Nordatlantikkpakes, am 21. März 1949, bezeichnete Adenauer gegenüber ei-

3 Zitiert nach: Pawel Naumow: Bonn, Macht und Ohnmacht, Frankfurt a. M. 1968, S. 60; vgl. auch Generalanzeiger für Bonn und Umgebung, 26./27. Januar 1952.

nem Korrespondenten von UP es als «eine der ersten Aufgaben einer westdeutschen Regierung», den vollen Beitritt ihres Landes zu dem Pakt herbeizuführen.⁴ In einer Presseerklärung vor der Pariser Außenministerkonferenz im Mai 1949 forderte Schumacher die Einbeziehung «ganz Deutschlands» in Marshall-Plan und Atlantikpakt.⁵ Nach Gründung der Bundesrepublik stellten führende Politiker des jungen Staates – Adenauer, Heuss – zunächst jede Remilitarisierungsabsicht in Abrede. Gleichzeitig gab der Bundeskanzler Interviews, in denen er der Wiederbewaffnung Westdeutschlands das Wort redete. Besonderen Widerhall im In- und Ausland fand dabei

sein Gespräch mit einem Korrespondenten der amerikanischen Zeitung «Plain Dealer» am 3. Dezember 1949, in dem er, zwar äusserst vorsichtig und gewunden, für die Aufstellung westdeutscher Truppenverbände im Rahmen einer europäischen Armee plädierte.

In der Bundestagsdebatte vom 16. Dezember 1949, der ersten «Wehrdebatte» in der Geschichte des Bundestages, leugnete Adenauer alle Remilitarisierungsabsichten. Die CDU/CSU-Fraktion erklärte in einer Stellungnahme: «Dem deutschen Volk liegt . . . der Gedanke an eine Wiederaufrüstung fern.»⁶ Im Namen der SPD-Fraktion betonte Ollenhauer: «Die sozialdemokratische Fraktion

lehnt es ab, eine deutsche Wiederaufrüstung auch nur in Erwägung zu ziehen.»⁷ Die Alliierte Hohe Kommission erliess, offensichtlich zur Beruhigung der westdeutschen und internationalen Öffentlichkeit, nach dem Adenauer-Interview am 16. Dezember 1949 ein «Gesetz zur Ausschaltung des Militarismus».

Die «Plain Dealer»-Affäre hinderte Adenauer nicht daran, seine Ansichten zur «Sicherheitsfrage» in regelmässigen Abständen über Zeitungsinterviews der Öffentlichkeit zu suggerieren. Von Presseorganen und Rundfunkstationen, die der Regierung nahestanden, wurde die psychologische Vorbereitung der Bevölkerung auf die bevorstehende Remilitarisierung, allerdings noch in vorsichtiger Wei-

4 Zitiert nach: Gerhard Wenig: Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1943-1955, München 1967, S. 252.

5 Vgl. Acht Jahre sozialdemokratischer Kampf um Einheit, Frieden und Freiheit, Dokumentation, hrsg. vom Parteivorstand der SPD, Bonn 1954, S. 76.

6 Deutscher Bundestag. Bd. 1, S. 735.

7 Ebenda.

se, unterstützt. Die Rolle des wichtigsten, in den verschiedenen Varianten immer wiederkehrenden Arguments spielte dabei die angebliche «tödliche Bedrohung der freien Welt» durch den Kommunismus und insbesondere durch die Sowjetunion. Gleichzeitig wurde gegenüber den misstrauischen Völkern Westeuropas betont, dass nicht daran gedacht sei, eine neue Wehrmacht oder nationale Streitkräfte irgendwelcher Art aufzustellen. Es ginge lediglich darum, westdeutsche Kontingente in eine internationale Streitmacht einzugliedern.

Der Ausbruch des Krieges im Fernen Osten war im Sommer 1950 ein willkommener Anlass, die Remilitarisierungsdiskussion in die Öffentlichkeit zu tragen. Mit allen Mitteln der modernen Masseneinflussung wurde die antikommunistische Kriegshysterie auf die Spitze getrieben, um die Bevölkerung für die Wiederaufrüstung zu gewinnen. In den Stellungnahmen der Presse wurde die amerikanische Version des Koreakrieges, die These vom «kommunistischen Überfall» auf das «demokratische» Südkorea kolportiert und die lenkende Hand «Moskaus» heraufbeschworen. «Wer hinter Nordkorea steht und wer der wirkliche Angreifer ist, weiss alle Welt»,⁸ behauptete der «Rheinische Merkur». Einige Jahre später sagte Gustav Heinemann im Bundestag dazu: «Die Koreageschichte sieht anders aus, als sie damals erzählt wurde. «⁹ Die Propagandaformel vom Sommer 1950 jedoch tat ihre Wirkung und ist in die meisten bürgerlichen Geschichtsdarstellungen eingegangen. Aus den Ereignissen in Korea wurde sodann auf die Parallelität der Lage in Deutschland hingewiesen und die drohende Gefahr einer Invasion der Sowjets zusammen mit der Volkspolizei der DDR an die Wand gemalt. Als Schlussfolgerung forderte die grosse Mehrzahl der Blätter übereinstimmend eine Verstärkung der westlichen Besatzungstruppen und schliesslich die Aufstellung von westdeutschen Verbänden. In gleichem Atemzuge nannte man aber sofort die «Bedingungen» für eine Wiederbewaffnung: Wegfall aller noch bestehenden Diskriminierungen, Gleichberechtigung der BRD auf allen Gebieten. Diese

8 Rheinischer Merkur. 1. Juli 1950.

9 Gustav Heinemann: Verfehlte Deutschlandpolitik. Irreführung und Selbsttäuschung, Artikel und Reden, Frankfurt a. M. 1970, 3. Aufl., S 136.

Pressekampagne vom Juli/August 1950 war gewissermassen die Begleitmusik zu den diplomatischen Aktivitäten der Bundesregierung.

Adenauer benutzte die dramatischen Ereignisse in Korea, um die Westmächte zu einer schnellen Entscheidung über die Aufstellung westdeutscher Truppen zu veranlassen. Er konnte dabei nicht nur mit der Unterstützung seitens einflussreicher amerikanischer Politiker und Militärs rechnen. Auch in Westeuropa fanden sich Verbündete. General de Gaulle hatte sich am 11. Juli 1950 in einem Interview für die Einbeziehung der BRD und Spaniens in die westliche Militärkoalition ausgesprochen. Auf der Beratenden Versammlung des Europarates in Strassburg setzte sich André Philip, Abgeordneter der französischen Sozialistischen Partei, für die Einbeziehung westdeutscher Kontingente in eine europäische Armee ein. Churchill brachte auf der gleichen Tagung einen Antrag ein, sofort eine europäische Armee unter einheitlichem Kommando zu schaffen, an der selbstverständlich auch die BRD beteiligt sein sollte.

Am 17. August hatte Adenauer in Besprechungen mit den Hohen Kommissaren die Verstärkung der Besatzungstruppen gefordert und die kurzfristige Aufstellung einer westdeutschen Freiwilligenarmee in Stärke von 150'000 Mann für angemessen gehalten. Ausserdem sprach er sich für den Vorschlag Churchills über die Bildung einer Europaarmee aus. Am gleichen Tage betonte er in einem Interview mit der «New York Times»: «Wir müssen die Notwendigkeit der Schaffung einer starken deutschen Verteidigungskraft erkennen.»¹⁰ Er begründete ihre Notwendigkeit u.a. mit der angeblich von der Volkspolizei der DDR ausgehenden Bedrohung der Bundesrepublik.

Unter dem Datum vom 29. August 1950 liess Adenauer dem amerikanischen Hohen Kommissar ein geheimes «Sicherheitsmemorandum» zugehen, das für die im September tagende Aussenministerkonferenz der Westmächte bestimmt war. Darin wurde nochmals mit Nachdruck um eine Verstärkung der Besatzungstruppen gebeten und die Aufstellung einer Schutzpolizei auf Bundesebene gefordert. Gleichzeitig, und das war der eigentliche Kern des Dokuments, wurde den Westmächten die Aufstellung westdeutscher

10 Europa-Archiv, 22. Folge 1950, S. 3515.

Truppen angeboten. Es hiess dazu: «Der Bundeskanzler hat ferner wiederholt seine Bereitschaft erklärt, im Falle der Bildung einer internationalen westeuropäischen Armee einen Beitrag in Form eines deutschen Kontingents zu leisten.»¹¹

Von diesem Schritt hatte Adenauer nicht einmal das Bundeskabinett verständigt. Erst nachträglich informierte er seine Minister von dieser schwerwiegenden Entscheidung. Aus Protest gegen dieses Vorgehen und gegen den Inhalt des Memorandums trat Bundesinnenminister Heinemann zurück. Seine Stelle nahm ein langjähriger Vertrauter Adenauers, der rechtsstehende CDU-Politiker Robert Lehr, ein.

Der Ausbruch des Koreakrieges war auch für Washington willkommenen Anlass, um die seit langem geplante westdeutsche Remilitarisierung gegenüber den beiden anderen verbündeten Mächten durchzusetzen. Das Klima war günstig, denn die durch eine infame antikommunistische Hetze geschürte Angst vor einer drohenden sowjetischen Invasion war auch in Westeuropa stark verbreitet. Die Forderung der britischen und französischen Regierung nach Verstärkung der amerikanischen wirtschaftlichen und militärischen Hilfe gab den USA darüber hinaus ein wirksames Druckmittel in die Hand.

Im Gegensatz zu den britischen Militärs, die schon 1948 eine Beteiligung der Westdeutschen am Aufbau einer «Verteidigungsfront» gegenüber dem Osten ins Kalkül zogen, hatte die regierende Labourparty wenig Neigung, diesen Schritt allzu schnell zu vollziehen. Die britische Regierung war noch am Vorabend der New Yorker Konferenz im Höchsthülle bereit, der BRD eine starke mobile Polizeitruppe zuzugestehen.

Am stärksten war der Widerstand gegen eine Remilitarisierung der BRD in Frankreich. Noch bei Ratifizierung des NATO-Vertrages im Juli 1949 hatte Aussenminister Schuman vor der Nationalversammlung versichert, dass Westdeutschland niemals wieder bewaffnet und nicht zum Atlantikpakt zugelassen werde. Im November des gleichen Jahres erklärte Informationsminister Teitgen: «Die Welt muss sich im Klaren sein, dass Frankreich nicht Partner eines Si-

¹¹ Deutscher Bundestag, Bd. 10, Bonn 1952, S. 8160.

cherheitssysteme bleiben kann, welches eine deutsche Aufrüstung bejaht.»¹² Das war aber, angesichts der schwachen Positionen Frankreichs, der Abhängigkeit von den USA, nicht mehr als eine leere Drohung, hinter der sich allerdings eine in der Tat tiefe Abneigung und Furcht vor einem wiederbewaffneten deutschen Staat verbarg.

Als sich die Aussenminister der drei Westmächte Mitte September 1950 in New York trafen, waren die bestehenden Meinungsverschiedenheiten über die Frage einer Wiederaufrüstung der BRD nicht beigelegt. Der Versuch des amerikanischen Aussenministers Acheson, von seinen Kollegen Bevin und Schuman im ersten Anlauf die Zustimmung zur Aufstellung westdeutscher Divisionen im Rahmen der NATO zu erlangen, schlug fehl. Zwar gelang es im Laufe der Gespräche, den britischen Aussenminister umzustimmen, doch war Schuman, auf Anweisung seiner Regierung nicht bereit, Zugeständnisse zu machen.

Eine Grundsatzentscheidung über konkrete Schritte zur Remilitarisierung konnte folglich noch nicht erreicht werden. Die Aussenminister genehmigten jedoch den Aufbau einer mobilen westdeutschen Polizeitruppe auf Länderebene und sicherten die Verstärkung ihrer Streitkräfte in der BRD zu. Ihre Aufgabe sollte fortan nicht nur darin bestehen, Besatzungsaufgaben wahrzunehmen, sondern auch den äusseren Schutz der BRD und der Westsektoren Berlins zu gewährleisten. Ausserdem stellten die drei Mächte weitere Lockerungen des Besatzungsregimes in Aussicht.

Auf der anschliessenden Tagung des NATO-Rates wurde die Wiederbewaffnung der BRD gleichfalls erörtert. Doch auch hier konnte ein konkretes Resultat noch nicht erzielt werden. Die Verhandlungen zeigten jedoch, dass die französische Delegation allein stand und es eigentlich nur eine Frage der Zeit war, wann Frankreich den Widerstand aufgeben würde. Das Problem selbst musste vertagt werden.

Die Ergebnisse der Dreimächteverhandlungen erfüllte die Adenauer-Regierung, obwohl sich noch nicht all ihre Wünsche realisieren liessen, insgesamt mit Befriedigung. Sie traf bald danach mit Wis-

12 Zitiert nach: Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, S. 341.

sen der Besatzungsmächte konkrete Vorbereitungen zur Aufstellung von Truppenverbänden.

Der erste «Sicherheitsbeauftragte» des Bundeskanzlers, General a. D. Graf von Schwerin, berief eine streng geheimgehaltene Klausurtagung deutscher militärischer Sachverständiger ein, die vom 5. bis 9. Oktober 1950 im Eifelkloster Himmerod tagte. Prominenteste Gäste waren die ehemaligen Wehrmachtgeneräle Hans Speidel, der schon im August auf Verlangen Adenauers ein Exposé über die Wiederbewaffnung ausgearbeitet hatte, und Adolf Heusinger. Das Ergebnis der Beratungen war eine «Denkschrift über die Aufstellung eines deutschen Kontingents im Rahmen einer internationalen Streitmacht zur Verteidigung Westeuropas». Die Generäle befürworteten darin eine Beteiligung an der «Verteidigung Westeuropas» unter folgenden Voraussetzungen: völlige militärische Gleichberechtigung des westdeutschen Partners, Beendigung der Diffamierung alles «Soldatischen», worunter die Rehabilitierung der faschistischen Wehrmacht verstanden wurde, Ende der alliierten Kontrollrechte, Wiederherstellung der Souveränität. Vom operativen Standpunkt wurde «eine Verteidigung möglichst weit östlich und eine offensive Kampfführung verlangt».¹³ Die Ausrüstung der Truppen sollte mit modernsten Waffen erfolgen. Vorerst hielt man die Aufstellung von 12 Divisionen mit einer Gesamtstärke von 250'000 Mann für erforderlich. Diese Generaldenkschrift bildete für die Bundesrepublik die Marschroute für die kommenden Verhandlungen über den Modus der westdeutschen Remilitarisierung. Allerdings war die Adenauer-Regierung dabei wesentlich zurückhaltender und vorsichtiger, ohne allerdings auf den entscheidenden Kern der Forderung nach der Gleichberechtigung der BRD zu verzichten.

Wenige Tage nach der Himmeroder Tagung, am 25. Oktober 1950, wurde in Bonn eine «Dienststelle für die mit der Vermehrung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen» im Bundeskanzleramt gebildet. Ihr Leiter war der CDU-Bundestagsabgeordnete Theodor Blank. Der Aufgabenbereich der «Dienststelle Blank»

13 Zitiert nach: Gerhard Wettig: Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung: Deutschland 1943-1955, S. 363.

beschränkte sich allerdings nicht auf die Unterkunftsbeschaffung der Besatzungstruppen, sondern umfasste in erster Linie die unmittelbaren Vorbereitungen zur Aufstellung einer westdeutschen Armee. Sie war der direkte Vorläufer des Bonner Verteidigungsministeriums.

Bis Jahresende 1950 fielen die endgültigen Entscheidungen über eine Beteiligung der Bundesrepublik am Militärbündnis der Westmächte. Die französische Regierung, in der sich die Auffassung durchgesetzt hatte, dass die Remilitarisierung der BRD ohnehin nicht mehr zu vereiteln sei, entschloss sich nunmehr, durch eigene Vorschläge das damit verbundene Sicherheitsrisiko zu vermindern. Am 24. Oktober 1950 legte Ministerpräsident René Pleven einen Plan vor, der versuchte, den Vorschlag des Europarats vom Juli zur Bildung einer Europa-Armee mit den supranationalen Gedanken des Schuman-Plans, die Ausnutzung des westdeutschen Militärpotentials mit der Verhinderung einer übermässigen Stärkung der BRD zu verbinden. Der Plevenplan sah die Bildung einer westeuropäischen Streitmacht nach dem Prinzip einer möglichst vollständigen Verschmelzung aller menschlichen und materialen Kräfte vor. Die Kontingente der Mitgliedstaaten sollten als kleinstmögliche Einheiten – in Bataillonstärke – integriert werden. Ein übernationaler Verteidigungsminister und gemeinsames Militärbudget waren vorgesehen. Die supranationale Konstruktion richtete sich in erster Linie gegen die Bildung grösserer westdeutscher Einheiten und eines Verteidigungsministeriums in Bonn. Der Plevenplan, der von der Nationalversammlung mit 343 gegen 225 Stimmen gebilligt wurde – die Resolution enthielt den Vorbehalt, dass es keine westdeutsche Armee und keinen Generalstab geben werde – bedeutete trotz aller Verklammerung die französische Zustimmung zur westdeutschen Remilitarisierung.

In den USA und Grossbritannien stiess der französische Vorschlag, der unweigerlich zu einer Verzögerung der Wiederbewaffnungspläne führen musste, auf wenig Gegenliebe. Auch in Bonn wurde der Plevenplan mit Zurückhaltung entgegengenommen. Die darin enthaltenen Beschränkungen für die BRD stiessen in der Presse, vor allem bei der sozialdemokratischen Opposition auf heftige Kritik. Die Bundesregierung aber begrüsst ihn trotz der darin ent-

haltenen «Diskriminierungen». «Wir betrachten den Pleven-Plan als einen wesentlichen Beitrag zur Integration Europas»,¹⁴ erklärte Adenauer am 8. November 1950 vordem Bundestag. Viel wichtiger jedoch war für die Bundesregierung die Tatsache – und das war wohl auch der eigentliche Grund für die rasche Zustimmung –, dass die französische Regierung nunmehr grundsätzlich die Wiederbewaffnung der BRD bejaht und damit konkreten Verhandlungen den Weg geöffnet hatte. Dabei, so glaubte man in Bonn angesichts der Reaktionen in Washington und London, würden die im Pleven-Plan enthaltenen ungünstigen Bedingungen verschwinden.

Im Dezember 1950 beschloss der NATO-Rat in Brüssel den Aufbau einer integrierten westeuropäischen Streitmacht. Einer Beteiligung der Bundesrepublik wurde prinzipiell zugestimmt, die drei Westmächte beauftragt, mit der Bundesregierung die Frage gemeinsam zu prüfen. Im Verlaufe des Jahres 1951 kam es zu langwierigen, komplizierten Verhandlungen über den Modus der westdeutschen Aufrüstung im Rahmen der vorgehenden Europa-Armee, die parallel auf dem Petersberg zwischen den Westmächten und der Bundesregierung sowie in Paris auf einer Konferenz der am Schuman-Plan beteiligten sechs Staaten geführt wurden. Ihr Ergebnis bildete der Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG). Die Grundsatzentscheidung über die Remilitarisierung der BRD war aber bereits Ende 1950 in Brüssel gefallen. Sie war in erster Linie das Resultat amerikanischen Drucks. Die Regierung der Bundesrepublik brauchte zur Aufrüstung nicht gezwungen zu werden. Adenauer hat faktisch seit 1948 auf die Wiederbewaffnung hingearbeitet. Er war es auch, der im August 1950 ungefragt den «Wehrbeitrag» der BRD angeboten hatte. Das besondere Interesse des BRD-Imperialismus an der Remilitarisierung lag auf der Hand. Ohne Armee, ohne militärische Stärke, so glaubte man, konnten weder die innen- noch aussenpolitischen Ziele realisiert werden. Militärische Macht wurde für notwendig erachtet, um stärkeren Einfluss auf die weitere politische Entwicklung zu gewinnen. «Es wurde mir klar, dass in einer Zeit wie der unsrigen Politik so viel Kraft hat, wie die Kraft bedeutet, die hinter ihr steht. Wenn man keine Macht besitzt, kann

14 Deutscher Bundestag, Bd. 5, Bonn 1951, S. 3565.

man keine Politik machen. Ohne Kraft wird unser Wort nicht beachtet.»¹⁵ Dieses Credo bezog sich offensichtlich nicht nur auf die Politik gegenüber den sozialistischen Staaten, sondern auch auf das Verhältnis zu den Westmächten.

Wie schon mit der Beteiligung am Schuman-Plan, so suchte die Adenauer-Regierung auch mit der militärischen Integration die Gleichberechtigung zu erreichen und alle noch bestehenden Restriktionen abzuschütteln. Zusammen mit dem «Sicherheitsmemorandum» vom 29. August 1950 hatte der Kanzler den Westmächten ein weiteres Memorandum übergeben, indem die Forderung erhoben wurde, «dass die Beziehungen Deutschlands zu den Besatzungsmächten auf neue Grundlagen gestellt werden.»¹⁶ Die New Yorker Aussenministerkonferenz kam den konkreten Wünschen der Bun-

desregierung nur insoweit entgegen, als sie eine Reihe von Erleichterungen ankündigte. Sie machten diese Lockerungen nach bewährtem Prinzip von weiteren Zugeständnissen der BRD abhängig. Im Dezember 1950 gaben die westlichen Aussenminister zu verstehen, dass ihre Regierungen prinzipiell bereit seien, das Besatzungsverhältnis unter folgenden Vorbedingungen neu zu regeln: 1. Anerkennung der Auslandsschulden des Deutschen Reiches sowie der Schulden, die durch «Wirtschaftshilfe» an die BRD nach Beendigung des Krieges entstanden sind. 2. Beteiligung der Bundesrepublik an einer gemeinsamen Verteilung der für die Kriegsindustrie notwendigen Rohstoffe. Die Bundesregierung akzeptierte diese neuen Bedingungen vorbehaltlos.

Die Regelung der Schuldenhöhe und der Modus der Rückzahlung wurden auf einer internationalen Konferenz in London im Verlaufe

des Jahres 1952 ausgehandelt. Die finanziellen Verpflichtungen der BRD wurden dort auf 14,3 Mrd. DM festgelegt. Mit der Anerkennung der Auslandsschulden erfüllte die BRD nicht nur eine weitere Vorbedingung für die westeuropäische Integration, sondern sie suchte dadurch gleichzeitig ihren Anspruch zu sichern, «das eigentliche Deutschland und mit dem eigentlichen Deutschland das ganze

15 Zitiert nach: Paul Weymar: Konrad Adenauer. Die autorisierte Biographie, München 1955, S. 178.

16 Die auswärtige Politik der Bundesrepublik Deutschland, Hg. vom Auswärtigen Amt unter Mitwirkung eines wiss. Beirats, Köln 1972, S. 162.

Deutschland zu verkörpern»,¹⁷ d.h. den Alleinvertretungsanspruch international zu festigen. Diese und andere Vorleistungen, dazu gehörte auch der Abschluss des Wiedergutmachungsabkommens mit Israel vom 10. September 1952, wurde nicht zuletzt deshalb geleistet, um das auch im kapitalistischen Ausland stark gesunkene Ansehen des deutschen Imperialismus zu heben. Es waren gewissermassen notwendige moralische Verpflichtungen, um einen festen Platz im Bündnissystem des Westens zu erlangen.

Am 6. März 1951 verkündete die Alliierte Hohe Kommission eine «kleine Revision» des Besatzungsstatuts. Das wichtigste Resultat bestand darin, dass der BRD nunmehr die begrenzte Vollmacht erteilt wurde, ihre auswärtigen Beziehungen selbst auszuüben. Eine Reihe von Restriktionen und Kontrollen im wirtschaftlichen Bereich wurden abgebaut. Im Juli 1951 hoben die Westmächte einseitig, ohne Konsultation mit der Sowjetunion, den Kriegszustand mit Deutschland auf. Sie kamen damit einem lang gehegten Wunsch der Bundesregierung nach. Mit der entsprechenden Erklärung wurden die formalen juristischen Hindernisse beseitigt, die der westdeutschen Remilitarisierung im Wege standen. Der weitere Fortbestand des Besatzungsregimes wurde davon nicht berührt. Erst auf einer weiteren Konferenz der drei westlichen Aussenminister, die vom 10. bis 14. September 1951 in Washington tagte, wurde beschlossen, «die Beziehungen zwischen den alliierten Mächten und der Bundesrepublik völlig umzugestalten.»¹⁸ Vorgesehen war, das neue Abkommen durch ein Junktim mit dem Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft zu verknüpfen.

2. Der Widerstand gegen die Remilitarisierung und die Haltung der SPD-Führung

«Ein deutscher Beitrag zu einer Verteidigungsarmee war in der Bundesrepublik ausgesprochen unpopulär»,¹⁹ bekannte Konrad Ade-

17 Ebenda, S. 34.

18 Europa-Archiv, 19. Folge 1951, S. 4397.

19 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1945-1953, S. 385.

nauer 15 Jahre nach der von seiner Regierung getroffenen Entscheidung für die Remilitarisierung. Damit gab er zu, dass dieser Schritt ohne Berücksichtigung der Meinung des Volkes getan wurde. Es war im Grunde genau so wie bei der Bildung der BRD. Der Widerstand gegen die Aufrüstung war nur grösser, weil die Folgen dieses Schrittes von breiten Schichten der Bevölkerung eher erkannt wurden.

Schon die ersten Vorstösse des Bundeskanzlers in der Remilitarisierungsfrage stiessen auf starken Protest in der Öffentlichkeit. Die Pressekampagne nach Ausbruch des Koreakrieges, Adenauers Angebot vom 29. August 1950 und die bekanntgewordenen Ergebnisse der New Yorker Aussenministerkonferenz führten dazu, dass sich in der Bundesrepublik eine ganz spontane Abwehrreaktion gegen die Wiederbewaffnungspläne entwickelte, die durch alle Bevölkerungskreise ging. «Ohne mich», «Ohne uns», in diesen Schlagworten drückte sich die Ablehnung der überwiegenden Mehrheit des Volkes gegen jede Aufrüstung der BRD aus. «,Ohne mich' – das war damals nicht nur eine Stimmung, es war eine Bewegung»,²⁰ schreibt selbst der sonst systemkonforme Theo Sommer. Im Übrigen ist es typisch für die Verfechter der Legalitätsthese, der zufolge alle Aktionen der herrschenden Kreise der BRD a priori die Zustimmung des Volkes hatten, die Entscheidung Adenauers für die Remilitarisierung mehr unter den Aspekten der «Weitsicht» und des «Mutes» zu betrachten als unter dem Gesichtswinkel der Rechtmässigkeit.

Auf dem Kirchentag in Essen, im August 1950, musste sich der Rat der Evangelischen Kirche unter dem Druck der «Ohne-mich»-Haltung gegen jede Wiederbewaffnung aussprechen, obwohl es in diesem Gremium nicht wenige Befürworter der Adenauerschen Aussenpolitik gab. Der Rücktritt Heinemanns als Innenminister signalisierte, dass offenbar sogar im Kabinett zeitweilig keine einheitliche Meinung vorhanden war. In scharfen Worten verurteilte der Bruderrat der Bekennenden Kirche jede Aufrüstung. In einem offenen Brief des hessischen Kirchenpräsidenten Martin Niemöller hiess es: «Wenn der gegenwärtige Bundestag über diese Frage entscheidet, so

20 Theo Sommer: Wiederbewaffnung und Verteidigungspolitik, in: Die zweite Republik, S. 583.

käme das einem Volksbetrug gleich, da kein deutscher Wähler bei der Wahl im Sommer 1949 die Absicht gehabt hatte, dem Deutschen Bund die Vollmachten zu einer Kriegsrüstung oder Kriegsbeteiligung zu geben.»²¹ Zeitungen und Zeitschriften der Bundesrepublik konnten sich der Leserzuschriften zum Themenkomplex Remilitarisierung kaum noch erwehren. Umfragen brachten Ergebnisse zwischen 75 und 90 Prozent gegen die Wiederbewaffnung/In der Tendenz ähnliche Resultate ergaben Ermittlungen des Aliensbacher Instituts für Demoskopie. Der amerikanische Hochkommissar McCloy bestätigte die überwiegend ablehnende Haltung der westdeutschen Bevölkerung zur Einbeziehung der BRD in das westliche Militärbündnis.

Von den Parteien der BRD trat nur die KPD der Remilitarisierung entschlossen entgegen. Sie hatte von Anfang an auf dieses Ziel der Adenauer-Regierung aufmerksam gemacht-beim Petersberger Abkommen, in den Diskussionen um den Beitritt zum Europarat und zum Schuman-Plan. Ihre Warnungen bewahrheiteten sich nunmehr. Die Kommunisten setzten sich dafür ein, die spontane «Ohne-mich-Bewegung» zu einer bewussten, organisierten Widerstandsaktion zu machen. Sie waren bereit und haben das immer wieder zum Ausdruck gebracht, dabei mit allen ehrlichen Gegnern der Wiederaufrüstung zusammenzuarbeiten. Der KPD-Führung war auch bewusst, dass die Politik der Remilitarisierung nur verhindert werden konnte, wenn es gelang, eine geschlossene Kampffront zu bilden, deren Kern die Aktionseinheit der Arbeiterklasse sein musste. Mehrfach wandte sich deshalb der Parteivorstand an die Führung und Mitglieder der Sozialdemokratie, den Kampf gegen die Wiederbewaffnung gemeinsam zu führen. Alle Vorschläge stiessen auf das kategorische Nein des SPD-Parteivorstandes.

Das hatte seine Ursache nicht nur in der antikommunistischen Grundhaltung der Führung, sondern war auch darauf zurückzuführen, dass die Ansichten zur Remilitarisierung und zur militärischen Integration in der sozialdemokratischen Partei ausserordentlich widerspruchsvoll war. Schon vor der Staatsgründung gab es Äusserungen von massgebenden Politikern – Schumacher, Carlo Schmid – die

21 Zitiert in: Europa-Archiv, 24. Folge 1950, S. 3585.

als Befürwortung einer möglichen Wiederbewaffnung ausgelegt werden konnten. Auf die ersten öffentlichen Äusserungen Adenauers zu dieser Frage folgten von sozialdemokratischer Seite Proteste und Absagen an jede Wiederbewaffnung. Auf einer internationalen Konferenz sozialistischer und sozialdemokratischer Parteien West- und Nordeuropas im März 1950 in Witten an der Ruhr hiess es in einer von der SPD vorgelegten Denkschrift: «Die deutsche Arbeiterbewegung, zu der fünf Millionen in den Gewerkschaften organisierte Arbeiter gehören, hat sich auf den Verzicht für die Bewaffnung entschieden. Sie traut sich zu, jeder deutschen Regierung die Einhaltung dieser Linie, falls nötig, aufzuzwingen.»²² Schliesslich wurde auf dem Hamburger Parteitag einstimmig eine Entschliessung angenommen, die sich gegen jede Remilitarisierung und die Einführung einer militärischen Dienstpflicht wandte. Mit diesem Beschluss hatten die antimilitaristischen, pazifistischen Kräfte in der Sozialdemokratie vorerst den Sieg davongetragen.

Wenige Monate später verliess die Parteiführung die Plattform des HamburgerParteitages. Am 23. August 1950 umriss Schumacher auf einer Pressekonferenz seinen Standpunkt zur «Sicherheitsfrage». Darin gab er zu verstehen, dass die Sozialdemokratie einer «Verteidigung Europas» durchaus nicht ablehnend gegenüberstehe. Als «einzige, aber unerlässliche Voraussetzung für das deutsche Ja oder Nein» zur Remilitarisierung forderte Schumacher, dass die Westmächte, «selbstverständlich vor allem einschliesslich den USA, ganz Deutschland offensiv nach dem Osten verteidigen . . . das heisst also, die strategische Entscheidung von vornherein mit allen Kräften an der Weichsel/Njemen-Linie suchen».²³ Wie Adenauer forderte er deshalb eine massive Verstärkung der westlichen Besatzungstruppen – gegenüber dem amerikanischen Hochkommissar nannte er die Zahl von 60 Divisionen. Schumacher, der bereits 1946 einen militärischen Konflikt zwischen den USA und der Sowjetunion einkalkuliert hatte, trat im Grunde für den Gedanken der sogenannten «offensiven Strategie» oder der «Vorwärtsverteidigung» ein, der auch von den militärischen Ratgebern der Bundesregierung vertreten wurde.

22 Neuer Vorwärts, 31. März 1950.

23 Ebenda, 25. August 1950.

Am 16. und 17. September 1950 nahmen die leitenden Gremien der Sozialdemokratie zur beabsichtigten militärischen Integration Stellung. Sie lehnten eine Wiederbewaffnung der Bundesrepublik in der gegenwärtigen Situation ab und missbilligten die Methode Adenauers, mit Vorschlägen zur Aufstellung westdeutscher Truppen an die Westmächte heranzutreten. Gleichzeitig wurden jedoch, ähnlich wie beim Schumanplan, Bedingungen genannt, unter denen die Sozialdemokraten bereit wären, einem militärischen Beitrag zuzustimmen. Sie kamen in den Schlagworten von der Gleichberechtigung, den gleichen Chancen und Risiken aller an dem militärischen Bündnis beteiligten Staaten zum Ausdruck.

Das laute Nein der Sozialdemokratie gegen jede Remilitarisierung vom Mai 1950 war wenige Monate später zu einem bedingten Ja geworden. Nicht gegen die Wiederbewaffnung und die militärische Integration an sich richtete die Parteiführung ihre Angriffe, sondern gegen die von der Bundesregierung gewählte Form und den Zeitpunkt der Wiederaufrüstung.

Die Ablehnung der Adenauerschen Wehrpolitik hinderte die sozialdemokratische Führung nicht daran, sich an den seit Sommer 1950 laufenden Vorarbeiten der Bundesregierung für die Aufstellung einer westdeutschen Armee zu beteiligen. Schumacher selbst stand in unmittelbarem Kontakt zu dem ersten «Sicherheitsbeauftragten» der Bundesregierung, dem General Graf von Schwerin, sowie den Generälen Heusinger und Speidel, den Wehrexperthen Adenauers. Die drei Generäle sahen «in dem Oppositionsführer einen loyalen, sachlichen und offenen Gesprächspartner und meinten, es werde möglich sein, mit ihm zu einer allseitigen akzeptablen Übereinkunft zu gelangen».²⁴

Führende Politiker der SPD berieten zusammen mit Generälen und Offizieren der Hitlerwehrmacht über organisatorische und ideologische Fragen der künftigen Armee. Allein im Verlauf des Jahres 1951 kam es zu mehreren Treffen dieser Art. Bei diesen Zusammenkünften ging es nicht mehr für oder gegen die Remilitarisierung, sondern um die möglichst beste Form der Wiederbewaffnung. Die

²⁴ Gerhard Wenig: Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1943-1955, S. 325.

sozialdemokratischen Gesprächspartner lehnten dabei die Aufstellung von Freiwilligenverbänden ab und sprachen sich für eine «demokratische Volksarmee» auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht aus.

Für die Bundesregierung, die anfänglich aus taktischen Gründen für die Aufstellung von Freiwilligenverbänden eintrat, bildete die sozialdemokratische Forderung nach einer Armee auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht eine wertvolle Unterstützung für den geplanten Aufbau einer modernen Massenarmee. Auch aus anderen Tatsachen ging hervor, dass die sozialdemokratische Parteiführung in der Wiederbewaffnungsfrage eine Politik mit doppeltem Boden betrieb. Während sie einerseits die Aufrüstungspolitik der Bundesregierung kritisierte, teilte sie grundsätzlich die Gründe, mit der Bonn die Remilitarisierungspolitik rechtfertigte, nämlich die angebliche Bedrohung Westdeutschlands durch den «östlichen Totalitarismus». Mit solcher Argumentation leistete die sozialdemokratische Führung der Adenauer-Regierung wertvolle Schützenhilfe bei der Propagierung der Notwendigkeit ihrer Aufrüstungspolitik.

Als noch weitaus nützlicher aber sollte sich die Haltung der SPD-Führung gegenüber der anwachsenden «Ohne-mich-Bewegung» erweisen. Ihr Ausmass bewog sie zunächst, sich zeitweilig mit ihr zu solidarisieren. Sie wollte damit einerseits verhindern, dass sich diese spontane Protestbewegung in eine organisierte, ausserparlamentarische Massenaktion verwandelt, andererseits hofften sie, auf der Woge der antimilitaristischen, pazifistischen Stimmung in der Bevölkerung bei den bevorstehenden Landtagswahlen erhebliche Stimmengewinne zu erzielen.

Als Mittel zur Änderung der politischen Verhältnisse in der BRD forderten die führenden Politiker der Partei Neuwahlen des Bundestages, da, wie argumentiert wurde, der gegenwärtige Bundestag nicht legitimiert sei, über eine solche lebenswichtige Frage wie die Wiederbewaffnung zu entscheiden. Dieser Appell an das moralische Gewissen der Bundesregierung verfehlte jede Wirkung. Der Bundeskanzler dachte nicht daran, in einer für seine Regierung ungünstigen Situation Neuwahlen auszuschreiben. Da die SPD-Führung natürlich nicht die Absicht hatte, ihrer Forderung durch ausserpar-

lamentarische Aktionen Nachdruck zu verleihen, blieb ihr Verlangen nach Neuwahlen ein rein platonisches Bekenntnis, lediglich dazu bestimmt, die Bevölkerung von wirksamen Massenbewegungen zurückzuhalten. Besonders deutlich zeigte sich diese Absicht in der Stellung der Parteiführung zur Volksbefragung gegen die Remilitarisierung.

Der Vorschlag, die westdeutsche Bevölkerung über ihre Einstellung zur Remilitarisierung zu befragen, wurde im Herbst 1950 von verschiedener Seite gemacht. Solche Gedanken wurden erstmals von prominenten Vertretern der evangelischen Kirche, wie dem hessischen Kirchenpräsidenten Martin Niemöller und dem zurückgetretenen Innenminister Heinemann der Öffentlichkeit unterbreitet. Die KPD unterstützte diesen Vorschlag. Anfänglich wurde die Möglichkeit einer Volksbefragung auch in massgebenden sozialdemokratischen Kreisen erwogen, doch bald zugunsten der Forderung nach Neuwahlen fallengelassen.

Ein am 28. Januar in Essen tagender westdeutscher Friedenskongress hatte sowohl die Bundesregierung als auch den Bundestag aufgefordert, eine Volksbefragung mit der Fragestellung: «Sind Sie gegen die Remilitarisierung Deutschlands und für den Abschluss eines Friedensvertrages mit Deutschland im Jahre 1951?» durchzuführen. Nachdem weder das Bonner Kabinett noch das westdeutsche Parlament darauf reagierte, beschlossen die Initiatoren des Essener Kongresses, die Volksbefragung in die eigenen Hände zu nehmen. Auf einem 2. Kongress, am 14. April 1950, wurde ein Hauptausschuss für Volksbefragung gewählt, dem bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Bundesrepublik angehörten, und mit der Organisation dieser Aktion in den Ländern und Kreisen begonnen. Erst jetzt reagierte die Bundesregierung. Am 24. April erliess Innenminister Lehr ein Verbot der Volksbefragung, da diese Aktion angeblich einen Angriff auf die verfassungsmässige Ordnung der Bundesrepublik darstelle und deren Beseitigung zum Ziel habe. In einer Stellungnahme wies der «Neue Vorwärts» auf die «Verdienste» der Sozialdemokratie beim Verbot der Volksbefragung gegen die Remilitarisierung hin. «... es hat sehr deutlicher öffentlicher Stellungnahmen sozialdemokratischer Bundestagsabgeordneter und schliesslich einer Bundestagsinterpellation aller nichtkommunisti-

schen . . . Parteien bedurft, um die Bundesregierung zum Handeln zu bringen.»²⁵

Wie bei der Volkskongressbewegung im Frühjahr 1948 übernahm die sozialdemokratische Parteiführung auch bei der Volksbefragung gegen die Remilitarisierung die Rolle des Denunzianten. Sie machte die Machtorgane auf die Gefährlichkeit dieser Bewegung aufmerksam und stellte sich an die Spitze der Antivolksbefragungskampagne. Adenauer konnte befriedigt registrieren, dass die Sozialdemokratie die Funktion der loyalen, staaterhaltenden Opposition gewissenhaft erfüllte.

Nach der Verordnung der Bundesregierung vom 24. April 1951 rief der Hauptausschuss für Volksbefragung dazu auf, die Aktion trotz Verbot durchzuführen. Dies geschah unter schwierigen Bedingungen und erforderte den selbstlosen Einsatz der Mitglieder und Helfer der Volksbefragungsausschüsse. Dem Beschluss der Bundesregierung folgten die Verbotsmassnahmen durch die Landesregierungen. Versammlungen wurden verboten, öffentliche Volksbefragungsaktionen unterbunden, Flugblattverteiler und Helfer der Volksbefragungsausschüsse verhaftet und wegen sogenannter Staatsgefährdung angeklagt.

Auf vielfältige Weise gelang es dennoch, grosse Teile der Bevölkerung zu befragen. Am 16. März 1952 gab der Hauptausschuss in Hohensyburg (Westfalen) das Ergebnis der Volksbefragung bekannt: Bei insgesamt 71'812 Aktionen in Betrieben, Wohnvierteln und Dörfern, auf Kundgebungen und Versammlungen, hatten sich 9'119'667 Bürger gegen die Remilitarisierung und für den Abschluss eines Friedensvertrages ausgesprochen.

Berücksichtigt man die Schwierigkeiten, unter denen die Volksbefragung durchgeführt werden musste, so ergibt sich ein durchaus repräsentatives Bild von der insgesamt ablehnenden Haltung der westdeutschen Bevölkerung zur Wiederbewaffnung. Es zeigt auch, welche Kraft eine organisierte, alle Remilitarisierungsgegner erfassende Einheitsfront gehabt hätte.

Es besteht kein Zweifel, dass 1950/51 die günstigsten Voraussetzungen bestanden, um die Remilitarisierung der Bundesrepublik zu

25 Neuer Vorwärts, 4. Mai 1951.

durchkreuzen. Noch waren die Militärverträge nicht unter Dach und Fach, die Widersprüche zwischen den Partnerstaaten nicht beigelegt. Die Volksbewegung gegen die Remilitarisierung zeigte in Westeuropa und in der BRD eine aufsteigende Tendenz. Wenn es in der BRD nicht dazu gekommen ist, den Befürwortern der Aufrüstung in den Arm zu fallen, dann hat die Politik der SPD ganz wesentlich dazu beigetragen. Auch die Führung des DGB, die sich auf den Standpunkt stellte, die Wiederbewaffnung sei eine Frage, die ausschliesslich in die Kompetenz der politischen Parteien im Bundestag falle, hat ihren Anteil daran, dass die Möglichkeiten für einen entschlossenen, erfolgversprechenden Widerstand nicht ausgeschöpft worden sind.

3. Rehabilitierung der faschistischen Wehrmacht

Der Beschluss, die BRD aufzurüsten und in die westliche «Verteidigungsfront» einzureihen, war nach der Staatsbildung die folgenreichste Entscheidung in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Damit wurden endgültig die Weichen für die weitere innen- und aussenpolitische Entwicklung der Bundesrepublik gestellt, der Restorationsprozess auf allen Ebenen forciert. Gleichzeitig deuteten sich die Konsequenzen in der weiteren Entwicklung der nationalen Frage an.

Die Bundesregierung und die Sprecher der Koalitionsparteien wandten sich Anfang der fünfziger Jahre immer wieder entschieden gegen den Begriff der Remilitarisierung. Sie versuchten vielmehr den Anschein zu erwecken, als habe die beschlossene Aufrüstung der BRD mit dem deutschen Militarismus der Vergangenheit nichts gemein. Das war im Grunde der gleiche propagandistische Trick wie die Behauptung, es gehe nicht um die Aufstellung einer westdeutschen Armee, sondern lediglich um die Eingliederung bundesdeutscher Verbände in eine gemeinsame europäische Streitmacht. In Wirklichkeit war der Beschluss über die Aufrüstung das Signal für die Wiedergeburt des deutschen Militarismus. Lange bevor die ersten Einheiten der Bundeswehr entstanden, begannen in der BRD

im Sommer und Herbst 1951 die organisatorischen und ideologischen Vorbereitungen der Remilitarisierung.

So wie in der Wirtschaft, im Staatsapparat und der Justiz die alten Kräfte wieder wirksam wurden, so konnte auch die neue Armee nur von Männern aufgebaut und geführt werden, die in der Hitlerwehrmacht dem Faschismus bis zuletzt treu gedient hatten. Eine andere Möglichkeit gab es angesichts des Charakters des Bonner Staates und seiner aussenpolitischen Zielstellung nicht. Schon die ersten Berater der Bundesregierung in militärischen Fragen, Schwerin, Kielmannsegg, Speidel, Heusinger, waren hohe Offiziere der faschistischen Armee. Sie nahmen an den Verhandlungen über die Remilitarisierung teil und betrieben im Amt Blank die organisatorische Vorbereitung für den Aufbau der künftigen Bundeswehr. Diese Institution hatte sich in kurzer Zeit «zu einem regelrechten Verteidigungsministerium ausgewachsen».²⁶ Sein Personalbestand, der sich überwiegend aus Berufsoffizieren zusammensetzte, zählte im Frühjahr 1953 700 Personen. Der zivile Leiter des zukünftigen Verteidigungsministeriums, Theodor Blank, hatte 1952/53 mehrfach in der Öffentlichkeit zu verstehen gegeben, dass die Vorbereitungen für den Aufbau der Armee im Grunde so weit gediehen waren, dass mit der Aufstellung der Truppen begonnen werden konnte.

Zur gleichen Zeit als in der Bonner Dienststelle die Kader der Armee ausgewählt wurden, sassen immer noch zahlreiche Offiziere der Wehrmacht als Kriegsverbrecher in den Gefängnissen der Westmächte. Ihre Freilassung wurde zu einem erklärten Ziel all jener Kräfte, die für die Wiederbewaffnung eintraten.

Diese Forderung wurde in den ersten Zustimmungserklärungen aus den Kreisen ehemaliger Hitlergeneräle zur geplanten Remilitarisierung erhoben. Sie fand sich in ähnlicher Form in der Speideldenschrift vom August und in der erwähnten Denkschrift der Himmerod-Tagung vom Oktober 1950. Während am Verhandlungstisch mit den Westmächten über den Modus der westdeutschen Remilitarisierung verhandelt wurde, setzten sich Bundesregierung und Bundestag für die Entlassung der Kriegsverbrecher und die völlige Rehabilitierung der faschistischen Wehrmacht ein.

26 Arnulf Baring: Aussenpolitik in Adenauer Kanzlerdemokratie, S. 30.

In vertraulichen Gesprächen hatten Heusinger und Speidel Vertretern der amerikanischen Hochkommission nahegelegt, dass die Bereinigung der Kriegsverbrecherfrage eine notwendige Voraussetzung für den westdeutschen Wehrbeitrag sei. Während der Verhandlungen auf dem Petersberg hatte Blank im Januar 1951 diesen Standpunkt bekräftigt.

In der Wehrdebatte am 7. und 8. Februar 1952 im Bundestag, als zum ersten Male über die Militärverträge gesprochen wurde, haben verschiedene Sprecher der Koalition recht unverblümt eine Lösung der «sogenannten» Kriegsverbrecherfrage gefordert.

In einer der am Ende der Debatte verabschiedeten Entschliessungen über den «Friedensbeitrag» der Bundesrepublik hiess es: «Der Bundestag betrachte es als notwendig, dass die Deutschen, die unter der Beschuldigung des Kriegsverbrechens entweder von alliierten Gerichten bereits verurteilt oder noch ohne Urteil festgehalten sind, freigelassen werden, soweit es sich nicht um von den Einzelnen zu verantwortende Verbrechen im hergebrachten Sinne des Wortes handelt.»²⁷

In gewisser Weise benutzte die Adenauer-Regierung die von ihr gegebene Zustimmung zur Aufstellung westdeutscher Truppen als Druckmittel, um von den Westmächten die Freilassung der verurteilten Kriegsverbrecher zu erwirken. Und diese Politik hatte Erfolg. Die an der Remilitarisierung der BRD interessierten Regierungen in London, Paris und Washington mussten nachgeben, denn wer sollte in der Bundesrepublik die neue Armee schaffen und befehlen, wenn nicht die Repräsentanten der Wehrmacht.

Von den USA wurde das zuerst erkannt, und ihre Besatzungsbehörde in der Bundesrepublik ging mit Beispiel voran. Bereits im August 1950 wurden acht in den Nürnberger Nachfolgeprozessen verurteilte Kriegsverbrecher, darunter die Grossindustriellen Flick und ter Meer, vor Verbüssung ihrer Haftstrafen entlassen. Nach einer umfassenden Amnestie des amerikanischen Hohen Kommissars McCloy im Januar 1951 verliessen weitere 31 Kriegsverbrecher das Gefängnis in Landsberg am Lech. Unter diesen befanden sich alle im Krupp-Prozess verurteilten Angeklagten.

27 Die auswärtige Politik der Bundesrepublik Deutschland, S. 201.

Als General Eisenhower, der für den Posten des NATO-Oberbefehlshabers vorgesehen war, im Januar 1951 auch die Bundesrepublik besuchte, gab er in Bad Homburg eine Art Ehrenerklärung für die faschistische Wehrmacht ab. Darin brachte er zum Ausdruck, «dass ein wirklicher Unterschied zwischen den deutschen Soldaten und Offizieren einerseits und Hitler und seinen verbrecherischen Helfern andererseits besteht».²⁸ Die westlichen Militärs seien bereit, westdeutsche Soldaten und Offiziere als ehrenhafte Waffenkameraden anzuerkennen.

Mit seiner Homburger Erklärung leitete Eisenhower die Generalamnestie der faschistischen Wehrmacht ein und half, die bei den ehemaligen faschistischen Generälen und Offizieren vorhandenen «psychologischen Hindernissen» für eine künftige Reaktivierung zu überwinden. Die 1950 von McCloy begonnene Entlassung verurteilter Kriegsverbrecher wurde nunmehr verstärkt fortgesetzt. Die Gefängniszellen von Landsberg und Werl leerten sich. Nicht wenige der Entlassenen kehrten ins öffentliche Leben zurück, in die Wirtschaft, die Behörden und ab 1956 die Bundeswehr.

In einem der ersten Kontrollratsgesetze, dem Gesetz Nr. 8 vom 30. November 1945, wurde die Bildung und Weiterführung von militärischen Traditionsverbänden ausdrücklich verboten. Die vier Besatzungsmächte berücksichtigten dabei die bekannte Tatsache, dass diese Organisationen seit jeher als Hilfstruppen des aggressiven deutschen Militarismus auftraten. Vier Jahre später, Ende 1949, begann in der Bundesrepublik eine Renaissance der Soldaten- und Traditionsbünde. Als ihre Dachorganisation wurde im September 1951 der Verband deutscher Soldaten gebildet. Im Februar des gleichen Jahres erfolgte mit wohlwollender Billigung von Innenminister Lehr die Wiedergründung des militaristischen Verbandes «Stahlhelm». Wiederauferstehung feierte auch der Kyffhäuserbund. Ende 1956 gab es in der Bundesrepublik 1'118 sogenannte Soldatenverbände. Davon waren 143 Traditionsverbände der alten kaiserlichen Armee, 16 Verbände der ehemaligen Reichswehr, 907 Verbände der ehemaligen Hitler-Wehrmacht, 45 Verbände der ehemaligen Waffen SS

²⁸ Zitiert nach: Gerhard Wettig: Entmilitarisierung und Wiederaufbau in Deutschland 1943-1955, S. 401.

und 7 Verbände ehemaliger ausländischer Formationen. Die Wiedergründung der Soldaten- und Traditionsverbände erfolgte Anfang der fünfziger Jahre mit ausdrücklicher Billigung der westlichen Besatzungsmächte und mit Unterstützung der Bundesregierung, die eng mit ihnen zusammenarbeitete. Sie entwickelten sich zu den aktivsten Propagandisten des Revanchismus, der Remilitarisierung und gleichzeitig zu Kadernsammelstellen für die neue westdeutsche Armee.

In Büchern, in Zeitungen und Zeitschriften konnten seit 1950 in zunehmendem Masse ehemalige Hitlergeneräle ihre Erinnerungen und Gedanken veröffentlichen. Die Haupttendenz solcher Schriften, wie Halders «Hitler als Feldherr», Guderians «Erinnerungen eines Soldaten», Mansteins «Verlorene Siege», lag darin, die Schuld am Ausbruch des Krieges und der Niederlage Deutschlands allein Hitler und seinen engsten Mitarbeitern zuzuschreiben und die Generalität von jeder Verantwortung freizusprechen. Es wurde ein förmlicher Mythos der Feldmarschälle und Generäle Hitlers geschaffen, dessen Zweck einzig darin bestand, ihre Wiederverwendung in der westdeutschen Armee zu rechtfertigen.

Eng mit dem Anfang der fünfziger Jahre einsetzenden Remilitarisierungsprozess verknüpft war die Schaffung von sogenannten Vertriebenenverbänden. Die Mehrzahl der heute noch bestehenden Landsmannschaften entstand kurz vor und nach Gründung der BRD. Sie waren ursprünglich in zwei Dachverbänden zusammengefasst, die sich 1957 zum Bund der Vertriebenen (BdV) zusammenschlossen. Bundesregierung und Führung der Vertriebenenverbände betrachteten die Umsiedlerorganisation keineswegs als bloße Stätten der Heimat- und Traditionspflege, sondern in erster Linie als organisierte Kraft zur Durchsetzung der offiziell proklamierten Revanchepolitik. «Die wesentlichste Aufgabe der Landsmannschaften und den tiefsten Sinn im Zusammenwirken mit allen Stämmen und Gliedern unseres Volkes sehen wir in der Wiedergewinnung des deutschen Ostens»,²⁹ erklärte auf einem Bundestreffen der Landsmannschaft Westpreussen am 21. September 1952 der Staatssekretär im Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen, Franz Thedieck.

29 Bonner Bulletin, 23. September 1952.

Zwar hiess es in der «Charta der Heimatvertriebenen», die am 5. August 1950 von einer Versammlung aller westdeutschen Umsiedlerorganisationen angenommen wurde, dass die «Heimatvertriebenen» auf Rache und Vergeltung verzichten, zwar betonte die Bundesregierung in all ihren offiziellen Erklärungen, dass die Wiedergewinnung der verlorenen Ostgebiete nur mit friedlichen Mitteln erstrebt werde, doch allein die Tatsache des Bestehens dieser Revanchistenverbände, die von der Adenauer-Regierung eingeschlagene Politik, insbesondere die Remilitarisierung machten solche Verlautbarungen unglaublich. Hinzu kam, dass sowohl auf den zahllosen, jährlich stattfindenden Treffen der Landsmannschaften, auf der jeweils prominente Vertreter der Regierung anwesend waren, als auch in den Presseorganen der Vertriebenenverbände ungeschminkt Hass und Feindschaft gegen die Staaten und Völker Osteuropas geschürt und Gebietsansprüche angemeldet wurden, die weit über die immer wieder zitierten Grenzen von 1937 hinausgingen.

Von den verantwortlichen Behörden des Bundes und der Länder wurde die Eingliederung der mehr als 8 Millionen Umsiedler, die 1950 in der BRD lebten, hinausgezögert. Führende Politiker der Regierungsparteien und der Sozialdemokratie nährten immer wieder die Illusion einer möglichen Rückkehr dieser Menschen in ihre alte Heimat. Statt den natürlichen Assimilierungsprozess zu fördern, schuf die Bundesregierung durch das Bundesvertriebenengesetz von 1953 einen besonderen Status der «Vertriebenen», der auch auf die Kinder von Umsiedlern ausgedehnt wurde, die in Westdeutschland geboren wurden.

4. Verfolgung der Remilitarisierungsgegner

Es war kein Zufall, dass zur gleichen Zeit, da sich die Gefängnistore für Kriegsverbrecher öffneten, militaristische und revanchistische Massenorganisationen ins Leben gerufen wurden, die Unterdrückung und Verfolgung aller echten Gegner des Remilitarisierungskurses einsetzte und forciert wurde. In erster Linie richtete die Regierung ihren Machtapparat gegen die KPD und andere, ihr nahestehende

henden Organisationen. Im August 1950, zum Zeitpunkt, als die Diskussionen über die Wiederbewaffnung die Öffentlichkeit erfasste, wurden 12 von den 16 in der BRD erscheinenden Zeitungen verboten. Auf einer Zusammenkunft am 11. August beschlossen die Länderinnenminister, rigoros gegen Kundgebungen und Demonstrationen der Remilitarisierungsgegner vorzugehen.

Am 19. September erliess die Bundesregierung eine Anordnung, wonach Mitglieder der KPD, der FDJ, des Kulturbundes, des Demokratischen Frauenbundes, der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion, der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-regimes und anderer fortschrittlicher Organisationen die Beschäftigung im öffentlichen Dienst untersagt wurde. Mit Hilfe dieser Ausnahmeverordnung begann eine gründliche Säuberung der Verwaltungen und Behörden von allen links eingestellten Personen. Etwa zur gleichen Zeit veröffentlichte der Bundesvorstand des DGB ein «Weissbuch» gegen angebliche Fraktionstätigkeit der KPD in den Gewerkschaften und begann mit dem Ausschluss kommunistischer Funktionäre.

Im Frühjahr 1951 warnte die Bundesregierung alle Wirtschaftsunternehmen, «staatsfeindliche Organisationen» in irgendeiner Weise zu unterstützen. Darunter wurde auch die Aufgabe von Werbeanzeigen in Zeitungen der KPD verstanden. Firmen, die sich nicht fügen wollten, wurde angedroht, dass sie in Zukunft bei der Vergebung von Aufträgen durch Bundesbehörden nicht mehr berücksichtigt werden.

Nach dem Verbot der Volksbefragung gegen die Remilitarisierung im April 1951 wurde am 26. Juni 1951 die FDJ im Bundesgebiet verboten, da ihre Tätigkeit angeblich einen Angriff auf die verfassungsmässige Ordnung darstelle. Versammlungen und Kundgebungen linksgerichteter Organisationen wurden untersagt, Haussuchungen und polizeiliche Beschlagnahmen fanden statt. Seit Frühjahr 1950 bereitete die Bundesregierung einen Gesetzentwurf vor, der die juristische Handhabe für die Verfolgung und Bestrafung ihrer politischen Gegner abgeben sollte. Sie traf sich dabei mit den Intentionen der SPD-Fraktion, die etwa zur gleichen Zeit den Entwurf eines «Gesetzes gegen die Feinde der Demokratie» vorlegte. Die sozialdemokratischen Vorstellungen gingen in die Regierungsvorlage

weitgehend ein. Im Eiltempo, unter Ausserachtlassung der notwendigen Gründlichkeit und der sonst üblichen Behandlung, wurde am 9. und 11. Juli 1951 die 2. und 3. Lesung dieses ersten Strafrechtsänderungsgesetzes – auch «Blitzgesetz» genannt – im Bundestag durchgepeitscht. Es ergänzte das geltende Strafgesetzbuch in den Kategorien Hoch- und Landesverrat, verschärfte u.a. die Strafbestimmungen und führte als neues Delikt die sogenannte Staatsgefährdung ein. In seinen Formulierungen erinnerte das «Blitzgesetz» teilweise fatal an die faschistischen Strafgesetzergänzungen über Hoch- und Landesverrat. So erlebte unter anderem das zwischen 1933 und 1945 praktizierte Gesinnungsstrafrecht seine Auferstehung. «Kautschukbestimmungen» gaben den Gerichten die Möglichkeit, jede Kritik an der Politik der Bundesregierung, Bemühungen um eine gesamtdeutsche Verständigung, ja selbst einen brieflichen Meinungs austausch zwischen den Bürgern der beiden deutschen Staaten, zu bestrafen, wenn sie der Meinung waren, dass diese Handlungen in der Absicht unternommen wurden, Bestand oder Sicherheit der BRD zu beeinträchtigen. Das Gesetz wurde mit den Stimmen der Regierungskoalition und der SPD angenommen. In der Aussprache im Bundestag nannte der Sprecher der KPD-Fraktion, Walter Fisch, das erste Strafrechtsänderungsgesetz treffend «ein Gesetz zum Schutz der Remilitarisierung».³⁰ Die Rechtspraxis der kommenden Jahre bewies, wie richtig diese Feststellung war. Nach amtlichen Angaben der Bonner Justizbehörden wurden von 1950-1955 35'189 Ermittlungsverfahren gegen Jugendliche eingeleitet, insbesondere wegen ihrer Zugehörigkeit zur FDJ und ihres Kampfes gegen die Remilitarisierung. 6'429 Jugendliche wurden verhaftet und in 425 Prozessen zu 1'012 Jahren Gefängnis verurteilt. Nahezu 15'000 Jugendliche wurden im gleichen Zeitraum wegen ihrer Teilnahme an Kundgebungen, Demonstrationen und Veranstaltungen gegen die Remilitarisierung vorübergehend inhaftiert. Allein aufgrund des Blitzgesetzes gab es zwischen 1952 und 1954 mehr als 8'000 politische Strafverfahren.

Sechs Jahre nach Annahme des ersten Strafrechtsänderungsgesetzes musste der sozialdemokratische Rechtsexperte Adolf Arndt,

30 Deutscher Bundestag, Bd. 8, Bonn 1951, S. 6478.

feststellen, «dass jenes Gesetz keine gesetzgeberische Meisterleistung ist und sich wegen seiner Unklarheiten und der Unbestimmtheit mancher Begriffe, ja sogar wegen seiner Unüberlegtheit nicht so bewährt hat, wie es für ein rechtsstaadiches Strafgesetz unerlässlich ist».³¹

Die politische Justiz der Bundesrepublik verfolgte in diesen Jahren ausschliesslich Angehörige der Linken. In dieser Hinsicht wahrte sie getreulich die Traditionen der bürgerlichen Rechtssprechung, was angesichts der sozialen und politischen Zusammensetzung des Richterstandes nicht verwunderlich war. Am 22. November 1951 erhob Innenminister Lehr im Namen der Bundesregierung Anklage gegen die KPD wegen Verfassungswidrigkeit. Nicht zuletzt war ihr entschiedenes Auftreten gegen den Remilitarisierungskurs Adenauers Anlass für diese Entscheidung. Führende Funktionäre der Partei, wie Jupp Angenfort, Wolfgang Seifert, Fritz Rische, Josef Ledwohn u.a. wurden wegen ihrer politischen Tätigkeit verurteilt und mussten mehrjährige Haftstrafen verbüssen. Nach dreijähriger Vorbereitungszeit begann Ende 1954 der Prozess gegen die KPD. Er endete am 17. August 1956 mit dem Verbot der Partei. Dieses Urteil konnte die KPD nicht aus dem Leben der BRD ausschalten. Dass ein solcher Prozess überhaupt stattfand und eine Partei verboten wurde, die erwiesenermassen die grössten Opfer im Kampf gegen den Faschismus gebracht hatte, zeugt nicht nur von der reaktionären Geisteshaltung der Ankläger und Richter, sondern war zugleich Ausdruck des vollen Wiedererstehens der alten imperialistischen Machtverhältnisse und der Wiederkehr ihrer bisherigen Träger.

31 Ebenda, Bd. 35, Bonn 1957, S. 10'911.

XXI. Restauration der wirtschaftlichen Macht- und Eigentumsverhältnisse

1. Ende und Ergebnis der «Dekartellisierung»*

Anfang Dezember 1949 erklärte Fritz Berg, Präsident des BDI, in einem Presseinterview: «Als eine Grundvoraussetzung unseres wirtschaftlichen Aufstieges betrachte ich die eindeutige Wiederherstellung verletzter Eigentums- und Vermögensrechte, gleichgültig von wem die Verletzung ausgegangen ist.»¹ Diese Bemerkungen bezogen sich konkret auf die von der alliierten Dekartellisierungspolitik betroffenen Unternehmen. Die Westmächte hatten sich durch das Besatzungsstatut die Zuständigkeit in der Entflechtungsfrage gesichert.

Ende August 1949 wurde die aufgrund des Gesetzes Nr. 75 beschlossene Stahltruhändlervereinigung gebildet. Inzwischen hatten die Unternehmensleitungen verschiedener Ruhrkonzerne versucht, durch Rechtsgutachten westdeutscher und amerikanischer Juristen und mit Unterstützung von Vertretern der amerikanischen Stahlindustrie Änderungen zu ihren Gunsten zu erreichen. Mit verschiedenen juristischen Kniffen wurde versucht, die Rechtsgültigkeit der Dekartellisierungsgesetze, ihre Vereinbarkeit mit dem Völkerrecht in Frage zu stellen. Der Hauptpunkt der verschiedenen Einwände bezog sich auf die im Gesetz 75 unklar gebliebene Regelung der Eigentumsverhältnisse bzw. der Entschädigungsfrage. Die Interventionen blieben nicht ohne Ergebnis.

Von der Alliierten Hohen Kommission wurde am 20. Mai 1950 das Gesetz Nr. 27 verabschiedet. Es kam durch Mehrheitsbeschluss gegen den Widerstand der französischen Seite zustande. Mit diesem Gesetz begann nunmehr ein Prozess, der die schrittweise Liquidie-

1 Die Zeit, Hamburg, 8. Dezember 1949

rung der ursprünglich formulierten Ziele der Dekartellisierungspolitik mit sich brachte. Das Gesetz selbst enthielt bereits einen wesentlichen neuen Punkt. Im Abschnitt 5 war die Entschädigung der ehemaligen Aktionäre der zu entflechtenden Altkonzerne enthalten. In der ersten Durchführungsverordnung vom 14. September 1950 wurde bestimmt, dass die Umgestaltung der im Gesetz genannten Konzerne von den Vorständen dieser Unternehmen selbst vorgenommen werden sollte. Damit erhielten diese bedeutenden Einfluss auf den ganzen Entflechtungsprozess.

Bis zum Herbst 1950 hatte die Stahltruhändlervereinigung im wesentlichen allein bei der Ausarbeitung der alliierten Gesetzgebung mitgewirkt und die Interessen der Konzerne wahrgenommen.

Ab September schaltete sich die Bundesregierung unmittelbar ein. Formal stellte sie sich auf den Boden des Gesetzes Nr. 27 und der in der Präambel genannten Ziele – Beseitigung der übermäßigen Konzentration wirtschaftlicher Macht, Verhinderung der Entwicklung eines Kriegspotentials und der Rückkehr der Förderer der nationalsozialistischen Aggressionspolitik. Faktisch aber ging es ihr um den raschen Abschluss der Entflechtung durch Wiederherstellung der alten Eigentumsverhältnisse und der wirtschaftlichen Struktur der Montanindustrie. Sie machte sich ebenso wie die Stahltruhändlervereinigung und die Deutsche Kohlenbergbauleitung zum Anwalt der Konzerne an Rhein und Ruhr. In den langwierigen Auseinandersetzungen brachte sie die internationalen Verhandlungen über die von den Westmächten geförderte und forciert betriebene Einbeziehung der BRD in das westliche Bündnis, speziell den bevorstehenden Abschluss des Vertrages über die EGKS ins Spiel. Sie verband ihre Vorschläge zur «Neuordnung» mit Hinweisen auf eine für alle Beteiligten vorteilhafte Lösung und machte auf die Notwendigkeit aufmerksam, «eine für die Inkraftsetzung des Schumann-Plans geeignete Atmosphäre zu schaffen».² Konkret ging es der Bundesregierung wie auch den Konzernen um die Sicherung der Eigentumsrechte und die Wiederherstellung des Verbunds zwischen Kohle und Eisen. In beiden Fragen konnte sie sich gegenüber der Alliierten

2 Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland, S. 455.

Hohen Kommission durchsetzen. Im Mai 1951 wurde entschieden, dass die Aktien der neu zu bildenden Gesellschaften an die alten Aktionäre fallen sollten. Durch den beschlossenen Aktienumtausch waren die alten Eigentumsrechte im Wesentlichen gesichert. Schon im März hatte man sich über die Verbundwirtschaft geeinigt. Zwar kam die Alliierte Hohe Kommission nicht allen Wünschen der Bundesregierung in dieser Frage nach, doch prinzipiell setzte sich ihr Standpunkt durch.

Im Ergebnis der Entflechtungspolitik kam es zwischen Juli 1951 und Mai 1953 zur Bildung von 24 Einheitsgesellschaften, die aus den ehemaligen Konzernen herausgelöst wurden. Einige Grossaktionäre, wie beispielsweise Flick und Krupp, erhielten Auflagen zum Verkauf ihrer Anteile an einige Unternehmen der Kohle- und Stahlproduktion. Die dabei freiwerdenden Mittel konnten in anderen Bereichen angelegt werden; das führte dazu, dass diese beiden Grossunternehmen in den folgenden Jahren ihre Tätigkeit auf den Maschinenbau, den Automobilbau, die Elektrotechnik, Chemie und andere Bereiche verlegten. Von den grossen Konzernen der Montanindustrie sind lediglich die Vereinigten Stahlwerke für immer verschwunden. Dieser Trust war, ähnlich wie die IG Farbenindustrie, zu einem solchen Mammutgebilde angewachsen, dass eine gewisse Dezentralisation auch aus betriebswirtschaftlichen Gründen ohnehin vonnöten war. Die übrigen Unternehmen wuchsen bald wieder zu einigen grösseren Konzernen unter den alten traditionellen Firmenbezeichnungen zusammen. Mitte 1952, sieben Jahre nach Kriegsende, übten die bisherigen Herren der Eisen- und Stahlindustrie uneingeschränkt ihre alten Besitz- und Verfügungsrechte wieder aus.

Eine ähnliche Wiedergeburt erfuhr der IG-Farbenkonzern, der nach einem Kontrollratsgesetz eigentlich liquidiert werden sollte. Durch das Gesetz Nr. 35 der Alliierten Hohen Kommission vom August 1950 wurde das Vermögen des Riesentrusts in drei Nachfolgegesellschaften, die Farbwerke Hoechst AG, die Farbwerke Bayer AG und die Badische Anilin- und Sodafabriken AG, aufgegliedert. Diese Reorganisation deckte sich weitgehend mit den Vorstellungen der alten Konzernleitung, die schon vor 1945 eine solche Lösung ins Auge gefasst hatte. Wenige Jahre später betrug das Grundkapital die-

ser nach wie vor eng verbundenen Unternehmen ein Mehrfaches des alten IG-Farbenkonzerns.

Durch das Gesetz über den Niederlassungsbereich von Kreditinstituten vom Februar 1952 wurde die Reorganisation der alten traditionellen deutschen Grossbanken, die 1947/48 durch die alliierten Dekartellisierungsbestimmungen aufgelöst worden waren, eingeleitet. Nach Bildung von zunächst neuen Nachfolgeinstitutionen entstanden 1957/58 die «grossen Drei», Deutsche Bank, Dresdner Bank und Commerzbank in ihrer alten Gestalt. Bereits 1956 hatte die Kapitalmacht dieser Grossbanken den Stand von 1938 weit überschritten und sich bis 1961 vervierfacht.

Das Endergebnis der alliierten Entflechtungspolitik stand im völligen Widerspruch zu den einst verkündeten Zielen. Innerhalb kurzer Zeit wurden die ohnehin geringen Ergebnisse wieder rückgängig gemacht. Es begann ein Rekonzentrationsprozess, der den Vorkriegsstand weit überschritt. Diese Entwicklung war verbunden mit dem wirtschaftlichen und politischen Aufstieg der deutschen Grossbourgeoisie, d.h. jener Kräfte, die ursprünglich auch nach dem Willen der Westmächte für immer von der Machtausübung ausgeschaltet werden sollten.³

2. Das Ende der Neuordnungspläne

Verlauf und Ergebnis der Entflechtung standen in krassem Gegensatz zu den Vorstellungen, wie sie offiziell von der SPD und den westdeutschen Gewerkschaften über eine Neuordnung der Wirtschaft vertreten wurden. Sozialisierung der Grundstoff- und Schlüsselindustrien und Mitbestimmung, das waren auch nach Gründung der Bundesrepublik die Grundpfeiler des wirtschafts- und sozialpolitischen Programms der SPD.

Die sozialdemokratischen Richtlinien von Bad Dürkheim stimmten inhaltlich mit dem Grundsatzprogramm der westdeutschen Ge-

³ Siehe auch Eberhard Schmidt: Die verhinderte Neuordnung 1945-1952. Zur Auseinandersetzung um die Demokratisierung der Wirtschaft in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland, 4. Auflage, Frankfurt/Main 1973. S. 180 f.; Kurt Pritzkolet: Männer, Mächte, Monopole, Düsseldorf 1960, S. 221 ff.

werkschaften überein, das wenige Wochen später in München verabschiedet worden ist. Auf dem ersten Bundeskongress, der vom 12.-14. Oktober in der bayerischen Landeshauptstadt tagte, schlossen sich die Gewerkschaftsverbände zu einer einheitlichen Organisation, dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB), für das gesamte Bundesgebiet zusammen. Damit wurde eine wichtige Errungenschaft der Nachkriegszeit, die Einheitsgewerkschaft, im wesentlichen in die Bundesrepublik hinübergerettet. Im DGB waren zum Zeitpunkt seiner Gründung etwa 5,5 Millionen Mitglieder organisiert, d.h. etwa 35 Prozent der Arbeiter und Angestellten in der Bundesrepublik.

Das in München verabschiedete Programm des DGB proklamierte ü. a. : die Demokratisierung der Wirtschaft, die Vollbeschäftigung, Mitbestimmung der Arbeiter und Angestellten in allen personellen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die Überführung der Schlüsselindustrien, der wichtigsten Verkehrseinrichtungen und Kreditinstitute in Gemeineigentum.

In den Satzungen des DGB wurde die Bekämpfung von nationalsozialistischen und militaristischen Einflüssen, Kampf für die Sicherung und den Aufbau der demokratischen Rechte und Freiheiten des Volkes und die Pflege des Geistes friedlicher Völkerverständigung verlangt. In Programm und Satzungen des DGB spiegeln sich noch deutlich der Einfluss jener antifaschistisch-demokratischen Forderungen wider, die zwischen 1946 und 1948 auf den Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaftsverbände erhoben wurden. Das Grundsatzprogramm von 1949 befand sich in eklatantem Widerspruch zu der staatlichen und wirtschaftlichen Ordnung der Bundesrepublik. Es konnte deshalb nicht mit diesem Staat, sondern nur gegen ihn durchgesetzt werden.

Die Führung des DGB und der meisten Industriegewerkschaften lag jedoch in den Händen von Funktionären, die allen radikalen, geschweige denn revolutionären Auseinandersetzungen abhold waren. Sie hatten die Gründung der Bundesrepublik unterstützt und betrachteten sie, deren wirtschaftliche und soziale Struktur so gar nicht den Vorstellungen der 1945 wiedererstandenen Gewerkschaften entsprach, von Anbeginn als «ihren Staat». Hans Böckler, der erste Vorsitzende des DGB, Mathias Föcher, Ludwig Rosenberg,

Hans vom Hoff, Georg Reuter, August Schmidt, Walter Freitag, Christian Fette u.a. waren Reformisten reinsten Wassers. Sie glaubten, die Verwirklichung einer gerechten und sozialen Ordnung auf dem Wege von Verhandlungen mit Regierung und Unternehmern erreichen zu können. Radikal waren diese reformistischen Gewerkschaftsführer lediglich gegenüber den Kommunisten, die sie nach Gründung des DGB mit allen Mitteln aus seinen Reihen hinauszu-drängen suchten.

Die Forderungen nach Überführung der Grundstoffindustrie in Gemeineigentum und Mitbestimmung wurden auch auf dem Anfang September 1949 stattgefundenen Bochumer Katholikentag erhoben. Sie fanden nach wie vor Resonanz im linken Flügel der CDU, der vor allem durch die Sozialausschüsse repräsentiert wurde. Dabei konnten sich ihre Verfechter auf das Ahlener Programm berufen, das immer noch als offizielle Richtlinie der CDU galt. Auch Adenauer bekannte sich von Fall zu Fall, wenn es in sein taktisches Konzept passte, zu den sozial- und wirtschaftspolitischen Grundsätzen von Ahlen. Im Grunde war aber die Entscheidung über die Eigentumsfrage in den Unternehmen der Grundstoffindustrie prinzipiell schon vor der Staatsgründung gefallen. Ihre Endgültigkeit wurde, was die Montanindustrie des Ruhrgebietes betraf, sehr bald bestätigt.

In der Regierungserklärung vom 20. September hatte der Bundeskanzler noch von der Notwendigkeit einer Neuordnung der Besitzverhältnisse in den Grundstoffindustrien gesprochen. Die CDU-Fraktion brachte wenige Wochen später einen Antrag im Bundestag ein, in dem die Regierung ersucht wurde, einen Gesetzentwurf zur Neuordnung des Kohlebergbaus vorzulegen. Er wurde am 8. Februar 1950 vom Bundestag angenommen. Wenig später, im Mai 1952, machte das Gesetz Nr. 27 deutlich, dass die Wiederherstellung der alten Eigentumsverhältnisse an der Ruhr angestrebt wurde. Von den Gewerkschaften wurde diese Tendenz durchaus gesehen. Der DGB reagierte mit der Übergabe einer Denkschrift an die Alliierte Hochkommission, in der die berechtigte Besorgnis zum Ausdruck gebracht wurde, dass die Eigentumsfrage damit zugunsten der früheren Besitzer präjudiziert würde. Der Bundesvorstand drohte, die Mitarbeit der Gewerkschaften bei der Entflechtung einzustellen.

Dabei blieb es. Im Bundestag wurde am 7. Dezember 1950 noch ein Antrag der SPD angenommen, der u.a. von der Bundesregierung die Vorlage eines Gesetzentwurfes über die Neuordnung der Eigentumsverhältnisse in der Eisen- und Stahlwirtschaft einschliesslich des Erzbergbaus, entsprechend Artikel 15 des Grundgesetzes, verlangte. Das ist jedoch ebensowenig geschehen wie im Falle des Kohlebergbaus.

Im September 1951 legte die KPD den Entwurf eines Gesetzes über die Enteignung und Überführung der Grundstoffindustrien in die Hand des Volkes vor. Er wurde am 11. Oktober mit den Stimmen der sozialdemokratischen Fraktion verworfen. Das war der letzte Akt in Fragen Sozialisierung im Bundestag.

Von den Gewerkschaften und der SPD wurde die Entscheidung in der Eigentumsfrage zugunsten der alten privatkapitalistischen Lösung ohne Widerstand hingenommen. Die Bundesregierung wiederum war im Grunde froh darüber, dass die Alliierte Hohe Kommission auf dem kalten Weg der Entflechtung allen Sozialisierungsbestrebungen den Riegel vorgeschoben hatte und sie sich nicht selbst engagieren musste. Damit hatten die Westmächte zwar gegen ihr Ver-

sprechen verstossen, die Lösung der Eigentumsverhältnisse den deutschen Instanzen zu überlassen, doch sie konnten gewiss sein, dass die von ihnen getroffene Regelung den Interessen der Bonner Regierungskoalition entsprach.

3. Das Betriebsverfassungsgesetz

Spektakulärer und schwieriger verliefen die Auseinandersetzungen um die Mitbestimmungsfrage. Ihre Durchsetzung im Sinne des Münchener Grundsatzprogramms wurde von den Gewerkschaften nach Gründung der BRD in den Mittelpunkt ihrer Forderungen gestellt. Nach dem offensichtlichen Scheitern der Sozialisierungspläne wurde die Realisierung der Mitbestimmung mehr und mehr zu einer Prestigefrage und Ersatzlehre für die Gewerkschaftsführer.

Im Regierungsprogramm von 1949 war davon die Rede, dass die Rechtsbeziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern

zeitgemäss neu zu ordnen seien. Aufgrund eines Antrages der CDU/CSU-Fraktion beauftragte der Bundestag Anfang November 1949 die Regierung, einen Gesetzentwurf zur Mitbestimmung vorzulegen.

Im Januar und Ende März 1950 fanden zwischen Vertretern des DGB und den Spitzenverbänden der Wirtschaft in Hattenheim Verhandlungen über gemeinsame Vorschläge zu einem Mitbestimmungsgesetz statt. Die Gesprächspartner waren sich zwar prinzipiell über die Notwendigkeit einig, die Mitbestimmung innerhalb und ausserhalb der Betriebe zu regeln, doch über ihre konkrete Realisierung bestanden wesentliche Meinungsverschiedenheiten. Die Unternehmerseite war wohl bereit, ein Mitspracherecht der Arbeiter und Angestellten in personellen und sozialen Fragen anzuerkennen, sie widersetzten sich jedoch den gewerkschaftlichen Forderungen nach einer paritätischen Besetzung der Wirtschaftskammern und lehnten entschieden Ausmass und Ausdehnung der wirtschaftlichen Mitbestimmung in den Betrieben ab. An diesen Meinungsverschiedenheiten scheiterten schliesslich die Gespräche. Am 14. April 1949 veröffentlichte der DGB «Vorschläge zur Neuordnung der deutschen Wirtschaft», in denen die Mitbestimmungsforderungen ausführlich umrissen wurden. Sie sahen u.a. vor: die Bildung eines Bundeswirtschaftsrates, der sich zu gleichen Teilen aus Vertretern der Gewerkschaften und Unternehmerverbände zusammensetzen sollte, die Bildung von paritätisch zusammengesetzten Wirtschaftskammern, die an die Stelle der bisherigen Industrie- und Handelskammer treten sollten, die Besetzung der Aufsichtsräte von Kapitalgesellschaften je zur Hälfte mit Gewerkschafts- und Betriebsratsvertretern und Aktionären. Ein wesentliches Kernproblem der gewerkschaftlichen Forderungen betraf die Regelung des wirtschaftlichen Mitbestimmungsrechtes. Von Unternehmerseite wurde im Mai eine Stellungnahme herausgegeben, die den Arbeitern und Angestellten im Aufsichtsrat höchstens ein Drittel der Sitze einräumte. In wirtschaftlichen Fragen wurde lediglich ein Beratungsrecht zugestanden.

Innerhalb der Gewerkschaftsführung gab es unterschiedliche Auffassungen über das weitere Vorgehen. Eine Richtung forderte die Fortsetzung der Verhandlungen mit den Unternehmerverbän-

den, eine andere trat dafür ein, die Entscheidung dem Parlament zu überlassen. Es wurde auch der Standpunkt vertreten, durch ausserparlamentarische Aktionen den gewerkschaftlichen Forderungen grössere Durchschlagskraft zu verschaffen.

Durch Vermittlung der Bundesregierung kam es im Juni und Juli nochmals zu Gesprächen zwischen Gewerkschafts- und Unternehmenseite, die zu keiner Annäherung führten. Daraufhin fassten Bundesvorstand und -ausschuss am 18. Juli 1950 einen Beschluss, in dem sie dafür eintraten, «gewerkschaftliche Kampfmittel» zur Durchsetzung der Mitbestimmungsforderungen einzusetzen.⁴ Die Ankündigung löste gehässige Angriffe in der westdeutschen Monopolpresse gegen die Gewerkschaften aus. Ihnen wurde vorgeworfen, «das Parlament zu vergewaltigen», eine «politische Machtprobe» heraufzubeschwören.

Im Bundestag, wo es am 27. Juli 1950 zur ersten Beratung eines Mitbestimmungsgesetzes auf der Grundlage von Entwürfen der CDU/CSU und der SPD kam, wurde die Kampfandrohung der Gewerkschaften von Sprechern der Regierungskoalition zurückgewiesen. Mehr und mehr trat die Absicht im Lager der Regierungskoalition und in der Unternehmerschaft zutage, die in den ersten Nachkriegsjahren gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen. Speziell betraf das die in der Montanindustrie 1947 eingeführte Mitbestimmungsregelung. Im Zuge der mit dem Gesetz 27 eingeleiteten «Neuordnung» war beabsichtigt, die in der eisenschaffenden Industrie geltenden Betriebsverfassungen, die u.a. die paritätische Mitbestimmung vorsahen, zu beseitigen und durch Bestimmungen zu ersetzen, die auf «deutschem Recht» basierten. Im Oktober 1950 wurde bekannt, dass man im Wirtschaftsministerium bereits an einer derartigen Vorlage arbeitete.

Der beabsichtigte Angriff auf die bestehende Montanmitbestimmung führte zu einer weiteren Zuspitzung der Auseinandersetzungen. Die Unruhe in den Betrieben wuchs. Die Gewerkschaftsführung musste in dieser Situation zum energischen Widerstand gegen den geplanten Anschlag von Regierung und Unternehmenseite aufrufen, wollte sie nicht jeden Kredit bei ihren Mitgliedern und in der

4 Die Quelle, Köln, Heft 8, 1950, S. 386.

Arbeiterschaft verlieren. Am 25. November 1950 wurde auf einer Betriebsrätekonferenz der eisenschaffenden Industrie und der IG Metall nach ausführlicher Diskussion der Beschluss gefasst, in den betroffenen Betrieben der Eisen- und Stahlindustrie eine Urabstimmung durchzuführen. Sie gab dem Vorstand der IG Metall die Vollmacht, nötigenfalls Kampfmassnahmen auszulösen.

Am 19. und 30. November 1950 entschieden sich über 193'000 Metallarbeiter, das waren mehr als 95 Prozent der abgegebenen Stimmen, dafür, die Mitbestimmung notfalls durch Arbeitsniederlegungen durchzusetzen. Dem Beispiel der IG Metall folgte die IG Bergbau. Vom 17. bis 19. Januar 1951 sprachen sich 92,8 Prozent der Befragten – das waren 450'000 – für den Streik aus.

In Briefen an Böckler hatte Adenauer noch Ende November und Mitte Dezember 1950 versucht, die DGB-Führung zum Einlenken zu veranlassen. Er bestritt darin den Gewerkschaften das Recht, ihre Forderungen mit den Mitteln des Streiks durchzusetzen. «Es kann keine Rede davon sein», hiess es im Schreiben vom 14. Dezember, «dass die verfassungsgesetzlich gewährleistete Koalitionsfreiheit einer organisierten Minderheit, die die Gewerkschaften vom Ganzen gesehen sind, das Recht gibt, durch Niederlegung der Arbeit die Wirtschaft lahmzulegen, um dadurch bestimmte Akte der Gesetzgebung zu erzwingen.»⁵

Die entschlossene Haltung der Berg- und Metallarbeiter zwang die Bundesregierung jedoch zum Nachgeben. Angesichts des wachsenden Widerstandes grosser Teile der Bevölkerung gegen die beschlossene Wiederbewaffnung konnte ein politischer Streik der Gewerkschaften weitreichende Auswirkungen haben und möglicherweise die Grundlagen der noch keineswegs stabilen staatlichen Ordnung erschüttern. Ausserdem brauchte die Regierung die Gewerkschaftsführung für die Durchsetzung der Verträge über die EGKS.

Adenauer gab seine unnachgiebige Haltung auf und übernahm die Rolle des Vermittlers zwischen den Gewerkschaften und den Unternehmern. Im Ergebnis der Verhandlungen beschloss das Bundeskabinett eine Gesetzesvorlage, die unverzüglich dem Bundestag und

5 Zitiert nach: Theo Pirker: Die blinde Macht. Die Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland, Erster Teil 1945-1952, München 1960, S. 192.

Bundesrat weitergeleitet wurde. Die Gewerkschaftsführer sagten die beschlossenen Kampfaktionen ab. Am 10. April 1951 verabschiedete der Bundestag das «Gesetz über die Regelung der Mitbestimmung in den Unternehmungen des Bergbaus sowie der eisen- und stahlerzeugenden Industrie». Nach seinen Bestimmungen umfasste der Aufsichtsrat der Gesellschaften 11 Mitglieder, 4 Aktionäre, 4 Belegschaftsvertreter, je einen Vertreter der Gewerkschaften und der Unternehmer sowie einen «Neutralen», der von beiden Seiten berufen werden sollte. Im Vorstand sollte gleichberechtigt ein Arbeitsdirektor fungieren, der von der Belegschaft entsandt wurde. Diese Regelung entsprach faktisch der bisherigen Mitbestimmungspraxis, die seit Anfang 1947 in der Stahl- und Eisenindustrie bestanden hatte.

Damit war der gemeinsame Vorstoss von Regierung und Unternehmern zunächst zurückgewiesen worden. Die Gewerkschaften hatten zwar einen Erfolg errungen, er führte jedoch lediglich zur Beibehaltung eines bestehenden Zustandes. Im Grunde war der DGB bei der Realisierung des Münchener Grundsatzprogramms keinen Schritt vorangekommen. Die Auseinandersetzungen um die Mitbestimmung in der Montanunion hatten gezeigt, dass sich nicht die Gewerkschaften, sondern die Unternehmer in der Offensive befanden und dabei auf die volle Unterstützung der Regierung rechnen konnten. Die Zustimmung zur gesetzlichen Regelung der Mitbestimmung in der Montanindustrie war für Regierung und Unternehmerseite nur ein notwendiger taktischer Rückzug. Sie waren auf keinen Fall bereit, einer solchen oder ähnlichen Lösung in der übrigen Wirtschaft zuzustimmen.

Nach den Auseinandersetzungen um die Montanmitbestimmung leitete die Bundesregierung den Entwurf eines Betriebsverfassungsgesetzes, an dem seit Sommer 1950 gearbeitet worden war, dem zuständigen Bundestagsausschuss für Arbeit zu. Er enthielt eine wesentliche Verschlechterung des geltenden Rechtszustandes. Das Regierungsprojekt trug dem Gedanken der Unternehmerautorität voll Rechnung. Betriebsrat und Belegschaft wurden darin zum betrieblichen «Burgfrieden» verpflichtet, die Einflussmöglichkeit der Gewerkschaften auf ein Minimum beschränkt, jede politische Betätigung in den Betrieben untersagt, die Rechte der Betriebsräte auf In-

formationen und Mitwirkung bei Einstellung und Entlassung sowie bei Stilllegung des Betriebs beschränkt. Formal wurde der Mitbestimmung dadurch Rechnung getragen, dass auch Gewerkschaftsvertreter im Aufsichtsrat sitzen konnten, doch das Verhältnis von zwei Dritteln Aktionären zu einem Drittel Belegschafts- und Gewerkschaftsvertretern machte dieses Recht zu einer Farce. Die vom DGB geforderte überbetriebliche Mitbestimmung in der Wirtschaft wurde im Gesetzentwurf völlig ignoriert.

Die Absicht, die die Regierung mit diesem Gesetz verband, lag auf der Hand: Die Gewerkschaften sollten weitgehend aus den Betrieben ausgeschaltet, ihre Tätigkeit auf blosse Tarifpolitik beschränkt werden. Es ging der Bundesregierung faktisch um die Zählung der grössten Klassenorganisation der westdeutschen Werktätigen, um «ihre Unterwerfung unter die Grundsätze der repräsentativen Demokratie und der freien Unternehmerwirtschaft».⁶ Der Kampf um die Mitbestimmung in der Montanunion hatte deutlich gemacht, dass die vom DGB angestrebte Neuordnung der westdeutschen Wirtschaft nur möglich war, wenn die Gewerkschaftsführung dazu bereit war, die ganze Kraft und alle Mittel ihrer Massenorganisation einzusetzen.

Der Bundesvorstand suchte zunächst auf dem Verhandlungswege eine Änderung des Gesetzentwurfs herbeizuführen. Ende 1951 fanden sechs ausführliche Gespräche mit dem Bundeskanzler und Kabinettsmitgliedern statt, ohne dass irgendetwas erreicht wurde. Im Bundestagsausschuss für Arbeit konnten sich die Gewerkschaftsvertreter gleichfalls nicht durchsetzen. Die Führung des DGB, die durch ihre Mitwirkung am Montanunionsvertrag gehofft hatte, gewissermassen als Belohnung dafür von der Regierung Zugeständnisse in der Mitbestimmungsfrage einzuhandeln, sah sich getäuscht. In der Mitgliedschaft wuchs die Erregung über den Inhalt der Regierungsvorlage zur Mitbestimmung. Anfang 1952 wurde bekannt, dass ausserdem beabsichtigt war, den öffentlichen Dienst aus dem Betriebsverfassungsgesetz herauszunehmen. Durch die Schaffung eines gesonderten «Personalvertretungsgesetzes» sollte der öffentliche Dienst unter Sonderbedingungen gestellt werden, die teilweise noch

6 Ebenda, S. 242.

ungünstiger waren als die Bestimmungen des Betriebsverfassungsgesetzes. Das war schliesslich der Anlass für die Gewerkschaftsführung, aus der Reserve herauszutreten.

Auf einer Sitzung des Bundesvorstandes des DGB am 10. April 1952 lehnte die Gewerkschaftsführung den Entwurf des Betriebsverfassungsgesetzes ab, da es bestehende, bessere Betriebsregelungen aufhebe, in einzelnen Bundesländern existierende gesetzliche Regelungen verschlechtere und sogar hinter dem Betriebsrätegesetz von 1920 zurückbleibe. Unter dem Druck der Mitglieder und Funktionäre des DGB beschloss der Bundesvorstand, «alle geeignet erscheinenden Massnahmen zu treffen, um der Forderung auf Schaffung eines einheitlichen, fortschrittlichen Betriebsverfassungsgesetzes Geltung zu verschaffen».⁷

Eine elfköpfige Kommission wurde beauftragt, Vorschläge für die vorgesehenen ausserparlamentarischen Aktionen auszuarbeiten. Nach einem Drei-Phasen-Plan sollte die parlamentarische Beratung des Mitbestimmungsgesetzes von Versammlungen, öffentlichen Kundgebungen, Demonstrationen bis hin zu Streiks begleitet sein. In einem Aufruf des DGB vom 12. Mai 1952, der in 12 Millionen Exemplaren in der Bundesrepublik verteilt wurde, hiess es u.a., dass die Absicht des Betriebsverfassungsgesetzes darin bestehe, «ein wirkliches Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer zu vereiteln . . .Dieser Entwurf darf nicht Gesetz werden. Der Deutsche Gewerkschaftsbund und die ihm angeschlossenen Gewerkschaften rufen Euch auf zum Kampf für ein fortschrittliches Betriebsverfassungsrecht als Grundlage der demokratischen Ordnung der Wirtschaft und Verwaltung.»⁸

Von den Gewerkschaftsmitgliedern wurde der Aufruf des Bundesvorstandes mit grosser Disziplin befolgt. Am 15. und 16. Mai demonstrierten über 300'000 Arbeiter in Düsseldorf, Köln und Braunschweig. In den folgenden Tagen 150'000 in Hamburg und München, 80'000 in Dortmund. Insgesamt waren es mehr als 2 Millionen Gewerkschafter, die gegen das reaktionäre Betriebsverfassungsgesetz demonstrierten. Allein mit Demonstrationen war aller-

7 Die Quelle, Heft 5, 1952, S. 225.

8 Ebenda, Heft 6, 1952, S. 283.

dings 1952 die Auseinandersetzung um die Mitbestimmung nicht zu gewinnen. In unteren Organisationen des DGB wurde deshalb immer wieder die Forderung nach Streik erhoben. In vielen Betrieben kam es zu kurzfristigen Arbeitsniederlegungen.

Bundeswirtschaftsminister Erhard, ein unbedingter Gegner der Mitbestimmung, rief die Unternehmer dazu auf, die Auseinandersetzung durchzustehen. Adenauer schrieb in einem Brief an Fette: «Ich darf auch heute keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass ich eine organisierte Schädigung der Volkswirtschaft durch Streiks, die nur unternommen werden, um der Parlamentsmehrheit den gewerkschaftlichen Willen aufzuzwingen, als einen Verstoss gegen das Grundgesetz und als eine gefährliche Störung der inneren Ordnung unseres Staatswesens ansehen muss.»⁹

Besonders beunruhigt war Adenauer über die Tatsache, dass die Ankündigung gewerkschaftlicher Massnahmen zusammenfiel mit dem Kampf grosser Teile der westdeutschen Bevölkerung gegen die Unterzeichnung des General- und EVG-Vertrages. Ein Generalstreik, darüber war sich der Bundeskanzler im Klaren, würde schwere Folgen für seine Politik haben.

Zwar hatte auch Fette auf einer Gewerkschaftsveranstaltung von Generalstreik gesprochen, doch war das mehr eine rhetorische Floskel als der Wille des Bundesvorstandes. Im Gegenteil, die Gewerkschaftsführung versuchte mit allen Mitteln, eine solche Entwicklung zu verhindern, und war bestrebt, die Aktionen gegen das Betriebsverfassungsgesetz vom Kampf gegen die Militärverträge zu trennen.

Am 28. und 29. Mai 1952 traten die Druckerei-Arbeiter in den Ausstand. Im gesamten Bundesgebiet erschienen an diesen beiden Tagen keine Zeitungen. Auf dem Höhepunkt des Kampfes gegen das Betriebsverfassungsgesetz rief der Bundesvorstand des DGB seine Mitglieder dazu auf, alle weiteren Aktionen einzustellen, um die bevorstehenden Gespräche mit der Bundesregierung nicht zu stören. Diese Verhandlungen, die am 13. Juni 1952 stattfanden, wurden von der Gewerkschaftsführung als ernstes Zugeständnis der Regierung gewertet. Sie führten jedoch in ihrem Ergebnis lediglich zur Herstellung des Burgfriedens zwischen DGB und Regierung.

9 Bonner Bulletin, Nr. 57 vom 20. Mai 1952, S. 620.

Die SPD stand, wie bei den Auseinandersetzungen um die Montanmitbestimmung, auch im Frühjahr 1952 auf Seiten der Gewerkschaften. Sie stimmte zunächst den beschlossenen ausserparlamentarischen Kampfmassnahmen zu. Als die Aktionen jedoch über den Rahmen von blossen Protestkundgebungen und -demonstrationen hinauswuchsen, als die ersten Streiks aufflammten und die Staatsautorität in Gefahr geriet, erhob die Parteiführung plötzlich «rechtliche Bedenken» gegen den ausserparlamentarischen Kampf und bestärkte den DGB-Vorstand darin, die Aktionen abzubrechen.

In der zweiten und dritten Lesung des Betriebsverfassungsgesetzes, die vom 16. bis 19. Juli 1952 eilig im Bundestag durchgeführt wurden, machten die Sozialdemokraten den vergeblichen Versuch, die bürgerlichen Parteien dazu zu bewegen, wenigstens einige der gewerkschaftlichen Forderungen zu akzeptieren. Doch das waren vergebliche Mühen. Am 19. Juli 1952 wurde das Betriebsverfassungsgesetz mit den Stimmen der Koalitionsparteien vom Bundestag ratifiziert, ohne dass die gewerkschaftlichen Änderungsvorschläge Berücksichtigung gefunden hatten.

Das Funktionärsorgan des DGB, «Die Quelle», schrieb zu diesem Ergebnis: «Das Entscheidende ist, dass mit dem beschlossenen Gesetz die dringend notwendige Neuordnung und Demokratisierung der Wirtschaft, wie schon einmal in der Weimarer Republik, verhindert, an der grundsätzlichen Struktur der kapitalistischen Wirtschaft nichts verändert wird und das alleinige Entscheidungsrecht der Unternehmer aufrechterhalten bleibt.»¹⁰

Der Kampf um das Betriebsverfassungsgesetz und ihr Ergebnis bilden eine wesentliche Zäsur in der innenpolitischen Entwicklung der Bundesrepublik. Damit wurden nicht nur die Ansätze einer nach 1945 in Westdeutschland entstandenen demokratischen Entwicklung in der Wirtschaft weitgehend wieder beseitigt, sondern auch die letzte noch übriggebliebene Säule des sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Reformprogramms vom Tisch gefegt. Es ging dabei um mehr als nur um eine Abstimmungsniederlage bei einem wichtigen Gesetz. Dieses Ereignis signalisierte den endgültigen Zusammenbruch einer Politik, die sich das Ziel gesetzt hatte, einen

10 Die Quelle, Heft 8, 1952, S. 394.

dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus einzuschlagen. Die Ursachen für das Scheitern der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Vorstellungen in der Mitbestimmungsfrage liegen weniger in dem offensichtlichen Versagen der DGB-Führung im Verlauf der Auseinandersetzungen begründet, das wohl in erster Linie auf ihre Konzeptionslosigkeit und Unentschlossenheit zurückzuführen war, sondern in der seit 1945 eingeschlagenen Gesamtpolitik. Das Bekenntnis zum bürgerlichen Staat und zur parlamentarischen Demokratie, zur Westorientierung, das dann in der Praxis zum Zusammengehen mit den bürgerlichen Parteien und den Westmächten bei der Gründung der Bundesrepublik führte – darin lagen die tieferen Gründe für das Scheitern der Mitbestimmungs- und Sozialisierungsvorstellungen sowie der anderen gesellschaftspolitischen Zielsetzungen. Die Vorentscheidung darüber fiel in den ersten Nachkriegsjahren. Was damals versäumt wurde, liess sich unter den veränderten Machtverhältnissen nach der Staatsbildung nicht mehr nachholen.

Für die Grossbourgeoisie bedeutete die nunmehr vollzogene Regelung der Mitbestimmung zusammen mit der Sanktionierung der alten Eigentumsverhältnisse in der Grundstoffindustrie ein wesentlicher Schritt auf dem Weg der innenpolitischen Konsolidierung ihrer Macht. Das war für sie mindestens ebenso wichtig wie die von der Adenauer-Regierung erzielten, eng damit zusammenhängenden aussenpolitischen Ergebnisse.

XXII. Militärische «Integration» und «Wiedervereinigung»

1. EVG und Deutschlandvertrag

Am 26. Mai 1952 unterzeichneten die Aussenminister der Westmächte Acheson, Eden, Schuman und Adenauer in Bonn den «Vertrag über die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den drei Mächten» (Deutschlandvertrag oder Generalvertrag) sowie entsprechende Zusatzverträge und Anhänge. Einen Tag später wurde in Paris der «Vertrag über die Gründung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» von den Aussenministern Belgiens, der BRD, Frankreichs, Italiens, Luxemburgs und der Niederlande unterschrieben. Beide Verträge waren durch ein Junktim verbunden, d.h. der Deutschlandvertrag konnte nur wirksam werden, wenn auch der EVG-Vertrag in Kraft getreten war.

Mit der EVG hatte sich die «europäische Lösung» der westdeutschen Remilitarisierung durchgesetzt. Die ursprünglichen amerikanischen Pläne, die einen direkten Anschluss der BRD an die NATO vorsahen, mussten aufgrund des französischen Widerstandes korrigiert werden. In seiner ganzen Anlage und Zielstellung folgte der EVG-Vertrag der Leitidee der Montanunion – Schaffung einer mit eigenen Hoheitsrechten ausgestatteten supranationalen Gemeinschaft. Folglich sollten die Streitkräfte nicht nur unter einem gemeinsamen Oberbefehl stehen, sondern die ganze Armee mit all ihren Kontingenten einen «europäischen» Status haben. Das führte dazu, dass durch die EVG noch weitaus stärker als durch die EGKS die nationalen Hoheitsrechte der Mitgliedstaaten beschränkt wurden. Die EVG war von Anfang an als Bestandteil der NATO konzipiert worden. Im Verlauf der Verhandlungen hatten die amerikanischen Vertreter, die wie die Engländer als Beobachter teilnahmen, dafür gesorgt, dass dieser Grundsatz im Vertragswerk voll zum Aus-

druck kam. Die Europaarmee war dem NATO-Oberbefehlshaber unterstellt. Diese Funktion übte seit Anfang 1951 General Eisenhower aus, ein überzeugter Anhänger und Förderer des EVG-Projekts. Die britische Regierung hatte wie beim Schumanplan auf eine direkte Beteiligung verzichtet, jedoch ihre Bereitschaft zum Ausdruck gebracht, eng mit der EVG zusammenzuarbeiten.

Auch die Adenauer-Regierung hatte sich gegenüber der von Frankreich vorgeschlagenen Variante eine Zeitlang reserviert verhalten. Durch eine direkte Eingliederung westdeutscher Truppen in die NATO glaubte Bonn den im Plevenplan enthaltenen Benachteiligungen besser zu entgehen. Nachdem aber im August 1951 die Entscheidung endgültig zugunsten der «Europaarmee» gefallen war, konzentrierte sich die Bundesregierung darauf, die volle Gleichberechtigung der BRD innerhalb der EVG zu erreichen. Die französische Seite suchte das mit allen Mitteln zu verhindern. Dabei waren sowohl eigene Hegemoniepläne als auch die Sorge im Spiel, dass die Verträge in der Nationalversammlung nicht die erforderliche Mehrheit erhalten könnten. Wie schon bei den Verhandlungen über die Montanunion bemühten sich die USA um einen Ausgleich der Gegensätze, um einen raschen Aufbau der vorgesehenen Militärorganisation zu erreichen. Ihrem Einfluss war es zuzuschreiben, dass die Verträge im Mai 1952 unterschrieben werden konnten.

Die EVG hatte nur noch wenig Ähnlichkeit mit dem von Frankreich im Oktober 1950 vorgeschlagenen Plevenplan. Die Veränderungen betrafen vor allem den Status der BRD. Einige schwerwiegende Beschränkungen, die von den westdeutschen Befürwortern der Remilitarisierung und der sozialdemokratischen Opposition als «Diskriminierungen» der BRD hingestellt worden waren, entfielen. So wurde der Bundesrepublik ein eigenes Verteidigungsministerium zugebilligt. Dazu gehörte auch die Erhöhung der nationalen Kontingente auf Divisionsstärke, eine Massnahme, die letztlich aus militärischen Erwägungen getroffen wurde. Doch nicht in allen Fragen wurden die Wünsche der Bundesregierung erfüllt. Der erstrebte direkte Anschluss an die NATO blieb aus. Die Bundesrepublik war das einzige Land innerhalb der EVG, das nicht direkt der atlantischen Allianz angehörte. Damit besass die BRD kein Mitspracherecht bei den militärischen Entscheidungen der NATO. Zugeständ-

nisse mussten auch in der Bewaffnungsfrage gemacht werden. «Trotz heftigen Sträubens» musste sich Adenauer bei den letzten Verhandlungen Mitte Februar 1952 zu der Erklärung bequemen, «die Bundesrepublik werde als strategisch exponiertes Gebiet keine Diskriminierung darin erblicken, dass ihr die Herstellung bestimmter Kriegsmaterialien untersagt bleibe».¹ Das betraf u.a. die Produktion von A-, B- und C-Waffen, schweren Waffen, weitreichenden und grösseren Kriegsschiffen. Es verdient festgehalten zu werden, dass diese Forderungen von den Westmächten und wiederum erstrangig von Frankreich ausgingen. Aus propagandistisch-taktischen Gründen wurden sie als freiwillige Verzichtserklärung der Bundesregierung hingestellt. Nicht erreicht werden konnte die angestrebte volle politische Gleichberechtigung.

Der Deutschlandvertrag sah zwar die Aufhebung des Besatzungsstatus vor und übertrug der Bundesrepublik formell «die volle Macht über ihre inneren und äusseren Angelegenheiten»,² enthielt aber zugleich zahlreiche Einschränkungen der Handlungsfreiheit. Die Westmächte sicherten sich u.a. folgende Rechte: die Stationierung von Streitkräften (Artikel 2), die Regelung aller Fragen, die Deutschland als Ganzes betrafen (Artikel 7). In der sogenannten Notstandsklausel wurde festgelegt, dass die drei Westmächte jederzeit die volle Regierungsgewalt wieder übernehmen konnten, wenn sie es aus Gründen der inneren und äusseren Sicherheit für notwendig hielten (Art. 5). Durch Errichtung eines Schiedsgerichts (Art. 9) hatten die drei Mächte weitgehende Eingriffsrechte in die Gesetzgebung, Rechtssprechung und Verwaltung der BRD. Wilhelm G. Grewe, Völkerrechtsexperte des Auswärtigen Amtes und Mitglied der Bonner Verhandlungsdelegation, musste zugestehen, dass es juristisch und politisch nicht ganz leicht sei, «solche vorbehaltenen Rechte und Verantwortlichkeiten fremder Mächte mit der Unabhängigkeit und Souveränität zu vereinbaren, die der Bundesrepublik wieder zuteil werden».³

1 Arnulf Baring: Aussenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie, München/Wien 1969, S. 120.

2 Die auswärtige Politik der Bundesrepublik Deutschland, S. 209.

3 Wilhelm G. Grewe: Deutsche Aussenpolitik der Nachkriegszeit, Stuttgart 1960, S. 69.

Wenn die Adenauer-Regierung trotzdem den Vertragswerken zustimmte, dann deshalb, weil sie einsehen musste, dass unter den gegebenen Bedingungen nicht mehr durchzusetzen war. Die wichtigsten Ziele – die Remilitarisierung und der Anschluss an das Militärapktsystem der Westmächte – schienen erreicht. Die Westmächte verpflichteten sich im Deutschlandvertrag ausserdem, für ein wiedervereinigtes Deutschland nach dem Vorbild der Bundesrepublik einzutreten, das «in die europäische Gemeinschaft integriert ist».⁴ Selbstverständlich fand die Gegenforderung der Westmächte – Einbeziehung des so wiedervereinigten Deutschlands in die imperialistischen Zusammenschlüsse – die ausdrückliche Billigung der Bundesregierung.

Die Bilanz einer knapp dreijährigen Aussenpolitik fiel für die Adenauer-Regierung insgesamt positiv aus. Die westeuropäische Integration hatte sich als ein Zaubermittel erwiesen, das dem BRD-Imperialismus rasch die volle Wiedererrichtung seiner Macht und seiner Ziele zu ermöglichen schien. In der Bundesregierung war man offenbar davon überzeugt, dass die in den Vertragswerken noch vorhandenen ungünstigen Bestimmungen bald wegfallen würden, ja, man machte sich schon wieder Hoffnungen, eine Vormachtstellung in Westeuropa zu erlangen. So gab Adenauer in der Kabinettsitzung vom 21. Mai 1952 seiner Überzeugung Ausdruck, «dass die militärische Schwäche Frankreichs in Europa bald der Bundesrepublik ein Übergewicht in der EVG verschaffen und sie damit trotz einer Bevölkerung von nur 50 Millionen zum beherrschenden Faktor in Europa machen werde».⁵

Es war deshalb nicht verwunderlich, dass die Adenauer-Regierung besonders brennend daran interessiert war, die unterzeichneten Verträge baldmöglichst zu ratifizieren. Sie setzte sich auch am eifrigsten für die Bildung einer politischen Union der westeuropäischen Staaten ein.

Neben der Remilitarisierung der Bundesrepublik wurde mit dem EVG-Vertrag das Ziel verfolgt, eine supranationale Europäische Politische Gemeinschaft zu schaffen. Die Aussenminister der sechs Staaten beauftragten am 22. September 1952 eine sogenannte Ad-

4 Die auswärtige Politik der Bundesrepublik Deutschland, S. 211.

5 Arnult Baring: Aussenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie, S. 122.

hoc-Versammlung – sie bestand aus der Gemeinsamen Versammlung der EGKS zuzüglich von je drei Delegierten Frankreichs, Italiens und der BRD – innerhalb von sechs Monaten einen Verfassungsentwurf für die geplante Europäische Politische Gemeinschaft (EPG) auszuarbeiten. Vorsitzender des Verfassungsausschusses war der CDU-Politiker von Brentano. Im Verlauf der Beratungen bemühten sich die Vertreter der Bundesrepublik, die territorialen Ansprüche gegenüber dem Osten in dem Statutenentwurf unterzubringen. So gelangt es ihnen u.a. – in den Artikeln 102 und 103 – das «Recht» auf die Grenzen von 1937 und den Anschlussgedanken gegenüber der DDR zu fixieren. Das war hinsichtlich der Ostgrenzen mehr, als im Deutschlandvertrag von 1952 erreicht worden war. Am 10. März 1953 wurde das Verfassungsprojekt den Auftraggebern überreicht und sollte nunmehr von einzelnen Regierungen diskutiert werden.

Für die Bundesregierung kam der Statutenentwurf einer Europäischen Politischen Gemeinschaft noch rechtzeitig genug, um als zusätzliches Argument bei der Ratifizierungsdebatte der Verträge von Bonn und Paris ins Spiel gebracht zu werden. Der ursprüngliche Zeitplan hatte vorgesehen, dass bis Jahresende 1952 die parlamentarische Behandlung abgeschlossen sein sollte. Ziel Adenauers war es, die Verträge noch vor den Sommerferien des Bundestages, spätestens jedoch im September 1952 zu ratifizieren. Die Eile war verständlich. Die ausgehandelten Ergebnisse wurden nur in einer Atmosphäre internationaler Spannungen, auf der Woge eines militanten Antikommunismus erzielt. Eine Entspannung konnte das ganze Projekt noch einmal in Gefahr bringen.

Die Befürchtungen waren nicht unbegründet. Die Beendigung der Kampfhandlungen im Fernen Osten und neue Entspannungsvorschläge der Sowjetunion in Europa liessen die aufgepeitschte Kriegshysterie in den westeuropäischen Staaten abklingen und damit auch das Interesse an einer möglichst schnellen Verwirklichung der EVG.

Das parlamentarische Kräfteverhältnis in der BRD sprach klar zugunsten der Regierung. Sie konnte sicher sein, dass die Koalitionsparteien, die seit 1949 die absolute Mehrheit besaßen, geschlossen für die Verträge stimmen würden. Abgelehnt wurden sie aus unter-

schiedlichen Motiven von der KPD und SPD. Die sozialdemokratische Opposition hatte schon im Januar 1952 ihre Gründe genannt: «Bisher ist keine der Voraussetzungen erfüllt, von denen nach Auffassung der SPD überhaupt jede Verhandlungsmöglichkeit über einen deutschen Verteidigungsbeitrag ab hängt», hiess es in einer Resolution des Parteivorstands und -ausschusses. «Es besteht nach wie vor weder die Gleichheit des Risikos noch die Gleichheit der Chancen aller Beteiligten. Auch die Voraussetzungen für eine deutsche Gleichberechtigung auf politischem und militärischem Gebiet sind nicht erfüllt. Die Koppelung einer deutschen Zustimmung zu den militärischen und wirtschaftlichen Leistungen eines Verteidigungsbeitrages mit der Ablösung des Besatzungsregimes durch ein System von Verträgen und Auflagen ist unannehmbar.»⁶ Es war im Grunde die gleiche Position, die schon gegenüber der Montanunion zum Ausdruck gebracht wurde. Hinzu kam im Frühjahr 1952 noch ein anderes Argument, das zwar schon 1950 in der sozialdemokratischen Polemik gegen die Westintegration verwendet wurde, dann aber aus der Diskussion verschwunden war: der Hinweis auf die Unvereinbarkeit von militärischer Integration und Wiedervereinigung. Es rückte nunmehr in den Vordergrund der sozialdemokratischen Argumentation. Damit machte die SPD auf die von den Kommunisten, aber auch von bürgerlichen Gegnern der Remilitarisierung in der BRD immer wieder genannte Gefahr aufmerksam, dass die militärische Integration unweigerlich zur Vertiefung der staatlichen Spaltung führen würde.

In einem mit der amerikanischen Agentur UP geführten Interview sprach sich Schumacher am 15. Mai 1952 in scharfen Worten gegen die Verträge aus. Er verurteilte die Absicht der Regierung, die deutsche Einheit durch militärische Drohungen zu erreichen und warnte vor einer Unterschätzung der sowjetischen Stärke. Der Parteivorsitzende kündigte den heftigen Widerstand der sozialdemokratischen Opposition gegen die Vertragswerke an, der auf den Nenner abgestimmt werde: «Wer diesem Generalvertrag zustimmt, hört auf ein Deutscher zu sein.»⁷

6 Neuer Vorwärts, 25. Januar 1952.

7 Zitiert nach Udo F. Löwke: Für den Fall, dass . . . SPD und Wehrbeitrag 1949-1955, S. 104.

Der «heftige Widerstand» gegen das westdeutsch-alliierte Vertragssystem blieb jedoch allein auf das parlamentarische Parkett beschränkt. Angebote der KPD und SED, über gemeinsame Aktionen gegen die Remilitarisierung zu beraten, wurden wie eh und je abgelehnt. Wie Herbert Wehner Jahre später berichtete, hatte der Bundeskanzler von der sozialdemokratischen Führung die Versicherung erhalten, dass die SPD, bei aller Opposition gegenüber der Politik der Bundesregierung, niemals «zu einer Kollaboration mit den Parteigebilden im sowjetischen Herrschaftsbereich»⁸ bereit sein würde. Auf dem Dortmunder Parteitag wies der Nachfolger Schumachers, Erich Ollenhauer, die von verschiedenen Delegierten erhobenen Forderungen nach ausserparlamentarischen Aktionen zurück und vertrat die Auffassung des Vorstands, dass die Auseinandersetzungen mit der Adenauerpolitik auch weiterhin allein im parlamentarischen Raum ausgetragen werden.

Als ein wirksames Mittel, die Verabschiedung der Verträge im Parlament zu blockieren, wurde von der sozialdemokratischen Bundestagsfraktion die Anrufung des Bundesverfassungsgerichts betrachtet. Im Januar 1952 hatten 144 Abgeordnete der SPD, des Zentrums und der Bayernpartei in Karlsruhe beantragt, die Verfassungsmässigkeit des Vertragswerkes zu prüfen. Nach Ansicht der Antragsteller verstiessen die Abkommen in mehreren Punkten gegen das Grundgesetz. Ihre Ratifizierung sei deshalb ohne Verfassungsänderung nicht möglich. Ein solcher Schritt jedoch bedurfte im Bundestag einer Zweidrittelmehrheit, über die die Koalitionsparteien nicht verfügten. Der Rechtsstreit zog sich monatelang hin, ohne dass eine Entscheidung gefällt wurde. Der Bundeskanzler verwarf das Vorgehen der SPD mit der Begründung, dass eine so grundsätzliche Entscheidung, wie die über das westdeutsch-alliierte Vertragssystem, «eine Frage der Politik und nicht der Rechtsprechung» ist.⁹

Am 19. März 1953 ratifizierte der Bundestag mit 225 gegen 165 Stimmen den Deutschlandvertrag und mit 224 gegen 166 Stimmen bei jeweils zwei Enthaltungen den EVG-Vertrag. Die Inkonsequenz

8 Günter Gaus: Staatserhaltende Opposition oder hat die SPD kapituliert? Gespräch mit Herbert Wehner, Reinbek bei Hamburg 1966, S. 40.

9 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1953-1955, S. 191.

der sozialdemokratischen Opposition kam noch einmal bei der Abstimmung im Bundesrat zum Ausdruck. Trotz vorhandener sozialdemokratischer Mehrheit in diesem Gremium wurden die Verträge mit 23 gegen 15 Stimmen angenommen, da die SPD-Vertreter des Landes Baden-Württemberg aus Koalitionsrücksichten dafür votiert hatten.

Die BRD war das erste Land, das die Verträge ratifizierte. Nicht zuletzt hatte man sich in Bonn so beeilt, um auch die Partnerstaaten dazu zu veranlassen. Wenige Wochen später reiste Adenauer zu einem Staatsbesuch in die Vereinigten Staaten. Die ersten offiziellen Verlautbarungen der Eisenhower-Administration und ihre praktischen Schritte zeigten sehr bald, dass der von Truman und Acheson eingeschlagene aussenpolitische Kurs der USA, insbesondere die Westeuropapolitik, fortgesetzt wurde. Die rasche Realisierung der EVG und damit die Schaffung eines schlagkräftigen Militärbündnisses in Westeuropa gehörte zu den erklärten Zielen der Regierung Eisenhower/Dulles. Die Politik gegenüber der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten basierte auf der berühmten «Befreiungsdoktrin». Dulles hatte dieses neue strategische Konzept noch vor seinem Amtsantritt entwickelt. Ihr Ziel bestand darin, durch eine Politik der Drohungen, des «Balancierens am Rande des Krieges», das Ausspielen der atomaren Stärke der USA, den Sozialismus zurückzurollen und der Restauration des Kapitalismus in Osteuropa den Weg zu ebnen. Die militärstrategische Komponente dieser Doktrin war die Strategie der «massiven Vergeltung», derzufolge jeder Angriff auf die USA oder ihre Verbündeten durch den Einsatz von Atomwaffen beantwortet werden sollte.

Bei seinen Verhandlungen in Washington billigte Adenauer bedingungslos die Ziele der amerikanischen Aussenpolitik und sicherte sich gleichzeitig die Unterstützung seiner Europa- und Deutschlandpolitik sowie weitere wirtschaftliche und Rüstungshilfe durch die USA. Dieser Besuch führte zu einer Vertiefung der amerikanisch-westdeutschen Beziehungen, die sich in den Jahren der Eisenhower-Administration besonders eng gestalteten. Die Bundesrepublik wurde zum treuesten Verbündeten der amerikanischen Politik in Westeuropa und avancierte schrittweise zum Hauptverbündeten der USA auf dem Kontinent.

2. Politik der Stärke und «Wiedervereinigung»

Während die Bundesregierung mit allen Mitteln die ökonomische, politische und militärische Eingliederung der BRD in das Bündnis-system des Westens betrieb, verkündete sie gleichzeitig, dass die «deutsche Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit» das erklärte Hauptziel ihrer Politik sei. In der Tat bestand in den frühen fünfziger Jahren zwischen ihrer Europa-Politik und den deklarierten Zielen ihrer Deutschland-Politik ein enger Zusammenhang. Führende Politiker der Bundesregierung und der Koalitionsparteien haben seit Frühjahr 1950 bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hingewiesen. Im Bundestag verkündete der Kanzler Anfang November 1950 folgendes Rezept zur Wiederherstellung der deutschen Einheit: Die Wiederbewaffnung der BRD und ihre Beteiligung an der westlichen «Abwehrfront», danach Verhandlungen mit der Sowjetunion von einer Position der Stärke aus. «Mit einem totalitären Staat . . . können Verhandlungen zur Regelung internationaler Fragen mit Aussicht auf Erfolg nur geführt werden, wenn derjenige, der diese Verhandlungen – mit Sowjetrußland – führt, ebenso stark, wenn nicht noch stärker ist als Sowjetrußland.»¹⁰ Diese Formel wurde vor allem in den Auseinandersetzungen um den Abschluss und die Ratifizierung der Bonner und Pariser Verträge zum Hauptargument der Regierung. Das geschah nicht zuletzt deshalb, weil die Gegner dieser Politik darauf verwiesen, dass Remilitarisierung und militärische Integration unweigerlich zur Verhinderung jeder Wiedervereinigung führen würden. Die Gegenthese der Befürworter dieser Politik lautete: «Wer auf den Anschluss der Bundesrepublik an die Gemeinschaft der freien Völker verzichtet, gibt die deutsche Einheit preis, ob er will oder nicht, ob er es weiss oder nicht»,¹¹ wie Franz Josef Strauss am 7. Februar 1952 im Bundestag verkündete. In zahllosen Reden und Erklärungen wurde diese Behauptung verbreitet: in den Debatten des Bundestages, auf den Parteitag der CDU und FDP, in Presse und Rundfunk.

Es handelte sich dabei nicht nur um eine Propagandaformel, dazu

10 Deutscher Bundestag, Bd. 5, Bonn 1951, S. 3565.

11 Ebenda, Bd. 10, Bonn 1952, S. 8125.

bestimmt, die öffentliche Meinung zu beruhigen und die Ratifizierung der Verträge durchzusetzen, wie man das heute in verschiedenen bürgerlichen Publikationen lesen kann. Darin bestand eine Absicht, ein «Nahziel» der Adenauer-Regierung. Die gesamte Integrationspolitik bildete jedoch nur eine notwendige Etappe auf dem Weg zur Durchsetzung der weitgesteckten Ziele in Richtung Osten. Sie sollte die Voraussetzungen für die «Politik der Stärke» schaffen, dem eigentlichen Kern der Adenauerschen Ost- und Deutschlandpolitik.

So wenig wie die «Politik der Stärke» eine Erfindung Adenauers war, so wenig dachte man in Bonn daran, die Ziele der Deutschlandpolitik allein zu erreichen. Die Bundesregierung hatte sich von Anfang an darum bemüht, die drei Westmächte und nach Möglichkeit auch die übrigen NATO-Staaten auf die Bonner Deutschlandkonzeption zu verpflichten. Die Westmächte hatten bald zu verstehen gegeben, dass sie offensichtlich bereit waren, Bonn in der Wiedervereinigungsfrage zu unterstützen, soweit es in ihr eigenes aussenpolitisches Konzept passte. Die Festlegungen im Artikel 7 des Deutschlandvertrages entsprachen nicht nur weitgehend den Wünschen der Bundesregierung, sondern auch ihren Intensionen. Die Herstellung der staatlichen Einheit Deutschlands war für die Westmächte nur als Bestandteil ihres Bündnissystems denkbar. Eine andere Lösung, etwa «ein unabhängiges, weder dem Osten noch dem Westen angeschlossenes, mit eigenen Verteidigungskräften und voller aussenpolitischer Handlungsfreiheit ausgestattetes Deutschland», besass für sie, wie Wilhelm G. Grewe bestätigt, nichts Anziehendes.¹²

Die ganze Politik des Westens und vor allem der Auf- und Ausbau des militärischen Bündnissystems war darauf ausgerichtet, die Sowjetunion zur Kapitulation in der deutschen Frage zu veranlassen, ihren Rückzug aus Mitteleuropa zu erzwingen und gleichzeitig damit den Sozialismus in den Ländern Ost- und Südosteuropas zu beseitigen. Dieses Ziel der in den USA konzipierten Befreiungskonzeption wurde von den herrschenden Kreisen der Bundesrepublik voll unterstützt. Im Frühjahr 1952 hat der Bundeskanzler ähnliche Gedanken in aller Öffentlichkeit ausgesprochen. Auf einer Versammlung in Heidelberg am 1. März 1952 erklärte Adenauer: «Kann

12 Wilhelm G. Grewe: Deutsche Aussenpolitik der Nachkriegszeit, S. 171.

einer glauben, dass Sowjetrussland jemals, ohne dazu genötigt zu sein, die Ostzone wieder freigeben wird? Ich glaube es nicht. Aber ich denke mir die Entwicklung folgendermassen: Wenn der Westen stärker ist als Sowjetrussland, dann ist der Tag der Verhandlungen mit Sowjetrussland gekommen.»¹³ Er fügte hinzu, dass dann auch «die Verhältnisse in Osteuropa neu geklärt werden müssen». Noch deutlicher wurde er in einem Interview mit Ernst Friedländer, das am 5. März über den Nordwestdeutschen Rundfunk gesendet wurde. Den Weg in die «europäische Gemeinschaft» bezeichnete Adenauer als Voraussetzung, um «nicht nur die Sowjetzone, sondern das ganze versklavte Europa östlich des Eisernen Vorhangs zu befreien».¹⁴

In der von der Bundesregierung im Bund mit den Westmächten betriebenen «Politik der Stärke» gab es keinen Platz für Kompromisse. Es galt die Devise alles oder nichts. Die Bundesregierung war nicht bereit, irgendwelche Zugeständnisse zu machen, um ihre ostpolitischen Forderungen zu erreichen. «Wir fordern prinzipiell unser Recht. Dafür gibt es keinen Preis.»¹⁵ Mit diesen Worten hatte Hallstein Mitte Oktober 1952 in einer Rede in Wiesbaden die Haltung der Bundesregierung unmissverständlich umrissen.

Mit einer solchen Einstellung war es unmöglich, die deutsche Frage auf dem Verhandlungsweg zu lösen. Von der Sowjetunion und der DDR sind dazu Anfang der fünfziger Jahre verschiedene Vorschläge unterbreitet worden. Im Oktober 1950 hatte eine Aussenministerkonferenz der sozialistischen Staaten in Prag die Westmächte aufgefordert, die Remilitarisierung der BRD zu unterlassen und zu einer gemeinsamen Deutschlandpolitik im Sinne von Jalta und Potsdam zurückzukehren. Die Prager Konferenz schlug vor, unverzüglich einen Friedensvertrag mit Deutschlands abzuschliessen und einen paritätisch aus Vertretern der BRD und der DDR zusammengesetzten Gesamtdeutschen Konstituierenden Rat zu bilden, der eine provisorische gesamtdeutsche Regierung vorbereiten sollte.

In einem Brief an Adenauer schlug DDR-Ministerpräsident Grotewohl beiderseitige Verhandlungen über die Bildung eines solchen

13 Bonner Bulletin, Nr. 26 vom 4. März 1952, S. 254.

14 Ebenda, Nr. 27 vom 6. März 1952, S. 262.

15 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11. Oktober 1952.

Rates vor. Erst nach sechs Wochen erfolgte die Antwort der Bundesregierung. Auf einer Pressekonferenz qualifizierte der Bundeskanzler den Grotewohlbrief als «Propagandakampagne» und sprach der DDR-Regierung die Legitimation ab, «von einer Wiedervereinigung Deutschlands zu sprechen.»¹⁶ Ein Appell der Volkskammer an den Bundestag vom 30. Januar 1951, der den Vorschlag enthielt, über die Bildung des Gesamtdeutschen Konstituierenden Rates und damit zusammenhängende Fragen zu verhandeln, wurde ebenso ignoriert wie ein weiterer Vorschlag vom 1. März.

Erfolglos blieben auch die Bemühungen der Sowjetunion, die Westmächte an den Verhandlungstisch zu bringen. Nach einem längeren Notenwechsel kam es zwar Anfang März 1951 zu einer Vor-konferenz der Aussenminister-Stellvertreter in Paris, die sich bis zum 21. Juni 1951 hinzog, doch keinerlei Ergebnisse brachte. Im Grunde scheiterten die Gespräche daran, dass die Westmächte kein Interesse an einer Viermächte-Konferenz über Deutschland hatten, solange nicht die Einbeziehung der BRD in ihr militärisches Bündnis perfekt war. Die Verhandlungen über die Europaarmee und die Remilitarisierung der Bundesrepublik hatten bei ihnen den absoluten Vorrang vor Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands und des Abschlusses eines Friedensvertrages. Es braucht nicht betont zu werden, dass die Bundesregierung genau die gleiche Haltung einnahm. Adenauer bekannte später offen, dass er immer wieder in Sorge darüber war, die vier Mächte könnten sich auf «dem Rücken Deutschlands» einigen.

Im Herbst 1951 wurde seitens der DDR nochmals der Versuch unternommen, mit der BRD ins Gespräch zu kommen. Vorschläge der Volkskammer vom 15. September und 10. Oktober, Möglichkeiten und Wege der Wiedervereinigung Deutschlands gemeinsam zu beraten, blieben ohne Antwort. Bundespräsident Heuss lehnte es ab, mit Staatspräsident Pieck über gesamtdeutsche Probleme zu sprechen.

Von der Bundesregierung, den Koalitionsparteien und der sozialdemokratischen Opposition wurden die Verhandlungsvorschläge der DDR pauschal als Propagandaaktionen abgetan. Da die Initiati-

16 Europa-Archiv, 3. Folge 1951, S. 3716.

ven des Ostens auch in der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik Resonanz fanden, konnte man es aber nicht nur bei einer blossen Ablehnung bewenden lassen. Diese Meinung wurde vor allem von der SPD nachdrücklich vertreten. Sie begann schon bald nach Gründung der BRD, der Adenauer-Regierung Inaktivität in Fragen der Deutschlandpolitik vorzuwerfen. Anfang 1950 schlug sie als Weg zur Wiedervereinigung die Durchführung gesamtdeutscher freier Wahlen vor. Diese Anregung wurde zunächst vom amerikanischen Hochkommissar McCloy, wenig später von der Bundesregierung aufgegriffen. In Form einer Presseverlautbarung bezeichnete sie am 22. März 1950 freie Wahlen in Deutschland als ersten notwendigen Schritt zur Wiedervereinigung. Die Absicht dieser Aktion bestand darin, wie ein keineswegs kommunistenfreundlicher Autor bestätigt, «der DDR und der hinter ihr stehenden Sowjetunion die nationalpolitische Initiative zu entreissen, und hatte auch subjektiv keinen anderen Sinn als eben einen propagandistischen.»¹⁷ Es war sicher kein Zufall, dass diese Erklärung mit den beginnenden Auseinandersetzungen um den Beitritt der BRD in den Europarat zusammenfiel, dem Beginn der Integrationspolitik.

Im Herbst 1951 war es wiederum die Sozialdemokratie, die darauf drang, dass die Bundesregierung aktiv wurde. In einer Rundfunkansprache forderte Schumacher dazu auf, zum Verhandlungsangebot der DDR vom 15. September Stellung zu nehmen. Am 27. September verkündete Adenauer im Bundestag 14 Grundsätze für eine gesamtdeutsche Wahlordnung und schlug vor, dass eine Kommission der Vereinten Nationen die Voraussetzungen für die Abhaltung freier gesamtdeutscher Wahlen überprüft. Das Vorgehen war mit der SPD-Führung abgesprochen worden. Speziell die Einschaltung der UNO, in der es bekanntlich in den fünfziger Jahren eine amerikahörige Mehrheit gab, erfolgte auf Veranlassung der SPD.

Die Westmächte machten sich in den Vereinten Nationen zum Fürsprecher des westdeutschen Antrags. Anfang Dezember 1951 begründete eine Delegation der BRD unter Leitung Heinrich von Brentanos die Auffassungen der Bundesregierung über gesamtdeut-

17 Werner Conze – Erich Kosthorst – Elfried Nebgen: Jakob Kaiser. Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen 1949-1957, von Erich Kosthorst, Stuttgart, Berlin (West), Köln, Mainz 1972, S. 210.

sche Wahlen und ihre notwendige internationale Kontrolle vor dem Zweiten Politischen Ausschuss der UN-Vollversammlung. Gegen die Stimmen der sozialistischen Staaten beschloss die Vollversammlung die Bildung eines Untersuchungsausschusses aus Vertretern Brasiliens, Islands, der Niederlande, Pakistans und Polens, der die Bedingungen für die Abhaltung freier gesamtdeutscher Wahlen in der BRD und der DDR überprüfen sollte. Polen lehnte die Teilnahme an diesem durchsichtigen Manöver ab. Eine Delegation der DDR hatte vor dem Zweiten Politischen Ausschuss ihren Standpunkt dazu dargelegt. Sie sprach sich gegen die Einsetzung des vorgeschlagenen Untersuchungsausschusses aus und schlug stattdessen vor, dass Vertreter beider deutscher Staaten ein Wahlgesetz für eine verfassunggebende Nationalversammlung vereinbaren. Genau das aber-Verhandlungen zwischen den beiden deutschen Regierungen über die Wiedervereinigung – lehnte die westdeutsche Seite entschieden ab. Die Einschaltung der Vereinten Nationen war erfolgt, um die annexionistischen Ziele Bonns gegenüber der DDR durchsetzen zu helfen und von den Folgen der Remilitarisierungspolitik abzulenken. Sie diente dazu, den Anschein zu erwecken, als sei die Adenauer-Regierung jederzeit bereit, der deutschen Wiedervereinigung den Vorrang einzuräumen. Das war aber nie der Fall. Zur gleichen Zeit als die Wiedervereinigungspropaganda auf vollen Touren lief, wurden die Verträge vorbereitet, die ja eigentlich erst die Voraussetzungen für die bekannten Anschlussziele bilden sollten.

Die Sozialdemokratie spielte in dieser Phase für die Bundesregierung die Rolle des Aushängeschildes für ihr vorgeblich gesamtdeutsches Anliegen. Die sozialdemokratischen Wiedervereinigungsinitiativen liefen stets auf eine Negierung der Vorschläge der DDR und der UdSSR sowie auf gemeinsame Bekundungen der Solidarität mit der Bundesregierung hinaus. Die Wiedervereinigungsrhetorik der SPD, denn von einer Alternative zur Haltung der Koalition konnte nicht die Rede sein, half der Adenauer-Regierung und den Westmächten, die Politik der Westintegration und der Remilitarisierung durchzusetzen, eine Politik, die auch nach Auffassung der sozialdemokratischen Sprecher die Wiederherstellung der deutschen Einheit versperrte.

Die Ablehnung des UN-Untersuchungsausschusses durch die

DDR wurde von Regierung und SPD-Opposition und folglich von den einflussreichsten westdeutschen Massenmedien so hingestellt, als seien die SED, die Regierung der DDR und die Sowjetunion in dieser Periode generell gegen gesamtdeutsche freie Wahlen gewesen. Das war nicht der Fall. In allen Vorschlägen der DDR war davon die Rede. Ein von der Volkskammer der DDR am 9. Januar 1952 verabschiedetes gesamtdeutsches Wahlgesetz basierte auf dem Wahlgesetz der Weimarer Republik vom 6. März 1924. Allerdings gingen Regierung und Volkskammer der DDR wie auch die Sowjetunion davon aus, dass solchen Wahlen Verhandlungen zwischen den vier Grossmächten und zwischen den beiden deutschen Staaten vorausgehen mussten. Wahlen waren nur möglich, wenn vorher der Status des wiedervereinigten Deutschland so geklärt war, dass er weder zu einer Bedrohung der vier Grossmächte noch der übrigen Nachbarstaaten führen konnte.

Nach Auffassung der Bundesregierung und der SPD-Opposition mussten Wahlen der erste Schritt zur Wiedervereinigung sein. Auf diese Weise hoffte man nämlich, die Bevölkerung der DDR zu majorisieren und in der künftigen Nationalversammlung eine Mehrheit zu erreichen, mit der es möglich sein werde, die Politik der antiso-wjetisch ausgerichteten Westintegration und der inneren Restauration im gesamtdeutschen Rahmen durchzusetzen. Kein real denkender Politiker in der BRD konnte annehmen, dass Moskau und Berlin bereit waren, einer Lösung zuzustimmen, die eindeutig auf die Liquidierung der DDR und ihrer revolutionären Errungenschaften hinauslief. «Das Gerede von Einheit und ‚freien Wählern war nichts anderes als eine Verschleierung dieser ganzen Politik der Spaltung Deutschlands und der Remilitarisierung Westdeutschlands»,¹⁸ heisst es in einer sowjetischen Darstellung. Zu einer ähnlichen Einschätzung kam der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann. Am 23. Januar 1958 sagte er im Bundestag: «Dem Volke hier gegenüber wurde das alles zugedeckt durch eine ungewöhnlich verheerende Parole, verheerend, weil sie in einer tückischen Weise das Richtige und das Falsche miteinander vermengte, nämlich die Paro-

¹⁸ Geschichte der sowjetischen Aussenpolitik 1945-1970, Frankfurt a. M. 1971, S. 231.

le: «Zuerst freie Wahlen!»-Gewiss freie Wahlen wollen wir alle. Aber zu sagen «zuerst» – das musste genau den Weg zu diesen Wahlen verschliessen.»¹⁹

Wie wenig Interesse speziell die Bundesregierung, aber auch die Westmächte an Verhandlungen über die deutsche Frage \or Abschluss der Militärverträge hatten, zeigte ihre Reaktion auf die sowjetische Deutschlandnote vom 10. März 1952. Darin hatte sich die Sowjetunion für den raschen Abschluss eines Friedensvertrages ausgesprochen und zugleich Grundsätze für eine friedensvertragliche Regelung unterbreitet. Der Entwurf beruhte wie auch die bisherigen sowjetischen Vorschläge auf den nach wie vor verbindlichen Grundsätzen des Potsdamer Abkommens. Zugleich berücksichtigte er die seit 1945 und 1949 eingetretenen Veränderungen in Deutschland und Europa. Vorgesehen war u.a. die Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands, der Abzug der Besatzungstruppen ein Jahr nach Inkrafttreten des Friedensvertrages, die Festlegung der Grenzen entsprechend den in Potsdam getroffenen Regelungen. Neu waren die Vorschläge, Deutschland zu gestatten, nationale Streitkräfte aufzustellen, die zur Verteidigung des Landes notwendig sind. In engem Zusammenhang damit stand die Verpflichtung, sich an keinerlei Koalitionen und Militärbündnissen zu beteiligen, «die sich gegen irgendeinen Staat richten, der mit seinen Streitkräften am Krieg gegen Deutschland teilgenommen hat.»²⁰ Der Friedensvertragsentwurf liess deutlich die Bereitschaft der sowjetischen Regierung erkennen, eine Kompromisslösung in der deutschen Frage zu erreichen.

In Bonn wurde die neue Deutschlandinitiative der UdSSR ganz offensichtlich als unangenehme Störung der Verhandlungen über EVG und Deutschlandvertrag empfunden. Schon die ersten offiziellen Verlautbarungen brachten deutlich die Ablehnung der Regierung zum Ausdruck. Die Antwortnote der Westmächte vom 25. März, die nach Konsultation mit Adenauer verfasst wurde, lehnte das sowjetische Angebot ab. Vor allem die von der UdSSR vorge-

19 Gustav W. Heinemann: Verfehlte Deutschlandpolitik. Irreführung und Selbsttäuschung, Artikel u. Reden. 3. Auflage. Frankfurt a. M. 1966, S. 138 f.

20 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. I, S. 292.

schlagene Bündnislosigkeit des wiedervereinigten Deutschland wurde kategorisch verworfen. Der Notenwechsel zog sich bis in den Spätsommer 1952 hin, ohne dass ein greifbares Resultat erzielt wurde. Die eigentliche Antwort des Westens war die Unterzeichnung der Verträge am 26. und 27. Mai 1952.

Die sozialdemokratische Opposition hatte eine sorgfältige Prüfung der sowjetischen Note verlangt und die Forderung nach Viermächteverhandlungen erhoben. Später warf man der Bundesregierung vor: «Man hat es 1952 versäumt, die Ernsthaftigkeit der damaligen Angebote der Sowjetunion zu erproben.»²¹ Eigene Alternativen blieben aber auch im Jahre 1952 von sozialdemokratischer Seite aus.

Die letzte sowjetische Note vom 23. August 1952, in der die Einberufung einer Viermächtekonferenz unter Teilnahme von Vertretern beider deutscher Staaten vorgeschlagen wurde, führte noch zu einem für die damalige Situation in Deutschland ungewöhnlichen Ereignis. Die Volkskammer der DDR beschloss die Entsendung einer Delegation nach Bonn, die dem Bundestag neue Verständigungsvorschläge unterbreiten sollte und zu Verhandlungen ermächtigt war. Am 19. September 1952 wurde die Delegation vom damaligen Bundestagspräsidenten Hermann Ehlers empfangen. Verhandlungen fanden nicht statt. Die Koalitionsparteien und die SPD distanzieren sich von diesem Schritt. Die Bundesregierung hatte in jenen Tagen nur ein Interesse, die unerwünschten Gäste aus Berlin so schnell wie möglich loszuwerden. Bezahlte Provokateure konnten unter Polizeischutz gegen die Delegationsmitglieder vorgehen und sie schmähen, die Bitte um Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung wurde vom Bundesinnenministerium abgelehnt. Der Besuch führte zu keinem Ergebnis. Er bewies lediglich einmal mehr die schroffe Ablehnung jedes offiziellen Kontaktes mit der DDR sowohl durch Bundesregierung als auch durch die sozialdemokratische Opposition.

Die Reaktionen auf die sowjetischen Vorschläge vom März 1952 und auf den Besuch der Volkskammerdelegation in Bonn waren ty-

²¹ Jahrbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1954/55, Bonn-Hannover, o.J., S. 330.

pisch für die Bonner Deutschlandpolitik. Beide Ereignisse zeigten mit aller Klarheit: Verhandlungen über die Wiedervereinigung wurden erst nach Eingliederung der BRD in das westliche Militärpaktsystem ins Auge gefasst. Danach glaubte die Bundesregierung ihre Bedingungen mit Hilfe der Westmächte von einer Position der Stärke her durchsetzen zu können. Das sowjetische Angebot, die Errichtung eines unabhängigen militärisch neutralen Deutschlands, widersprach diesem Ziel. Die Adenauer-Regierung wollte mehr: Die Wiedervereinigung unter Bedingungen, die den Anschluss ganz Deutschlands an den Westblock gewährleisten, die Wiederherstellung des Reiches in den Grenzen von 1937 und – wie Adenauer im Frühjahr 1952 unmissverständlich zu erkennen gegeben hatte – die Neuordnung der osteuropäischen Verhältnisse. In der Osternummer des «Rheinischen Merkur» von 1952 schrieb der Bundeskanzler: «Es wird die grosse Aufgabe der deutschen Politiker und der Politik der Westmächte sein, den richtigen Augenblick zu sehen, an dem echte Verhandlungsbereitschaft bei Sowjetrussland vorhanden ist. Diese echte Verhandlungsbereitschaft Sowjetrusslands ist da, wenn es sieht, dass der Westen mindestens so stark wie Sowjetrussland ist und dass die Methoden des kalten Krieges Russland keine weiteren Vorteile mehr bringen werden. Bis dahin müssen wir warten, geduldig warten. Ich glaube nicht, dass dieser Tag so unendlich weit entfernt ist. Ich glaube, dass dieser Tag um so schneller herankommen wird, je besser wir und die Westalliierten das grosse Werk, das wir begonnen haben, vollenden, das grosse Werk der Gründung der europäischen Verteidigungsgemeinschaft, der vorangehen muss die Wiedergabe der Freiheit an die Bundesrepublik.»²²

In völliger Verblendung und bar jeder realen Einschätzung, glaubten Adenauer und seine Freunde, in den sowjetischen Vorschlägen ein erstes Ergebnis ihrer seit 1949 eingeschlagenen Aussenpolitik zu sehen, als Erfolg der Politik der Stärke. Diese Haltung des alles oder nichts, die masslose Unterschätzung der anderen Seite durch Bonn hat in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre massgeblich dazu beigetragen, die Möglichkeiten für eine deutsche Wiedervereinigung ungenutzt zu lassen.

22 Rheinischer Merkur, Nr. 15, Ostern 1952.

Stattdessen konzentrierten sich die in der BRD herrschenden Kräfte der Grossbourgeoisie voll und ganz auf die Schaffung der notwendigen Voraussetzungen zur Realisierung der ost- und deutschlandpolitischen Ziele. Dazu gehörte in erster Linie die politisch-militärische Vorbereitung, wie sie in den Bonner- und Pariser Verträgen zum Ausdruck kam. Daneben wurde auf den verschiedensten Ebenen eine intensive Störtätigkeit gegenüber der DDR betrieben, deren Aufgabe darin bestand, die dort existierende Staats- und Gesellschaftsordnung zu unterminieren, den Sturz des «kommunistischen Regimes» herbeizuführen. Zu den Mitteln dieser Politik gehörten:

1. Die Störung des wirtschaftlichen Aufbaus durch Ausnutzung des Interzonenhandels, Spionage, Sabotageakte, Abwerbung von Fachkräften.

2. Die Unterminierung der politischen Macht durch das Einschleusen von Agenten in die Organe des Staatsapparates, der Parteien und Massenorganisationen.

3. Die Durchführung einer ständigen, systematischen ideologischen Zersetzungsarbeit durch die verschiedenen Instrumente der Massenpropaganda.

4. Die aussenpolitische Isolierung der DDR mit Hilfe des Alleinvertretungsanspruchs.

Die Lenkung der vielfältigen Massnahmen, von der Propaganda bis zur Wirtschaftssabotage, lag in den Händen des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen, das eng mit den imperialistischen Agentenzentralen des In- und Auslandes zusammenarbeitete. Gleichzeitig wurden unter seiner Anleitung konterrevolutionäre Vorbereitungen zum Sturz der Arbeiter- und Bauern-Macht sowie Massnahmepläne für den Tag X, den Tag des Anschlusses der DDR an die Bundesrepublik, entworfen.

Die konterrevolutionären Pläne gingen von der Vorstellung aus, dass die überwiegende Mehrheit der DDR-Bevölkerung der Arbeiter- und Bauern-Macht feindlich gegenübersteht, sie als ein von aussen aufgezwungenes Regime betrachtet. Besondere Hoffnungen setzten die herrschenden Kreise der Bundesrepublik auf die Überreste der in Ostdeutschland enteigneten Klassen, auf die bürgerlichen

und kleinbürgerlichen Schichten in Stadt und Land, die technische Intelligenz und ehemals bevorzugte Schichten der Arbeiter und Angestellten in den ehemaligen Konzernbetrieben. Angesichts der wirtschaftlichen Ausgangspositionen, der durch die Spaltung Deutschlands eingetretenen Disproportionen, wurde die in der DDR entstandene Staats- und Gesellschaftsordnung ohnehin als brüchig und nicht zukunftsträchtig angesehen.

Der am 17. Juni 1953 unternommene Versuch, unter Ausnutzung einer in der DDR entstandenen Krisensituation, diesen Staat von innen zu zerschlagen, misslang gründlich. Isoliert von der grossen Mehrheit der Bevölkerung brach dieser konterrevolutionäre Umsturzversuch innerhalb weniger Stunden zusammen. In Bonn wurde dieses Ereignis nicht zum Anlass genommen, die bisherige Deutschlandpolitik zu revidieren. Man war offensichtlich davon überzeugt, dass dem 17. Juni bald ein neuer Tag X folgen würde. Die Bundesregierung und die sozialdemokratische Opposition nahmen die erlittene Niederlage zum Anlass, um die Nichtanerkennungspolitik gegenüber der DDR zu bekräftigen. Nach den Bundestagswahlen von 1953 gab Adenauer nunmehr in aller Öffentlichkeit die Losung von der notwendigen Befreiung der «Zone» aus.

Die unveränderte Position der Westmächte in der deutschen Frage wurde auf der Berliner Aussenministerkonferenz, die vom 25. Januar bis 18. Februar 1954 in der alten deutschen Hauptstadt tagte, demonstriert. Von der Sowjetunion waren folgende Vorschläge unterbreitet worden:

1. Die unverzügliche Ausarbeitung eines Friedensvertrages mit Deutschland. Als Diskussionsgrundlage schlug die sowjetische Delegation einen Entwurf vor, der mit den am 10. März 1952 veröffentlichten Grundlagen für einen deutschen Friedensvertrag nahezu identisch war. Neu war ein Punkt, der vorsah, dass Deutschland keinerlei Verpflichtungen politischer oder militärischer Art auferlegt werden dürfen, die aus Abkommen der Bundesrepublik bzw. der DDR resultieren. Ausserdem wurde festgelegt, dass deutsche Vertreter an allen Verhandlungsphasen über den Friedensvertrag zu beteiligen sind.

2. Die Bildung einer provisorischen gesamtdeutschen Regierung aus Vertretern der Parlamente der Bundesrepublik und der

DDR, die den Entwurf eines gesamtdeutschen Wahlgesetzes ausarbeiten und den demokratischen Charakter der Wahlen sichern sollte.

3. Die Verwirklichung von Massnahmen zur Annäherung beider deutscher Staaten.

Von den Westmächten wurden die sowjetischen Vorschläge abgelehnt. Ihr Bestreben war es, die Politik der westeuropäischen Blockbildung zu vollenden und eine Lösung der deutschen Frage zu erreichen, die im Endresultat die Einbeziehung ganz Deutschlands in die westliche Militärkoalition vorsah. Das wird auch von bürgerlichen Autoren zugegeben. So schrieb der amerikanische Politologe James Richardson: «Es trifft zu, dass die Wiedervereinigungspolitik der Westmächte einseitig war: Indem sie darauf bestanden, dass eine gesamtdeutsche, aus freien Wahlen hervorgegangene Regierung jedem Militärbündnis beitreten dürfe, forderten sie in Wirklichkeit den Beitritt eines geeinten Deutschlands zur NATO.»²³ Eine militärische Neutralisierung, wie sie die Sowjetunion anstrebte, wurde von ihnen entschieden zurückgewiesen. Sie lehnten deshalb auch eine Anregung Molotows ab, in beiden deutschen Staaten eine Volksbefragung über EVG oder Friedensvertrag durchzuführen. Angesichts dieser Haltung kam es zu keiner Annäherung der Standpunkte in der deutschen Frage. Bei der Diskussion des Tagesordnungspunktes über die europäische Sicherheit schlug die Sowjetunion die Schaffung eines Systems der kollektiven Sicherheit vor, an dem alle europäischen Staaten gleichberechtigt teilnehmen sollten. Die Zusammenarbeit aller Länder zur Verhinderung einer Aggression sollte das Ziel eines solchen Sicherheitspaktes sein. Dieser Vorschlag, dessen Realisierung jede Blockbildung in Europa gegenstandslos machen konnte, bot zugleich neue Lösungsmöglichkeiten für das Deutschlandproblem. Er sah ausdrücklich die Beteiligung Deutschlands und bis zur Wiedervereinigung die Beteiligung der beiden deutschen Staaten vor. Den Westmächten passte auch diese Lösung des europäischen Sicherheitsproblems nicht in ihr Konzept. Der sowjetische Plan verfiel in Berlin der Ablehnung, doch das damit aufgeworfene Problem blieb in den folgenden Monaten und Jahren, bis in unsere Gegenwart hinein, von höchster Aktualität.

²³ James L. Richardson: Deutschland und die NATO. Strategie und Politik im Spannungsfeld zwischen Ost und West, Köln und Opladen 1967, S. 31.

Von der Bundesregierung wurde das Scheitern der Berliner Konferenz mit offensichtlicher Befriedigung zur Kenntnis genommen. Das unbedingte Festhalten an ihren Maximalforderungen und der Grundlinie ihrer Aussenpolitik hatte die Bundesregierung schon vor Konferenzbeginn demonstriert, als sie im Bundestag die 1. Lesung eines Gesetzes zur Änderung der Verfassung erwirkte, das die Wehrhoheit der BRD begründen sollte. Nach der Berliner Konferenz gab Adenauer am 25. Februar 1954 in einer Regierungserklärung der Sowjetunion die Schuld für das Scheitern der Berliner Aussenministerkonferenz. Im gleichen Atemzuge versicherte der Kanzler, dass die Politik der «europäischen Integration» fortgesetzt werde. Am nächsten Tag verabschiedete der Bundestag mit den Stimmen der Regierungskoalition das verfassungsändernde Wehrgänzungsgesetz. Darin wurde dem Bund die Zuständigkeit über die Verteidigung einschliesslich der Wehrpflicht vom vollendeten 18. Lebensjahr an übertragen. Mit dieser Grundgesetzänderung wurde die «Legalisierung» der vor einem Jahr ratifizierten Militärverträge «nachgeholt». Das Gesetz entschied faktisch, dass die westdeutsche Armee sich nicht aus Freiwilligen, sondern aus Dienstpflichtigen rekrutieren würde. Es war faktisch eine Vorentscheidung für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die wenige Jahre später, 1956, dann nur noch mit einfacher Stimmenmehrheit beschlossen zu werden brauchte.

Die Sowjetunion nahm das Scheitern der Berliner Konferenz zum Anlass, um ihre Beziehungen zur DDR neu zu regeln. In einer Erklärung vom 25. März 1954 gab die sowjetische Regierung ihren Entschluss bekannt, mit der DDR die gleichen Beziehungen wie mit anderen souveränen Staaten zu unterhalten. Die DDR erhielt das Recht, «nach eigenem Ermessen über ihre inneren und äusseren Angelegenheiten einschliesslich der Frage der Beziehungen zu Westdeutschland zu entscheiden.»²⁴ Dieser Schritt, der den veränderten Realitäten in Deutschland Rechnung trug, wurde in Bonn in erster Linie als «Propagandaaktion» beurteilt und als bedeutungslos abgetan. Gleichzeitig bekräftigte die Bundesregierung in diesem Zusammenhang erneut ihre Alleinvertretungsthese.

24 Dokumente zur Deutschlandpolitik der Sowjetunion, Bd. 1, S. 502.

XXIII. Festschreibung der deutschen Zweistaatlichkeit

1. Die Pariser Verträge

In der Nacht vom 30. zum 31. August 1954 wurde in der französischen Nationalversammlung der Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft abgelehnt. Damit war das EVG-Projekt endgültig zusammengebrochen.

Die EVG und damit auch die Pläne zur Bildung einer Politischen Gemeinschaft aus den sechs Signatarstaaten scheiterten aus verschiedenen Gründen. Das ganze Projekt war vorschnell entworfen worden, um einen für alle beteiligten Staaten akzeptablen Modus für die westdeutsche Remilitarisierung zu finden. Das mit dem Koreakrieg hochgespielte Schreckgespenst einer angeblich drohenden sowjetischen Intervention und der von den USA ausgehende Druck wirkten als Schrittmacher dieser Pläne. Die Entspannung der internationalen Atmosphäre durch den Abschluss eines Waffenstillstandes in Korea, der erfolgreiche Verlauf der Genfer Ostasienkonferenz, der zur Regelung der Verhältnisse in Indochina führte, und die von der Sowjetunion vor allem seit 1953 konsequent und elastisch betriebene Politik zur friedlichen Lösung der anstehenden internationalen Fragen führte dazu, dass das Interesse an der EVG in verschiedenen Ländern merklich schwand. Dafür traten die stets vorhandenen zwischenstaatlichen, imperialistischen Widersprüche stärker hervor. So befürchtete man vor allem in den Kreisen der französischen Bourgeoisie, dass Frankreich im Rahmen der EVG und EPG den Vorherrschaftsansprüchen der BRD nicht gewachsen sei und die weitgehenden Souveränitätsbeschränkungen sich negativ für die nationale Politik auswirken konnten. Nach wie vor spielten die starken Vorbehalte gegen die westdeutsche Wiederbewaffnung eine bedeutsame Rolle bei der Verhinderung der EVG. Die von den kommunisti-

sehen Parteien geführten Massenbewegungen in Frankreich, Italien und anderen Ländern blieben nicht ohne Eindruck auf die Regierungen und Parlamente. All diese Momente besiegelten das Schicksal der «Europa-Armee».

Für die Bundesregierung war dieser 30. August 1954 ein schwarzer Tag. Einmal schienen die seit 1950 intensiv betriebenen Anstrengungen zur Remilitarisierung gescheitert, zum anderen die erhoffte Aufhebung des Besatzungsregimes wiederum in Frage gestellt, da der Generalvertrag nur zusammen mit der Realisierung der EVG in Kraft treten konnte. Hinzu kam, dass Adenauer, nachdem er sich im Sommer 1951 endgültig zu der von Frankreich geforderten «europäischen Lösung» der Remilitarisierung bekennen musste, von da an unbeirrbar auf diese Karte gesetzt hatte. Nicht zu Unrecht sah er in der EVG das Instrument, mit dem die ständige Forderung nach Gleichberechtigung und mehr noch, das Streben nach Vorherrschaft im Bündnis am schnellsten zu erlangen war. «Der Zusammenbruch der Verteidigungsgemeinschaft bedeutete den schwersten Schlag, den seine Politik bis dahin erlitten hatte»,¹ kommentiert Felix von Eckardt, der damalige Bundespressekoch, das Ereignis.

Das Fiasko der EVG bedeutete einen schweren Rückschlag für die westeuropäischen Integrationspläne, dessen Folgen bis in unsere Tage reichen. Zweifellos war dieses Ereignis ein bedeutsamer Erfolg derjenigen Kräfte in Europa, die für Frieden, Sicherheit und Zusammenarbeit auf dem Kontinent eintreten.

Unmittelbar nach dem Scheitern der EVG, am 10. September 1954, stellte das sowjetische Außenministerium erneut die Bildung eines kollektiven Sicherheitssystems in Europa und die Lösung des Deutschlandproblems zur Diskussion. Der Ministerrat der DDR schlug bereits am 3. September erneut gesamtdeutsche Gespräche vor und erklärte sich bereit, alle Schritte zu unterstützen, die eine Verständigung ermöglichen. Die Volkskammer wandte sich am 18. September an den Bundestag und machte das Angebot, gemeinsame Beratungen über die Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten, Massnahmen zur Verhinderung einer

¹ Felix von Eckardt: Ein unordentliches Leben. Lebenserinnerungen, Düsseldorf/Wien 1967, S. 301.

Wiederaufrüstung in Deutschland und andere damit im Zusammenhang stehende Fragen zu führen.

In der Bundesrepublik hatten die Anhänger der Remilitarisierung durch die Agonie und das schliesslich Ende der EVG erheblich an Boden verloren. Die Gegner der Regierungspolitik formierten sich zu neuen Kämpfen. Die SPD-Führung sah durch das Abstimmungsergebnis in der französischen Nationalversammlung neue Chancen für eine Änderung der Bonner Aussenpolitik. Auf einer Pressekonferenz forderte Erich Ollenhauer am 3. September eine neue Viermächtekonferenz über die deutsche Wiedervereinigung und die europäische Sicherheit. Die SPD, so betonte der Parteivorsitzende, werde sich dem «neuen Fehlstart» des Bundeskanzlers mit aller Kraft widersetzen.

Adenauer hatte am 1. September mit seinem Kabinett und den Fraktionsvorsitzenden der Koalitionsparteien über die neue Situation beraten. Dort wurde beschlossen, die bisherige Politik der Integration und Remilitarisierung fortzusetzen. Als Bedingungen für jede neue Regelung nannte die der Presse übergebene Erklärung die Herstellung der Souveränität und eine gleichberechtigte Beteiligung der Bundesrepublik an der «westlichen Verteidigung». Man hatte sich in Bonn lange auf mögliche «Ersatzlösungen» für die EVG eingestellt und entsprechende Pläne ausgearbeitet. In Washington und London waren die Regierungen gleichfalls bestrebt, trotz des französischen Widerstandes die westdeutsche Remilitarisierung dennoch durchzusetzen. Nicht ohne Grund setzte Bonn besondere Hoffnungen auf die Vereinigten Staaten. «In dieser für uns sehr bedrückenden Situation war für mich die Gewissheit ein Trost», bekannte Adenauer, «dass sich die amerikanische Politik in hohem Masse mit der deutschen deckte.»²

Schon im Juli 1954 hatten Churchill und Dulles ihre Absicht bekanntgegeben, im Falle eines Scheiterns der EVG zunächst den Deutschlandvertrag allein in Kraft zu setzen. Sofort nach dem französischen «Nein» begannen Anfang September in Washington, London und Bonn fieberhafte Vorbereitungen für eine neue Lösung des westdeutschen Remilitarisierungsproblems. Auf amerikanische

2 Konrad Adenauer: Erinnerungen 1953-1955, S. 303.

Veranlassung ergriff die britische Regierung die Initiative, um Verhandlungen über ein neues Vertragswerk in die Wege zu leiten. Die britische Regierung schlug vor, die Bundesrepublik zusammen mit Italien in den 1948 gebildeten Brüsseler Pakt aufzunehmen, der zu diesem Zweck reorganisiert werden sollte. Über diese Organisation sollte sodann der direkte Beitritt der Bundesrepublik zur NATO erfolgen. Vom 12. bis 17. September führte der britische Außenminister Eden Sondierungsgespräche in den Hauptstädten der ehemaligen EVG-Länder und regte die Einberufung einer gemeinsamen Konferenz in London an. In Bonn fand Eden volle Unterstützung für den britischen Plan. Adenauer, der jahrelang behauptet hatte, zur EVG gebe es keine Alternative, nur sie sei die geeignete Lösung für einen westdeutschen Verteidigungsbeitrag, änderte faktisch über Nacht diesen Standpunkt. Das zeigte einmal mehr, dass die Art der Remilitarisierung für die Bundesregierung, und insbesondere für Adenauer, eine zweitrangige Rolle spielte. Es ging seit 1950 im Grunde um den kürzesten Weg zur Wiederbewaffnung. In welchem Gewände sie sich vollzog – ob als Teil einer «Europa-Armee» oder als Nationalarmee unter Schirmherrschaft der NATO-war letztlich eine Frage der politischen Situation, der Taktik.

Am 16. September traf USA-Außenminister Dulles zu einem Blitzbesuch in Bonn ein. Anschliessend reiste er nach London. Dulles, der ganz bewusst der Bundesregierung moralisch den Rücken stärken wollte, versäumte aus «Zeitgründen» einen Abstecher nach Paris. Auf diplomatischem Wege hatten die USA Frankreich zu verstehen gegeben, dass sie, falls die französische Regierung nicht klein beigäbe, ein Separatbündnis mit der Bundesrepublik abschliessen würden. Gleichzeitig wurde damit gedroht, die amerikanische Europa-Politik zu überprüfen und die Wirtschaftshilfe zu kürzen.

Ergebnis der Sondierungsgespräche war die Einberufung einer Neunmächtekonferenz, die vom 28. September bis 3. Oktober 1954 in London tagte. Gegen den Widerstand Frankreichs, das auf der Konferenz völlig isoliert war, wurde beschlossen, den Brüsseler Pakt durch Beteiligung der Bundesrepublik und Italiens zu erweitern und in Westeuropäische Union umzubenennen, dem NATO-Rat die Aufnahme einer Armee in Stärke von 500'000 Mann zu empfeh-

len. Ausserdem machten die Aussenminister der drei Westmächte die Zusage, das Besatzungsregime so bald wie möglich zu beenden.

Vom 19. bis 23. Oktober 1954 fand in Paris eine ganze Serie von Konferenzen statt. Die drei Westmächte berieten mit der Bundesrepublik über die Ablösung des Besatzungsregimes und eine Neunmächtekonferenz über die Änderung des Brüsseler Paktes und seine Umwandlung in die Westeuropäische Union. Der NATO-Rat verhandelte über die Aufnahme der BRD in den Nordatlantikkpakt. Daneben fanden zweiseitige Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik und Frankreich über eine Regelung der Saarfrage statt. Am 23. Oktober 1954 wurden die Pariser Verträge, es handelte sich insgesamt um 12 Dokumente, Protokolle, Verträge, Abkommen und Briefe, von den Aussenministern der Teilnehmerstaaten unterzeichnet.

Die wichtigsten Festlegungen der Pariser Verträge bestanden in Folgendem: Die Bundesrepublik erhielt die Möglichkeit, eine selbständige moderne Massenarmee aufzustellen. Sie wurde gleichzeitig Mitglied der WEU und – was die Bundesregierung schon 1950 angestrebt hatte – direkt in die NATO aufgenommen. Im Hinblick auf die starken internationalen Bedenken gegen die westdeutsche Remilitarisierung, die nach wie vor auch in den westeuropäischen Ländern vorhanden waren, und aufgrund der von Frankreich in London und Paris immer wieder vorgebrachten Forderungen nach Sicherheitsgarantien, wurden die im EVG-Vertrag von 1952 festgelegten Rüstungsbegrenzungen für die BRD übernommen. Im Unterschied zu den anderen Bündnispartnern musste die BRD ausserdem ihre gesamte Streitmacht der NATO unterstellen.

Nach dem Deutschlandvertrag, der bis auf einige Änderungen im Wesentlichen der Fassung von 1952 entsprach, erhielt die Bundesrepublik die formelle Souveränität zuerkannt. In einer Erklärung des NATO-Rates stellten sich die Mitgliedsstaaten hinter den Bonner Alleinvertretungsanspruch. Die Besatzungsstruppen der Westmächte verblieben weiterhin in der Bundesrepublik, galten aber nunmehr als Stationierungsstruppen im Rahmen der NATO. Als Gegenleistung für die Zustimmung der französischen Regierung zu den Verträgen musste die Bundesregierung einem Grundsatzabkommen zur Lösung der Saarfrage zustimmen. Es sah die Europäi-

sierung des Saargebietes im Rahmen der WEU vor. In einer Volksabstimmung sollte die Saarbevölkerung über dieses europäische Statut entscheiden.

2. Widerstand und Ratifizierung

Mit Unterzeichnung der Pariser Verträge waren die Würfel noch nicht gefallen. Das harte jahrelange Ringen um die EVG und ihr Scheitern hatten gezeigt, wie gross der Widerstand gegen eine westdeutsche Remilitarisierung im Ausland und in der Bundesrepublik selbst war.

In Frankreich war es keineswegs gewiss, ob die Verträge eine Mehrheit erhalten würde. Fest stand lediglich, dass die Entscheidung in der Nationalversammlung in jedem Falle äusserst knapp sein würde. In den übrigen Ländern galt die Ratifizierung als gesichert. Nach den Bundestagswahlen von 1953 verfügte die Regierung im Bundestag über eine sichere Mehrheit. Als einzige Oppositionspartei war die Sozialdemokratie nicht in der Lage, die Vertragswerke im Parlament zu Fall zu bringen. Eine Entscheidung gegen die Pariser Verträge konnte nur ausserhalb des Bundestages durch entschlossene Massenaktionen der Vertragsgegner erzwungen werden.

Angesichts der schwerwiegenden Konsequenzen, die sich aus dem Inkrafttreten der Pariser Verträge für die innere Entwicklung der Bundesrepublik, die Perspektiven des Deutschlandproblems und die Sicherheit in Europa ergaben, waren solche Formen des Widerstandes völlig legitim.

Um die Jahreswende 1954/55 bestanden günstige Voraussetzungen für erfolgreiche Aktionen gegen die Pariser Verträge. Nach dem Abflauen der Protestbewegung gegen die Remilitarisierung, im Verlaufe der Jahre 1952/53, entbrannte der Volkswiderstand im Herbst 1954 erneut mit grosser Heftigkeit. Weitaus stärker als in der Vergangenheit griffen die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter in die Auseinandersetzungen ein. DGB-Landeskonferenzen in Bayern, Hessen und Rheinland-Pfalz wandten sich gegen die Remilitarisierung und forderten eine Volksabstimmung. Auf dem DGB-Jugend-

kongress, der im September 1954 in Düsseldorf tagte, wurde von den Delegierten eine Remilitarisierung Westdeutschlands in jeder Form abgelehnt. Gegen den Willen des Bundesvorstandes, der sich nach wie vor für die westdeutsche Aufrüstung als nichtzuständig betrachtete, standen die Fragen der Wiedervereinigung und Remilitarisierung erstmals im Mittelpunkt der Diskussionen eines ordentlichen Bundeskongresses des DGB. Gegen nur vier Stimmen wurde in Frankfurt eine Resolution angenommen, in der es u.a. hiess: «Der Bundeskongress lehnt jeden Wehrbeitrag ab, solange nicht alle Verhandlungsmöglichkeiten ausgeschöpft sind mit dem Ziel, eine Verständigung der Völker untereinander herbeizuführen, und die Einheit Deutschlands wiederhergestellt ist.»³

Kampfmassnahmen zur Durchsetzung dieser Entschliessung wurden allerdings weder vom Bundeskongress noch vom Bundesvorstand des DGB beschlossen. Trotzdem kam es in vielen westdeutschen Städten zu Massendemonstrationen, Protestkundgebungen und Unterschriftensammlungen, die von Funktionären und Mitgliedern des DGB organisiert wurden. Die Falken, der Bundeskongress der Naturfreunde, evangelische Jugendverbände und Geistes-schaffende nahmen gegen die Ratifizierung der Pariser Verträge Stellung. In einer Erklärung des Bundesvorstandes des Sozialistischen Studentenbundes wurde die Anwendung des parlamentarischen Boykotts und des politischen Streiks gegen die geplante Wiederbewaffnung gefordert. Der Hamburger Parteitag der KPD, der vom 28. bis 30. Dezember 1954 tagte, rief alle Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten zum gemeinsamen Handeln gegen die westdeutsche Wiederbewaffnung im Sinne der Entschliessung des 3. DGB-Kongresses auf. Als Alternative zur Politik der Bundesregierung forderte die KPD die Durchführung gesamtdeutscher freier Wahlen im Jahre 1955 und den Abschluss eines Friedensvertrages.

Eine grosse Verantwortung trug in dieser Situation die SPD als zahlenmässig stärkste und in der werktätigen Bevölkerung besonders einflussreiche Partei in Westdeutschland. Vor der 1. Lesung der Ver-

3 Protokoll des 3. ordentlichen Bundeskongresses des DGB in Frankfurt a. M., 4.-9. Oktober 1954, Frankfurt a. M., o.J., S. 807.

tragswerke verabschiedete der Parteivorstand eine Entschliessung, in der es u.a. hiess: «Die Sozialdemokratie bekennt sich vorbehaltlos zu einer Politik der Entspannung der internationalen Gegensätze und zur friedlichen Regelung aller Streitfragen. Sie warnt vor dem verhängnisvollen Versuch, durch die Ratifikation der Pariser Verträge militärische Tatsachen zu schaffen, durch die für lange Zeit der Weg zu einer Verständigung der vier Besatzungsmächte über die friedliche Wiederherstellung der Einheit Deutschlands gesperrt würde. Die Gefahr einer neuen Verschärfung der internationalen Gegensätze würde durch solche militärischen Tatsachen heraufbeschworen.»⁴ Im Bundestag forderte die SPD am 15. Dezember von der Regierung, «die Beschlussfassung über die Vertragstexte bis zum Abschluss solcher Verhandlungen auszusetzen».⁵ Nach Ablehnung dieses Antrages durch die Regierungsmehrheit, hiess es im «Neuen Vorwärts» vom 17. Dezember 1954: «Sie (die SPD) wird auch ausserhalb des Parlaments alles einsetzen, um diese Forderung, zu der sich im Hinblick auf den Ernst der Lage alle Freunde der deutschen Einheit und des Friedens bekennen müssen, Nachdruck zu verleihen.» Es war das erste Mal seit Bestehen der Bundesrepublik, dass der SPD-Parteivorstand für den ausserparlamentarischen Kampf eintrat. Bisher hatten die sozialdemokratischen Führer bedingungslos den Gedanken der Repräsentativdemokratie vertreten und alle plebiszitären Massnahmen abgelehnt, ja, wie im Falle der Volksbefragung gegen die Remilitarisierung im Frühjahr 1951, entschieden bekämpft.

Wenn der Parteivorstand jetzt die Losung des ausserparlamentarischen Kampfes herausgab, dann nur unter dem Druck der Parteimehrheit, angesichts der weitverbreiteten Ablehnung der Remilitarisierung innerhalb der westdeutschen Bevölkerung und der drohenden Konsequenzen der Pariser Verträge.

Von grossem Einfluss auf das Anwachsen des Volkswiderstandes waren die Alternativvorschläge, die um die Jahreswende 1954/55 von der Sowjetunion und der DDR unterbreitet wurden. Am 23. Oktober 1954, am Tag der Unterzeichnung der Pariser Verträge,

4 Jahrbuch der SPD 1954-1955, S. 330.

5 Deutscher Bundestag, Bd. 22, Bonn 1954, S. 3117.

hatte die sowjetische Regierung den Westmächten die Einberufung einer Aussenministerkonferenz noch im November dieses Jahres vorgeschlagen. Auf einer Konferenz der europäischen sozialistischen Länder, die vom 29. November bis 2. Dezember in Moskau stattfand, warnten die Teilnehmerstaaten vor der Verwirklichung der Pariser Verträge. Sie schlugen vor, auf die Vertragswerke zu verzichten, eine Einigung über die Durchführung gesamtdeutscher freier Wahlen im Jahre 1955 herbeizuführen und einen Vertrag über kollektive Sicherheit in Europa abzuschliessen. Die Volkskammer der DDR wandte sich am 17. Dezember an den Bundestag und erklärte sich zu Verhandlungen über die Lösung des Deutschlandproblems bereit. In einer Erklärung vom 15. Januar 1955 gab die Regierung der UdSSR zu verstehen, dass Verhandlungen über die deutsche Wiedervereinigung aufgrund freier gesamtdeutscher Wahlen unmöglich würden, falls die Pariser Verträge ratifiziert würden. Die Sowjetunion erklärte sich nochmals zu unverzüglichen Verhandlungen über die deutsche Wiedervereinigung und den Abschluss eines Friedensvertrages bereit. Sie akzeptierte gesamtdeutsche freie Wahlen unter internationaler Überwachung. Doch die Bundesregierung und die Westmächte waren zu Verhandlungen vor Inkrafttreten der Pariser Verträge nicht bereit. Nur durch einheitliche Aktionen der Arbeiterklasse und den Zusammenschluss aller friedliebenden Kräfte konnte eine Wende herbeigeführt werden.

In einem Brief an den Parteivorstand der SPD, den Bundesvorstand des DGB und an die Mitglieder dieser Organisationen sowie der katholischen Arbeiterbewegung schlug das ZK der SED am 18. Januar 1955 vor, über die Durchführung gemeinsamer Kundgebungen, über eine Volksabstimmung in beiden deutschen Staaten gegen die Pariser Verträge und für die demokratische Wiedervereinigung, über die Durchführung gesamtdeutscher freier Wahlen und über die Gestaltung des einheitlichen Deutschlands zu beraten. In dem Brief der SED wurde darauf verwiesen, «dass Möglichkeiten vorhanden sind, die Pariser Verträge durch die einheitliche Aktion der deutschen Arbeiterklasse und den Zusammenschluss aller friedlichen Kräfte zu Fall zu bringen».⁶ Die zahlreichen Kundgebungen gegen

⁶ Dokumente der Sozialistischen Einheitspanei Deutschlands, Bd. V, Berlin 1956, S. 215.

die Ratifizierung der Verträge, die Beschlüsse und Forderungen gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Organisationen nach Durchführung einer Volksabstimmung, nach Protest- und Massenstreiks, zeigten die Kampfbereitschaft der westdeutschen Arbeiterklasse.

Die Führungen der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften waren jedoch weder zu Gesprächen über gemeinsame Aktionen bereit, noch hatten sie die Absicht, die Kraft ihrer Organisationen für den ausserparlamentarischen Kampf gegen die Ratifizierung der Pariser Verträge einzusetzen.

Andererseits war es Anfang 1955 schon nicht mehr möglich, die anwachsende Protestwoge gegen die Ratifizierung der Pariser Verträge nur durch Worte zu beschwichtigen. Die massiven Erklärungen der sozialdemokratischen Führer gegen die Pariser Verträge, das Bekenntnis zu ausserparlamentarischen Aktionen verlangten nunmehr nach Taten.

Zum 29. Januar 1955 riefen der SPD-Vorsitzende Ollenhauer, der stellvertretende Vorsitzende des DGB, Georg Reuter, zusammen mit dem bekannten Soziologen Alfred Weber und dem Theologen Helmuth Gollwitzer zu einer Protestversammlung gegen die Pariser Verträge in der Frankfurter Paulskirche auf. Von den rund 1'000 Teilnehmern, zu denen die Initiatoren der Veranstaltung sprachen, wurde das sogenannte «Deutsche Manifest» angenommen, in dem es u.a. hiess: «Aus ernster Sorge um die Wiedervereinigung Deutschlands sind wir überzeugt, dass jetzt die Stunde gekommen ist, Volk und Regierung in feierlicher Form zu entschlossenem Widerstand gegen die sich immer stärker abzeichnenden Tendenzen einer endgültigen Zerreissung unseres Volkes aufzurufen.»⁷

Die Frankfurter Kundgebung wurde zum Auftakt «für eine disziplinierte Volksbewegung, von der der Anstoss zu einer Wende des deutschen Schicksals ausgehen kann», schrieb der «Vorwärts» am 4. Februar 1955. Eine solche Möglichkeit war durchaus vorhanden. Die Aufforderung, den Kampf gegen die Pariser Verträge zu verstärken, fand grossen Widerhall unter der westdeutschen Bevölkerung. Auf Massenversammlungen, durch ihre Unterschrift unter das

7 Vorwärts, Bonn, 4. Februar 1955.

«Deutsche Manifest», brachten Hunderttausende ihre Ablehnung gegen die Regierungspolitik zum Ausdruck.

Die Paulskirchenbewegung entwickelte sich zur bisher grössten ausserparlamentarischen Aktion seit Bestehen der Bundesrepublik. Wenn ihr schliesslich der Erfolg versagt blieb, dann deshalb, weil die an der Spitze stehenden SPD- und DGB-Führer zu entschlossenen und wirksamen Massnahmen nicht bereit waren. Sie verzichteten auf die Bildung einer gemeinsamen zentralen Leitung der Bewegung, verhinderten die Aktionseinheit zwischen den Arbeiterorganisationen ganz Deutschlands und beschränkten den Widerstand gegen die Adenauer-Politik auf Unterschriftensammlungen und Protestversammlungen. Die Führer des DGB beteiligten sich lediglich als Privatpersonen an der Paulskirchenbewegung und weigerten sich, die Kraft der organisierten Gewerkschaftsbewegung und ihre wirksamste Waffe, den Massenstreik, anzuwenden.

«Im Grunde genommen hatte die Paulskirchen-Aktion aber nur den einen Zweck», schreibt der ehemalige Gewerkschaftsfunktionär Theo Pirker treffend, «den zunehmenden Radikalismus unter den aktiven Parteigenossen und Gewerkschaftlern in legitime Bahnen zu lenken. Sie war als ein Gemüts- und Worteprotest gegen die Politik Adenauers gedacht, als ein Ventil für den Druck in Partei und Gewerkschaft und nicht mehr.»⁸

Am 27. Februar 1955 wurden die Pariser Verträge im Bundestag gegen die Stimmen der SPD und einiger bürgerlicher Abgeordneter ratifiziert. Wenige Wochen später, am 5. Mai 1955, traten sie in Kraft. «Adenauer hatte den Gipfel seiner aussenpolitischen Erfolge erklommen», stellte Felix von Eckardt in seinen Memoiren fest. «Neun Jahre nach dem Zusammenbruch der Hitlerherrschaft wurden über fünfzig Millionen Deutsche wieder frei und gleichzeitig Partner der westlichen Gegner aus dem letzten Krieg. Es war ein Erfolg, der, zusammen mit dem rasanten wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik, beinahe ein Triumph genannt werden konnte.»⁹

Die in der BRD herrschenden Kreise hatten in der Tat ein wesentliches Ziel ihrer Politik erreicht. Das Besatzungsstatut und das Re-

8 Theo Pirker: Die SPD nach Hitler, Die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1945-1964, München 1965, S. 205.

9 Felix von Eckardt: Ein unordentliches Leben, S. 325.

gime der Alliierten Hohen Kommission wurden aufgehoben. Die Bundesrepublik wurde, wenn auch in beschränktem Sinne, souverän, und Mitglied der westlichen Militärorganisationen. Der Weg war frei zur offenen Remilitarisierung.

In Bonn hatte man die Illusion, dass mit den Pariser Verträgen die entscheidende Voraussetzung zur Lösung des deutschen Problems auf imperialistische Weise geschaffen worden sei. «Das Vertragswerk macht die Bundesrepublik erst fähig, die Spaltung Deutschlands zu beseitigen und die mit der Wiedervereinigung stehenden Aufgaben zu bewältigen»,¹⁰ erklärte Adenauer bei der ersten Lesung im Bundestag.

Es gab damals in der Bundesrepublik nicht wenige, realdenkende Kräfte, die erkannt hatten, dass mit einer Politik der Stärke dieses Ziel nicht zu erreichen war. Neben Kommunisten haben führende Kreise der Sozialdemokratie, der Gewerkschaften, Gegner der Adenauer-Politik aus dem bürgerlichen Lager, Geistliche, Intellektuelle, Publizisten in den Auseinandersetzungen um die Remilitarisierung darauf hingewiesen, dass dieser Schritt nicht die deutsche Wiedervereinigung bringt, sondern eher dazu angetan ist, sie zu erschweren oder ganz zu verhindern. In ihren Noten und Erklärungen haben die Regierungen der UdSSR und der DDR gleichfalls auf die schwerwiegenden nationalen Konsequenzen von Wiederbewaffnung und militärischer Integration hingewiesen.

Indem erwähnten Briefes des ZK der SED vom 18. Januar 1955 hiess es u.a. : «Wenn die Pariser Verträge ratifiziert werden, entsteht eine neue Lage, die die Deutsche Demokratische Republik veranlasst, gemeinsam mit der Sowjetunion und den anderen friedliebenden europäischen Staaten solche Massnahmen zu ergreifen, die zur Festigung des Friedens und der Sicherheit in Europa beitragen. «¹¹Im Mai 1955 wurde in Warschau der Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen den sozialistischen Ländern Europas unterzeichnet. Das war die Antwort auf die Einbeziehung Westdeutschlands in die NATO. Mit diesem Schritt wurden die Aggressionspläne des westdeutschen Imperialismus

10 Deutscher Bundestag, Bd.

11 Dokumente der SED, Bd. V, S. 215 f.

durchkreuzt und ein wichtiger Faktor für Frieden und Sicherheit in Europa geschaffen.

Heute, 20 Jahre nach Inkrafttreten der Pariser Verträge, ist für jedermann erkennbar, dass diese Voraussagen in einem Masse eingetroffen sind, wie es die wenigsten geahnt haben mochten. Das schwerwiegendste Resultat von Remilitarisierung und westeuropäischer Integration ist die Zementierung der deutschen Spaltung. Auf dem Gebiet des ehemaligen Deutschen Reiches stehen sich heute zwei Staaten gegenüber, die sich in ihrer Staats- und Gesellschaftsordnung, ihrer Innen- und Aussenpolitik grundsätzlich unterscheiden, die zu den beiden gegensätzlichen Weltsystemen gehören. Eine Wiedervereinigung Deutschlands auf demokratischer Grundlage, für die es bis 1955 noch Möglichkeiten gab, steht nicht mehr auf der Tagesordnung.

Es ging 1954/55 nicht schlechthin um den Anschluss der Bundesrepublik an ein militärisches Paktsystem. Die mit der Remilitarisierung gefällte Entscheidung hatte tiefgreifende Auswirkungen auf den Gesamtverlauf der bundesdeutschen Entwicklung. Sie beschleunigte die Restauration der alten Machtverhältnisse und führte zum Wiedererstehen des Imperialismus in der BRD auf einer neuen Stufe des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Die Klassenherrschaft des Monopolkapitals konnte sich weiter festigen. Die reaktionären, konservativen Kräfte der Grossbourgeoisie, die sich in der CDU/CSU konzentrierten, bauten in den folgenden Jahren ihre Positionen weiter aus. Die sozialdemokratische Führung passte sich im Verlaufe der fünfziger und sechziger Jahre mehr und mehr den staatsmonopolistischen «Realitäten» in der Bundesrepublik an und gab ihr traditionelles sozialreformistisches Programm endgültig auf. Mit der in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre einsetzenden offenen Wiederaufrüstung erhob der 1945 zum Untergang verurteilte deutsche Militarismus erneut sein Haupt. An der Spitze der neuen Armee, der Bundeswehr, der stärksten konventionell ausgerüsteten Streitmacht in Westeuropa, standen die Generäle und Offiziere der faschistischen Wehrmacht. Sie zogen in die Führungsstäbe der NATO ein.

In der Wirtschaft der BRD setzte nach der vollen Wiederherstellung und Sicherung der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse ein

Konzentrationsprozess ein, der die Entwicklung vor 1945 in den Schatten stellte. Nachdem durch die Wiederbewaffnung die Voraussetzungen für die Wiederaufnahme der Rüstungsproduktion geschaffen worden waren, kam es seit Anfang der sechziger Jahre zur Herausbildung eines Militär-Industrie-Komplexes in der Bundesrepublik, in dem die aggressivsten Kräfte des Monopolkapitals ihre Basis haben.

Die Aussenpolitik der Bundesrepublik verfolgte nach 1955 die gleichen aggressiven, revanchistischen Ziele, wie sie bei der Staatsgründung verkündet worden waren. Ihre feindselige Haltung gegenüber der DDR verstärkte sich. Das Streben nach Kernwaffen und die Ablehnung jeder Entspannungspolitik, die nicht zugleich die Bonner Vorstellungen von einer Lösung der deutschen Frage erfüllte, machte die BRD zum Störenfried der internationalen Entwicklung in Europa.

In der Innenpolitik verhinderte der reaktionäre, konservative Kurs der CDU/CSU-Regierungen selbst im Interesse des staatsmonopolistischen Herrschaftssystems notwendige Reformen. Fortschrittliche Kräfte wurden unterdrückt und in die Isolierung gedrängt. Der Antikommunismus erhielt den Rang einer Staatsdoktrin. Im geistigen Leben machte sich revanchistisches und militaristisches Gedankengut breit.

Diese Gesamtentwicklung führte die BRD im Verlauf der sechziger Jahre in eine tiefe innen- und aussenpolitische Krise und schliesslich zum Ende der zwanzigjährigen CDU/CSU-Herrschaft. Die Übernahme der Regierungsverantwortung durch die sozial-liberale Koalition bedeutete keinen Machtwechsel.

Unter dem Zwang der internationalen Entwicklung musste sich die SPD/FDP-Regierung dem durch die Politik der sozialistischen Staaten ausgelöstem Entspannungstrend anschliessen. Sie hat den Status quo in Europa anerkannt und sich von der Vorstellung gelöst, durch eine Politik der Stärke die Herrschaft des deutschen Imperialismus in den Grenzen von 1937 wiederherzustellen. Der im Ergebnis des Restaurationsprozesses der vierziger und fünfziger Jahre geprägte Charakter von Staat und Gesellschaft blieb jedoch ebenso unverändert wie die feste Einbettung der Bundesregierung in das Bündnissystem des Imperialismus.

Die «staatstragende», systemkonforme Geschichtsschreibung und politische Publizistik der BRD möchte glauben machen, dass die BRD auf geradem Wege entstanden sei «aus dem Wunsch der über-grossen Mehrheit ihrer Bevölkerung, aus den Ruinen des Hitlerreiches eine freiheitliche Demokratie westlichen Typs aufzubauen».¹ Es habe eine «Konvergenz» zwischen westalliierten und den Bestrebungen der westdeutschen Bevölkerung gegeben «sowohl hinsichtlich der langfristigen aussenpolitischen Strategie wie der Vorstellungen bezüglich der inneren Ordnung . . .».² «Das sozialökonomische System, das unter herrschaftlichen Einfluss der USA in Westdeutschland errichtet wurde», hätte «in hohem Masse den Erwartungen der Westdeutschen» entsprochen.³ Das deutsche Volk bzw. die westdeutsche Bevölkerung sei zu keiner revolutionären Umwälzung bzw. zu keinerlei grundlegenden Reformen bereit gewesen und soweit Bestrebungen dieser Art vorhanden gewesen seien, hätten sie nicht zum Zuge kommen können, da sie sich von den «kommunistischen» Umwälzungen in Ostdeutschland hätten distanzieren bzw. abheben müssen.⁴ Gleichzeitig wird jedoch der restaurative Charakter der Entwicklung vom Reich zur BRD und ihrer Konsolidierung völlig oder im Wesentlichen geleugnet, wobei der Begriff der Restau-

1 Richard Löwenthal: Vom kalten Krieg zur Ostpolitik. In: Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Richard Löwenthal und Hans-Peter Schwarz, Stuttgart 1974, S. 605.

2 Hans-Peter Schwarz: Die aussenpolitischen Grundlagen des westdeutschen Staates. In: Die zweite Republik, a.a.O., S. 29.

3 Ernst-Otto Czempiel: Die Bundesrepublik und Amerika. Von der Okkupation zur Kooperation. In: Ebenda, S. 562.

4 Thilo Vogelsang: Das geteilte Deutschland, München 1966, S. 162 ff.

ration in verfälschter Weise gebraucht wird. Denn die Restauration in den Westzonen beinhaltete ja nicht eine Wiederherstellung von Gesellschaft und Staat des Nationalsozialismus, auch nicht der Weimarer Republik, sondern die Erhaltung der Grundlagen und die Wiedererrichtung der wirtschaftlichen, politischen, ideologischen und militärischen Macht der monopolkapitalistischen Grossbourgeoisie, die Errichtung eines Systems des staatsmonopolistischen Kapitalismus eigener Prägung.

Aus den grundlegenden Feststellungen, in denen die Hauptleitlinien des herrschenden bürgerlichen Geschichtsbildes der BRD zum Ausdruck kommen, wird dann als Schlussfolgerung die angebliche demokratische Legitimität der BRD bzw. des Weges vom Reich zur BRD abgeleitet. Die Spaltung Deutschlands erscheint als eine Art Zwangsläufigkeit der politischen Konstellation der Nachkriegszeit und wir letzten Endes der Politik der Sowjetunion bzw. der angeblichen Sowjetisierung Ostdeutschlands angelastet.

Wir haben nachgewiesen, dass dieses Geschichtsbild, das in verschiedenen Spielarten in der BRD vom Schulbuch bis zum Fernsehen massenhaft verbreitet wird, konzeptionell den historischen Prozess vergewaltigt und ihn inhaltlich verfälscht. Denn die historische Wahrheit ist, dass der Weg vom Reich zur BRD weder «normal» und demokratisch legitimiert war und keineswegs eine soziale und demokratische Neuordnung beinhaltete, sondern die Restauration des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Bei allen Modifizierungen in den Herrschaftsmethoden verkörpert die BRD die Fortsetzung der Herrschaft der deutschen Grossbourgeoisie, wie sie vorher im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im «Dritten Reich» bestand. Die Fortsetzung dieser Herrschaft bedeutet gesetzmässig die Fortsetzung der traditionellen Politik des deutschen Imperialismus nach innen und nach aussen in dem Masse, wie es die veränderten internationalen und inneren Bedingungen zulassen. Die Existenz und Politik der sozialistischen DDR, die Macht der sozialistischen Staatengemeinschaft, setzten den aggressiven, revanchistischen Bestrebungen der herrschenden Klassen der BRD Grenzen und wirkten sich auch vielfältig auf ihre innere Entwicklung aus. Nichtsdestotrotz bleibt das Wesen des Imperialismus aggressiv und reaktionär.

Die Verhinderung der Aktionseinheit der Arbeiterklasse durch

die rechten SPD-Führer, ihr blindwütiger Antikommunismus und Antisowjetismus und ihre Orientierung auf die bürgerliche Demokratie und die Westmächte schwächte und desorientierte jedoch die westzonale Arbeiterbewegung und damit die Hauptkraft für die Durchsetzung einer demokratischen Alternative.

Die Entwicklung vom Reich zur BRD und deren Konsolidierung vollzog sich nicht auf demokratischem Wege und mit demokratischen Methoden, sondern mittels Unterdrückungsmethoden, Verboten gegenüber demokratischen Bewegungen und Gesetzen, mittels Demagogie usw. Die Restauration wurde gewaltsam durchgedrückt und manipuliert. Deutschland wurde nicht zwangsläufig gespalten, und es war nicht bereits 1945 gespalten, die Spaltung vollzog sich vielmehr in Wechselwirkung mit dem Voranschreiten der restaurativen Entwicklung in den Westzonen, der Abkehr der Westmächte von der Viermächte-Grundlage der alliierten Deutschlandpolitik zu einer antisowjetischen Westblockpolitik. Die Spaltung Deutschlands war Ausdruck der Durchsetzung der Klasseninteressen der deutschen Monopolbourgeoisie um jeden Preis, sie wurde zielstrebig vollzogen, als sich die internationale und deutsche Reaktion keine Chancen mehr ausrechneten, in nächster Zeit auf die Entwicklung ganz Deutschlands entscheidenden Einfluss ausüben zu können. Kalter Krieg und Westblockpolitik waren keine Defensivreaktionen der Westmächte auf eine angebliche sowjetische Bedrohung, sondern wurzelten im Nichtanerkennenwollen der Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges durch die imperialistischen Mächte und im Streben nach Revision dieser Ergebnisse zugunsten des Imperialismus. Der antimonopolistisch-demokratische Kampf der Werktätigen der BRD in Gegenwart und Zukunft wird um so erfolgreicher sein, je besser es der Arbeiterklasse gelingt, die Lehren aus der Nachkriegsgeschichte, aus ihrem eigenen Wirken und aus der Wirksamkeit ihres Klassengegners zu ziehen.

Literaturübersicht

Vorliegende Monographie basiert auf den zeitgenössischen Quellen, die den Verfassern zur Verfügung standen. Aus Raumgründen muss darauf verzichtet werden, die benutzten Quellen an dieser Stelle umfassend anzuführen. Zahlreiche Hinweise finden sich in den Anmerkungen.

- Adenauer, Konrad, *Erinnerungen 1945-1953 (1945-1953, 1953-1955, 1955-1959, 1959-1963)*; Fragmente, Stuttgart 1965-1968.
- Adenauer-Studien 1.; Hrsg. Morsay/Repgen, Mainz 1971.
- Agartz, Viktor, *Die Nachkriegsentwicklung im kapitalistischen System Westdeutschlands und die sozialistischen Gegenwartsaufgaben*, o. O., 1958.
- Alekseev, D. M. Michajlow, N. P., *Evropejskoje ob'edinenie uglja i stali*, Moskau 1960.
- Allemann, Fritz, R., *Bonn ist nicht Weimar*, Berlin (West) 1956.
- Allen, James, S., *Weltmonopol und Frieden*, Berlin 1951.
- Altmann, Eva, u.a., *Westdeutschland unter den Gesetzen der Reproduktion des Kapitals und die Arbeiterklasse*, Berlin 1959.
- Amelunxen, Rudolf, *Ehrenmänner und Hexenmeister, Erlebnisse und Betrachtungen*, München (1960).
- Anatomie des Krieges. Neue Dokumente über die Rolle des deutschen Monopolkapitals bei der Vorbereitung und Durchführung des Zweiten Weltkrieges. Hrsg. und eingeleitet von Dietrich Eichholtz und Wolfgang Schumann, Berlin 1969.
- Anatomie der Aggression. Neue Dokumente zu den Kriegszielen des faschistischen deutschen Imperialismus im Zweiten Weltkrieg. Hrsg. und eingel. Von G. Hass/W. Schumann, Berlin 1972.
- Ashkenasi, Abraham, *Reformpartei und Aussenpolitik. Die Aussenpolitik der SPD, (West-) Berlin/Bonn 1968*.
- Badstübner, Rolf, *Zum Kampf der Arbeiterklasse um die Beseitigung des Ruhrmonopolkapitals 1946/1947*, in: *Beiträge zur Zeitgeschichte. Wissenschaftliche Beilage zur Zeitschrift «Dokumentation der Zeit»*, Berlin 1960, Heft 1.
- , *Reaktionäre Bestrebungen der deutschen Monopolbourgeoisie in Westdeutschland 1945-1947*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Berlin 1960, Heft 1.
- , *Zur Problematik und historischen Bedeutung des Ahlener Programms der westdeutschen CDU*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Berlin 1961, Heft 8.
- , *Die antinational-restaurative Verschwörung an Rhein und Ruhr zur Verhinderung einer geschichtlichen Wende in ganz Deutschland (1945-1947)*, Phil. Diss., Berlin 1962 (MS).
- , *Wie die «Ära Adenauer» begann*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, Berlin 1963, Heft 8.
- , *Die Herausbildung der Grundsatzforderungen der westdeutschen Gewerkschaftsbewegung in den gewerkschaftlichen Kämpfen 1945-1947*, in: *Für die Aktionseinheit der deutschen Arbeiterklasse 1945-1964*, Berlin 1965.
- , *Restauration in Westdeutschland 1945-1949*, Berlin 1965.
- , *Thomas, Siegfried, Die Spaltung Deutschlands 1945-1949*, Berlin 1966.
- Balfour, Michael, *Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland 1945-1946*, Dsdf. 1959.
- Bandulet, Bruno, *Adenauer zwischen West und Ost. Alternativen der deutschen Aussenpolitik*, München 1970.
- Baring, Arnulf, *Aussenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie. Bonns Beitrag zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft*, München/Wien 1969.
- , *Sehr verehrter Herr Bundeskanzler! Heinrich von Brentano im Briefwechsel mit Konrad Adenauer 1949-1964*, Hamburg 1974.

- Bauer, Karl, Deutsche Verteidigungspolitik 1947 – 1967, Boppard (1968).
- Baumann, Georg, Atlantikpakt der Konzerne. Die internationale Kapitalverflechtung in Westdeutschland, Berlin 1952.
- , Eine Handvoll Konzernherren, Berlin 1953.
- Behrendt, Albert, Die Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften, Berlin 1963.
- Behrendt, Lutz-Dieter, Überdas Verhältnis der SPD-Führung zur Sowjetunion (1945-1970), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1971, Heft 6.
- Benser, Günter, Vereint sind wir unbesiegbar. Wie die SED entstand, Berlin 1961.
- , Die unterschiedlichen Bedingungen und Ergebnisse des Kampfes um die Einheit der Arbeiterklasse in Ost- und Westdeutschland 1945/1946, in: Für die Aktions-einheit der deutschen Arbeiterklasse 1945-1964, Berlin 1965.
- , Das deutsche Volk und die Siegermächte, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1972, Heft 2.
- , Die Befreiung vom Faschismus durch die Sowjetunion und der Beginn des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus auf dem Territorium der DDR, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1975, Heft 4.
- Bereitbleiben zur Tat. Zum siebzigsten Geburtstag von General a. D. Dr. Hans Speidel, Köln 1967.
- Berthold, Werner, «... grosshungern und gehorchen». Zur Entstehung und politischen Funktion der Geschichtsideologie des westdeutschen Imperialismus, untersucht am Beispiel von Gerhard Ritter und Friedrich Meinecke, Berlin 1960.
- Bertsch, Herbert, CDU/CSU demaskiert, Berlin 1961.
- , Die FDP und der deutsche Liberalismus 1789-1963, Berlin 1965.
- Besson, Waldemar, Von Roosevelt bis Kennedy. Grundzüge der amerikanischen Aussenpolitik 1933-1963, Frankfurt am Main 1964.
- , Die Aussenpolitik der Bundesrepublik. Erfahrungen und Massstäbe, München 1970.
- Bestandsaufnahme. Eine deutsche Bilanz 1962. Sechshunddreissig Beiträge deutscher Wissenschaftler, Schriftsteller und Publizisten. Hrsg. von Hans Werner Richter, München, Wien, Basel (1962).
- Binder, Gerhard, Deutschland seit 1945, Stuttgart 1965.
- , Epoche der Entscheidungen. Eine Geschichte des 20. Jahrhunderts. Mit Dokumenten in Text und Bild, Stuttgart 1969.
- Bittet, Karl, Die Feinde der deutschen Nation. Eine historische Dokumentation über die Deutschlandpolitik der imperialistischen Westmächte, Berlin 1952.
- , Die Bewegung zur Aktionseinheit in Baden (1945), in: UZ, Düsseldorf 1961, Heft 1.
- Böhm, Franz, Brentano – Deutschland, Europa und die Welt – Reden zur deutschen Aussenpolitik, Bonn/Wien/Zürich (1962, a).
- Böhm, Joachim, Die Kriegspolitik der Westmächte gegenüber Deutschland (1941-45), in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. 3, Berlin 1961.
- Bölling, Klaus, Die zweite Republik. 15 Jahre Politik in Deutschland, Köln/ (West-)Berlin 1963.
- Borosnjak, Alexander, Der Kampf um Artikel 41 der Verfassung Hessens, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin 1962, Heft 3.
- Borst, Manfred, Der wirtschaftliche Aspekt amerikanischer Deutschlandpolitik während des Zweiten Weltkrieges und nachher, Jur. Diss., Tübingen 1951 (MS).
- Bracher, Karl D., Theodor Heuss und die Wiedergründung der Demokratie in Deutschland, Tübingen 1965.
- Braunbuch, Kriegs- und Naziverbrecher in der Bundesrepublik, Berlin 1965.

- van der Beugel, Ernst/From, H., Marshall Aid to Atlantik Partnership. European Integration as a Concern of American Foreign Poiiicy, Amsterdam 1966.
- Bröll, Werner/Heisenberg, Wolfgang/Sühlo, Winfried, Das andere Deutschland, 3. Aufl., München/Wien 1971.
- Bryant, Arthur, Sieg im Westen (1943-1946). Aus den Kriegstagebüchern des Feldmarschalls Lord Alan Brooke, Chef des Empire-Generalstabs, Düsseldorf 1960.
- Bürger, G. A., Die Legende von 1952. – Zur sowjetischen März-Note und ihrer Rolle in der Nachkriegspolitik, 3. Aufl., Leer (Ostfriesland) 1962.
- Die Bundesrepublik in der Ära Adenauer, München 1966.
- Wie kam es zur Bundesrepublik? Politische Gespräche mit Männern der ersten Stunde. Hrsg. von a. Wucher, Freiburg 1968.
- Bunkina, M. K., Vnesnjaja ekonomiceskaja ekspansija zapadno-germanskich monopoliij, Moskau 1958.
- Buczyowski, Ulrich, Kurt Schumacher und die deutsche Frage. Sicherheitspolitik und strategische Offensivkonzeption vom August 1950 bis September 1951, Stuttgart-Degerloch 1973.
- Big Business und kalter Krieg. Hrsg. von David Horowitz, Frankfurt am Main 1971.
- Burchett, Wilfried G., Der kalte Krieg in Deutschland, Berlin 1950.
- Chmelnickaja, Elisaveta, Der westdeutsche Monopolkapitalismus, Berlin 1962. CDU/CSU. Kreuzritter des Kapitals, Berlin 1968.
- Churchill, Winston S., Der Zweite Weltkrieg, VI. Bd., 2. Buch: Der Eiserne Vorhang, Stuttgart 1954.
- Claude, Henri, Der Marshallplan, Berlin 1949.
- Clay, Lucius, D., Entscheidung in Deutschland, Frankfurt am Main 1953.
- Conze, Werner, Die deutsche Nation. Ergebnis der Geschichte, Göttingen 1965.
- , Jakob Kaiser, Politiker zwischen Ost und West 1945-1949, Stuttgart 1969.
- Cornides, Wilhelm, Die Weltmächte und Deutschland. Geschichte der jüngsten Vergangenheit 1945-1955, Tübingen und Stuttgart 1957.
- Coudenhove-Kalergi, Richard, Graf, Ein Leben für Europa. Meine Lebenserinnerungen, Köln/(West-) Berlin 1966.
- Dahrendorf, Ralf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965.
- Deist, Heinrich, Die Neuordnung in der Montanwirtschaft und die Mitbestimmung in den Holding-Gesellschaften. (Schriftenreihe der Industriegewerkschaft Bergbau, Heft 2), Dortmund 1954.
- Demloff, E., Zur Konferenz der Ministerpräsidenten der deutschen Länder in München, Juni 1947, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1968, Heft 5.
- Determinanten der westdeutschen Restauration 1945-1949, Autorenkollektiv, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1973.
- Deuerlein, Ernst, CDU/CSU 1945 – 1957, Köln 1957.
- , Die Einheit Deutschlands. Ihre Erörterung und Behandlung auf den Kriegs- und Nachkriegskonferenzen 1941-1949. Darstellung und Dokumenten, Bd. 1, Frankfurt am Main, Berlin (West) 1961.
- , Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg 1945-1955 (Sonderdruck aus Brandt-Meyer-Just, Handbuch der deutschen Geschichte, IV, 6), Konstanz (1964).
- DDR. Werden und Wachsen. Zur Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974.
- Deutschland 1945 bis 1963. Hrsg. von Herbert Lilje, Hannover 1967.
- Deutschland unter den Besatzungsmächten 1945-1949. Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten, hrsg. von Hans Dollinger, Wissenschaft). Beratung Dr. Thilo Vogelsang, München 1967.

- Diehl, Ernst, Die aktive Rolle des deutschen Monopolkapitals bei der Spaltung Deutschlands in den ersten Nachkriegsjahren, in: Einheit, Berlin, 1960, Heft 5.
- Doernberg, Stefan, Die Geburt eines neuen Deutschland 1945-1949. Die antifaschistisch-demokratische Umwälzung und die Entstehung der DDR, Berlin 1959.
- , Die Antihitlerkoalition und die Beziehungen zwischen den Grossmächten, in: Der Zweite Weltkrieg 1939-1945. Wirklichkeit und Fälschung, Berlin 1959.
- , Stulz, Percy, Deutschland 1945 bis 1949. Kurzer Abriss der geschichtlichen Entwicklung, Berlin 1959.
- Dönhoff, Marion, Deutsche Aussenpolitik von Adenauer bis Brandt, Hamburg 1970.
- Dötsch, Jochen, Die Rolle der westlichen Grossmächte bei der Verhinderung der Liquidierung der deutschen Monopole nach 1945 in Westdeutschland und bei der Wiederaufrichtung der wirtschaftlichen Machtstellung des deutschen Imperialismus, in: Staat und Recht, Berlin 1959, Heft 11/12.
- Dormann, Manfred, Demokratische Militärpolitik. Die alliierte Militärstrategie als Thema deutscher Politik 1945-1968, Freiburg im Breisgau (1970).
- Dreher, Klaus, der Weg zum Kanzler. Adenauers Griff nach der Macht, Düsseldorf/Wien (1972).
- Drögemüller, Alfred, Die Spaltung Deutschlands durch die imperialistischen Westmächte und die deutsche Grossbourgeoisie und der Kampf der Arbeiterklasse und der patriotischen Kräfte Westdeutschlands für ein demokratisches und friedliebendes Deutschland (1947 bis Mitte 1948), Phil. Diss., Berlin 1961 (MS).
- , Die Spaltung Deutschlands und die reaktionäre westdeutsche Geschichtsschreibung, in: Unsere Zeit, Beiträge zur Geschichte nach 1945, Berlin 1962, Heft 1.
- Dulles, John F., Krieg oder Frieden, Stuttgart 1950.
- Dutt, R. Palme, Grossbritanniens Empirekrise, Berlin 1951.
- Ebsworth, Raymond, Restoring Democracy in Germany. The British Contribution, London und New York 1960.
- Eckardt, F. v., Ein unordentliches Leben. Lebenserinnerungen, Düsseldorf/Wien 1967.
- Edinger, Lewis J., Sozialdemokratie und Nationalsozialismus. Der Parteivorstand der SPD im Exil von 1933-1945, Hannover, Frankfurt am Main 1960.
- Eden, Anthony Sir, Memoiren. Bd. II, 1945-1957, Köln und (West-) Berlin 1960.
- Einigkeit und Recht und Freiheit. Westdeutsche Innenpolitik 1945-1955, hrsg. Von Theo Stammen, München (1965).
- Ekonomiceskie problemy «Obscego rynka», Moskau 1962.
- End, Heinrich, Zweimal deutsche Aussenpolitik. Internationale Dimensionen des innerdeutschen Konflikts 1949-1972, Köln 1973.
- Engelmann, Bernt, Das Reich zerfiel, die Reichen blieben, Berlin 1974.
- Erdmenger, Klaus, Das folgenschwere Missverständnis. Bonn und die sowjetische Deutschlandpolitik 1949-1955, Freiburg (1967).
- Erhard, Ludwig, Wohlsund für alle, Düsseldorf 1957.
- Ezov, V. D., Rabocee dvizenie v Zapadnoj Germanii 1945-1968, Moskau 1969.
- Faingar, Isachar M., Die Entwicklung des deutschen Monopolkapitals, Berlin 1959.
- Feis, Herbert, Zwischen Krieg und Frieden. Das Potsdamer Abkommen, Frankfurt am Main, Bonn 1962.
- Fiedler, Helene, Briefe aus Westdeutschland zum Verfassungsentwurf der SED vom Herbst 1946, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1966, Heft 6.
- Feld, Werner, Réunification and West-German-Soviet Relations. The Role of the Réunification Policy of the Federal Republic of Germany 1949-1957, with special attention to policy toward the Soviet Union, The Hague 1963-
- Flach, Karl-Hermann, Erhards schwerer Weg, Stuttgart 1963.

- Fleming, Denna F., *The Cold War and its Origins*, Bd. I, New York 1961.
- Foelz-Schroeter, Marie-Elise, *Föderalistische Politik und nationale Repräsentation 1945-1947*, Stuttgart 1974.
- Forsthoff, Ernst, *Der Staat der Industriegesellschaft. Dargestellt am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland*, München (1971).
- Friedensburg, Ferdinand, *Lebenserinnerungen*, Frankfurt am Main/Bonn 1969.
- , *Es ging um Deutschlands Einheit. Rückschau eines Berliners an die Jahre nach 1945, (West-) Berlin* 1972.
- Freund, Michael, *25 Jahre Deutschland 1945-1970*, Gütersloh-Wien 1971.
- Fürstenau, Justus von, *Entnazifizierung. Ein Kapitel deutscher Nachkriegspolitik*, Neuwied-(West-)Berlin 1969.
- Fürstenberg, H., *Erinnerungen. Mein Weg als Bankier und Carl Fürstenbergs Altersjahre*, Wiesbaden o. J. (1965).
- Fugger, Karl, *Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung*, Berlin 1949.
- Gablentz, Otto Heinrich von der, *Die versäumte Reform. Zur Kritik der westdeutschen Politik*, Köln und Opladen 1960.
- , *Der Kampf um die rechte Ordnung*, Köln 1964.
- Galkin, A. A./Melnikow, D. E., *SSSR, zapadnye derzavy i germanskij vopros (1945-1965)*, Moskau 1966.
- Gans, Günther, *Staatserhaltende Opposition oder Hat die SPD kapituliert? Gespräche mit Herbert Wehner, Reinbek bei Hamburg* 1966.
- Gebhard, Gerhard, *Ruhrbergbau. Geschichte, Aufbau, Verflechtung seiner Gesellschaften und Organisationen*, Essen 1957.
- Gebhard, Gerd/Kolloch, Klaus, *Zur Entstehungsgeschichte der separaten Währungsreform in Westdeutschland*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Berlin 1964, Heft 7.
- Gehlen, Reinhard, *Der Dienst. Erinnerungen 1942-1971*, Mainz/Wiesbaden 1971.
- Gerst, Wilhelm K., *Bundesrepublik Deutschland unter Adenauer*, Berlin 1971.
- , *Bundesrepublik Deutschland. Weg und Wirklichkeit*. Berlin 1957.
- , *Eine Abrechnung. 50 Beiträge zur Charakterisierung der Adenauer-Partei*, Berlin 1960.
- Gimbel, John, *Eine deutsche Stadt unter amerikanischer Besatzung*. Marburg 1945-1952, Köln 1964.
- , *Amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland 1945-1949*, Frankfurt/M. 1971.
- Das ist Germany*, hrsg. von Arthur Settle, Hamburg 1950.
- Deutsche Geschichte in Daten*, Berlin 1967.
- Deutsche Geschichte*, Bd. 3, *Von 1917 bis zur Gegenwart*, Berlin 1968.
- Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Bd. 6 und 7, Berlin 1966.
- Geschichte der internationalen Beziehungen 1939-1945*. Hrsg. von W. G. Truchanowski, Berlin 1965.
- Geschichte der sowjetischen Aussenpolitik*. Redaktion B. N. Ponomarev, A. A. Gromyko, V. M. Chvostov, 2. Teil 1945-1970, Berlin 1971.
- Goroschkowar, G. N., *Die deutsche Volkskongressbewegung für Einheit und gerechten Frieden 1947-1949*, Berlin 1963.
- Graf, Hans, *Die Entwicklung der Wahlen und politischen Parteien in Gross-Dortmund*. (Schriftenreihe des Instituts für wissenschaftliche Politik in Marburg [Lahn]. Hrsg. von Prof. Dr. Wolfgang Abendroth, Nr. 5.) Hannover und Frankfurt am Main 1958.
- Grebing, Helga, *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Ein Überblick*. München (1966).
- Greese, Karl, *Der Kampf um die Entnazifizierung in Südbaden Mitte 1945 bis Ende 1946*, Phil. Diss., Berlin 1961 (MS).

- , Der Kampf der Kommunisten und Sozialdemokraten für die Herausbildung der Sozialistischen Einheitspartei in Südbaden (1945/46), in: Beiträge zur Geschichte der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin 1961.
- , Über das Zusammenspiel zwischen der französischen Besatzungsmacht und der deutschen Reaktion in Südbaden zur Verhinderung der Entnazifizierung, Mitte 1945 bis Anfang 1946, in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5, Berlin 1962.
- Greuner, Reinhart, Lizenzpresse. Auftrag und Ende, Berlin 1962.
- Grewe, Wilhelm G., Deutsche Aussenpolitik der Nachkriegszeit, Stuttgart 1960.
- Groehler, Olaf. Die anglo-amerikanischen Kriegspläne gegenüber Deutschland während des Zweiten Weltkrieges, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1965, Heft 3.
- Grosser, Alfred, Deutschlandbilanz. Geschichte Deutschlands seit 1945, Münch. 1970.
- Grüber, Heinrich, Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Köln/(West-) Berlin 1968.
- Grünewald, Wilhard, Die Münchener Präsidentenkonferenz 1947. Analyse und Scheitern eines gesamtdeutschen Unternehmens, Meisenheim am Glahn 1971.
- Gutscher, Jörg M., Die Entwicklung der FDP von ihren Anfängen bis 1961, Meisenheim am Glahn 1967.
- Haffner, Sebastian, Diebedingungsloseintegration, in: Nach 25 Jahren. Eine Deutschland-Bilanz, hrsg. von Karl Dietrich Bracher, München 1970.
- Hanrieder, Wolfram, Die stabile Krise, Ziele und Entscheidungen der Bundesrepublik. Aussenpolitik 1949-1969, Düsseldorf 1971.
- Hausenstein, Wilhelm. Pariser Erinnerungen. Aus den fünf Jahren diplomatischen Dienstes 1950-1955, München 1961.
- Hartmann, Robert, S., Die Partnerschaft von Kapital und Arbeit. Theorie und Praxis eines neuen Wirtschaftssystems, Köln und Opladen 1958.
- Hartwich, Hans, Sozialstaatspostulat und gesellschaftlicher Status quo (Schriften zur politischen Wirtschafts- und Gesellschaftslehre, Bd. 1), Köln und Opladen 1970.
- Heidenheimer, Arnold J., Adenauer and the CDU. The Rise of the Leader and the Integration of the Party, The Hague 1960.
- Heidtmann, Günter, Hat die Kirche geschwiegen? Das öffentliche Wort der evangelischen Kirche aus den Jahren 1945 – 1964, 3. erw. Aufl., Berlin 1964.
- Heinemann, Gustav, Verfehlte Deutschlandpolitik, Irreführung und Selbsttäuschung. Artikel und Reden, Frankfurt am Main 1970.
- Heininger, Horst, Der Nachkriegszyklus der westdeutschen Wirtschaft 1945-1950, Berlin 1959.
- , Die Erhaltung des Industriepotentials der deutschen Monopole durch die imperialistischen Westmächte nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5, Berlin 1962.
- Henle, Günter, Weggenosse des Jahrhunderts. Als Diplomat, Industrieller, Politiker und Freund der Musik, Stuttgart 1968.
- Heuss, Theodor, Aufzeichnungen 1945-1947. Aus dem Nachlass, hrsg. und mit einer Einleitung versehen von E. Pikart, Tübingen 1966.
- Hielscher, Erwin, Der Leidensweg der deutschen Währungsreform, München 1948.
- Hirsch-Weber, Wolfgang, Gewerkschaften in der Politik. Von der Massenstreikdebatte zum Kampf um das Mitbestimmungsrecht (Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, Bd. 13), Köln und Opladen 1959.
- Hoegner, Wilhelm, Der schwierige Aussenseiter. Erinnerungen eines Abgeordneten, Emigranten und Ministerpräsidenten, München 1959.
- 498 Hoegner, Wilhelm, Der schwierige Aussenseiter. Erinnerungen eines Abgeordneten, Emigranten und Ministerpräsidenten, München 1959.

- Hoffmann, Gerhard, Die deutsche Teilung, Pfullingen 1969.
- Horowitz, David, Kalter Krieg. Hintergründe der US-Außenpolitik von Jalta bis Vietnam, Bd. 1, Berlin 1969.
- , (Hrsg.), Strategien der Konterrevolution, Darmstadt 1969.
- Hrbek, Rudolf, Die SPD – Deutschland und Europa, Bonn 1973.
- Hubatsch, Walter, Die deutsche Frage, Würzburg 1964.
- Ideologie des Sozialdemokratismus in der Gegenwart. Autorenkollektiv. Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Berlin 1971.
- Imperialismus heute – Der staatsmonopolistische Kapitalismus in Westdeutschland, v. e. Autorenkollektiv, 5. Aufl., Berlin 1968.
- Der Imperialismus der BRD, Berlin 1971.
- Inozemcev, Nikolaj, Amerikanskij imperializm i germanskij vopros (1945-1954), Moskau 1954.
- Issraelian, Viktor, Die Antihitlerkoalition. Die diplomatische Zusammenarbeit zwischen der UdSSR, den USA und England während des Zweiten Weltkrieges 1941-1945. Aus dem Russ., Berlin 1975.
- Istjagin, L. G., FRG i NATO, Moskau 1963.
- Istorija meshdunarodnych otnosenij i vnesnej politiki SSSR, Bd. III, Moskau 1964.
- Jacobsen, Hans-Adolf/Stenzl, Otto, Deutschland und die Welt. Zur Außenpolitik der Bundesrepublik 1949-1963, Bonn/München 1964.
- Jaenecke, Heinrich, 30 Jahre und ein Tag. Die Geschichte der deutschen Teilung, Düsseldorf/Wien 1974.
- Jahn, Hans E., Für und gegen den Wehrbeitrag. Argumente und Dokumente, Köln 1957.
- Zehn Jahre Arbeit. Zehn Jahre Aufstieg. Zehn Jahre neue deutsche Gewerkschaftsbewegung 1945-1956. Hrsg. vom Bund-Verlag, Köln 1956.
- Nach 25 Jahren. Eine Deutschland-Bilanz, hrsg. von Karl Dietrich Bracher, München 1970.
- Jaspers, Karl, Hoffnung und Sorge. Aufsätze, Schriften zur deutschen Politik 1945-1965, München 1965.
- , Wohin treibt die Bundesrepublik? Gefahr, Chancen, München 1966.
- , Gegenschatz: Antwort zur Kritik der Schrift «Wohin treibt die Bundesrepublik?», München 1967.
- Jerusalimskij, A. S., Germanskij imperializm: istorija i sovremennost', Moskau 1964.
- Jerusalimskij, V. P., Gody Stanolenija i Bor'by ocerk istorii rabocego dzizenija v zapadnoj germanii v 1945-1949 gg.
- Jürgensen, Kurt, Die Gründung des Landes Schleswig-Holstein nach dem Zweiten Weltkrieg: Der Aufbau der demokratischen Ordnung in Schleswig-Holstein unter dem Ministerpräsidenten Theodor Steltzer 1945-1947, Neumünster 1969.
- Kaden, Albrecht, Einheit oder Freiheit. Die Wiedergründung der SPD 1945/46, Hannover 1964.
- Kahn, Arthur D., Offiziere, Kardinäle, Konzerne. Ein Amerikaner über Deutschland, Berlin 1964.
- Kaisen, Wilhelm, Meine Arbeit, mein Leben, München 1967.
- Kaiser, Joseph, H., Die Repräsentation organisierter Interessen, Berlin (1956).
- Der Kampf der Sowjetunion für Abrüstung, Gesamted. W. A. Sorin, Berlin 1963.
- Kather, Linus, Die Entmachtung der Vertriebenen, 1. Band, München-Wien (1964).
- Keiderling, Gerhard, Zur Haltung der Westmächte bei der Vorbereitung des militärischen Vier-Mächte-Besatzungs- und Kontrollsystems für Deutschland (MS).
- , Die Geschichte der BRD im Spiegel der bürgerlichen Memoirenliteratur, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1974, Heft 12.

- , Diestumpfe Waffe der Nichtanerkennung, in: Jahrbuch für Geschichte, Berlin 1974, Band 12.
- , Stulz, Percy, Berlin 1945-1968. Zur Geschichte der Hauptstadt der DDR und der selbständigen politischen Einheit West-Berlin, Berlin 1970.
- Kennan, George F., Memoiren eines Diplomaten, Stuttgart 1968.
- Kirkpatrick, Ioone, Im inneren Kreis. Erinnerungen eines Diplomaten, (West-) Berlin 1964.
- Klassenkampf – Tradition – Sozialismus. Von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik. Grundriss, Berlin 1974.
- Knjazinskij, V. B., Politiceskaja strategija antikommunizma. Očerki istorii imperialisticeskoj politiki «evropejskoj integracii», Moskau 1969.
- Kobosil, Wernfried, Das Frankfurter Diktat der imperialistischen Besatzungsmächte vom 1. Juli 1948 und die Mitwirkung westdeutscher Politiker bei der Schaffung des Westzonenstaates, in: Beiträge zur Zeitgeschichte, Berlin 1958, Heft 2.
- Konzerne beherrschen den Bonner Staat. Hrsg. vom Ausschuss für deutsche Einheit, Berlin o. J.
- Koch, Diether, Heinemann und die Deutschlandfrage, München 1972.
- Koch, Thilo, Fünf Jahre der Entscheidung. Deutschland nachdem Kriege 1945-1949, Frankfurt am Main (1969).
- Köhler, Wolfram, Das Land aus dem Schmelztiegel. Die Entstehungsgeschichte Nordrhein-Westfalens, Düsseldorf 1961.
- Kogon, Eugen, Die unvollendete Erneuerung. Deutschland im Kräftefeld 1945-1963. Aufsätze aus zwei Jahrzehnten, Frankfurt am Main 1964.
- KPD 1945-1965. Abriss, Dokumente, Zeittafel, Berlin 1966.
- Kotow, Grigorij, Agrarverhältnisse und Bodenreform in Deutschland, Teil II, Berlin 1959.
- Krause, Fritz, Antimilitaristische Opposition in der BRD 1949-1955, Frankfurt am Main 1971.
- Krause, Werner, Die Entstehung des Volkseigentums in der Industrie der DDR, Berlin 1958.
- Krautkrämer, Elmar, Deutsche Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine Darstellung der Entwicklung von 1945 bis 1949 mit Dokumenten, Hildesheim 1962.
- Krippendorf, Ekkehard, Die Liberal-Demokratische Partei Deutschlands in der sowjetischen Besatzungszone 1945-1948, Entstehung, Struktur, Politik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 21), Düsseldorf 1961.
- Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Handbuch, hrsg. v. W. Berthold, G. Lozek u.a., Köln 1970
- Kröger, Herbert, Die staatsrechtliche Bedeutung des Potsdamer Abkommens für das deutsche Volk, Berlin 1957.
- Kroll, Hans, Lebenserinnerungen eines Botschafters, (West-) Berlin, Darmstadt-Wien 1968.
- Kuczynski, Jürgen, Studien zur Geschichte des deutschen Imperialismus, Bd. 1, Berlin 1952.
- , Darstellung der Lage der Arbeiter in Westdeutschland seit 1945 (Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Teil I, Bd. 7 a), Berlin 1963.
- , So war es wirklich. Ein Rückblick auf zwanzig Jahre Bundesrepublik, Berlin 1969.
- Kühnl, Reinhard, Geschichte – Ideologie. Kritische Analyse bundesdeutscher Geschichte, Hamburg 1973.

- Laschitz, Horst/Vietzke, Siegfried, Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung 1933-1945, Berlin 1964.
- Latour, K./Conrad, F./Vogelsang, Th., Okkupation und Wiederaufbau. Die Tätigkeit der Militärregierung in der amerikanischen Besatzungszone Deutschland 1944-1947, Stuttgart 1973.
- Lehmer, Ernst, Manches war doch anders. Erinnerungen eines deutschen Demokraten, Frankfurt am Main (1968).
- Liebe, H., Agrarstruktur und Ernährungspotential der Zonen, in: Wirtschaftsprobleme der Besatzungszonen (Sammelband). Hrsg. vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, (West-) Berlin 1948.
- Lipski, Hans, Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung 1945-1949, Berlin 1964.
- , Plener, Ulla, Die Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und die Politik der Führung der westdeutschen Sozialdemokratie gegen die Einheit der deutschen Arbeiterbewegung 1946, in: Für die Aktionseinheit der deutschen Arbeiterklasse 1945-1964, Berlin 1964.
- Loesdau, Alfred, Globalstrategie und Geschichtsideologie. Zur Analyse der bürgerlichen Historiographie der USA in der Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus, Berlin 1974.
- Lobe, Paul, Der Weg war lang. Lebenserinnerungen, (West-) Berlin 1954.
- Löw, Konrad, Fünfundzwanzig Jahre Grundgesetz. Ein Zwischenzeugnis, Köln 1974.
- Löwke, Udo F., SPD und Wehrfrage 1949-1955, Hannover 1969.
- Löwenstein, Hubertus Prinz zu, Botschafter ohne Auftrag. Lebensbericht, Düsseldorf 1972.
- , Zühlsdorff, Volkmar von, Deutschlands Schicksal 1945-1957, Bonn 1957.
- Luda, Manfred, Die CDU und ihr föderalistisches Programm. Rechts- und staatswiss. Diss., Köln 1955 (MS).
- Maier, Reinhold, Ende und Wende. Das schwäbische Schicksal 1944-1946. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, Stuttgart/Tübingen 1948.
- , Ein Grundstein wird gelegt. 1945-1947, Tübingen (1964).
- , Erinnerungen 1948-1953, Tübingen 1966.
- Majonica, Ernst, Deutsche Aussenpolitik. Probleme und Entscheidungen, 2. erw. Aufl., Stuttgart 1966.
- Mannschatz, Gerhard/Seider, Josef, Zum Kampf der KPD im Ruhrgebiet für die Einigung der Arbeiterklasse und die Entmachtung der Monopolherren 1945 bis 1947, Berlin 1962.
- Maximowa, M. M., Kapitalistische Integration, Berlin 1955.
- Melnikov, D. E., Germanskij vopros i evropejskaja bezopasnost', Mo Moskau 1955.
- , 20. Juli 1944. Legende und Wirklichkeit, Berlin 1964.
- Merkel, Peter H., Die Entstehung der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1965.
- Merton, Richard, Erinnerungswertes aus meinem Leben, das über das Persönliche hinausgeht, Frankfurt am Main 1955.
- Meyer, Gerd, Die sowjetische Deutschlandpolitik im Jahre 1952, Tübingen 1970.
- Mezdu narodnye otnosenija posle vtoroj mirovoj vojny, in 3 Bänden, Bd. I – 1945-1949, Bd. II – 1950-1955, Bd. III – 1956-1964, Moskau 1962-65.
- Miljukova, V. L., Diplomatiija revansa (Vnesnjaja politika FRG v Evrope), Moskau 1966.
- Molcanow, n. n., Saarskij vopros (1945-1957), Moskau 1958.
- Moltke, Kai, Krämer des Krieges, Berlin 1953.

- Marshall Montgomery, Memoiren, München (1958).
- Müller, Walter, Die Aktionsgemeinschaft zwischen KPD und SPD in München 1945/1946, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1961.
- Müller-Roschach, , Die deutsche Europapolitik. Wege und Umwege der politischen Union Europas, Baden-Baden 1974.
- Narr, Wolf-Dieter, CDU-SPD. Programm und Praxis seit 1945, StuttgartZ(West-) Berlin/Köln/Mainz 1966.
- Naumow, Pawel, Bonn – Macht und Ohnmacht, Frankfurt am Main 1968.
- Neef, Helmut, Der Freiheit Morgenrot. Das deutsche Volk im Kampf um Einheit und Frieden 1945 bis 1947, Berlin 1960.
- Neelsen, Karl, Wirtschaftsgeschichte der BRD. Ein Grundriss, Berlin 1971.
- Niethammer, Lutz, Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitierung unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt am Main 1972.
- Niclauss, Karlheinz, Demokratiegründung in Westdeutschland. Die Entstehung der Bundesrepublik von 1945-1949, München 1974.
- Nikolaev, P. A., PolitikaSSA, Anglii i Francii germanskom voprose 1945-1964, Moskau 1964.
- Noack, Paul, Deutschland von 1945 bis 1960. Ein Abriss der Innen- und Aussenpolitik, München 1960.
- , Deutsche Aussenpolitik seit 1945, Stuttgart (West-) Berlin/Köln 1972.
- Nyman, Ole, Der westdeutsche Föderalismus. Studien zum Grundgesetz, Stockholm (1960).
- Paff, Werner, Wandlungen der sozialdemokratischen Programmatik in der Nachkriegszeit, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1969, Heft 3.
- , Zur Genesis sozialdemokratischer Reformpolitik in der Nachkriegszeit, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1970, Heft 5.
- Die westdeutschen Parteien 1945-1965. Ein Handbuch, Berlin 1966.
- Parteien in der Bundesrepublik. Studien zur Entwicklung der deutschen Parteien bis zur Bundestagswahl 1953 (Schriften des Instituts für politische Wissenschaft, Bd. 6), Stuttgart und Düsseldorf 1955.
- Peck, Joachim, Dr. Konrad Adenauer 1917-1952, Berlin 1952.
- Perlo, Victor, Das Reich der Hochfinanz, Berlin 1960.
- Pirker, Theo, Die blinde Macht. Die Gewerkschaftsbewegung in Westdeutschland. Erster Teil 1945-1952. Vom Ende des Kapitalismus zur Zähmung der Gewerkschaften, München (1960).
- , Die SPD nach Hitler. Die Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands 1945-1964, München 1965.
- Piskol, Joachim, Konzeptionelle Pläne und Massnahmen der deutschen Monopolbourgeoisie für den Übergang vom imperialistischen Krieg zum imperialistischen Frieden und zur Rettung ihrer Machtgrundlagen aus der faschistischen Niederlage (1943-1945), Phil. Diss., Berlin 1972 (MS).
- Plener, Ulla, Kurt Schumachers Konzeption demokratischer Politik – die Grundlage seiner antikommunistischen Politik (1945/1946), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1966, Heft 5.
- , Die Bestrebungen in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands für die Verständigung der deutschen Arbeiterparteien 1947/1948, in: Für die Aktionseinheit der deutschen Arbeiterklasse 1945-1964, Berlin 1964.
- , Der bürgerliche Inhalt sozialdemokratischer Machtauffassungen, dargestellt anhand der Auseinandersetzungen um Verfassungsfragen, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1969, Heft 3.

- , Die Rolle der Sozialdemokratischen Partei in den Westzonen im Kampf zwischen Imperialismus und Sozialismus in Deutschland in den Jahren 1946-1947. Phil. Diss., Berlin 1969.
- , Zum ideologisch-politischen Klärungsprozess in der SPD der sowjetischen Besatzungszone 1945, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1972, Heft 1.
- , Zur antikommunistischen Aktivität rechtssozialdemokratischer Führer in der Arbeiterklasse der BRD, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1973, Heft 5.
- , Die SPD und die Spaltung Deutschlands (1945-1949), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1974, Heft 6.
- Die Auswärtige Politik der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Auswärtigen Amt unter Mitwirkung eines wissenschaftlichen Beirats, Köln 1972.
- Potthoff, Erich, Der Kampf um die Montan-Mitbestimmung, Köln-Deutz (1957).
- Prittie, Terence, Konrad Adenauer. Vier Epochen deutscher Geschichte, Stgt. 1971.
- Pritzkolet, Kurt, Die neuen Herren, Wien, München, Basel 1955.
- , Das kommandierte Wunder. Deutschlands Weg im zwanzigsten Jahrhundert, Wien/München/Basel (1959).
- Pünder, Tilman, Das Bizonale Interregnum. Die Geschichte des vereinten Wirtschaftsgebietes 1946-1949, Waiblingen 1966.
- Pünder, Hermann, Von Preussen nach Europa. Lebenserinnerungen, Stuttgart 1968.
- Rauch, Georg v./Meissner, Boris, Die deutsch-sowjetischen Beziehungen von 1917 bis 1967, Würzburg 1967.
- Rank, S., Der Neuaufbau der Gewerkschaftsbewegung in der britischen Besatzungszone und ihr Kampf um die Entmachtung des deutschen Monopolkapitals (Frühjahr 1946 bis Sommer 1946), Phil. Diss., Leipzig 1965.
- Regierung Adenauer 1949-1963. Hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Wiesbaden 1963.
- Reichardt, Fritz, Andreas Hermes, Neuwied am Rhein (1953).
- Reichelt, W.-O., Das Erbe der IG-Farben, Düsseldorf 1956.
- Reimann, Max, Wir Deutsche und das Ruhrstatut. Warum ich verurteilt wurde, Berlin 1949.
- , Entscheidungen 1945-1956, Frankfurt am Main 1974.
- Die zweite Republik. 25 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Richard Löwenthal und Hans-Peter Schwarz, Stuttgart 1974.
- Rexin, Manfred, Die Jahre 1945-1949, Hannover 1962.
- Richardson, James L., Deutschland und die NATO. Strategie und Politik im Spannungsfeld zwischen Ost und West, Köln und Opladen 1967.
- Ritter, Gerhard, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1955.
- Röpke, Wilhelm, Die deutsche Frage, 3. erw. Aufl., Erlenbach-Zürich 1948.
- Rosanow, German, Hitlers letzte Tage (Wahrheiten über den deutschen Imperialismus, Heft 12), Berlin 1963.
- Rossmann, Gerhard, Der Kampf der KPD um die Einheit aller Hitlergegner, Berlin 1963.
- Rothfels, Hans, Zeitgeschichtliche Betrachtungen. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1959.
- Rothstein, Andrew, Die moralisch-politische Niederlage des Einflusses des deutschen Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. 3, Berlin 1961.

- Rupp, Hans K., Ausserparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer. Der Kampf gegen die Atombewaffnung in den fünfziger Jahren, Köln 1970.
- Sapoznicenko, P. P., Politika Bonna ugroza bezopasnosti v Evropi, Moskau 1962.
- Sawicki, Jerzy, Als sei Nürnberg nie gewesen, Berlin 1958.
- Seider, J., Der Kampf um die Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Ruhrgebiet (1946), in: Beiträge zur Geschichte der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin 1961.
- Selbach, Josef, Konrad Adenauer – Bundestagsreden, Bonn (1967).
- Selbmann, Fritz, Die Währungsreform im Jahre 1948 und die «Berliner Blockade», ihre Bedeutung für die Spaltung Deutschlands, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1972, Heft 2.
- Senin, M. V., Nemcy i Evropa, Moskau 1968.
- Sethe, Paul, Deutsche Geschichte im letzten Jahrhundert, Frankfurt am Main 1960.
- Sherwood, Robert E., Roosevelt und Hopkins, Hamburg 1948.
- Shuman, Frederick L., International Politics. The Destring of the Western State System, New York, Toronto, London 1948.
- Sofinskij, N. N., Bonn i Vasington, Moskau 1969.
- Sontheimer, Kurt, Grundzüge des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland, München 1971.
- , Bleek, Wilhelm, Die DDR. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Hamburg 1972.
- Squires, Richard, Auf dem Kriegspfad, Berlin 1951.
- Sverdlov, G. M., London i Bonn. Anglijskij imperializm i politika perevooruzenija FRG (1955-1963), Moskau 1963.
- Synopse zur Deutschlandpolitik 1941-1973, bearbeitet von Werner Weber und Werner Jahn, Göttingen 1973.
- Schachtner, Richard, Die deutschen Nachkriegswahlen, München 1956.
- Schmelzer, Janis, Die Geheimdirektive JCS 1067, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, (Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe), 1958/59, Heft 6.
- Schmid, Carlo, Der Weg des deutschen Volkes nach 1945, (West-) Berlin (1966).
- Schmid, Eberhard, Die verhinderte Neuordnung 1945-1952. Zur Auseinandersetzung um die Demokratisierung der Wirtschaft in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1973.
- Schmidt, August, Lang war der Weg, Bochum 1958.
- Schmidt, Ute/Fichter, Tilman, Der erzwungene Kapitalismus. Klassenkämpfe in den Westzonen 1945-1948 (Rotbuch 27), 2. Aufl., Berlin 1972.
- Schröder, Otto, Der Kampf der SED in der Vorbereitung und Durchführung des Volksentscheides in Sachsen, Februar bis 30. Juni 1946, Berlin 1961.
- Schubert, Klaus v., Wiederbewaffnung und Westintegration. Die innere Auseinandersetzung um die militärische und aussenpolitische Orientierung der Bundesrepublik 1950, 1952, Stuttgart 1970.
- Schuster, Rudolf, Verfahrensvorschläge zur Wiedervereinigung Deutschlands 1949-1959, Bonn 1959.
- , Deutschlands staatliche Existenz im Widerstreit politischer und rechtlicher Gesichtspunkte 1945-1963, München 1963.
- Schwarz, Hans-Peter, Vom Reich zur Bundesrepublik. Deutschland im Widerstreit der aussenpolitischen Konzeptionen in den Jährender Besatzungsherrschaft 1945-1949, Neuwied/(West-) Berlin 1966.
- Schwarz, Siegfried, Wesen und Anfänge der antinationalen Integrationspolitik des deutschen Imperialismus nach 1945, in: Dokumentation der Zeit, Berlin 1963, Heft 279.

- Schwcring, Leo, Frühgeschichte der Christlich-Demokratischen Union, Recklinghausen 1963.
- Steltzer, Theodor, Sechzig Jahre Zeitgenosse, München 1966.
- Stenzl, Otto, Deutschland und die Welt. Zur Aussenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949-1963. Dokumente, München 1964.
- Stern, Leo, Die klerikal-imperialistische Abendlandideologie im Dienste des deutschen Imperialismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin, 1962, Heft 2.
- Stolper, Gustav, Die deutsche Wirklichkeit, Hamburg 1949.
- Stolper, Toni, Ein Leben in Brennpunkten unserer Zeit, Wien-(West-)Berlin-New York 1960.
- Stulz, Percy, Die separaten englisch-amerikanischen Waffenstillstandsverhandlungen mit den Hitler-Faschisten im März 1945, in: Deutsche Aussenpolitik, Berlin 1958, Heft 4.
- Teilung und Wiedervereinigung. Eine weltgeschichtliche Übersicht. Für die Ranke-Gesellschaft hrsg. von Günther Franz, Göttingen, (West-) Berlin, Frankfurt am Main, Zürich 1963.
- Teller, Hans/Thomas, Siegfried, Die Stellung der sozialdemokratischen Führung zur Gründung und Entwicklung der DDR, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1974, Sonderheft zum 25. Jahrestag der DDR.
- Thayer, Charles W., Die unruhigen Deutschen, (West-) Berlin, Stuttgart, Wien 1958.
- Thilenius, Richard, Die Teilung Deutschlands. Eine zeitgenössische Analyse, Hamburg 1957.
- Thomas, Siegfried, Entscheidung in Berlin. Zur Entstehungsgeschichte der SED in der deutschen Hauptstadt 1945/46, Berlin 1964.
- , Die sowjetische Deutschland-Note vom 10. März 1952 und eine verpasste Chance, in: 50 Jahre deutsch-sowjetische Beziehungen, Sonderheft Deutsche Aussenpolitik, Berlin 1967.
- , Imperialistische Aussenpolitik, in: Deutsche Aussenpolitik, Berlin 1970, Heft 3.
- , Zur aussenpolitischen Strategie des westdeutschen Imperialismus in der Periode seines Wiedererstehens (1949-1959), in: Deutsche Aussenpolitik, Berlin 1971, Heft 1.
- , Lange, Harald/Zimmermann, Fritz, Westdeutsche Sozialdemokratie und NATO (1954-1960), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1971, Heft 1.
- , Die ersten beiden Jahrzehnte Bonner Aussenpolitik in Geschichtsschreibung und Publizistik der BRD, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1972, Heft 10.
- , An der Wiege der BRD-Aussenpolitik. Aussenpolitische Vorstellungen in den westdeutschen bürgerlichen Parteien 1945/1946, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1975, Heft 1.
- Tönnies, Norbert, Der Weg zu den Waffen. Die Geschichte der deutschen Wiederbewaffnung 1949-1957, Köln 1957.
- Treue, Wilhelm, Die Demontagepolitik der Westmächte nach dem Zweiten Weltkrieg, Göttingen 1967.
- Truchanowski, Wladimir, Neueste Geschichte Englands 1917-1951, Berlin 1962.
- , Winston Churchill. Eine politische Biographie, Berlin 1974.
- Truman, Harry S., Memoiren, Bd. I, Das Jahr der Entscheidungen (1945), Stuttgart 1955.
- Turley, Hermann, Neoliberale Monopoltheorie und «Antimonopolismus». Ein Beitrag zur Aufdeckung des apologetischen Charakters des Neoliberalismus in Westdeutschland (Deutsche Akademie der Wissenschaften, Schriften des Instituts für Wirtschaftswissenschaft, Nr. 10), Berlin 1961.
- Turmwächter der Demokratie. Ein Lebensbild von Kurt Schumacher, hrsg. von Arno Scholz und Walther G. Oschilewski, 3 Bde., (West-) Berlin 1952-54.

Unbewältigte Vergangenheit. Handbuch zur Auseinandersetzung mit der ver-
deutschen bürgerlichen Geschichtsschreibung, Berlin 1971.

Ulbricht, Walter, Zur Geschichte der neuesten Zeit. Die Niederlage Hitlerdeutsch-
lands und die Schaffung der antifaschistisch-demokratischen Ordnung, Bd. 1,1.
Halbbd., Berlin 1955.

Varga, E., Die historischen Wurzeln der Besonderheit des deutschen Imperialismus,
Berlin 1946.

-, Grundfragen der Ökonomik und Politik des Imperialismus (nach dem Zweiten
Weltkrieg), Berlin 1955.

-, Der Kapitalismus des zwanzigsten Jahrhunderts, Berlin 1962.

Vinokurov, P., *Germanskij vopros i bezopasnost' Evropy*, Moskau 1955.

Vogel, G., *Diplomat unter Hitler und Adenauer*, Düsseldorf/Wien 1969.

Vogel, Walter, *Westdeutschland 1945-1950. Der Aufbau der Verfassungs- und Ver-
waltungseinrichtungen über den Ländern der drei westlichen Besatzungszonen*,
Teil I (Schriften des Bundesarchivs Nr. 2), Koblenz 1956 (MS); Teil II (Schriften
des Bundesarchivs Nr. 12), Boppard am Rhein 1964.

-/A. Frowein, *Erinnerungen an seine Tätigkeit im Deutschen Wirtschaftsrat bei der
britischen Kontrollkommission in Minden*, Boppard am Rhein 1968.

Vogelsang, Thilo, *Das geteilte Deutschland, neue Ausgabe in: Deutsche Geschichte
seit dem Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1973.

Volgin, P., *Aglja i Zapadnaja Germanija. Politika Anglii v voprose perevooruženija
Zapadnoj Germanii (1949-1955)*, Moskau 1957.

Vorwerk, Wilhelm, *Zur Neugründung der Arbeitgeberverbände nach 1945*, in: *Der
Arbeitgeber*, Düsseldorf, 1959, Nr. 1/2.

Vysockij, V. N., *Die deutsche Frage auf den Aussenministerkonferenzen des Jahres
1946*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Berlin 1974, Heft 4.

-, *Die deutsche Frage auf der Moskauer Aussenministerkonferenz 1947*, in: *Zeit-
schrift für Geschichtswissenschaft*, Berlin 1974, Heft 6.

-, *Unternehmen Terminal. Zum 30. Jahrestag des Potsdamer Abkommens*, aus dem
Russ., Berlin 1975.

Wagner, Wolfgang, *Die Teilung Europas. Geschichte der sowjetischen Expansion
bis zur Spaltung Deutschlands 1918-1945*, 2. Aufl., Stuttgart 1960.

-, *Europa zwischen Aufbruch und Restauration. Die europäische Staatenwelt seit
1945 (dtv.-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 14)* München 1968.

*Die Wahrheit über die Politik der Westmächte in der deutschen Frage (historischer
Abriss)*. Hrsg. von den Ministerien für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR
und der DDR, o. O. (1959).

Wallich, Henry C., *Triebkräfte des deutschen Wiederaufstiegs*, Frankfurt/M. (1955).

Warburg, James, *Deutschland – Brücke oder Schlachtfeld*, Stuttgart 1949.

Weber, Adolf, *Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. Gewerkschaften und Ar-
beitgeberverbände in Deutschland*, Tübingen 1954.

Weissbuch über die amerikanisch-englische Interventionspolitik in Westdeutsch-
land und das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus. Überreicht vom Natio-
nalrat der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, o. O., 1951.

Werth, Alexander, *Der zögernde Nachbar*, Düsseldorf 1957.

Wesemann, Fried, Kurt Schumacher, *Ein Leben für Deutschland*, Frankfurt/M.
1952.

Westphal, Hannelore, *Die Erhaltung der Grundlagen für die Wiederherstellung der
Herrschaft des deutschen Imperialismus in Westdeutschland*, in: *Die Nation*, Berlin
1960, Heft 1.

- Wettig, Gerhard, Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1945-1955. Internationale Auseinandersetzung um die Rolle der Deutschen in Europa, München 1967.
- , Parole der nationalen Einheit in der sowjetischen Deutschlandpolitik 1942-1967, Köln 1967.
- Weymar, Paul, Konrad Adenauer, Die autorisierte Biographie, München 1955.
- Wheeler, George S., Die amerikanische Politik in Deutschland (1945 bis 1950), Berlin 1958.
- Wieck, Hans G., Die Entstehung der CDU und die Wiedergründung des Zentrums. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Heft 2.) Düsseldorf 1953.
- , Christliche und Freie Demokraten in Hessen, Rheinland-Pfalz, Baden und Württemberg – 1945/46 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 10), Düsseldorf 1958.
- Wildemann, Rudolf, Partei und Fraktion. Ein Beitrag zur Analyse der politischen Willensbildung und des Parteiensystems in der Bundesrepublik (Schriftenreihe der Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik, Bd. 2), Meisenheim 1954.
- Winnacker, K., Nie den Mut verlieren. Erinnerungen an Schicksalsjahre der deutschen Chemie, Düsseldorf/Wien 1971.
- Winter, Heinz-Dieter, Der Kampf der Sowjetunion für ein einheitliches, friedliebendes und demokratisches Deutschland während des Grossen Vaterländischen Krieges, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, 1958/69, Heft 6.
- Wirth, Günther, Zur Entwicklung der Christlich-Demokratischen Union von 1945 bis 1950, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 1959, Heft 7.
- Witt, Kurt, Wie die Union entstanden ist, in: Bruno Dörpinghaus/Kurt Witt: Politisches Jahrbuch der CDU/CSU, 1. Jg. 1950, Frankfurt am Main 1950.
- Woodward, Llewellyn Sir, British Foreign Policy in the Second World War, London 1962.
- Wrede, Ch. v., Der Rechtsanspruch der Deutschen Bundesregierung auf völkerrechtliche Alleinvertretung Gesamtdeutschlands und die Hallstein-Doktrin, Berlin 1966.
- Wrobel, Karl, Traditionen des Kampfes westdeutscher Arbeiter um die Aktionseinheit der Arbeiterklasse 1945/1946, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1960, Heft 1.
- , Dokumentedes Kampfes westdeutscher Arbeiter um die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands nach dem Gründungsparteitag der SED, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Sonderheft 1961.
- Wunsch, Günther, Über Entstehung und Rolle der sogenannten Vertriebenen- und Flüchtlingsverbände in den Westzonen bis 1949, in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5, Berlin 1962.
- Zaletnyj, A. F., Militarizacija FRG, Moskau 1969.
- Zapadnaja Evropa i SSA. Ocerk politiceskich vzaimootnosenij, Moskau 1968.
- Ziebura, Gilbert, Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945, Pfullingen 1970.
- Zimmermann, Fritz, SPD und Eigentum. Zur Stellung der Führung der SPD zum Privateigentum an Produktionsmitteln in der Periode der Vorbereitung des Godesberger Programms, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1972, Heft 5.

Personenregister

- Abs, Hermann Josef 389, 390
Acheson, Dean G. 76, 354, 358, 359, 360, 410, 416, 454, 461
Adenauer, Konrad 99, 103, 110, 112, 131, 137, 157, 158, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 190, 191, 192, 196, 197, 198, 200, 201, 203, 237, 241, 242, 243, 273, 277, 280, 281, 282, 290, 340, 341, 342, 348, 351, 353, 365, 366, 367, 368, 371, 373, 377, 378, 379, 380, 384, 387, 389, 393, 395, 397, 398, 402, 406, 407, 409, 411, 412, 414, 415, 416, 419, 420, 421, 424, 425, 426, 428, 431, 434, 437, 443, 447, 451, 453, 454, 456, 457, 458, 460, 461, 463, 464, 465, 466, 467, 469, 471, 473, 475, 477, 478, 486, 487
Agartz, Viktor 135, 232
Agatz, Willi 221
Albers, Johannes 52, 197, 198, 335
Allemann, Fritz René 345
Allen, James S. 67, 69
Alphand, Hervé 347
Altmaier, Peter 366
Ambros, Otto 326
Amelunxen, Rudolf 130, 131
Andree, Joseph 180
Angenfort, Jupp 437
Anspacher, John 328
Arnold, Karl 197, 198, 243, 244, 294, 315, 335, 336
Arndt, Adolf 436
Attlee, Clement 72
Augstein, Rudolf 340, 409

Balfour, Michael 99, 137, 146, 147
Baring, Arnulf 430, 456, 457
Barracrough, John A. 293
Baruch, Bernard M. 68, 69, 70, 71
Berg, Fritz 389, 391, 438
Berge, Wendell 67
Besson, Waldemar 394
Bevin, Ernest 214, 253, 254, 255, 296, 302, 303, 358, 359, 361, 416
Bidault, Georges 298, 402
Binder, Paul 289

Bishop, W. H. A. 330
Blank, Theodor 198, 417, 430, 431
Blankenhorn, Herbert 387
Blücher, Franz 176, 389
Bock 330
Böckler, Hans 85, 86, 227, 230, 235, 406, 442, 447
Böhm, Hans 85, 227
Bornewasser 130
Borosnjak, Alexander 57
Bosch 89
v. Brentano, Heinrich 458, 466
Brill 149
Brockmann, Johannes 175
Brown, Lewis H. 260
Brüning, Heinrich 179, 299
Bücher, Hermann 326
Bütefisch 114
Burnham, James 410
Byrnes, James F. 76, 78, 206, 207, 208, 214

Carlebach, Emil 169
Churchill, Winston S. 64, 65, 87, 97, 189, 205, 214, 414, 478
Clay, Lucius D. 70, 71, 218, 256, 257, 258, 263, 266, 297, 298, 301, 306, 309, 313, 321, 327, 330, 331, 349
Conze, Werner 282, 288, 466
Cornides, Wilhelm 214, 249, 253, 257, 261
Czempiel, Ernst-Otto 490

Dahrendorf, Gustav 299
Dehler, Thomas 175, 176
Deist, Heinrich 134
Dietrich, Hermann 212
Dinkelbach, Heinrich 105, 106, 107, 114, 134, 229, 230, 233, 236, 237
Dirks, Walter 49
Dönitz, Karl 97
Dörpinghaus, Bruno 49
Drögemüller, Alfred 311
Dulles, Allan W. 77, 83
Dulles, John Foster 77, 78, 205, 214, 215, 411, 461, 478, 479

- Ebert, Friedrich 324
 Ebsworth, Raymond 81
 v. Eckardt, Felix 477, 486
 Eden, Anthony 454, 479
 Edinger, Lewis J. 84
 Ehard, Hans 275, 285, 286, 287, 299, 366
 Ehlers, Hermann 470
 Eisenhower, Dwight D. 70, 432, 455, 461
 Erhard, Ludwig 272, 273, 274, 275, 299, 318, 319, 389, 406, 451
 Erier, Fritz 384
 Ersing, Josef 180
 Eschenburg, Theodor 388
 Etzel, Franz 335
 Euler, August Martin 175, 176, 264

 Fechner, Max 37
 Fertsch 175
 Fette, Christian 443, 451
 Fichter, Tilman 21, 224
 Ficker, Ludwig 43
 Fisch, Walter 436
 Fischer, Heinrich 264
 Fischer, Kurt 287
 Flach, Karl Hermann 387
 Fleming, Denna F.
 Flick 96, 114, 326, 431, 440
 Föcher, Mathias 442
 Foelz-Schroeter, Marie-Elise 289
 Forrestal, James V. 76
 François-Poncet, André 370
 Freitag, Walter 443
 Friedländer, Ernst 464
 Frings, Josef 192
 Frohne, Edmund 299
 Frowein, Abraham 135, 146
 Fuchs, Hans 130, 131
 v. Fürstenau, Justus 144

 v. Galen, Clemens August Graf 130
 Galkin, A. A. 20
 de Gasperi, Alcide 402
 de Gaulle, Charles 63, 64, 399, 414
 Gaus, Günter 460
 Gebhardt, Gerhard 133
 Gerst, Wilhelm K. 169
 Gimbel, John 71, 80, 330, 331
 Globke, Hans Maria 388
 Gockeln, Joseph 198
 Goebbels, Josef 66

 Goerdeler, Carl 90, 91, 92, 179
 Göring, Bernhard 38
 Goldhammer, Ludwig 43
 Gollwitzer, Helmuth 485
 Grewe, Wilhelm G. 340, 387, 456, 463
 Grossmann 169
 Grotewohl, Otto 37, 38, 163, 292, 376, 377, 378, 464, 465
 Grünewald, Wilhard 289
 Guderian 433

 Hagen, Lorenz 85
 Halder, Franz 304, 433
 Hallstein, Walter 406, 464
 Hamacher, Wilhelm 175
 Hanrieder, Wolfram F. 408
 Harriman, Averell W. 76, 260
 Harris-Burland, W. 134
 Hartmann, Alfred 299
 Hehemann 232
 Heine, Heinrich 156
 Heinemann, Gustav W. 397, 413, 415, 422, 427, 468
 Heining, Horst 123
 Hellwege, Heinrich 173
 Hellwig, Fritz 335
 Henle, Günter 264, 389, 390, 404
 Henssler 44, 235, 329
 Hermes, Andreas 46
 Hermsen 141
 Heusinger, Adolf 417, 425, 430, 431
 Heuss, Elli 259
 Heuss, Theodor 175, 176, 259, 284, 290, 345, 367, 368, 412, 465
 Hilpert, Werner 180, 201, 366
 Hitler, Adolf 95, 220, 432, 433
 Höcker, Wilhelm 287
 Hoegner, Wilhelm 43, 44, 83, 183
 vom Hoff, Hans 442
 Hoffmann, Johannes 399
 Hoover, Herbert C. 76, 259
 Hopkins, Harry 76
 Horowitz, David 247
 Hübener, Erhard 287

 ligner, Max 326
 Inosemzew, Nikollay 66

 Jaeger, Wilhelm 173
 Jaenecke, Heinrich 164

- Jarres, Karl 105, 232
 Jaspers, Karl 364, 388
 Jones, Rüssel 304
- Kaden, Albrecht 45
 Kaisen, Wilhelm 44, 288, 315, 366
 Kaiser, Jakob 46, 52, 180, 181, 182,
 281, 282, 290, 397
 Karl, Albin 85
 Kather, Linus 193, 194
 Keiderling, Gerhard 63
 Kempner, Robert M. 327
 Kesseböhmer 141
 Kielmannsegg, Johann Adolf Graf 430
 Kilgore 34, 67, 68, 70, 71, 390
 Kingsbury-Smith, Joseph 399
 Kirkpatrick, Ivone 370
 Knappstein, Karl-Heinrich 49
 Knothe 44, 169
 Koch, Waldemar 46
 Köhler, Erich 299, 466
 Köhler, Heinrich 180
 Koenig, Pierre 282, 301, 309
 Kogon, Eugen 49
 Kopf, Hinrich Wilhelm 315
 Kost, Heinrich 114, 132, 133, 250
 Kosthorst, Erich 466
 Kröpelin, Karl 46
 Krone, Heinrich 46
 Krupp 44, 113, 114, 116, 122, 133,
 238, 268, 326, 327, 431, 440
 Külz, Wilhelm 46, 284
 Küster, August 115
 Kuss 107
 Kuczynski, Jürgen 338
- Lange, Max Gustav 170
 Ledwohn, Josef 437
 Lehmann, Helmut 38
 Lehr, Robert 131, 177, 184, 230, 237,
 415, 427, 432, 437
 Lemmer, Ernst 46, 290
 Lenin, Wladimir Iljitsch 37, 147, 156
 Liebe, H. 126
 Lieutenant, Arthur 46
 Lobe, Paul 353
 Löwenthal, Richard 172, 388, 490
 Löwke, Udo 459
 Luda, Manfred 183
 Ludwig, Adolf 85
- Lübke, Heinrich 194, 195, 212
 Lukaschek, Hans 46
- MacNeil, Hector 294
 Maier, Reinhold 176, 315
 Manstein 433
 Marshall, Georg C. 248, 249, 250, 251,
 252, 261, 265, 266, 267, 296, 297,
 301, 303, 305, 307, 382, 396, 400,
 405, 412
 Marx, Karl 156
 Matthiessen, Ernst 265
 Mayer, Ernst 176, 284
 McCloy, John J. 76, 326, 370, 396,
 423, 431, 432, 466
 McNarney 209
 Meinecke, Friedrich 100
 Meitmann 44
 Menzel, Walter 142, 342
 Middelhauve, Friedrich 176
 Mikolajczyk, Stanislaw 245
 Molotow, W. M. 249, 252, 259, 297,
 474
 Moltke, Kai 66
 Monnet, Jean 402
 Montgomery, Bernard 65, 82, 84
 Mommsen, Wilhelm 237
 Müller, Josef 180, 243
 Müller, Max Carl 133
 Mueller, Rudolf 270, 271, 272
 Müller-Armack, Alfred 272, 274
 Murphy, Robert D. 256, 257, 362
 Muthesius, V. 272
- Naumow, Pawel 411
 Nebgen, Elfried 466
 Neil, Hector Mac 294
 Newman, James 223, 330
 Niemöller, Martin 145, 422, 427
 Niethammer, Lutz 130, 337
 Nitze, Paul H. 76
 Nölting, Erich 142
 Norden, Alfred 265
 Nuschke, Otto 46, 292
- Oberländer, Theodor 388
 Ollenhauer, Erich
 374, 412, 460, 478, 485
 Orlopp, Josef 38
 Ostrop 137
- Paul, Hugo 294, 343
 Paul, Rudolf 287

Peck, Joachim 99
 Petersen, Otto 133
 Perkins, George W. 76
 Pfeiffer, Anton 143
 Pferdenges, Robert 122, 177, 237,
 264, 367, 389, 390, 391
 Philip, André 414
 Pieck, Wilhelm 22, 163, 376, 377, 465
 Pirker, Theo 447, 486
 Piskol, Joachim 96
 Pleven, René 418, 455
 Poensgen 116
 Potthoff, Erich 39
 Preusker, Viktor Emanuel 272
 v. Prittwitz und Gaffron, Friedrich 180
 Pritzkolet, Kun 203, 319, 320
 Pünder, Hermann 299, 318, 362, 363

 Ramadier, Paul 250
 Rau, Heinrich 362
 Raymond, Jack 265
 Raymond, Walter 391
 Reger, Erik 108, 117, 137, 138
 Reibel, Wilhelm 85
 Reichelt, Werner Otto 332
 Reimann, Max 219, 295, 343, 374
 Renner, Heinz 44, 131, 132, 294, 323,
 343, 348, 353, 371, 374
 Reusch, Georg 85, 443, 485
 Reuter, Ernst 324, 362, 366
 Reuter, Franz 332
 Reuter, Georg 85, 443, 485
 v. Ribbentrop 387
 Richardson, James 474
 Richter, Willi 85
 Rische, Fritz 437
 Ritter, Gerhard 90, 100, 101
 Robertson, Brian 263, 266,
 298, 301, 309, 313, 370
 Rodemann 169
 Röchling 114
 Röpke, Wilhelm 176, 272, 273, 274
 Roosevelt, Franklin Delano 75, 76, 205
 Rosenberg, Ludwig 405, 442
 Rosshäupter, Albert 43, 44
 Rothfels, Hans 21, 28
 Rudert, Arno 169

 Schaeffer, Fritz 83, 130, 389
 Schaeven, Peter 49
 Schalfjew, Eduard 300, 389
 Scharnitzel, Theodor 49, 50
 Schamberg, Hugo 390
 Schlange-Schöningen, Hans 179, 212,
 220, 221, 264, 299
 Schleicher, Markus 85, 227, 228
 Schlimme, Herrmann 38
 Schmid, Carlo 342, 366, 423
 Schmidt, August 221, 222, 443
 Schmidt, Eberhard 441
 Schmidt, Ute 21, 224
 Schmitt, August 143
 Schmitt, Heinrich 143
 Schmitz, Hermann 326
 Schniewind, Otto 264
 v. Schnitzler, Georg 326
 Schöne 128
 Schreiber, Walther 46
 Schubert, Hans 264, 299
 Schumacher, Kurt 37, 45, 46, 85, 152,
 153, 154, 156, 157, 158, 161, 162,
 163, 171, 172, 216, 265, 266, 277,
 281, 283, 368, 371, 398, 423, 424,
 425, 459, 460, 461
 Schuman, Robert 354, 358, 360,
 361, 399, 400, 401, 402, 403, 404,
 405, 412, 415, 416, 419, 420, 423,
 425, 439, 454, 455
 Schwarz, Hans-Peter 172, 202, 247,
 259, 282, 490
 v. Schwerin, Graf 417, 418, 425, 430
 Schwering, Leo 49, 50
 Seebohm, Hans-Christoph 345, 352,
 389
 Seifert, Wolfgang 437
 Semler, Johannes 264
 Sethe, Paul 254
 Setzkorn 169
 Sherwood, Robert E. 76
 Siemer 93
 Simpfendörfer, Wilhelm 180
 Sokolowski, Wassilij 211, 309, 320
 Sommer, Theo 422
 Spaak, Paul-Henri 402
 Speer, Albert 90, 95, 97, 135
 Speidel, Hans 340, 411, 417, 425, 430,
 431
 Spennrath, Fritz 281
 Spliedt, Franz 85
 Springorum 116
 Squires, Richard 72
 Stahl, Rudolf 91, 97

Stalin, Josef Wissarionowitsch 78
 Steinhoff, Karl 44, 287
 Steltzer, Theodor 46, 92, 180
 Sticker 402
 Stimsons, Henry L. 76
 Stinnes, Hugo 146
 Stock, Christian 366
 Stolper, Gustav 259
 Storch, Anton 299
 Strauss, Franz Josef 462
 Strauss, Walter 300
 Strunk, Heinrich 197, 198

 Taft, Robert A. 76, 215
 Tarnow, Fritz 85, 227
 Taylor, Telford 327
 Teitgen 415
 Ter Meer, Fritz 326, 431
 Thayer, Charles W. 107
 Thedieck, Franz 433
 Thyssen 116
 Truman, Harry S. 69, 70, 76, 78, 79,
 80, 205, 246, 259, 305, 340, 461
 Tsaldaris 245

 Ulbricht, Walter 163

 Vandenberg, Arthur H. 76, 77, 215
 Venedy, Hans 163

 Vogel, Walter 299
 Vogelsang, Thilo 28, 337, 490
 Volle, Hermann 253, 257
 Vorwerk, Wilhelm 118

 Wallace, Henry A. 205
 Walter 329
 Warsch, Wilhelm 49
 Wascher, Rudi 226
 Weber, Alfred 485
 Wehner, Herbert 460
 Wehrhahn 389
 Weimann, Richard 37
 Weitz 179
 Wellhausen, Hans 390
 Welty, Eberhard 93, 94
 Werkmeister, Karl 135
 Westrick, Ludger 389
 Wesemann, Fried 157, 160, 161
 Wessel, Helene 175
 Wettig, Gerhard 412, 417, 425, 432
 Wieck, Hans Georg 182, 283, 289
 Wildenmann, Rudolf 177
 Witt, Kurt 49
 Weymar, Paul, 184, 420
 Wyschinski, Andrej 358, 360

 Zangen, Wilhelm 146
 Zimmermann, Karl 178

Geschichte • Zeitgeschichte

Joachim Streisand

Deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart

Eine marxistische Einführung

484 Seiten, DM 9,80

Dem wachsenden Bedürfnis nach einem eindeutig an Fortschritten in der deutschen Geschichte orientierten Überblick wird zurzeit kein Historiker so gerecht wie Joachim Streisand, der leichte Lesbarkeit mit historischer Akribie zu verbinden versteht. Hauptprobleme und Wendepunkte der deutschen Geschichte treten scharf hervor: die Herausbildung des ersten deutschen Reichs, die Entwicklung des Humanismus und der Reformation, die frühbürgerliche Revolution, die Befreiungskriege, die Revolution 1848, die Reichsgründung 1871, der Imperialismus, die deutsche Arbeiterbewegung u.a. m. Die Beschäftigung mit den Wendepunkten der deutschen Geschichte, mit den Knotenpunkten des Übergangs von einer Gesellschaftsordnung zur anderen wird besonders von der materialistischen Geschichtswissenschaft gefordert, zu deren bedeutendsten Vertretern Streisand zählt.

Reinhard Kühnl/Gerd Hardach (Hrsg.)

Die Zerstörung der Weimarer Republik

290 Seiten. DM 12,80

Die Weimarer Republik ist weder durch das «Votum der Wähler» noch durch die «Lasten des Versailler Vertrages» zugrunde gegangen. Sie ist nicht «zwischen Links- und Rechtsradikalen zerrieben» worden und auch nicht am «Versagen der politischen Mitte» oder des «allzu demokratischen Verfassungssystems» gescheitert. Tatsächlich wurde sie von angebbaren Kräften aus angebbaren Gründen zielbewusst zerstört. Diese Kräfte werden analysiert: in ihrer Struktur, ihren Interessen, ihren Zielen und ihrer politischen Strategie. Die Zerstörung der Weimarer Republik ist zugleich ein Lehrstück für die Gegenwart. Wie 1967 in Griechenland, 1973 in Chile und angesichts noch starker reaktionärer Kräfte in vielen anderen Ländern erkennbar geworden, ist die Demokratie auch heute von rechts her akut bedroht.

J. v. Freyberg/G. Fülberth/J. Harrer/B. Hebel-Kunze/H.-G. Hofschens/E. Ott/G. Stuby

Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1863-1975

Mit einem Vorwort von Wolfgang Abendroth

Zweite Auflage, 457 Seiten, DM 12,80

Ein historisches Handbuch, das in erster Linie Wert auf detaillierte Faktendarbietung legt. Die erste zusammenfassende Geschichte der deutschen Sozialdemokratie seit Wolfgang Abendroths «Aufstieg und Krise der deutschen Sozialdemokratie». Schwerpunkte des Buches: die Entstehung des Revisionismus, die Politik der SPD in der Weimarer Republik, Emigration und Widerstand, Entwicklung der Partei in den ersten Nachkriegsjahren (1945-1949) sowie Entwicklungsprozesse und politische Positionen der SPD seit Bestehen der Bundesrepublik. Der Geschichte der SPD in der BRD gilt dabei besondere Aufmerksamkeit.

Pahl-Rugenstein

Geschichte • Zeitgeschichte

Udo Mayer/Gerhard Stuby (Hrsg.)

Die Entstehung des Grundgesetzes

Beiträge und Dokumente, 338 Seiten, DM 14,80

Dieses Buch bietet Materialien und Dokumente für eine Verfassungsgeschichte der BRD. Es umreißt die ambivalente Entstehung des Grundgesetzes: einerseits Dokument der Spaltung Deutschlands, andererseits Rahmenkompromiss zwischen Anhängern einer sozialistischen Gesellschaftsordnung und Verfechtern traditioneller privater Eigentumsverhältnisse. Die Autoren untersuchen die Gründe für das Scheitern der Bildung einer einheitlichen deutschen Republik. Sie analysieren die Widersprüche bei der Beratung des Grundgesetzes und gehen an dessen Strukturelementen der demokratischen und antifaschistischen Intention der Verfassungsgesetzgeber nach.

Udo Mayer/Gerhard Stuby (Hrsg.)

Das lädierte Grundgesetz

Beiträge und Dokumente zur Verfassungsgeschichte 1949-1976, 364 Seiten, DM 14,80

Die Geschichte der Verfassung von 1949 bis heute ist zugleich auch eine Geschichte von Verfassungsbrüchen und Verfassungsverletzungen. Die Chronologie beginnt mit dem Verbot der KPD, den strafrechtlichen Verfolgungen der antimilitaristischen Opposition in den fünfziger Jahren, dem Verbot der von der SPD beantragten Volksbefragung zur Atombewaffnung, der Einschränkung der Koalitionsfreiheit und endet schliesslich bei der Notstandsgesetzgebung und den Berufsverboten. Die Autoren zeigen die politischen Zusammenhänge auf, die für die Träger der Macht in der BRD jeweils Anlass zu Verfassungsbruch oder Verfassungsbeugung waren. Der Band analysiert und dokumentiert ferner den Kampf der demokratischen Kräfte um die Sicherung und die Erhaltung des im Grundgesetz verankerten Friedensgebots mittels der Ostverträge und der Prinzipien von Helsinki.

Frank Deppe/Georg Fülberth/Jürgen Harrer (Hrsg.)

Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung

Zweite Auflage. 480 Seiten, DM 12,80

Gesamtüberblick über die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Stets ist der sozialgeschichtliche Hintergrund in die Darstellung der Organisationsgeschichte mit einbezogen. Besonderes Gewicht liegt auf Zeiträumen und Problemen, die in anderen Gesamtdarstellungen vernachlässigt oder übergangen werden: das Verhältnis von politischem und ökonomischem Kampf unter jeweils konkreten Bedingungen; die Gewerkschaftstheorie von Marx und Engels; die freien Gewerkschaften im ersten Weltkrieg, in der Novemberrevolution, in der Weltwirtschaftskrise nach 1929; gewerkschaftlicher Widerstand gegen den Faschismus; gewerkschaftlicher Wiederaufbau und die Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche Neuordnung nach 1945; die DGB-Politik in den fünfziger und sechziger Jahren; die Gewerkschaften von der Rezession 1966/67 bis zur gegenwärtigen Wirtschaftskrise.

«Dieses Handbuch, dem im Hinblick auf Reichweite der Analyse sowie der Materialbasis kein entsprechendes Werk herrschender Wirtschaftswissenschaft gegenübersteht, belegt wieder einmal, dass der wissenschaftliche Mut, angesichts der brennenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen in der Krise eine Realanalyse vorzulegen, ausgesprochen dünn gestreut ist. Es kann als erste, eindrucksvolle Alternativstudie zur Begutachtungspraxis des ‚Sachverständigenrats‘ interpretiert werden. *

Frankfurter Rundschau

Gesellschaft im Konkurs? Handbuch zur Wirtschaftskrise in der BRD

Herausgegeben von Jörg Huffs Schmid und Herbert Schui
Zweite, erweiterte Auflage 1977, 538 Seiten, DM 16,80

Bedingungen der Krise

Historischer Hintergrund und gesetzmässige Entwicklung der Wirtschaftskrise in der BRD

Verlauf der Krise

Monopolisierung in der Krise
Destabilisierung durch den Weltmarkt?
Strukturprobleme und Krise (Bau- und Textilindustrie)
Demontage des Lebensniveaus

Erklärungen der Krise

Zur Krisenanalyse der herrschenden Wirtschaftswissenschaft, der Bundesregierung, der Opposition und der Unternehmerverbände
Krise und Reformverzicht

Politik in der Krise

Krisenverschärfende Politik der Bundesbank
Antikrisenpolitik der Bundesregierung
Gewerkschaftliche Politik und Programmatik gegen Lohnabbau und Arbeitslosigkeit

Demokratische Alternativen und Perspektiven im Kampf gegen die Krise

- 1 *Holz* Utopie und Anarchismus. 134 S. Vergr.
- 2 Sozialdemokratie und Sozialismus heute. 230 S. Vergr.
- 3 *Beyer* Tendenzen bundesdeutscher Marxbeschäftigung. 151 S. Vergr.
- 4 *Rose* Konvergenz der Systeme. 214 S. DM 9,80
- 5 *Beyer* Vier Kritiken: Heidegger, Sartre, Adorno, Lukács. 232 S. DM 9,80
- 6 *Bamberg* Militärseelsorge in der Bundeswehr. 304 S. DM 9,80
- 7 *Nazari* Das iranische Erdöl. 217 S. DM 9,80
- 8 *Rilling* Kriegsforschung u. Vernichtungswissenschaft in der BRD. 312 S. Vergr.
- 9 *Lewan* Der Nahostkrieg in der westdeutschen Presse. 179 S. Vergr.
- 10 *Kramer* Reform und Revolution bei Marx und Engels. 201 S. DM 9,80
- 11 *Ley/Müller* Kritische Vernunft und Revolution. 267 S. Vergr.
- 12 *Deppe* Das Bewusstsein der Arbeiter. 3. Aufl. 339 S. DM 12,80
- 13 *BRD-DDR* Vergleich der Gesellschaftssysteme. 6. Aufl. 442 S. DM 12,80
- 14 *Halfmann* Das Konzept der deutschen Rechten: F. J. Strauss. 239 S. DM 9,80
- 15 *Bredow* Kriegsdienstverweigerer heute. 168 S. Vergr.
- 16 *Czichon* Wer verhalf Hitler zur Macht? Dokumente. 4. Aufl. 104 S. DM 9,80
- 18 *Schwamborn* Handbuch für Kriegsdienstverweigerer. 4. Aufl. 159 S. DM 9,80
- 19 *Boris u.a.* Chile auf dem Weg zum Sozialismus. 289 S. Vergr.
- 20 *Werner (Hg.)* Christen und Revolution. 154 S. DM 9,80
- 21 *Schuon* Wissenschaft, Politik. 208 S. DM 12,80
- 23 *Deppe u.a.* Das Bewusstsein der Intelligenz. 384 S. DM 14,80
- 25 *Priester* Der italienische Faschismus 336 S. DM 12,80
- 27 *Lange* Wissenschaftlich-technische Intelligenz. 237 S. DM 12,80
- 28 *Rau* Verfall der bürgerlichen Ökonomie. 280 S. DM 12,80
- 29 *Kempe* SPD und Bundeswehr. 280 S.
- 30 Die Sozialdemokratie. Neue sowjetische Analysen. 126 S. DM 9,80
- 31 *Rau* Koexistenz und Revolution. 199 S. DM 12,80
- 32 *Matthiessen* Kritik des Maoismus. 216 S. DM 9,80
- 33 *Hervé* Studentinnen in der BRD. 206 S. DM 12,80
- 34 *Bredow (Hg.)* Zum Charakter internationaler Konflikte. 195 S. Vergr.
- 36 *Balzer* Klassengegensätze in der Kirche. 2. Aufl. 296 S. DM 14,80
- 37 Wissenschaft und Demokratie. BdWi-Protokoll. 142 S. DM 9,80
- 38 *Opitz* Sozialliberalismus 1917-1933. 304 S. DM 14,80
- 39 *Casanova u.a.* Intellektuelle und Klassenkämpfe. 127 S. DM 12,80
- 40 BRD, Israel und die Palästinenser. 208 S. DM 9,80
- 41 *Quiniou* Marxismus und Informatik. 180 S. DM 12,80
- 42 Medizin und gesellschaftlicher Fortschritt. 424 S. DM 14,80
- 43 Kampf gegen das Berufsverbot. Dokumentation. 384 S. Vergr.
- 44 *Cagin* Der subjektive Faktor. 256 S. DM 12,80
- 45 *Haug* Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital“. 2. Aufl. 200 S. DM 12,80
- 46 *Bredow (Hg.)* Folgen der Abrüstung. 210 S. DM 12,80
- 47 *Hanstein* Körperliche und geistige Arbeit. 236 S. DM 14,80
- 48 *Sorg* Marxismus und Protestantismus. 237 S. DM 14,80
- 49 *Oppolzer* Entfremdung und Industriearbeit. 304 S. DM 19,80
- 50 *Hahn* Probleme der marxistischen Soziologie. 348 S. DM 14,80
- 51 *Beyer* Hegel. Zwischen Phänomenologie und Logik. 348 S. DM 19,80
- 52 *Kramer* Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft. 2. Aufl. 280 S. DM 14,80
- 53 *Deppe (Hg.)* Arbeiterbewegung und westeurop. Integration. 368 S. DM 14,80
- 54 *Räusche!* Die BASF. Ein multinationaler Konzern. 264 S. DM 9,80

- 55 *Abendroth u.a.* Sozialdemokratie und Sozialismus. 284 S. DM 12,80
56 *Doernberg u.a.* Probleme des Friedens. 357 S. DM 17,80
57 *Elsner* EWG – Antwort der Gewerkschaften. 208 S. DM 9,80
58 Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 2. Aufl. 457 S. DM 12,80
59 *Krysmanski/Marwedel (Hg.)* Krise in der Soziologie. 294 S. DM 12,80
61 *Menschikf (Hg.)* Grundlagentexte. Emanzipation d. Frau. 2. Aufl. 432 S. DM 12,80
62 *Kühnl (Hg.)* Der deutsche Faschismus. 3. Aufl. 530 S. DM 9,80
64 *Tjaden-Steinhauer* Bewusstsein der Arbeiter. 183 S. DM 12,80
65 *Hofschen u.a.* SPD im Widerspruch. 184 S. DM 12,80
66 *Mayer/Stuby (Hg.)* Entstehung des Grundgesetzes. 338 S. DM 14,80
67 *Buhr/Irrlitz* Der Anspruch der Vernunft. 280 S. DM 14,80
68 Materialismus – Wissenschaft u Weltanschauung i. Fortschritt. 209 S. DM 12,80
69 *Niemöller* Reden, Predigten, Denkanstöße 1964-1976. 294 S. DM 14,80
70 *Wagner* Recht als Widerspiegelung. 195 S. DM 12,80
71 Zerstörung der Demokratie durch Berufsverbote. 2. Aufl. 396 S. Vergr.
72 *Huffschmid/Schui (Hg.)* Gesellschaft im Konkurs? 2. Aufl. 540 S. DM 16,80
73 *Badstübner/Thomas* Restauration und Spaltung. 512 S. DM 12,80
74 *FAD* Schwangerschaft und der neue § 218. 204 S. DM 9,80
75 *Meyer (Hg.)* System der UdSSR. Quellenband. 460 S. DM 14,80
76 *Simon* Unternehmerverbände BDI, BDA, DIHT. 232 S. DM 9,80
77 *Haug* Kritik des Absurdismus: Sartre. 194 S. DM 9,80
79 *Haug* Der hilflose Antifaschismus. 4. Aufl. 180 S. DM 9,80
81 *Kahl* Positivismus als Konservatismus: Topitsch. 301 S. DM 14,80
82 *Butterwegge* Alternativen der Wirtschaftslenkung. 155 S. DM 9,80
84 *Hinrichs/Peter (Hg.)* Industrieller Friede? Textsamml. 298 S. DM 12,80
85 *Meyer-Renschhausen* Energiepolitik in der BRD. 2. Aufl. 165 S. DM 12,80
86 *Bayertz/Schleifstein* „Kritische Vernunft“: Karl Popper. 2. Aufl. 270 S. DM 14,80
87 *Menschik* Feminismus. Geschichte, Theorie, Praxis. 282 S. DM 12,80
88 *Kühnl/Hardach (Hg.)* Zerstörung der Weimarer Republik. 290 S. DM 12,80
89 *Apel* Umfrage UdSSR und Offener Brief an Sacharow. 176 S. DM 9,80
90 *Deppe u.a. (Hg.)* Geschichte der Gewerkschaften. 2. Aufl. 480 S. DM 12,80
91 *Preiss* Humanisierung der Arbeitswelt. 132 S. DM 12,80
92 *Metscher* Kunst und sozialer Prozess. 240 S. DM 14,80
94 *Mannhardt/Schwamborn* Zivildienst Handbuch. 142 S. DM 9,80
95 *Buhr* Vernunft Mensch Geschichte. 383 S. DM 14,80
96 *Sandkühler (Hg.)* Betr.: Althusser. 225 S. DM 14,80
98 *Buhr/Kröber* Mensch Wissenschaft Technik. 340 S. DM 14,80
99 *Ahlemeyer/Schellhase (Hg.)* Soziologie. 120 S. DM 9,80
100 *Markov/Soboul* 1789 Die grosse Revolution der Franzosen. 480 S. DM 14,80
101 *Wir* Verfassungsfeinde. Bilddokumentation. 235 S. DM 12,80
102 *Axt* Staat und multinationale Konzerne in Westeuropa. 450 S. DM 14,80
103 *Tripp* Betr.: Piaget. 214 S. DM 14,80
104 *Lange* Technik im Kapitalismus. 170 S. DM 12,80
105 *Plath/Sandkühler (Hg.)* Theorie und Labor. 341 S. DM 14,80
106 *Butterwegge* Marxistische Staatsdiskussion. 225 S. DM 12,80
107 *Bauss* Studentenbewegung der sechziger Jahre. 353 S. DM 14,80
108 *Rückriem (Hg.)* Menschliche Natur. 340 S. DM 14,80
110 *Nürnberger* Verhandlungen: Chile. 263 S. DM 14,80
111 *Bracht u.a. (Hg.)* HRG. Hochschulpolitik. 360 S. DM 12,80

Blätter für deutsche und internationale Politik

Die «Blätter» sind die auflagenstärkste und meistabbonnierte politisch-wissenschaftliche Monatsschrift in deutscher Sprache. Sie analysieren und dokumentieren wesentliche Fragen der Politik und Gesellschaft in der BRD, im westlichen und östlichen Ausland sowie in der Dritten Welt.

Ihre monatliche Chronik und ausführliche Dokumentation haben die «Blätter» zu einem beliebten Nachschlagewerk gemacht.

Die «Blätter» brachten u.a.:

- Georg Ahrweiler* • Zur Krise des Parlamentarismus
Richard Albrecht • Die «Unabhängigkeit» der Überwachung von Kernkraftwerken
Wolf Graf v Baudissin • Sicherheitspolitik im Entspannungsprozess
Bernt Engelmann • Szenario nach Filbinger
Detlef Hensche • Technische Revolution und Arbeitnehmerinteresse
Florence Hervé • Frauen und Politik
Hans Heinz Holz • Hat der Terrorismus eine theoretische Basis?
Jörg Huffschmid • Ökonomie der Abrüstung
Gerhard Kade • Widersprüche zwischen Westeuropa und den USA
Wolfgang Lefèvre • Zum Spontaneismus in der Studentenbewegung
Memorandum '78 • Alternativen der Wirtschaftspolitik
Joachim Petzold • War Hitler ein Revolutionär?
Hans Günter Schumacher • Bürgerinitiativen im Visier des Staatsschutzes
Rafael de la Vega Die spanische Gewerkschaftsbewegung
Roderich Wahsner • Bemerkungen zum Recht auf Arbeit

Einzelheft DM 5,30. Im Abonnement DM 3,80, für Studenten, Wehrpflicht- und Zivildienstleistende DM 3,30.

Probeheft kostenlos beim Verlag:
Gottesweg 54, 5000 Köln 51, Telefon 36 40 51

Pahl-Rugenstein